Aus dem Nachlasse

Friedrich August Ludwig's von der Marwitz

auf Friedersdorf,

Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D.

Erster Band.

Lebensbeschreibung.

Berlin, 1852.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße Nr. 84. 85.)

Vorwort.

Dieses Buch ist recht eigentlich eine Errungenschaft des Jahres 1848. Das Leben und die Meinungen eines Mannes, der ein Repräsentant der alten Zeit im besten Sinne gewesen ist, der zur Zeit der höchsten Blüthe des Liberalismus in Preußen Einer von den sehr Wenigen war, die gegen den Despotismus des herrschenden Systems offen auftraten, und der seine Ueberzeugung mit dem Kerker besiegelt hat, — sie würden vor 1848 von Wenigen verstanden, ja auch nur gelesen worden seyn. Der erschütternden — lange noch nicht genug erschütternden — Mahnungen des Jahres 1848 bedurfte es, um die vereinzelten Männer, die mit Ueberzeugung und vollem Bewußtseyn das Bekenntniß des sel. General v. d. Marwitz theilten, zum festen Kern einer offen hervortretenden Partei zusammenzuführen, und in den Vielen, in denen

jene Gesinnungen unbewußt schlummerten, sie zu wecken und zum vollen Bewußtseyn zu bringen.

Während vor 1848 die Familie des Hingeschiedenen nicht den Gedanken zu fassen wagte, seinen schriftlichen Nachlaß zu veröffentlichen, hält sie dies jetzt für ihre Pflicht.

Sein Wort wird jetzt nicht mehr die ungehört verhallende Stimme eines Predigers in der Wüste seyn; Haß wird es erregen, aber Vielen Lebensnahrung bringen.

Zwei Bände werden Das umfassen, was die Familie nach reiflicher Berathung mit Freunden aus dem Nachlasse zu veröffentlichen beschlossen hat. Nicht Weniges bleibt ungedruckt, theils weil es vom Zorne des Augenblicks zu sehr eingegeben ist, theils weil es zu geheime und schwierige Verhältnisse enthüllen würde, theils weil es Wiederholungen enthält, theils endlich, weil es in einfacher, betrachtungsloser Relation die allgemein bekannte Zeitgeschichte bringt.

Es möchte Manchem scheinen, daß namentlich in diesem ersten Bande noch zu Viel von letzterem, von der allgemein bekannten Zeitgeschichte gegeben sey. Mit sorgfältiger Auswahl aber hat man gestrebt, nur Solches zu geben, was die eigenthümliche Anschauungsweise des sel. v. d. Marwitz charakteristisch ausspricht, und wer die geschichtliche und Memoiren-Literatur dieser Zeit kennt, wird darin bald eine wünschenswerthe Vervollständigung der-

selben finden. Betrachtungen dieser Zeit, und namentlich der Preußischen Geschichte in den Jahren 1807—1827 aus diesem Standpunkte, in diesem Gegensatze zu der damals alles beherrschenden liberal-despotischen Anschauungsweise sind ungemein selten in unserer Literatur, und so entschieden durchgeführte giebt es überhaupt kaum eine. Also haben wir geglaubt, daß diese Betrachtungen nicht blos das Interesse Derer erregen werden, welche die Grund-Ueberzeugungen des sel. v. d. Marwitz theilen, sondern auch Derer, die ohne so entschiedene Ueberzeugungen, oder gar auf einem ganz verschiedenen politischen Standpunkte doch über jene Zeit beide Theile hören wollen. Und da wird man, denken wir, das allgemein bekannte Factische, das von jenen Betrachtungen nicht zu trennen war, ohne es zu zerstören, gern mit hinnehmen.

Der zweite Band, der noch vor Ostern erscheinen wird, soll zwei Abschnitte enthalten: 1) einen militairischen — den zweiten des Ganzen — namentlich enthaltend die Darstellungen der Thätigkeit des General v. d. Marwitz in den Feldzügen 1806, 1813, 1814 und 1815 — für 1806 eine vollständige Geschichte der Hohenlohe'schen Armee; — 2) einen politischen — den dritten Abschnitt des Ganzen — enthaltend mehrere Aufsätze, namentlich über die Hardenberg'sche Verwaltung, und den Versuch des Verfassers, dem Verfassungsbruche entgegenzutreten.

Der gegenwärtige erste Band umfaßt in der ersten Abtheilung des ganzen Werkes Alles, was v. d. Marwitz über sein Leben niedergeschrieben hat. Obwohl weniger Lebensbeschreibung darin enthalten ist als allgemeine Geschichte, denn Marwitz hat nie in der bequemen Weise der Zeit sein persönliches Schicksal von dem Geschicke seines Vaterlandes zu unterscheiden gewußt.

Diese Lebensbeschreibung besteht aus zwei sehr verschiedenen Abschnitten. Der erste — „Nachrichten aus meinem Leben" — ist ein Auszug aus einer sehr ausführlichen Autobiographie, die Marwitz nach seinem letzten Rücktritt in den Ruhestand für seine Nachkommen zu schreiben begonnen, aber nur bis 1808 fortgeführt hat. Der Tod hat ihn darin unterbrochen. Der Auszug hat leider ein sehr unvollständiger seyn müssen: nicht nur Vieles, was persönliche und Familien-Verhältnisse betraf und für den Leser kein genügendes Interesse gehabt haben würde, und sehr ausführliche, rein referirende Darstellungen der Weltbegebenheiten sind weggelassen worden, sondern auch eine Menge der merkwürdigsten und überall durch Angabe der Gewährsmänner belegten Erzählungen über Zeitgenossen, die ohne Indiscretion nicht hätten gedruckt werden können. Ein ganzer Abschnitt dieser Biographie, die Erzählung des Feldzuges von 1806 ist hier weggelassen, und mit dem übrigen Material zur Geschichte dieses Feldzuges, das in dem Nachlasse sich vorfand, zu

einer umfassenden Darstellung — die, wie oben erwähnt, im zweiten Bande erscheinen wird — verarbeitet worden. Dagegen ist ein während der Mobilmachung von 1805 geführtes Tagebuch zur Ergänzung der Lebensnachrichten benutzt.

Der zweite Abschnitt — „Hausbuch" — ist ein Auszug aus Aufzeichnungen, welche v. d. Marwitz seit dem Jahre 1805 von Zeit zu Zeit in seinem Hauptrechnungsbuche gemacht hat. So weit diese Aufzeichnungen dieselbe Zeit umfassen, wie die „Nachrichten aus meinem Leben" (von 1805—1808), sind sie zur Ergänzung der letzteren benutzt. Leider sind diese Notizen eben so kurz, als die „Nachrichten aus meinem Leben" ausführlich sind. Ein anderer wesentlicher Unterschied ist der, daß sie inmitten der werdenden Dinge geschrieben sind, während die „Nachrichten" Rückblicke auf eine theils abgeschlossene, theils wenigstens in ihren Früchten offenbar an den Tag getretene Vergangenheit sind. Auch das „Hausbuch" geht nicht bis zum Lebensende des sel. Marwitz. Er hört schon mit 1827 auf. Was aus diesen Notizen weggelassen ist, sind meist nur Erzählungen aus der Geschichte der nichtpreußischen Länder. Was Marwitz in denselben über vaterländische Hergänge und über sein eigenes Leben berichtet, hat ziemlich vollständig gegeben werden können.

Ueber die letzten Lebensjahre des Verewigten giebt ein kurzer Anhang, Auszug aus einem bald nach seinem Tode erschienenen Nekrologe, Nachricht.

Wenn demnach in beiden Abschnitten nur Auszüge haben gegeben werden können, so kann doch versichert werden, daß die gegebenen Worte überall — mit Ausnahme einiger zu mildern gewesenen Ausdrücke — die eigenen des Verfassers sind, und daß nur weggelassen, nicht geändert worden ist. Der Leser wird davon auch bald aus der eigenthümlichen Darstellungsweise sich überzeugen.

Inhalts-Verzeichniß.

Lebensbeschreibung.

I.

Nachrichten aus meinem Leben.

1777—1808.

Seite

Kapitel 1. 1777—1790.

Die Vorfahren. — Kindheit. — Das Leben und der Geist jener Zeit. — Der große König. — Die neuen Lehren . 3

Kapitel 2. 1790—1797.

Eintritt in das Regiment Gensd'armes. — Frühester Militairdienst. — Der Hof. — Tod des Vaters. — Die Ereignisse der Zeit. — Feldzug in Polen. — Tod König Friedrich Wilhelm des Zweiten 41

Kapitel 3. 1798—1804.

Die neue Regierung. — Anzeichen des nahenden Umsturzes. — Abschied aus dem Militair-Dienst 93

Kapitel 4. 1804—1806.

V. v. Marwitz als Landwirth. — Calamitäten. — Die Hoffnungen auf eine Rettung Europa's. — Marwitz tritt wieder in Dienst. — Bittere Enttäuschung 120

Kapitel 5. 1806.

Die Schmach des Frühjahrs. — Entwickelung des Kriegs mit Frankreich. — V. v. Marwitz tritt zum drittenmal in Dienst, wird durch die Capitulation bei Prenzlau gefangen. — Knechtische Gesinnung der Städte gegen die Franzosen 162

Seite

Kapitel 6. 1806—1807.
Mühevolle Reise nach Preußen. — Kamenskoy. — Elende Stimmung in der Provinz. — Auswechselung. — F. v. Marwitz erhält die Erlaubniß, ein Freicorps zu bilden . 197

Kapitel 7. 1807.
Das v. d. Marwitz'sche Freicorps 236

Kapitel 8. 1807—1808.
Leben auf Friedersdorf. — Noth des Landes. — Die Revolution von Oben. — Veränderungen in der Armee . . 275

II.

Hausbuch.

1809—1827.

Kapitel 1. 1809—1812.
Die Zeit der äußeren Knechtschaft und der inneren Revolutionirung. — Der Geist der Hardenberg'schen Verwaltung. — F. v. Marwitz tritt für das Recht des Landes ein; seine Haft in Spandau 313

Kapitel 2. 1813—1815.
Die Erlösung Preußens. — Marwitz bildet und führt eine Landwehr-Brigade. — Neue Noth Deutschlands und Preußens in Wien 330

Kapitel 3. 1815.
Der Feldzug von 1815. — Marwitz's Theilnahme an demselben. — Elende Politik der großen Mächte 363

Kapitel 4. 1815—1819.
F. v. Marwitz erhält eine Cavallerie-Brigade, wird nach wiederholten Zurücksetzungen General. — Zunehmende Verschwendung der Hardenberg'schen Verwaltung, Herrschaft der Wucherer, Untergang des mühsamen Erwerbs, zunehmende Auflösung der öffentlichen Verhältnisse, elender Zustand der Justiz. Die Armee die einzige Hoffnung für die Zukunft. — Traurige auswärtige Politik . . . 372

Kapitel 5. 1819.
Die Folgen der bisherigen revolutionairen Regierungsgrundsätze kommen zu Tage. — Gewaltsame Umkehr. — Repressive Maßregeln ohne conservative Regierungs-Prinzipien 402

Seite

Kapitel 6. 1820—1822.

Neue Finanz-Calamitäten; die Armee soll für Hardenberg's Unordnung büßen; verunglückte Operationen. Immer steigende Demoralisation der Staaten und Völker durch das Anleihe-System. — Die Wahrheit dringt endlich durch. Die Macht Hardenberg's sinkt. Ständische Organisationen. Die Armee hebt sich wieder. Unruhen über ganz Europa, die Fürsten verlassen sich selbst. Der Griechische Aufstand 408

Kapitel 7. 1822—1825.

Schluß der Europäischen Revolutionen. Lehren derselben. Steigende Macht Oesterreichs. Wird gebraucht zur Unterdrückung der Griechen. — In Preußen tritt Minister v. Voß in die Regierung ein, Hardenberg's Einfluß gebrochen, sein Tod. Voß Premier-Minister, dann Lottum Cabinets-Minister. Die ständischen Verfassungen. Furchtbare Nachwehen der Hardenberg'schen Verwaltung . . 425

Kapitel 8. 1826—1827.

Die äußeren Begebenheiten. Entschiedene Besserung im inneren Zustande Preußens. Marwitz nimmt den Abschied 465

Schluß des Herausgebers.

1. F. A. v. d. Marwitz als Gutsherr 481
2. Die letzten Lebensjahre. — Charakterschilderung . . . 482

Druckfehler.

Seite 5, Zeile 4 v. o.: statt Hennewitz lies Stennewitz.
Seite 14, Zeile 3 v. u.: statt Rinnen lies Riemen.
Seite 34, Zeile 2 v. u.: fehlt das s bei dem Worte das.
Seite 35, Zeile 8 v. o.: statt setzen lies hetzen.
Seite 81, Zeile 10 v. o.: statt hingerufen lies heimgerufen.
Seite 89, Zeile 13 v. o.: statt tirnkbares lies trinkbares.
Seite 104, Zeile 11 v. u.: statt er lies es.
Seite 105, Zeile 15 v. o.: statt zu lies in.
Seite 118, Zeile 2 v. o.: statt vrrbarg lies verbarg.
Seite 135, Zeile 7 v. o. Die hier erwähnte Unterredung hat 1797 stattgefunden und ist im Texte ausgelassen worden.
Seite 136, Zeile 17 v. o.: statt Anger lies Augereau.
Seite 140, Zeile 5 v. o.: statt imponirte lies imponirt.

Lebensbeschreibung.

I.

Nachrichten aus meinem Leben.

1777 — 1808.

Kapitel 1.

1777—1790.

Die Vorfahren. — Kindheit. — Das Leben und der Geist jener Zeit. — Der große König. — Die neuen Lehren.

Ich, Friedrich August Ludwig von der Marwitz, bin geboren den 29sten Mai 1777 zu Berlin, in der Wilhelmsstraße, in dem damals Vossischen Hause, welches jetzt der Pallast des Prinzen August von Preußen ist.

Mein Vater war Behrendt (oder Berndt) Friedrich August von der Marwitz, Königlicher Kammerherr, früher Hofmarschall des Prinzen Ferdinand, Bruder König Friedrich des Zweiten, und seit 1786 Hofmarschall König Friedrich Wilhelms des Zweiten. Meine Mutter war Susanne von Dorville, einzige Tochter des Königlichen Staatsministers Johann Ludwig von Dorville, aus seiner zweiten Ehe mit Charlotte Friederike von Béville.

Das Geschlecht derer von der Marwitz gehört zu den ältesten der Mark Brandenburg, und ist von Ursprung in der Neumark und auch in Pommern ansäßig gewesen. Die Nachrichten von selbigem sind darum sehr unvollständig, weil das Neumärkische Lehns-Archiv im Jahre 1758 durch das Bombardement von Cüstrin durch die Russen verbrannt ist, und weil sämmtliche alte Familiengüter in fremde Hände gekommen sind. Jedoch weiß man aus dem Stiftungsbriefe des Doms zu Sol-

din vom 30. Mai 1298, von Markgraf Albrecht dem Fünften (aus dem Anhaltischen Hause), welcher in der Gundling'schen Sammlung aufbewahrt und in Buchholz Geschichte der Mark Brandenburg abgedruckt ist, daß Zabel und Henning von der Marwitz diese Urkunde als Zeugen unterschrieben. Ob damals schon die Erneuerung des Geschlechtes stattgefunden hatte, oder später erfolgt ist, welche allen v. d. Marwitz bekannt und durch ihr Wappen aufbewahrt ist, ist unbekannt. Es heißt nämlich: von dem ganzen Geschlecht sey nur eine einzige Jungfrau übrig geblieben. Wie diese einen Bewerber gefunden habe, sey sie betrübt geworden darüber, daß ihr Stamm und Geschlecht mit ihr aussterben werde. Sie sey deshalb an den Hof des Kaisers gereiset, habe ihren Gram vorgestellt, sich ihm zu Füßen geworfen, sich die Haare ausgerauft, und gebeten, daß, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet würde, selbige den Namen und das Wappen derer v. Marwitz fortführen dürften. Der Kaiser habe ihre Bitte gewährt, und wie sie denn wirklich Söhne bekommen, habe er befohlen, daß selbige von der Marwitz heißen, und das alte Wappen, einen goldenen Stamm im blauen Felde, dergestalt verändert fortführen sollten, daß dieser Stamm wieder neue Sprossen treibe (revirescit), und über dem Wappen, als Helmschmuck, die Jungfrau zwischen den Flügeln des Kaiserlichen Adlers gesetzt werde, welche sich die Haare ausrauft. Einige bilden letztere auch so ab, daß sie sich den Brautkranz aufsetzt, so daß jenes die Erscheinung vor dem Kaiser im Kummer, dieses aber die Zubereitung zur Vermählung, nachdem ihre Bitte erhört worden, versinnlichen würde.

Es ist wahrscheinlich, daß das Geschlecht seinen Namen von dem alten Stammgute Marwitz, bei Landsberg an der Warthe, bekommen habe, denn alles was man von ihnen weiß zeigt daß sie beständig in jener Gegend gewohnt haben. — Die noch vorhandenen Lehnbriefe von 1614 (Kurfürst Johann

Siegismund) bis 1714 (König Friedrich Wilhelm der Erste) zeigen, daß sie damals ununterbrochen besessen haben die Orte: Grünrade, Beerfelde, Sellin, Babbin halb, den Warnitz-See, Neuen-Zantoch, sammt dem halben Städtchen Hennewitz, Pyrehne, Hohenwalde, Gornow, Marwitz („sammt dem Dammbruch bis so weit als das Feld zu Schönefelde und der Marwitz gehet und sich strecket"), endlich Schönfelde und Rahnsdorf *).

Von unseren Neumärkischen Vorfahren wissen wir, daß Konrad von der Marwitz im Jahre 1403, wie der nachmalige Kaiser Siegismund, damaliger König von Ungarn und Böhmen, die Neumark dem deutschen Orden und dessen Hofmeister, Conrad von Jungingen, verpfändete, mit mehreren von der Ritterschaft in der Urkunde Zeugniß ablegte, daß die ganze Neumark, so weit sie zwischen der Pommerschen Gränze, der Oder und Warthe sich erstreckte, dem deutschen Orden gehuldigt habe. (vide Angelus, und Buchholz Th. II. pag. 556.) Bald darauf war Alexander, oder Zander v. d. Marwitz, Landvoigt über die Neumark für den deutschen Orden, und bestätigte als solcher 1420 denen von Sydow ihr Lehn über Fürstenfelde (vide Buchholz Gesch. der Mark Brandenburg Thl. III. pag. 88.). Zwar will Wohlbrück in der Geschichte des Bisthums Lebus behaupten, dieser Mann habe Alexander Machewitz geheißen, weil er im Codex diplomaticus Pol. so genannt werde. Wie

*) Es ist unbekannt, ob das andere Marwitz, drei Meilen von Berlin, im Havellande, auf dem Wege nach Kremmen, gegen Bötzow, gelegen, und ein drittes Marwitz in Pommern an der Oder, Gartz gegenüber, von ihnen gegründet worden ist, oder woher sonst diese Orte ihren Namen führen. Aber Groß- und Klein-Marwitz, bei Preußisch Holland in Ostpreußen, ist ohne Zweifel von einem Marwitz gegründet worden, der dort im Orden der deutschen Ritter war. Noch ein fünftes Marwitz, im Braunschweigischen, hat 1480 Caspar v. d. Marwitz gehört, dessen Sohn Wolff nachher Großvoigt in Wolfenbüttel war (vide Angeli märkische Chronik bei Cramerus, Bd. II. Cap. 33.)

viel wahrscheinlicher ist aber, daß sich in dem Codex diplomaticus ein Druckfehler eingeschlichen habe, als daß ein Bürgerlicher, wenn er auch ein ganz freier Mann gewesen, als Landvoigt die ganze Provinz regiert, also über ritterbürtige Leute sollte geherrscht, und ihnen, statt des Landesherren, Lehnbriefe ausgefertigt haben?

Peter von der Marwitz trat zur lutherischen Religion über und hielt sich nach Buchholtz Thl. III. pag. 360 schon im Jahr 1529 einen eigenen lutherischen Haus-Kaplan. Von ihm an sind alle seine Nachfolger genau bekannt.

Hanns Georg, mein Aeltervater, vermählte sich mit Marie Elisabeth, Tochter des damaligen Churbrandenburgischen Obersten Joachim Ernst von Görtzke, Erbherrn auf Friedersdorf, Kienitz und Bollersdorf *). Da derselbe nur zwei Töchter hatte, so theilten sie sich in die Erbschaft, so daß die Gemahlin Hanns Georgen's Friedersdorf und Kienitz bekam **). Das Uebergabe-Protokoll und Inventarium sind noch vorhanden: Das ganze Gut war darnach beinahe wüste, die Kirche war 1637 von den Kaiserlichen Truppen zerstört worden, der Thurm eingefallen, die beiden Rittersitze ebenfalls zerstört und

*) Dieser Görtzke, schon im 30jährigen Kriege bekannt, wurde durch die Schlacht bei Fehrbellin und noch mehr durch die Vertreibung der Schweden aus Preußen berühmt. Er starb vier Jahre nach dieser seiner letzten Waffenthat, 1682, als General-Lieutenant von der Kavallerie, Oberster zu Fuß und zu Roß, und Gouverneur der Veste Cüstrin.

**) Friedersdorf hatte bis 1529 der Familie von Schapelow (so wie fast alle Güter in der Gegend) gehört; damals starb der letzte Besitzer ohne Agnaten, und Kurfürst Joachim I. verlieh es dem Melchior von Pfuel zu Quilitz. Nach ihm besaß es dessen Sohn oder Enkel Georg von Pfuel bis 1629; während der größten Drangsale des 30jährigen Krieges führte dessen Wittwe, Adelgunde geborene v. d. Marwitz, die Vormundschaft über ihre beiden Söhne, Itel und Heino Pfuel. Diese waren 1652 so tief verschuldet, daß das Gut von den Creditoren angeschlagen und von dem vorbedachten Obersten v. Görtzke für 14000 Thaler erworben wurde.

unbewohnbar. Zwölf Kossäthenhöfe, auf denen noch vier Häuser standen, waren wüst; vier Bauern und ein Kossäth waren vorhanden, die an ihren verfallenen Scheunen baueten. Zwei von diesen Bauern waren erst im vorigen Jahre angezogen. Görtzke bevölkerte und bebauete das Dorf nach und nach wieder. Hanns Georg v. d. Marwitz machte den Acker und den anstoßenden Theil des Oderbruches urbar, erbauete den gegenwärtigen Rittersitz, die Kirche und den Thurm, setzte wieder einen Prediger und Küster an, und ordnete alle Verhältnisse, so daß er als der neue Begründer dieses Ortes angesehen werden muß. Im Jahr 1687 vermählte sich Hanns Georg zum zweiten Male, mit Elisabeth Sibylla von Osterhausen; er starb 1704 und hinterließ vier Söhne. Von diesen übernahm August Gebhardt, nach erlangter Mündigkeit, die Güter Friedersdorf und Kienitz. Dieser starb im Jahre 1753, und hinterließ wiederum vier Söhne, von denen ich hier, außer meinem Vater, nur noch meiner beiden Onkel, Johann Friedrich Adolf und Gustav Ludwig, erwähnen will.

Der letzte wurde wegen Auszeichnung in der Schlacht bei Hochkirch 1758 vom Stabs-Rittmeister im Regiment Gensdarmes sogleich Major, 1772 Oberst und 1777 Commandeur des Regiments Gensdarmes, in demselben Jahre General-Major und bekam das Kürassier-Regiment, welches in Salzwedel stand.

Johann Friedrich Adolph war der älteste der Brüder. Er verpachtete Friedersdorf und lebte in Berlin seinen Dienstgeschäften. Er war ein sehr braver und in großer Achtung stehender Soldat, ein feiner und sehr gebildeter Weltmann, ein großer Freund der Litteratur und der Kunst. Friedrich der Zweite schätzte ihn sehr hoch, um so mehr, weil er das Regiment Gensdarmen beinahe den ganzen 7jährigen Krieg hindurch, statt des eigentlichen Commandeurs Oberst Graf Schwerin, mit dem größten Succeß geführt hatte. Später wurde Schwerin gefangen und das Regiment bekam den Obersten

v. Woldeck zum Commandeur. Ob dieser blessirt worden oder krank gewesen, weiß ich nicht, kurz Johann Friedrich Adolph führte das Regiment, wie ich von meinem andern Onkel, meinem Großonkel, dem Generallieut. v. Béville, und dem Feldmarschall v. Möllendorf oft gehört habe.

Wie nun bei der zweiten Occupation von Berlin durch die Russen und Oesterreicher, die bei diesen befindlichen Sachsen das Schloß zu Charlottenburg geplündert, und die schöne Antiken-Sammlung, die der König von dem Kardinal von Polignac für große Summen gekauft hatte, zerschlagen hatten, ließ der erzürnte König das Schloß des sächsischen Premierministers Grafen Brühl zu Pförten als Repressalie zerstören, das Kurfürstliche Jagdschloß zu Hubertsburg aber, in dessen Nähe die Armee stand, schenkte er dem Obersten Joh. Friedr. Adolph, mit dem Befehl, Alles ausräumen zu lassen was darin transportable sey. Es waren Kostbarkeiten, Silberzeug und viele herrliche Möbel und Tapeten, ein Geschenk von vielen Tausend Thalern. Nach einigen Tagen fragte der König ihn bei Tisch: „ob er Alles habe wegbringen lassen?“ Der Oberst sagte: „Nein.“ Nach einigen andern Tagen, wo der König recht gut wußte, daß noch Alles unangerührt stehe, that er dieselbe Frage, und als die nämliche Antwort erfolgte, fragte der König: „Warum nicht?“ — „Weil dies sich allenfalls für Offiziere eines Freibataillons schicken würde, nicht aber für den Commandeur Sr. Majestät Gensdarmes!“ war die Antwort. Der entrüstete König stand von der Tafel auf, schenkte dies Mobiliar dem Obersten Quintus Icilius, und der plünderte Alles rein aus. Den Obersten v. d. Marwitz aber ließ der König seitdem seine Ungnade empfinden. Bei allen Revuen nach dem Frieden war der König immer höchst unzufrieden. Joh. Friedr. Adolph wurde der älteste zum Regiments-Chef, — ein Regiment wurde vacant, er wurde übergangen. Nun forderte er den Abschied. Der König, der einen solchen renom-

mirten Offizier nicht verlieren wollte, schlug ihn ab. Er schrieb zum zweitenmal, und erhielt dieselbe Antwort. Nun wurde sogar das Regiment 'Gendarmes vacant, und erhielt den Königlichen General-Adjutanten v. Krusemark zum Chef. Nun that Johann Friedr. Adolph keine Dienste mehr, und blieb ein ganzes Jahr lang zu Hause. Alle Sendungen des Königs an ihn: „daß er das nächste vacante Regiment bekommen sollte, und zwar dergestalt, daß er gewiß zufrieden gestellt seyn würde", waren vergeblich. Er ließ antworten, was geschehen sey, könne der König nicht ungeschehen machen, auch den Krusemark nicht wieder wegjagen, er aber habe so gedient, daß er sich kein passe-droit brauche gefallen lassen. Und so forderte er zum dritten Male den Abschied, und erhielt ihn 1769. Er war damals erst 46 Jahr alt.

Er befand sich nun in ziemlich schlechten Umständen, da er nichts hatte als die Einkünfte von Friedersdorf, von denen er seinen Geschwistern viel abgeben mußte. Er kam wenig nach Friedersdorf und lebte meistentheils in Berlin, wo er eine sehr schöne Bibliothek hatte (die noch hier in meinem Zimmer steht), deren größten Theil er in den Winterquartieren zu Leipzig dem Quintus Icilius im Spiel abgenommen hatte, die er aber fortwährend vermehrte. Auch hatte er eine nicht unbedeutende Gemälde-Sammlung. Er starb 1789 im 59sten Jahre seines Lebens. Verheirathet war er nie gewesen.

Behrendt Friedrich August v. d. Marwitz, der älteste Sohn August Gebhardts aus dessen zweiter Ehe, und mein Vater, im Jahre 1740 geboren, wurde auf dem Ritter-Collegium in Brandenburg erzogen. Von da bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Von hier vertrieben ihn die Gräuelthaten der Russen, und er gerieth 1759, neunzehn Jahre alt, nach Magdeburg, wohin sich Alles flüchtete, und wo der Hof sich aufhielt. Hier lernte er den Prinzen von Preußen, nachherigen König Friedrich Wilhelm den Zweiten,

genau kennen. 1765 ward er Kammerjunker am Hofe des Prinzen Ferdinand, Bruders des Königs, und 1772 Kammerherr. Im Jahre 1776 verheirathete er sich mit meiner Mutter, und verließ nicht lange darauf den Hof des Prinzen Ferdinand. — Er lebte nun etwa 7 Monate des Jahres, vom April bis November, in Friedersdorf, und 5 Monate in Berlin. Er sah nicht viel Gesellschaft, und die er sah, waren ehrenwerthe, meist ältere Leute, als er selber war.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen ernannte ihn der neue König zum Hofmarschall, welches ihm viele Geschäfte gab. Er mußte länger in Berlin bleiben, und konnte nur von der Revue in Berlin, die den 23sten Mai jedesmal beendet wurde, bis zum Herbstmanöver in Potsdam, welches den 20sten Sept. begann, in Friedersdorf sein. — Die Wirthschaft hieselbst begann rückwärts zu gehen. — Noch jetzt giebt es alte Diener im Königlichen Haushalte, die sich seiner Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe mit Lob erinnern, und in der ersten Zeit nach seinem Tode, wie noch alle ihn gekannt hatten, konnte ich nicht genug des Lobes von ihm vernehmen.

In seinem Testamente hatte er verordnet, daß ich das Gut Friedersdorf annehmen sollte, weil meine Brüder so viel jünger und noch Kinder waren.

Ich ward also aus dem erwähnten Geschlechte zu Berlin am 29sten Mai 1777 geboren. In meiner ersten Kindheit wuchs ich mit meinen beiden, gleich auf mich folgenden Schwestern auf.

In Berlin war damals, mehr noch als in andern deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte weit weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrichs des Großen Vorliebe für diese Sprache her (er kam nach dem 7jährigen Kriege viel zu wenig mit der Welt in Berührung, als daß er darauf hätte Einfluß üben können), —

als von der zahlreichen Ansiedelung der französischen Refugié's in Berlin. Da seit dieser Ansiedelung schon hundert Jahre verstrichen waren, so waren die französischen adeligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war dies zwar weniger der Fall, weil die Sprache hier noch das Bekanntwerden hinderte. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit diesen der meiste Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen; auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugie's genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämmtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Accent. Wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute (etwa noch Söhne der wirklichen Refugié's) konnten gar kein Deutsch. In den seitdem verflossenen funfzig Jahren hat sich Alles verändert. Die vierte und fünfte Generation ist herangewachsen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermischung mit den Deutschen stattgefunden. Sehr Viele führen jetzt noch französische Namen, können aber kein Wort französisch mehr. Ich lernte also von Kindesbeinen an französisch mit dem Deutschen zugleich und das eine war mir vollkommen so geläufig als das andere. In dem Hause meiner Eltern ward beständig französisch gesprochen, wie in allen andern zu damaliger Zeit, mit denen wir Umgang hatten. Aber bereits in meinen Kinderjahren trat die oben erwähnte Veränderung ein, das Deutsche gewann die Oberhand, und schon meine jüngsten Geschwister, zehn bis fünfzehn Jahre jünger als ich, konnten dessen nicht mehr als Kinder durch die bloße Uebung mächtig werden, sondern mußten es nach Regeln erlernen.

Wie ich vier Jahre alt war, also 1781, oder Anfang 1782, bekam ich mit meinen Schwestern eine Gouvernante aus der Colonie, oder wie man damals sagte: „eine französische Mamsell". Sie hieß Mamsell Bénézet, und war ein sehr böses Weib, die uns viel ohrfeigte, im Winter in einen kalten Winkel einsperrte, im Sommer aber zur Strafe an's Fenster stellte, mit dem Rücken nach selbigem, so daß uns die Sonne durch die Scheiben auf den Kopf brennen mußte. Sie war aber fleißig, hielt uns zur Ordnung an, lehrte uns lesen, schreiben, rechnen, und auch etwas Geographie.

Mein Vater, der für einen überaus strengen Mann gehalten wurde, behandelte seine Kinder ruhig und freundlich. Ich habe nie gesehen, daß er eines gestraft hätte; ein Blick war hinreichend uns in Ordnung zu halten. Desto mehr stach Mlle. Bénézet ab. Meine Mutter war liebreicher, aber auch hitziger, und konnte sich wohl übereilen, und den ersten, den besten abstrafen, ohne zu untersuchen wer Unrecht hatte.

Im Ganzen war die Erziehung dahin gerichtet, daß wir nie etwas Unrechtes, oder gar Böses sehen, erfahren, noch viel weniger aber denken oder thun durften, sondern daß wir jederzeit unsere Schuldigkeit thun mußten; daß einer hinter dem Rücken irgend Etwas verübt, beim Lernen faul gewesen, oder nicht gethan hätte, was er sollte, das konnte gar nicht vorkommen. Aber von dem später aufgekommenen Bestreben, Alles auf das bloße Wissen zu setzen, und den Kindern mit dem Erlernten den Kopf so voll zu pfropfen, daß sie Gott und die ganze Welt darüber verkehrt ansehen, war damals Gottlob noch nicht die Rede. Lärm vor unsern Eltern zu machen, sich auf Sophas und Stühlen umherzuwälzen, bei Tisch schmutzig und ungeschickt zu essen u. dgl., wie man jetzt von so vielen Kindern sieht, war gänzlich unerhört. Wenn wir zu unseren Eltern in das Zimmer kamen, machten wir an der Thür unsere Reverenz, näherten uns, und küßten sowohl ihnen als jedem an-

wesenden Fremden die Hand. Diese Ceremonie war, in Verbindung mit allem Uebrigen, sehr nützlich; man gewöhnte sich, sich beständig anständig zu betragen, und älteren Leuten Ehrerbietung zu beweisen. Jetzt sind die Jüngsten die Gröbsten; sie laufen die Alten um, grüßen Niemanden, und man sieht sehr viele Menschen beiderlei Geschlechts, die keine anständige und verbindliche Verneigung zu Stande bringen können. Am liebsten unterlassen sie es ganz, wenn sie es aber nicht vermeiden können, so thun sie es auf so ungeschickte Weise, daß man sich nur mit Mühe erwehrt ihnen in's Gesicht zu lachen.

Mit dem Anfange des Jahres 1785, also in meinem 8ten Jahre, bekam ich einen Hofmeister, der hieß Herr Rosa. Bevor ich aber von meiner Erziehung rede, muß ich noch das Merkwürdigste aus dieser meiner frühesten Zeit erzählen, nämlich, wie ich Friedrich den Großen dreimal gesehen habe.

Das erstemal war im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783), wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte, und in Dolgelin Pferde wechselte. Ich war mit der Mlle Bénézet hingeschickt, und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger. Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermuthlich weil er dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Thlr. und für das Nachtquartier 100 Thlr. ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Zwar mochte dessen Bedienung sich wohl tractiren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verflossenen Jahre war er bei diesem, eben erst neu angezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm

unterhalten, und der hatte die 100 Thaler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde, und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir warteten also dort und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspann-Pferde standen geordnet (Bauern-Pferde, ganz kleine Katzen, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Post-Pferde, die schnell laufen konnten), — die Bauern, die reiten sollten, geputzt, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauerknecht, und auf den vordersten zwei Vorreiter des Königs.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauer-Pferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte: Der König werde in fünf Minuten hier seyn, sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauer-Pferdchen gelegt war, stieg er auf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben, und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war, und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten Vis-à-vis (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person, und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Diese Kutsche war sehr lang, wie alle damaligen alten Wagen, zwischen dem Kutscher-Bock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht, in Rinnen, die auf Winden gingen (nicht in Federn), hängend, zwei Bäume zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens, die nicht unter, sondern neben dem

Wagenkasten weggingen, die Hinterräder erst weit hinter selbigem folgend.

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher (dem berühmten Pfund): „Ist das Dolgelin?"

„Ja Ihro Majestät!"

„Hier will ich bleiben."

„Nein," sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg, und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam."

„Na! — wenn es seyn muß!"

Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin, durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montirungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt, und die Schnüre losgemacht, so daß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hut-Cordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher, die weiße Generals-Feder im Hut war zerrissen und schmutzig; die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Taback; — dazu hatte er schwarze Sammthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er that es aber nicht, sondern sah immer grade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten, und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sey?

„Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf."

„Ist das der General?“

„Nein, der Kammerherr.“

Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie Müßiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen, und allen Denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren.

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Thaler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorfahr in Dolgelin hatte es gethan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, ihm im vorigen Jahre nichts gegeben, — weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er noch vor Sonnen-Untergang Dolgelin passirte, und sich zehn Thaler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb.

Das zweitemal sah ich den König in Berlin während des Carnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, welche Hofdame bei der Prinzessin Heinrich war, also in das Prinz Heinrich'sche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Wie wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorbeigerannt, und sprang in Bogensätzen die Treppe hinab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: „Das war der Prinz Heinrich!“ Wir traten nun in's Fenster des ersten Stockwerks, und schauten aus, was den kleinen Mann zu solchen Bogensätzen bewegen könne? Und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich der Zweite fuhr in Potsdam niemals, außer wenn er verreiste, sondern ritt beständig. Er schien jenes für eine Schmach, und eines Soldaten unwürdig zu halten, denn

wie er den letzten Herbst seines Lebens (eben 1785) so krank in dem luftigen Sanssouci war (wo keine Oefen, sondern nur Kamine sind), daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hinein zu fahren, sondern hoffte von einem Tage zum andern auf so viel Besserung, daß er hineinreiten könnte. Da diese aber nicht erfolgte, und es immer kälter ward, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel in einer Sänfte (damit Niemand es merken sollte) hinein tragen zu lassen. — Auch während der Revue in Berlin oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Carnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er, und zwar immer im Königlichen Pomp.

Voran gingen 8 Läufer mit ihren Stäben, Federmützen und Läuferschürzen in zwei Gliedern. Da diese aber sonst gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invalide aus der Garde. Daraus folgte daß der König auch immer im langsamen Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine andern, als vom Schlosse in die Oper wöchentlich zweimal, und während des ganzen Aufenthaltes ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie. Dann ruhten die Läufer wieder ein Jahr lang. — Hinter ihnen kam dann der achtspännige Königliche Wagen mit acht Fenstern rund herum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen. Kutscher und Vorreiter in der damaligen Königlichen Livrée, blau, Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Näthe mit einem rothen Tuchstreifen besetzt, dieser aber wieder mit zwei schmalen goldenen Tressen eingefaßt, welches sehr gut aussah. In den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, roth mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten (aber nicht etwa Federbüschen), — hinten der Bediententritt leer, — und hinter demselben, unten, wo man zu dem Bediententritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. — So bewegte sich der Zug langsam heran, und fuhr in das

Portal ein. Wir sahen von der Treppe herunter. Der Prinz Heinrich stand an der Wagenthür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm ihn bei der Hand, stieg die Treppe herauf, und so gingen sie nahe bei uns (die wir auf die Treppe zum zweiten Stock retirirten) vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen.

Das drittemal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue (21. Mai) zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallischen Thor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. — Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, — ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrod auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Bayerkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen, und mit der Spitze (aber nicht die lange Seitenspitze, die man jetzt wohl vorn setzt) nach vorn, ächt militärisch aufgesetzt war. — Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn, und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wie-

der andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Hallischen Thore bis zur Kochstraße gewiß 200 mal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde, und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten so viel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

Man sieht den Unterschied zwischen damals und jetzt. Wer schrie damals? Wer blieb anständig? Wer brüllt jetzt? Und welchen Werth kann man auf solches Brüllen legen?

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen (welches, in der Wilhelmsstraße gelegen, auf die Kochstraße stößt), war die Menge noch dichter, denn sie erwarteten ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter.

Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab ihm entgegen. So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm, und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine

Musik, kein vorangegangenes Ereigniß! Nein, nur ein 73jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt, und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.

Wie Friedrich der Zweite im Sommer 1786 gestorben war, herrschte eine allgemeine Bestürzung im ganzen Lande. Es war, als ob ein Jeder sich selber fragte: was wird denn nun werden? — Ausgenommen hiervon müssen Diejenigen werden, die sich bewußt waren, daß sie ohne Verdienste und ohne treue Arbeit von Friedrich nichts würden erworben haben, und die nun versuchten, von seinem Nachfolger durch Redensarten, Schmeicheleien und Intriguen, Anstellungen oder Geschenke zu erhalten.

Da mein Vater sehr bald nach Potsdam berufen wurde, um sein Amt als Hofmarschall anzutreten, so folgten wir ihm nicht lange darauf von Friedersdorf nach Berlin.

Es sah dort auch nicht so aus, wie jetzt in ähnlichen Fällen. Alles war in Trauer gekleidet, nicht bloß der Hof und der Adel, sondern alle Bürger. Wer nur einen schwarzen Anzug auftreiben konnte, Mann, Frau, oder Kind, der ging ein halbes Jahr lang in Trauer. Alle Kutschen waren schwarz beschlagen und angestrichen, alle Bedienten schwarz von Kopf bis zu den Füßen, und durch seidene Achselbänder nach der Farbe der Wappen ihrer Herrschaften kenntlich. Wer irgend ein großes Haus hielt, der hatte wenigstens ein Zimmer schwarz ausgeschlagen. Was zum Königlichen Hause gehörte, hatte aber das ganze Apartement schwarz, ein halbes Jahr lang, die verwittwete Königin ein ganzes Jahr. Alle Damen erschie-

nen mit schwarzen Schleiern, die erste Zeit vor dem Gesicht heruntergelassen.

Ich habe diese Trauer auch getragen. Schon zu Anfang des Jahres 1786, also in meinem neunten Jahre, war ich in französische Kleider gesteckt worden. Die Haare aber trug ich noch rund, in Locken, wie ein Abbé. Jetzt wurden also schwarze Kleider verfertigt, der Rock mit Pleureusen, schwarze Schuhschnallen u. s. w. — Alles wie ein Erwachsener es trug.

In den ersten Tagen des Oktobers war die Huldigung Friedrich Wilhelms des Zweiten. Ich habe den öffentlichen Theil derselben aus den Fenstern des Königlichen Marstallgebäudes in der Breitenstraße mit angesehen. Der Oberstallmeister Graf Schwerin war nämlich der Onkel der damals noch lebenden ersten Gemahlin meines Oheims Dorville, des Stiefbruders meiner Mutter, daher hatten wir, der halben Verwandtschaft wegen, dort Zutritt.

Aus dem Parolesaal Friedrichs des Zweiten (er wohnte in Berlin in den Zimmern des Schlosses, welche jetzt von der Kronprinzessin bewohnt werden) gerade über dem Portal, welches auf die Breite Straße stößt, trat der König auf den hierzu vergrößerten Balcon. Unten auf dem Schloßplatze stand die Berliner Bürgerschaft in ihren Gewerken mit ihren Fahnen, und die Abgeordneten der übrigen Brandenburgischen Städte. Unter ihnen hielt der Königliche Herold in römischer Tracht (der Stallmeister Ploen) auf einem weißen Pferde. Der Minister des Königlichen Hauses, v. d. Reck, stand oben neben dem König und hielt die Anrede, welche von dem untenstehenden Bürgermeister von Berlin beantwortet wurde. Dann las der Minister v. d. Reck den Eid vor, der sehr laut und vernehmlich nachgesprochen wurde, also doch verstanden werden mußte. Dann zog sich der König zurück und der Herold fing an, die Huldigungsmünzen unter das Volk auszuwerfen, wodurch denn natürlicher Weise sehr bald Prügeleien entstanden,

und Alles sich auf der Erde umherwälzte, so daß der Herold, der mich wegen seines prächtigen Anzuges und wegen des schönen Pferdes am meisten interessirte, Mühe hatte aus dem Gedränge heraus zu kommen. Er ritt dann durch die Straßen, verlas die Huldigungsproklamation, und die Bürgerkompagnien marschirten nach Hause.

Wenige Monate darauf, Ende Novembers, brach das Scharlachfieber in unserm Hause aus. Meine Mutter lag auf den Tod, eine kleine Schwester, Namens Ulrike, welche 1785 geboren war, starb daran am 6. December, zwei Bedienten starben und ein Mädchen. Ich war auch sehr krank, meine beiden Schwestern auch. Wir kamen glücklich durch. Jedoch gab diese Krankheit mir eine neue männliche Zierde. Da in dem beständigen Schweiß der Krankheit (so glaubten die Aerzte damals noch sie behandeln zu müssen) meine langen, sonst des Nachts gewickelten und bei Tage in Locken geschlagenen Haare umherhingen, und mir sehr beschwerlich wurden, so band sie mir mein Hofmeister hinten zusammen. Mein Vater fand, daß ich nun auch groß genug sey, um einen Zopf zu tragen, und so wurde mir denn dieser angedreht, sobald ich genesen war, zum Entsetzen meiner Mutter, welche schon an der französischen Kleidung kein Wohlgefallen gefunden hatte, und eben so wenig früher an den schon im zweiten Jahre angezogenen Hosen. Wenn nun Gesellschaft bei meinen Eltern war, so trug ich einen Haarbeutel, und war ein gemachter Mann. — Von jenem Scharlachfieber blieb Niemand im ganzen Hause verschont, als nur mein Vater, mein Hofmeister und die Mlle. Bénézet, welche bald darauf mit einer andern Gouvernante vertauscht wurde, da ich, der größten Angst vor ihr enthoben seit ich einen Hofmeister hatte, ihre Tyranneien meinen Eltern entdeckt hatte.

Wir wohnten damals in dem Hause meines Oheims Dorville, dicht am Brandenburger Thore, auf dem jetzigen Pariser

Platz, welches Haus jetzt der Fürstin Blücher gehört, bezogen jedoch bald nachher das Bredow'sche Haus in der Wilhelmsstraße, das jetzige Palais des Prinzen Friedrich von Preußen.

Mein Hofmeister, Herr Rosa, war ein rechtschaffner Mann, ein Freund der Ordnung, der an mir nichts Unrechtes litt und seine Lehrstunden gewissenhaft gab, übrigens aber ein Ignorant, von dem nach jetzigen Begriffen nichts zu lernen war. Mich allein lehrte er lateinisch, in der Art, daß er mich die Deklinationen und Konjugationen auswendig lernen ließ, und nachher mir Gedicken's Lesebuch (damals etwas ganz Neues) hingab, damit ich es übersetzte, wobei ich die Vokabeln mir aussuchen mußte. Ich fing also an: Leo est generosus. — Das ging. Wie ich aber an die Fabeln kam: Vulpes nunquam leonem viderat, brachte ich zwar heraus: der Fuchs hatte niemals den Löwen gesehen, aber weiter: quum huic forte occurrisset ita exterrita est, ut paene moreretur formidine, so saß ich an dem forte, an dem occurrisset, an dem exterrita est, und endlich gar an moreretur formidine, dermaßen fest, daß ich den genauen Sinn, denn mit der Oberfläche wollte ich mich nicht behelfen, nicht herauszubringen vermochte. Nun übersetzte er es mir zwar, konnte mir aber keinen Grund angeben, so daß die nämlichen Schwierigkeiten immer wieder vorkamen. Was z. B. ein transitives Verbum sey, Subject oder Object, Adjectiv oder Adverbium, oder gar der Accusativus cum infinitivo, habe ich von ihm nie erfahren. Wie wir den Gedicke durchhatten, fingen wir den Eutrop an. Da waren sechs Jahre vorbei, ich trat in's Regiment, und die Sache hatte ein Ende.

Er ließ mich auch deutsch schreiben, und da er eine deutliche Hand hatte, so bekam ich auch eine. Hierbei ist aber bemerkenswerth, daß wenn man die Schriftzüge meines Aeltervaters, meines Großvaters, meines Onkels, meines Vaters und die meinigen vergleicht, man die unverkennbarste Aehnlichkeit wahrnimmt, selbst in der schlechten Handschrift meines Aelter-

vaters. Es muß also doch in der Bildung der Hand und in dem Blute Etwas liegen, was die Oberhand behält über die Vorschrift, denn Rosa schrieb ganz anders, und dasselbe habe ich in anderen Familien wahrgenommen, z. B. in der von Voß, und in unserer Königlichen Familie.

Religion, Geschichte und Geographie lernte ich von ihm mit meinen Schwestern gemeinschaftlich. In der Religion ließ er uns die Bibel lesen, das neue Testament, die Psalmen, Sprüche Salomonis, Jesus Sirach, und die historischen Bücher stückweise. Er erklärte es recht vernünftig, und war dies die einzige Stunde, wo er wirklich von dem Seinigen etwas hinzuthat. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich in der Bibel so gut Bescheid weiß, und später zu einem so gründlichen Religions-Unterricht reif war.

In der Geschichte las er uns Schröckh's allgemeine Weltgeschichte vor, und wenn er hindurch war, was ungefähr alle Jahr geschah, so fing er wieder von vorn an. Wir sollten aufschreiben, was wir gehabt hatten, es war aber nicht möglich, Alles zu Papier zu bringen, was aus einem schon so zusammengedrängten Werke beinahe täglich eine Stunde lang vorgelesen wurde. Dagegen repetirte er am Sonnabend, so daß wir erzählen mußten. Wie wir zweimal das Werk durchhatten, so wußte ich es dermaßen auswendig, daß ich sogar oft die Worte im Voraus kannte, und nun war die Sonnabends-Repetition für mich so leicht, daß ich jedesmal eine Stunde lang erzählen konnte. Ich gewann dadurch die Fähigkeit, aus dem Stegreife zusammenhängend zu reden, und kannte den ganzen Abriß der Weltgeschichte auf das Vollständigste. Bei Licht besehen ist seine mühelose Methode gar nicht schlecht gewesen, denn beinahe alle Schüler, die ich von weit besseren Lehrern habe examiniren gesehen, wußten offenbar weniger.

In der Geographie machte er es genau eben so; er legte den alten Homann'schen Atlas auf den Tisch, nahm Hübner's

Geographie und las daraus vor, während wir die Orte aufsuchen mußten. Da er auch hier jedesmal wieder von vorn anfing, wenn er zu Ende war, so prägte sich die Sache dergestalt ein, daß ich auf der ganzen Erde vollkommen Bescheid wußte.

Er ließ uns auch auf der Tafel rechnen. Auch hier verstieg er sich nicht über sein eigenes geringes Wissen. Von Regeln war nicht die Rede, aber er sah getreulich nach, daß wir richtig rechneten. Kein Fehler konnte durchschlüpfen. Also die vier Species. Die Regel de-tri aber war ihm schon unbekannt. Wenn er also z. B. aufgab: 1 Ctr. 3 Pfd. 7 Lth. kosten 12 Thlr. 18 Gr. 6 Pf., was kosten 316 Ctr. 98 Pfd. 15 Lth.? so rechneten wir erst aus, was ein Loth koste, und multiplicirten dann, ohne irgend eine Hülfe durch Verkleinerung der Zahlen. Dies gab natürlich gewaltig lange Zahlen und weitläufige Multiplicationen und Divisionen; wenn nun das Entgegengesetzte zur Probe zurückgerechnet wurde, und es kam nicht richtig heraus, so suchte er mit uns ohne Rast, bis der Fehler in den vielen Ansätzen herausgefunden war. Jetzt sehe ich oft Schüler die schwierigsten Gleichungen auflösen, und wenn dann das Resultat in Zahlen dargestellt werden soll, sich in der unbedeutendsten Multiplikation oder Division irren. Ich aber wurde zur Rechtschaffenheit im Rechnen angehalten, so daß es mir nicht möglich war, über einen Fehler hinweg zu gehen, und das kam mir in der Folge, wie ich weiter studirte, sehr zu statten.

Damit war seine Weisheit zu Ende. Meinen Schwestern wurde noch ein Schreiblehrer gehalten, Mr. Millenet, Organist an der Friedrichstädtischen Französischen Kirche, der eine sehr schöne Hand schrieb. — Ich schrieb auch bei ihm französisch, und durch die Regeln der Rechtschreibung bekam ich eine Ahnung von den Regeln der französischen Sprache. Daß auch das Deutsche seine Regeln habe, habe ich erst zehn Jahr später erfahren.

Etwa von meinem eilften Jahre an hielt mein Vater mir einen Lehrer der Mathematik. Er hieß Lange und war ein Freund meines Hofmeisters, ihm im Wissen wenig überlegen. Seine Mathematik beschränkte sich auf Planzeichnen, auf das Zeichnen der mathematischen Figuren und Berechnung ihres Inhaltes, ohne weitere Beweise, und damit Punktum! Er trug mir auch Fortification und Baukunst vor. Bei ersterer erfuhr ich die Benennung und den Zusammenhang aller Festungswerke, nach allen bekannten Systemen, und lernte sie zeichnen. Warum aber und zu welchem Nutzen sie so gebaut würden, davon kein Wort. Baukunst sollte ich lernen, damit ich in Zukunft bei ländlichen Bauten nicht betrogen würde. Der Hr. Lange aber dictirte mir eine Art von wissenschaftlichem Abriß der Baukunst, wobei ich Grundrisse, Aufrisse und Profile von Häusern zeichnen, römischen Mörtel und die Säulenordnungen kennen lernte, von dem aber, was bezweckt wurde, nämlich einen Anschlag beurtheilen zu lernen, und die Construction, sowie die Tragbarkeit der Hölzer, davon erfuhr ich nichts.

Hiermit, und wie ich dreizehn Jahr alt war, war meine wissenschaftliche Erziehung zu Ende, denn alsdann trat ich in den Militärdienst. Gleichwohl glaube ich nicht, daß es zu meinem Schaden war, daß ich so wenig lernte, denn ich sehe täglich, daß ganz anders und besser unterrichtete Schüler Alles wieder in wenigen Jahren vergessen, und dann auf demselben Punkte stehen, wo ich stand, oder tiefer, da ich nichts vergessen konnte; und daß ihnen ferner der Ordnungs- und Rechtschaffenheitstrieb fehlt, welcher nicht leidet, Etwas halb zu thun, oder unvollendet liegen zu lassen.

Ich halte dafür, daß Göthe vollkommen Recht hat, wenn er sagt:

> Das Leben erziehet den Mann,
> Und **wenig bedeuten die Worte.**"

Wir hatten außerdem einen Tanzmeister, und da ich mit meinem Körper nicht ungeschickt war, so war ich in der Folge ein guter Tänzer. — Zu den Fechtstunden, die ich etwa von meinem zwölften Jahre an hatte, war ich noch zu schwach; ich lernte leidlich auf den Stich fechten, auf den Hieb auch die Paraden genügend, ohne jedoch damals im Stande zu seyn, einen ordentlichen Hieber zu regieren.

Die Erziehungsschriften und die Lesebücher für die Jugend, welche man damals hatte, waren ganz im Geiste des lichtvollen 18ten Jahrhunderts, welches sich einbildete, nicht nur erleuchteter zu seyn, als Alles, was früher da gewesen war, sondern auch seinen Nachkommen solche Weisheit und solche Einrichtungen hinterlassen zu können, die niemals übertroffen, also in alle Ewigkeit bestehen, und fortwährend bewundert werden würden. — Nachdem der Aberglaube ausgerottet war, glaubte der Verstand, vorzüglich der französischen Philosophen, keine Gränze mehr anerkennen und Alles überfliegen zu dürfen: zuerst Montesquieu, dann Rousseau und andere griffen den Staat, Voltaire, Diderot und andere die Kirche an; es fehlte ihnen nicht an Schülern und Nachbetern und die neue Lehre verbreitete sich über ganz Europa. Bis in ihre tiefste Wurzel verfolgt, war diese neue Lehre eigentlich ein Auflehnen des menschlichen Verstandes gegen die göttliche Macht und Weltregierung, also ganz eigentlich ein Werk des Satans.

Vom Staat wurde gelehrt, er sey aus dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung entstanden. Die Menschen seyen zu diesem Zwecke zusammengelaufen, und hätten sich Oberhäupter gewählt, um diese gegenseitigen Hülfsleistungen zu dirigen, überhaupt, um das Volk glücklich zu machen. — Wird diese grundfalsche Prämisse zugegeben, so folgt auch die ganze Teufelei, die seitdem Europa auf den Kopf gestellt hat, ganz logisch aus derselben.

So ist es aber nicht gewesen. Gott schuf den Adam, Adam zeugte Kinder, und hatte daher, also von Gott, eine natürliche Macht und Oberherrschaft über seine Familie. Aus dieser entstanden in der Folge mehrere Familien, und in jeder derselben hatte der Vater dieselbe natürliche Macht und Oberherrschaft über seine Kinder. Die Heerden, die Bedürfnisse vermehrten sich, der Familienvater nahm Dienstboten an, und übte dieselbe Macht und Oberherrschaft über sie aus. Wenn sie selbige nicht gehörig anerkannten, strafte er sie, oder jagte sie fort, und nahm andere Dienstboten an, alles kraft seiner ihm beiwohnenden, und von Gott ihm zugestandenen Machtvollkommenheit.

So ist es auch noch bis auf den heutigen Tag. Nie ist es noch gesehen worden, daß sich ein Hauswesen von selbst zusammengefunden hätte, Kinder, Dienstboten, Erzieher, Kutscher, u. s. w. — und, nachdem sie sich zusammengefunden, gesprochen hätten: „da sind wir nun ein Hauswesen, lasset uns nun auch einen Hausherrn erwählen." Umgekehrt: der Hausvater ist immer zuerst da, und da er Kinder hat, und hinreichende Macht und Geld, um Dienstboten, Erzieher, Kutscher u. s. w. halten zu können, so nimmt er sie in seinen Dienst, und dadurch entsteht die Familie und das Hauswesen. — Eben so wenig verlangen die Hausgenossen, daß er die gegenseitigen Hülfsleistungen dirigire, und überhaupt, daß er sie glücklich mache. Im Gegentheil, der Hausherr legt einem Jeden die Leistungen auf, die er der Familie leisten soll, aus eigener Macht, und weil es sein Wille so ist. Er erhält Ordnung und übt Gerechtigkeit unter seinen Hausgenossen, das ist sein Amt, — wie glücklich ein jeder sich dabei fühlen möge oder nicht, das ist nicht des Hausherrn, sondern jedes einzelnen Dieners Sache. Er wird dem treuen Diener dazu behülflich sein, insofern er die Pflichten eines Christen übt, — aber es von Hause aus, als dazu angestellter Beamter, besorgen zu *müssen*, für

den schlechten Knecht wie für den getreuen, dazu hat er gar keine Verpflichtung, ist es auch gar nicht einmal im Stande, weil ein jeder Mensch sein Glück sich nur selber bereiten kann.

Genau eben so ist es mit dem Staate. Es ist noch nie vorgekommen, und kann auch gar nicht seyn, daß ein Volk zusammengelaufen wäre, ohne vorherigen Zusammenhang, und ohne Oberhaupt, und hätte nun gesprochen: „Wohlan, da sind wir nun ein Volk, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern, lasset uns ein Oberhaupt erwählen, auf daß es unsere gegenseitigen Hülfsleistungen dirigire, und damit es uns glücklich mache." Umgekehrt. Nachdem Gott Familien und Hauswesen instituirt hatte, so ließ er zu, daß es darunter Ungerechte gab, welche die Anderen bedrängten. Wo nun ein mächtiger Familienvater schon da war, da schlossen sich andere an ihn an, damit er sie beschütze. Er aber nahm sie in seinen Schutz unter der Bedingung: daß sie ihm eben so gehorchten, wie seine eigene Familie es that, und so entstanden Stammhäupter, Fürsten und Könige. Nimmermehr haben die Schutzgenossen verlangt oder verlangen können, daß er Leistungen vertheile oder daß er beglücke! — Sie mußten sich die Leistungen gefallen lassen, die ihnen aufgelegt wurden, weil sonst der Schutz, dessen sie bedurften, ihnen unmöglich gewährt werden konnte. — Ob sie dabei glücklich seyen, das blieb nach wie vor ihre eigene Sorge. Des Fürsten Pflicht war nur, Ordnung und Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, deswegen hatte Gott ihn Fürst werden lassen, und konnte er außerdem Einem zu seinem Glücke behülflich seyn, so war dies wiederum eine Liebespflicht, die er als Christ übte, keineswegs eine ihm durch sein Fürstenamt gebotene, gesetzliche Pflicht!

Diese Grundansicht läßt sich sehr leicht durch alle möglichen Kathegorieen hindurch führen, und wenn man die Geschichte aller Europäischen Staaten durchgehen will, so wird man immer finden, daß der Fürst allenthalben eher da gewesen ist,

wie das Volk, daß er sich sein Volk gemacht hat, eben so, wie der Hausherr sich sein Hauswesen macht, nicht umgekehrt.

Z. B. in Preußen. Der Burggraf von Nürnberg kaufte die Mark Brandenburg für baares Geld, seine Nachkommen machten die preußische Monarchie, indem sie durch Erbschaft Pommern, Preußen, Cleve, durch Eroberung Schlesien u. s. w. erwarben.

So ist es überall und allenthalben immer gewesen. Nirgends ist ein König als ein Beamter von seinem Volk, auf daß er glücklich mache, eingesetzt worden. Vielmehr hat ihm Gott Macht und Herrschaft gegeben, auf daß er Recht und Ordnung handhabe.

In Hinsicht des Erwerbes war die neue Irrlehre, da sie die Industrie und den Credit an die Stelle des ruhigen Besitzes, und des mit Wenigem zufriedenen Fleißes, die Spekulation an die Stelle fleißiger Arbeit setzte, nicht weniger verderblich und naturwidrig.

Von der Kirche wurde gelehrt, daß sie überhaupt nur ein Blendwerk sey: was ein Jeder mit dem allergemeinsten Verstande und ohne Anstrengung nicht zu begreifen vermöge, was er gleichsam nicht mit den Händen fassen könne, das sey auch gar nicht vorhanden. Es existire also auch kein Zusammenhang des Menschen mit Gott, und keine über ihn waltende Vorsehung. — Des Menschen Verstand allein sey hinreichend, um ihn durch das Leben zu führen, — es komme nur darauf an, Umstände und Schicksale geschickt zu benutzen u. s. w.

Wenn nun Ansehen und Macht nicht von Gott gegeben, sondern von Menschen delegirt waren, wenn Ansehen und Macht nicht dazu vorhanden waren, um Ordnung und Gerechtigkeit auf dieser Welt zu handhaben, sondern um jeden Menschen von außen her, und möglichst ohne sein Zuthun, glücklich zu machen, wenn ferner nicht Gottes Vorsehung, sondern des

Menschen Verstand zu Regierung und Einrichtung der Welt berufen war, so folgte ja ganz natürlich, daß Ansehen und Macht, so wie es von unten hinauf gegeben war, auch eben so wieder von daher genommen werden konnten, ja genommen werden mußten, wenn der Zweck der Beglückung jedes Einzelnen nicht erreicht wurde, und daß des Menschen zur Herrschaft berufener Verstand sich mit nichts Angelegentlicherem beschäftigen konnte, als damit, Gottes Welt so einzurichten, daß einem jeden die ersehnte materielle Glückseligkeit zu Theil werde.

Demnach mußte die Rechtmäßigkeit des Besitzes, und überhaupt Recht und Ordnung von der Welt verschwinden, damit der Nutzen an deren Stelle treten könne.

Schade nur, daß diesen Weltverbesserern die göttliche Allmacht, Weisheit und Güte, vorzüglich aber die Allwissenheit nicht beiwohnte, denn bald zeigte sich, daß, was man als Nutzen erstrebt hatte, nur Schaden brachte, und daß alle erregten Ansprüche auf materielles Glück gar niemals und nimmermehr befriedigt werden konnten.

Wenn insbesondere hierzu der Verstand zur Herrschaft berufen war, so waren auch alle Diejenigen zum Herrschen bestimmt, die Verstand und Talent besaßen, oder zu besitzen glaubten. Da aber auch hier wieder keine göttliche Allwissenheit auf dem Platze gegenwärtig war, um den wahren Verstand und das beste Talent aus der großen Masse der Talentvollen herauszusuchen, so mußte ein wildes Streben entstehen, durch welches ein Jeder den Andern zu verdrängen suchte.

Die neue Lehre bestand also eigentlich darin, an die Stelle des Rechts und der Ordnung den Nutzen, an die Stelle christlicher Demuth nnd Zufriedenheit den Hochmuth und die Unzufriedenheit mit der Stelle, die Gott einem Jeden angewiesen hatte, zu bringen, sie war bestimmt, den Weg zu gehen, den Alle wandeln, welche niederknieen und anbeten, sobald der Satan zu ihnen tritt und spricht: „Siehe, das Alles will ich Dir

geben, so Du niederfällst und mich anbetest!" Es wird ihnen dann gegeben, aber nur der Schein, und unmittelbar darauf folgt Zerstörung und Qual.

Indessen war es in dem Zeitpunkte, von welchem ich rede, so weit noch nicht gekommen. Die Abgötterei mit der menschlichen Klugheit und die Verachtung der Einrichtungen Gottes wurden nur erst gepredigt, wunderbarerweise zu einer Zeit, wo es, vermöge der fortgeschrittenen Civilisation, keine Tyrannen auf den europäischen Thronen mehr gab, und wo, vermöge der allenthalben wohl eingerichteten Rechtspflege, keine Bedrückung von Seiten der höheren Stände gegen die niederen mehr möglich war. Es wurde nur ein Kampf gepredigt, um einen völlig unbekannten, undefinirten, besseren Zustand herbeizuführen.

In Deutschland arbeitete die Sucht der Umwälzung nur erst in den Köpfen der Gelehrten und Schriftsteller; die eigentlichen Stände des Landes, die arbeitsamen Klassen, waren noch nicht angesteckt. Jene aber predigten rastlos in dem vorbezeichneten Sinne. In ihren Schriften war wohl von Tyrannen im Allgemeinen die Rede, aber sie hatten die Dreistigkeit noch nicht, die ihnen bald nachher durch die französische Revolution gegeben wurde, die Könige und Fürsten direkt anzugreifen, ihre Invectiven richteten sich in katholischen Ländern gegen Geistlichkeit und Adel, in protestantischen ausschließlich gegen letzteren, weil hier die Geistlichkeit keine beneidenswerthe Macht besaß. Vielmehr wurden sie hier von den Geistlichen unterstützt. Der einmal in Thätigkeit gesetzte Verstand setzle seine Kritik fort und die geistreichen Spöttereien Voltaire's und seiner Genossen wirkten so fort, daß unter der protestantischen Geistlichkeit (später gingen auch Katholiken dahin über) eine neue Schule entstand, die man die rationalistische nannte. Diese Schule nun stand durch ihren Ursprung in nothwendigem Zusammenhange mit jenen Weltverbesserern.

Die Schriften der Letzteren nun griffen hauptsächlich den Adel an. Man braucht nur jetzt noch die Gedichte von Bürger, Voß, Pfeffel u. s. w. — und alle Kinderschriften der Zeit, den Kinderfreund von Weisse, u. s. w. zu lesen. Später ging man weiter. Der Brandenburgische Kinderfreund, der in allen Schulen eingeführt wurde, giebt sich schon mit Staats-Erklärungen ab, und ein anderes, ebenfalls in allen Schulen eingeführtes Buch, das Noth- und Hülfsbüchlein für den Landmann, läßt in seinem letzten Theile das Dorf, von dem geredet wird, nicht eher vollkommen glücklich werden, als bis der (übrigens gar nicht einmal böse, sondern wohlthätige) Gutsherr es verlassen hat, und eine republikanische Institution darin eingeführt ist. — In allen jenen Gedichten und Schriften wurden nun die Edelleute als roh, unwissend, hochmüthig, adelstolz dargestellt, als ihre Bauern mit willkührlichen Abgaben plagend, sie von Haus und Hof treibend, vorzüglich als enorme Jagdliebhaber, die mit ungeheuerem Hetzen die Kornfelder des Bauern ruinirten, und diesen zerprügelten, wenn er thränend und fußfällig mit Weib und Kind um Schonung bat. — In allen Kinderschriften ist immer der Junker ein Narr und ungezogener Bengel, der Bürgerssohn ein Tugendheld.

Dies Alles trug später seine Früchte, und wie die Leute erst nach diesen Büchern erzogen waren, glaubten sie auch daran. Damals aber war, bei uns wenigstens, das patriarchalische und Familienwesen noch so fest gegründet, daß das bloße Lesen noch keinen Eindruck machte.

Da die Edelleute vorzüglich dahin erzogen wurden, daß sie nichts Unanständiges begehen oder leiden durften, so sah man sie nicht roh; unwissender waren sie auch nicht als die Bürgerlichen, mit denen sie in Berührung kamen; — hochmüthig und adelstolz noch weit weniger, denn nichts wurde den Kindern sorgfältiger vorgehalten (und vielleicht war dies eine gute Folge jener neuen Lehre), als daß der Stolz auf Geburt und fremde

Verdienste etwas höchst Lächerliches sey, und daß man vielmehr suchen müsse, seiner Geburt durch eignes Verdienst Ehre zu machen. Ich kann auch nicht glauben, daß der Adelstolz früherhin jemals so existirt habe, wie er von jenen Büchermachern dargestellt, und späterhin, als wirklich vorhanden, vorausgesetzt wurde, denn ich hätte doch in meinem Leben irgend einen dergleichen Adelsnarren einmal sehen müssen! — Ich kann aber versichern, daß mir nie einer vorgekommen ist. — Daß man sich freilich deswegen für schlechter hätte halten sollen, als andere Leute, weil man angesehene Vorfahren hatte (wie in der ärgsten Zeit wirklich prätendirt wurde), das fiel freilich auch Keinem ein.

Jedermann wußte damals auch noch, daß der Adel nicht auf Diplomen beruhete, die durch Gunst ertheilt oder erschlichen waren, sondern daß vielmehr wirklich adelige Familien gar keine Diplome hatten, noch haben konnten, weil ihre Macht und Ansehen früher entstanden und fortgepflanzt waren, als man überhaupt Diplome ertheilte.

Jedermann wußte damals auch noch, daß kein Gutsherr einen Bauern mit willkührlichen Abgaben belegen, viel weniger ihn von Haus und Hof treiben konnte. Ungemessene Dienste fanden seit hundert Jahren nur an einigen Orten noch bei Bauten statt, und wenn ein Gutsherr seine Bauern dadurch hätte ruiniren wollen, so hätte er nur sich selbst geschadet, da er verpflichtet war, ihnen Saat, Brod und Gespann wieder anzuschaffen, wenn sie es nicht hatten. Und wenn er einem liederlichen Laßbauern allerdings den Hof nehmen konnte, so mußte er ihn doch an dessen Sohn oder Bruder wieder ausgeben und für den Unterhalt des Abgesetzten sorgen. — Schon seit dem großen Kurfürsten durfte keine Bauer-Nahrung mehr eingezogen werden. Jedermann wußte, daß allenthalben Gerichtshöfe waren, die nicht gesäumt hätten, auf die erste Anzeige auf da

Strengste gegen jeden Gutsherrn zu verfahren, der sich solche Ungerechtigkeiten hätte wollen zu Schulden kommen lassen.

Jedermann wußte damals auch noch, erstens, daß das Wild geschont werden muß, so lange das Korn auf dem Halme steht, zweitens, daß damals beinahe nirgends die Felder separirt waren, sondern der Acker in schmalen Stücken vermengt lag, daß also der Edelmann, wenn er wirklich durch des Bauern Korn in der gesetzlichen Schonzeit hätte setzen wollen, jeden Augenblick in seine eigenen, dazwischen liegenden Stücken hätte gerathen müssen und sie mit ruinirt haben würde, endlich drittens, daß selbst gewaltsames Reiten im Herbst über Saatfelder der künftigen Ernte auch nicht im Allermindesten schadet.

Alle diese Lügen fanden also noch keinen Eingang. Wie aber späterhin die Stuben- und Schulgelehrsamkeit dermaßen die Oberhand gewann, daß Niemand mehr wußte, was außerhalb der Stube geschah, und den Büchern allein geglaubt wurde, da vermeinte man allerdings dem Bauern eine große Wohlthat erzeigt zu haben, wie man ihn dem Schutz und der Vorsorge des Gutsherrn entzog, und ihn wehrlos den weit strengeren Herren, seinen Gläubigern, überlieferte, welche das Recht haben und auch schonungslos üben, ihm seine Ernte zu nehmen, ihn von Haus und Hof zu treiben, und sich selbst an seine Stelle zu setzen.

Wegen der verspotteten Junker und der gepriesenen Bürgerssöhne, deren ich doch in meiner Kindheit viele gesehen habe, kann ich nur versichern, daß die einen ungefähr so viel gelernt hatten wie die andern, daß aber letztere, in Schulen erzogen, immer mehr Thorheiten, kleine Schlechtigkeiten und unsaubere Reden vorzubringen wußten, als wir, die wir in den Häusern unserer Eltern erzogen waren.

Dies war die heranwachsende Generation; die damals lebende, so kann ich betheuern, stand im besten Verhältniß zu einander. Das Wissen war geringer, aber Anstand, Ordnung

und Sitte war in allen Ständen weit mehr verbreitet, als jetzt.

Friedrich der Zweite, seine Gemahlin, sein Bruder Heinrich nannten noch Jedermann „Er" und die Frauenzimmer „Sie" in der dritten Person. Davor entsetzt man sich gegenwärtig und vermeint, darin habe eine entsetzliche Herabwürdigung der Menschenwürde gelegen! Dem war aber nicht so. Die Person wurde weit mehr geachtet als jetzt, wo sie zu einer bloßen Zahl in der Masse herabgesunken ist. Beweis: die vielen bekannten Züge von Friedrich dem Zweiten und selbst von seinem härteren Vater Friedrich Wilhelm, wo sie nicht erlangen konnten, was Jemand seiner Ehre oder Pflicht für nachtheilig hielt, und wo sie sich den dreistesten Widerspruch gefallen ließen.

Einen Edelmann erkannte man im Allgemeinen schon an seinem Wesen. Wer ihn irgend kannte, der grüßte ihn. Wenn es unter ihnen solche ungeschickte und ungeschliffene Kerle gegeben hätte wie jetzt (wo sie nach der neuen Weltverbesserungs-Methode erzogen sind), so würde Niemand den geringsten Umgang mit ihnen gepflogen haben. Im Uebrigen wurden sie sämmtlich als ihrer Geburt nach vollkommen gleich betrachtet. Ein General oder Minister genoß zwar den seinem Range gebührenden Vortritt, sonst aber wurde durchaus kein Unterschied zwischen ihm und einem andern Edelmanne gemacht, der gar keinen Rang bekleidete. Es ist zwar richtig, daß die Offizierstellen sämmtlich (außer Artillerie und Husaren) und die höheheren Civil-Posten beinahe ausschließlich mit Edelleuten besetzt wurden. Ich habe aber nie gehört, daß sie vermeint hätten, ein ausschließliches Recht darauf zu haben. So hatte es eben damals einen Minister Michaelis gegeben, einen Mann, den Friedrich seiner Brauchbarkeit und Rechtschaffenheit wegen hervorgezogen hatte. Ich habe nie gehört, daß irgend ein Vorwurf oder Spott über seine Geburt zum Vorschein gekommen wäre.

Die höhern Staatsbeamten bürgerlichen Standes, Präsidenten und Geheime-Räthe, waren durchweg ehrbare und geachtete Leute. Sie hatten alle weit mehr Lebensart und präsentirten sich weit anständiger als jetzt die meisten Hofleute, die den ganzen Tag um die Königliche Familie sind. Sie waren eben so wenig neidisch oder arrogant gegen den Adel, als sie sich von ihm eine wegwerfende Behandlung (wie man in Büchern wohl voraussetzt) würden haben gefallen lassen, ließen ihm aber jederzeit den Vorrang, wie etwas was sich ganz von selber verstand. Sie glaubten noch für ihren Posten und ihre Verwaltung verantwortlich zu seyn, sie sahen noch mit eigenen Augen und ließen sich auf den Gegenstand ein. Sie versteckten sich nicht, wie jetzt, hinter ihren Akten, unbekümmert, ob diese auch die Wirklichkeit richtig darstellen, oder hinter einem „Beschluß des Collegii", um sich solchergestalt ganz ex nexu mit begangenen Ungerechtigkeiten und Nachlässigkeiten zu glauben. Die Kriegsräthe und Hofräthe (jetzige Regierungs- und andere dergl. Räthe) standen eine merkliche Stufe weiter zurück, waren demnach schon etwas sichtbarer devot, würden sich aber dagegen eben so wenig Unhöflichkeiten haben gefallen lassen, die auch nicht vorfielen. Aber es fiel ihnen auch nicht ein, sich höher hinaufdrängen, und durch Grobheit sich ein Ansehen geben zu wollen. Sie hatten offenbar weit mehr Lebensart als jetzt Minister und Excellenzen. Die Schaar von meistens unmanierlichen Knaben, welche man jetzt Referendarien nennt, und die sich für Staatsmänner halten, sobald sie ein Examen abgelegt haben, wurde damals gar nicht bemerkt.

Ein noch so reicher Banquier oder Kaufmann saß in seinem kleinen vergitterten Gewölbe oder halbdunkeln Laden, und hielt seine Angelegenheiten selber in Aufsicht. Daher prosperirten sie alle, und konnten alle ihre Kinder etabliren. Wenn einer von ihnen hätte glänzende Equipagen oder ein großes

Haus halten und Feste geben wollen, würde er sich selber für einen Narren gehalten haben.

Alle diese Stände nannten einen Handwerker, Schneidermeister, Schuster, Tischler u. s. w. „Er". Solcher Mann fand sich dadurch keineswegs beleidigt. Er nannte seine Gesellen eben so. Sonst aber hätte man solchen Handwerksmeister auch nicht geringschätzig behandeln dürfen, denn sie hatten eine ganz andere Bildung wie jetzt, wo der erste hergelaufene Bengel sich selbst zum Meister erheben kann. Sie hatten ein großes Gewicht in ihren Gewerken und unbedingte Autorität über ihre Gesellen und Lehrlinge. Jetzt ist die Autorität bei letzteren, und der Meister muß ihnen dienen. Ein solcher Meister nahm auf eine anständige Weise den Hut ab, grüßte anständig, und drückte sich anständig aus. Jetzt sind sie grob und hochmüthig wie die ganze jetzige Welt, mit geringen Ausnahmen.

Die Bauern waren auch in ihrem Gewerbe erfahrener, ihrem Stande getreuer, und anständiger im Wesen und Ausdruck als jetzt. Lesen konnten alle, schreiben wenige, aber sie wußten mit der Landwirthschaft und mit der Landesverfassung, soweit sie selber davon betroffen wurden, Bescheid, und konnten vernünftige Rede und Antwort geben. Jetzt lernt Alles schreiben, selbst die Mädchen, die nie im Leben wieder eine Feder zur Hand nehmen, sie kennen die deutsche Sprache, die Höhe des Chimborazo und des Montblanc, auch die Grade der Länge und Breite, und dabei muß man erstaunen, wie wenig sie von ihrer Handtierung verstehen, und wie unbehülflich sie sind. Sonst hat sich unter ihnen noch der größte Ueberrest der ehemaligen Aristokratie, ein durchgreifender Abstand zwischen dem Bauer und seinem Knechte und selbst zwischen diesem und dem Tagelöhner, erhalten.

Selbst die dienende Klasse war damals durchaus anders als jetzt. — Die Bedienten waren zwar in der Regel liederliche und durchtriebene Gesellen, aber es fiel Niemandem ein, Bedienter zu werden, bevor er sich nicht Jahre lang als Haus-

knecht, als Aufwärter in Speisehäusern und Gasthöfen die dazu nöthige Geschicklichkeit erworben hatte, bevor er nicht anständig anmelden, den Wagen vorbringen, öffnen und zumachen, Bestellungen deutlich und höflich verrichten, den Tisch rasch und geschickt serviren konnte u. s. w. Ein Reitknecht mußte reiten, ein Kutscher fahren können und sich auf gewöhnliche Pferdekuren verstehen. Dabei hatte diese ganze Bande einen Stolz auf ihre Herrschaft, sie zankte sich für sie, prügelte sich zu ihren Ehren, und am Ende gingen doch aus der großen Masse eine Anzahl von treuen Dienern hervor, die mit ihren Herren lebten und starben. Jetzt will ein jeder schmutzige ungeschickte Kerl, der sich in geborgten Kleidern anmeldet, Bedienter seyn, der dann gar nichts versteht, nichts begreifen kann, stets Unschicklichkeiten und Grobheiten begeht, Verwirrungen anrichtet, und Alles ruinirt, was er anfaßt; Kutscher will seyn, wer keinen Begriff vom Fahren hat, Reitknecht, wer kaum auf einem Pferde sitzen kann, und statt daß sie sonst für ihre Herren sich zankten, lästern sie selbige unter einander, und laufen so lange von einem zum andern, bis sie am Ende an den Bettelstab gerathen.

Unter diesen Leuten herrschte also damals ein Esprit de corps, unter den besitzenden Klassen eine vollständig geregelte Aristokratie in jeder Klasse, — der Bauer über seinen Knecht, der Meister über seine Gesellen, der Kaufmann und Fabrikant über seine Diener und Arbeiter, der höhere Staatsbeamte über seine Untergebenen, der Schulze über sein Dorf, der Bürgermeister über seine Stadt, der Gutsherr und der Königliche Amtmann über seine Unterthanen, Alles mit gegenseitiger Verpflichtung und Diensterweisung. — Das Resultat der neuen Lehre ist gewesen, alle diese Verbindungen zu trennen, und *Jedermann mit unbefriedigten Ansprüchen zu isoliren.*

So stand die Welt, wie ich in meinem 13ten Jahre als Militair in selbige eintrat. Ich will indessen, um nachher den

Faden nicht zu unterbrechen, zuvor noch von meinem Unterricht im Christenthume und von meiner Einsegnung reden, wenn sie gleich erst ein Jahr später, im Sommer 1792, also nach zurückgelegtem 14ten Jahre geschah.

Mein Vater hatte dazu den Prediger Weisse aus Dolgelin, der damals die Friedersdorf'sche Pfarre versah, ausersehen, einen würdigen Geistlichen, rechtschaffenen Mann, durchdrungen von der Wichtigkeit seines Amtes, und von der Wahrheit der Lehre, die er verkündigte.

Der Grund war von meinem Herrn Rosa hinlänglich gelegt. Weisse aber ging gründlich und zugleich wie ein liebevoller Vater zu Werke. Es war ihm darum zu thun, Ueberzeugung hervorzubringen. Was durch menschliche Vernunft bewiesen werden kann, mußte bewiesen werden, so streng wie Mathematik. Was über die menschliche Einsicht, und über deren beschränkende Kategorieen, Zeit und Raum hinausgeht, das stellte er weder als einen gebotenen Glauben, von dem ohne augenblickliche Verdammniß nicht abzugehen sey, hin, noch weniger aber ließ er es unberührt und unerörtert, sondern er zeigte genau, bis wohin die menschliche Vernunft unumstößliche Gewißheit schaffen, und was sich über dieselbe hinaus, aus der göttlichen Offenbarung, mit Recht schließen und glauben lasse. Er zeigte dabei, wie man zurückkehre und gegen die schon erwiesenen Vernunftschlüsse anstoße, mithin in Unsinn verfalle, wenn man die Offenbarung und den aus ihr fließenden Glauben verwerfe.

Er forderte mich zu Zweifeln auf, und da ich Anfangs damit nicht herauswollte, so griff er immer seine eigene Lehre wieder an, und zwang mich so, ihn aus selbiger zu widerlegen, wie mir denn dadurch der Kopf heller wurde, so ließ ich es nachher an Fragen und Zweifeln nicht fehlen, und ich erinnere mich, daß wir uns über die Dreieinigkeit und über die Gegenwart Christi im Abendmahl, jedesmal acht Tage lang gestritten haben,

bis ich mich für besiegt und fest im Glauben erklären mußte. Ich glaube, daß vielleicht Niemand, der nicht selbst Theologie studirte, so gründlich in der Religion unterrichtet worden ist. Ich bin es diesem würdigen Manne schuldig, einen festen Stab durch mein ganzes Leben gehabt zu haben, der nie gewankt hat. Ich wurde in der Friedersdorf'schen Kirche, vor der versammelten Gemeine, in meiner Gensd'armes-Uniform, öffentlich examinirt und eingesegnet.

Kapitel 2.

1790 — 1797.

Eintritt in das Regiment Gensd'armes. — Frühester Militairdienst. — Der Hof. — Tod des Vaters. — Die Ereignisse der Zeit. — Feldzug in Polen. — Tod König Friedrich Wilhelm des Zweiten.

Es war weder mir noch meinen Eltern jemals eingefallen, daß ich etwas Anderes in der Welt werden könne, denn Soldat. Beinahe alle meine Vorfahren und Seitenverwandte waren es gewesen, und so wurde gar nicht darüber deliberirt, ob ich diesen oder einen andern Stand ergreifen sollte, und eben so entschieden wurde angenommen, daß es nur im Regiment Gensd'armes seyn könne.

Seit etwa hundert und vierzig Jahren, daß es (damals) eine Brandenburgisch-Preußische Militärmacht gab, hatte unsere Familie dem Vaterlande einige Hundert Offiziere, und unter diesen sieben Generale gegeben. Es war vom Schicksal beschlossen, daß ich der achte werden sollte.

Nur wenige Familien haben dem Vaterlande mehr solcher Krieges-Anführer geliefert.

Nur die Familie v. Kleist lieferte deren bis jetzt 14,
" " v. Schwerin " " " " 11,
" " v. Golz " " " " 10 (darunter aber 2, die eigentlich nur den Titel „General" führten),
" Familie v. York lieferte deren bis jetzt 9,
" " v. Bredow " " " " 9.

Alsdann folgen die Marwitz mit 8, die Dohna mit 7, und weiter keine Familie mit mehr denn 6 Generalen. Das „Biographische Lexikon aller Helden und Militair-Personen im Preußischen Dienst" zählt bis 1791, achthundert und fünfundneunzig Generale aus 518 Geschlechtern, so daß im Durchschnitt noch nicht zwei auf eines fallen, bei den allermeisten natürlich nur einer.

Ich trat also am 2. Januar 1790 in das Regiment Gensd'armes ein, in welchem meine beiden Oheime gedient, und welches sie kommandirt hatten, das heißt, ich wurde in selbiges eingeschrieben, und da ich noch so jung und schwach war, vorläufig vom Dienste dispensirt. — Es war damals erlaubt, sich in einem Regiment als Junker einschreiben zu lassen, ohne zu dienen. Es geschah häufig, weil das Avancement sehr langsam ging, nnd man also so jung anfangen mußte wie möglich. Man sicherte sich dadurch die Anciennetät vor allen Denen, die sich später einschreiben ließen. Wer aber wirklich Dienste that, passirte Denen vorbei, die keine thaten.

Ungefähr ein Vierteljahr früher hatte ich angefangen reiten zu lernen. Mein Vater hatte den Grundsatz, man müsse alle körperlichen Uebungen gleich ordentlich erlernen, um keine üblen Gewohnheiten darin anzunehmen. Deshalb wurde ich auf die Königl. Bahn zu dem damals berühmten Stallmeister Ploen geschickt. Weil ich aber noch nicht die geringste Uebung hatte, und selbst für mein Alter sehr klein war, so ward es mir sehr sauer, und ich lernte nicht viel.

Im Mai dieses Jahres drohete der Krieg zwischen uns und Oesterreich wegen der Türken auszubrechen; mein Regiment marschirte also nach Schlesien, ich aber blieb zurück und begleitete meine Eltern nach Friedersdorf.

Ich hatte ein eigenes Pferd bekommen, und wie nun die Reise vor sich gehen sollte, erfuhr ich, daß meine ältere Schwester im Wagen meiner Eltern fahren sollte, welches sonst immer mein Platz gewesen war. Ich entsetzte mich vor dem Gedanken, nun plötzlich in die Kinderkutsche verwiesen zu werden, in welcher die Gouvernante, meine zweite Schwester, die beiden kleinen Kinder, eine Kinderfrau und eine Amme zusammengepackt waren, und fragte: ob ich denn mit einemmale so zurückgesetzt werden solle? Mein Vater antwortete: „Was, Du willst Dich noch im Wagen schleppen lassen? Hast Du nicht ein Pferd? Willst Du nach Friedersdorf, so setze Dich auf und reite hin!“

Gesagt, gethan. Ich trat also, 13 Jahre alt, in Begleitung meines Hofmeisters und eines Reitknechts, meine erste Reise zu Pferde an, und seitdem habe ich bis zu meiner Verheirathung niemals wieder eine Reise zu Wagen gemacht, und bis zu meinem 44sten Jahre noch bin ich allemal geritten, wenn es in einigen Stunden (so daß ich die Meile in einer halben Stunde zurücklegte) abzumachen war.

Im Geheim sorgte indessen mein Vater, daß dieser erste Versuch nicht zu anstrengend ausfiele, und gebot, daß wir den kleinen Umweg über Gartzau nehmen sollten, angeblich, um das schöne Schloß und die Gartenanlagen des Generals Grafen Schmettau zu besehen, in der That aber deswegen, damit wir die Nacht dort blieben, und also die 9 Meilen nur in zwei Tagen zurücklegten. Gleichwohl wurde es mir gewaltig sauer. Wir ritten gewiß 6 Stunden auf die 4½ Meile von Berlin bis Gartzau, aber schon lange ehe ich hinkam, war es mir, als ob mir auf jeder Schulter ein Thurm stände, und ich wußte nicht mehr, auf welchem Fleck ich sitzen sollte. Wie es aber

den andern Morgen weiter ging, fing die Qual erst recht an. Indessen wir kamen nach Friedersdorf.

Denselben Sommer machte ich einen zweiten Ritt nach Sonnenburg, wo ein solenner Ritterschlag gehalten wurde, dem ich beiwohnte und den der Prinz Ferdinand mit vieler Würde verrichtete. Mein Vater mußte selbigem beiwohnen, weil er Mandatarius für die Komthurei Werben war, d. h. den abwesenden Komthur sowohl immerwährend zu Berlin im Ordens-Kapitel, als auch bei solchen Gelegenheiten repräsentiren und seine Stimme führen mußte. Er fungirte also auch hier als Komthur. Es ist sehr Schade, daß die alte Ordenskirche in Sonnenburg, wo die Ritterschläge geschahen, jetzt mit allen ihren Denkmälern und Wappen heruntergebrannt ist.

Mittlerweile war Herzberg verabschiedet und der Frieden erhalten worden. Das Regiment kam also im Herbste 1790 in seine Garnison zurück. Ich legte nun die Montirung an und begann meinen wirklichen Dienst mit Anfang des Jahres 1791.

Das Regiment Gensd'armes war das ehemalige Garde-Kürassier-Regiment seit Friedrich dem Ersten. Friedrich der Zweite hatte aber bei seinem Regierungs-Antritt nächst der neuen Garde zu Fuß, auch eine neue Garde zu Pferde, die Garde du Corps, errichtet, so daß die Gensd'armes seitdem den zweiten Rang in der Armee hatten, und auch im Felde beständig mit den Garde du Corps eine Brigade formirten.

In diesem Regiment und unter solchen Verhältnissen trat ich meinen Dienst an. Ich war sehr klein und schwach, und noch ein sehr schlechter Reiter. Wie die Exerzierzeit Ende März losging, wurde es mir unmäßig sauer. Da zu jener Zeit alles Exerzieren mit der frühesten Morgenstunde begann, so mußte ich gewöhnlich schon um halb 3 Uhr Morgens im Stall zum Putzen seyn. Ich mußte also um 2 Uhr von Hause weggehen, aus der Wilhelmsstraße, um zur rechten Zeit im

Stalle zu seyn, im Akademie-Gebäude, am Ende der Linden. Um halb 4 Uhr ging dann Alles nach Hause, um sich anzukleiden, um halb fünf war man wieder im Stall zum Satteln, um 5 Uhr wurde ausgerückt, wenn das Regiment im Ganzen vor dem Halleschen Thore, auf dem Felde bei Tempelhof exerzierte. Dahin war beinahe eine Stunde Marsch, eben so viel zum Rückweg, und etwa 2 Stunden zum Exerzieren, so war man um 9 Uhr zurück, und nachdem die Parole ausgegeben war, etwa um 10 Uhr zu Hause.

In der ersten Zeit aber, wenn die Beurlaubten erst im Einzelnen wieder eingeübt wurden, fing es zwar eine Stunde später an. Man ging nach dem Platze im Thiergarten. Da die Mannschaft aber in zwei Abtheilungen, nach einander, herauskam, so kamen wir nicht vor 1 Uhr nach Hause, um 3 Uhr aber wurde schon im reinen Anzug unter den Linden zu Fuß exerziert, bis halb 5, und dann von 5 bis 6 Abends im Stall wieder geputzt. Man war also von halb 4 Uhr Morgens bis halb 7 Uhr Abends in einer Bewegung, und darunter wenigstens 6 Stunden zu Pferde (denn die Estandarten-Junker mußten zwei Pferde reiten, in jeder Abtheilung eins), — es ist also begreiflich, daß dieser Dienst für einen 14jährigen Knaben höchst angreifend war. Bei dem nachherigen Exerzieren zu Pferde im Ganzen, fiel das Exerzieren zu Fuß am Nachmittag weg, aber der Stalldienst blieb Jahr aus Jahr ein, Abends und Morgens, nur daß außer der Exerzierzeit später, und im Winter erst um 6 oder halb 7 Uhr (bei der Laterne) angefangen wurde. Außer der Exerzierzeit war der Dienst sehr leicht. Es ritt täglich nur eine kleine Abtheilung, oder exerzierte zu Fuß; der Junker war aber ein für allemal in dieser Abtheilung.

Mit meinem Reiten ging es auf diesen großen ungeschickten Pferden erbärmlich. Ungeachtet man mir die gangbarsten aussuchte, so konnte ich sie doch nicht halten, und in der ersten Attake brach mein Pferd aus dem zweiten Gliede durch das

erste hindurch, und ging mit mir, die Offiziere vorbei, zu allen Teufeln. Ich hatte dadurch Fuchtel verdient (denen die Junker, wie die Unteroffiziere und Gemeine unterworfen waren), kam aber glücklicherweise mit dem Auslachen davon. Nun wurde mir erlaubt, mein eignes Pferd zu reiten, welches glücklicherweise ein Schwarzbrauner war. Es war aber ziemlich klein und ich spielte eine schlechte Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem fünfzölligen Pferde und großem Kerl. — Wie es gegen die Revue kam, sollte ich, meinem eigentlichen Dienste gemäß, die Standarte führen, und wurde nun mit selbiger wieder auf ein großes Dienstpferd gesetzt. Dummerweise hatte man mir aber (weil ich so klein war) den Standartenschuh weit kürzer geschnallt als gewöhnlich. Sie bekam dadurch ein großes Uebergewicht, und da es unglücklicherweise den Tag sehr windig war, so konnte ich sie nur mit der größten Anstrengung halten, und nach der ersten Attacke gegen den Wind war ich dermaßen erschöpft, daß ich dem Rittmeister sagen mußte, es sey völlig aus mit meinen Kräften. Wie er mich leichenblaß und schweißbedeckt sah, konnte er nicht daran zweifeln, und ließ mich sie dem Unteroffizier übergeben, der sie bisher geführt hatte. Ehe wir aber damit fertig werden konnten, wurde schon wieder abgeschwenkt, und nun hörte man den Regiments-Kommandeur rufen: „Wo ist denn die Standarte der zweiten Schwadron geblieben?" Da indessen im nächsten Augenblick die Standarte auf ihrem Platze erschien, so ging das Exerzieren ruhig vorüber. Es konnte aber nicht unbemerkt bleiben, daß ich sie hinausgeführt hatte, und daß sie nun in anderen Händen war. Es wurde daher allgemein geglaubt, ich hätte sie fallen lassen. Dies wäre eine Beleidigung der Ehre des Regiments gewesen, und keine Macht in der Welt hätte mich trotz meiner Jugend und Schwäche vor der Strafe retten können. Es begann also ein scharfes Examen, welches aber auf das Zeugniß des Rittmeisters ohne Folgen blieb.

Ich hätte mich nicht beschweren können, wenn ich ausgehauen worden wäre, denn hätte ich mich von Anfang an darum bekümmert, wie der Standartenschuh sitzen muß, was meine Schuldigkeit war, und hätte ihn gehörig geschnallt, so hätte die Standarte nur ein so geringes Uebergewicht gehabt, daß ich sie hättte halten können.

Diese Revuen machte ich also 1791 zum erstenmale mit, und ging nachher mit meinen Eltern nach Friedersdorf, wo ich eingesegnet wurde, wie schon erzählt ist.

Im December nahm ein Offizier des Regiments den Abschied. Ich war der älteste Junker, da wir aber noch einen übercompletten Offizier hatten, der einrangirt werden mußte, so dachte ich nicht daran, Offizier zu werden. Als nun am 17ten December 1791 die Parole ausgegeben wurde, stand ich hinter meinem Wachtmeister und schrieb auf: „Se. Majestät der König haben geruhet, dem Cornette v. Schleppegrell (es war ein Hannoveraner) den nachgesuchten Abschied zu bewilligen, und dagegen den übercompletten Cornette v. Aronge einzurangiren.“ — Bis dahin hatte ich ganz ruhig mitgeschrieben, wie es nun aber zu meinem höchsten Erstaunen noch weiter ging: „wie auch — —“, so schrieb ich höchst abgebrochen und unruhig noch: „den Estandarten-Junker v. d. Marwitz“, wie es aber zuletzt vollständig herauskam: „zum übercompletten Cornette zu ernennen“, so fuhr ich natürlich mit meiner Schreibtafel in die Säbeltasche, schritt aus dem Kreis der Unteroffiziere zu den Offizieren heraus, und meldete den Stabsoffizieren meine neue Würde, im Alter von 14 Jahren 6 Monaten erlangt.

Ich hatte allerdings nun einen leichteren Dienst, aber einige Jahre lang (ungefähr bis zum polnischen Feldzug 1794) einen sehr harten Stand. Andere waren in meinem Alter wohl naseweiß und vorlaut und verstanden sich durchzubeißen, ich aber war blöde, erröthete leicht, und war daher leicht in Verlegenheit

zu setzen. Kaum wurde dies bemerkt, so machten sich viele meiner älteren Kameràden ein Vergnügen daraus, mich zu verspotten. Besondere Gelegenheit dazu gab, daß ich noch immer mit meinem Hofmeister zusammen wohnte. Der Unterricht hatte zwar in Berlin, während des ganzen Jahres, da ich Junker gewesen, weil der Dienst keine Zeit dazu ließ, schon sein Ende erreicht, im Sommer aber auf dem Lande dauerte er noch fort. Da mein Vater ihn aber versorgen wollte, so wußte er nicht recht, wohin mit ihm? Jetzt nahm ihn indeß mein Oheim Dorville zu sich, um mit seinem jüngsten Sohn zu repetiren, und ich hatte mein Zimmer allein, so daß ich aus der Angst vor dem Spott heraus war, wenn Jemand mich besuchte.

Nicht weniger wurde ich wegen meines schlechten Reitens verspottet. Das erste Jahr konnte ich mit keinem Pferde fertig werden, ich legte mich aber mit so vielem Eifer darauf, kam beinahe nicht vom Pferde, weder Vormittag noch Nachmittag, ritt ein Pferd nach dem andern zu Schanden, gab auf's Genaueste bei Denen Acht, die den Leuten den besten Unterricht gaben, fragte, versuchte, quälte mich so lange, bis ich nach wenigen Jahren einer der besten Reuter im Regiment wurde, so daß ich nun Derjénige war, der um Rath gefragt wurde. Die halsbrechenden Kunststücke habe ich zwar mitgemacht, aber nie das Wesen der Reiterei darin allein gesetzt, so wenig wie in das bloße Jagen, sondern in die Kunst, das Pferd nach Verhältniß seiner Kräfte und seiner Eigenthümlichkeit so zu behandeln, daß es jederzeit und in jedem Moment mir unterworfen seyn muß, und keinen Fuß anders rühren darf, als gerade so wie ich es verlange. Ich habe in meinem Leben sehr viel Zeit auf das Reiten verwendet, und einen guten Theil meiner Gesundheit dabei zugesetzt, denn ich kann es noch heute (1832) nicht vertragen, daß das Pferd einen eigenen Willen und eigenen Gedanken unter mir habe, und fange gleich an zu stallmeistern, wenn es mir wie ein Hammel unter dem Leibe geht.

Ich habe also sehr viele Pferde in meinem Leben zugeritten, sie haben immer die Bewunderung derer erregt, die sie geritten haben, oder die sie im Getümmel gehen sahen. Ich habe viele Hundert Rekruten dressirt, und gewiß einige Fünfzig Offiziere in späteren Jahren auf den richtigen Weg in der Reitkunst geführt, ja ich kann sagen, daß ich allein in vielen Regimentern unserer Armee die ganz vernachlässigte und verkannte Reitkunst aufrecht erhalten habe.

In jener früheren Zeit gab es noch Leute, die sich auf die Zaumkunst verstanden. Ich habe mich über 30 Jahr lang damit beschäftigt; und da sie seitdem ganz zu Grunde gegangen ist, so glaube ich, daß ich jetzt noch der einzige Mensch bin, der sie gründlich versteht. Ich finde Niemand mehr, der noch mehr davon wüßte, als eine Kandare so zu legen, daß sie nicht durchfällt. Damit hat ihr Wissen ein Ende, die Meisten verstehen aber auch dies nicht einmal. Welche Verwandtschaft und Uebereinstimmung zwischen der Form der Kandare und dem Maule des Pferdes, oder gar mit seinem Temperament stattfinden muß, davon ist keine Ahnung mehr. Wenn das Pferd widerspenstig ist, so glauben sie, es sey die Schuld des Pferdes, da es doch allemal die Schuld des Reiters ist, sey es wegen seiner unsinnigen Behandlung des Pferdes, oder wegen der falschen Zäumung.

Endlich gab auch meine kleine Figur zu tausend Späßen Anlaß. Ich blieb bis zum vollendeten 16ten Jahre ganz unglaublich klein, wie ein Kind. Aber zwischen dem 16ten und 18ten Jahre erreichte ich sehr schnell meine jetzige Größe, 5 Fuß 7½ Zoll.

Da ich indessen wenngleich blöde doch keinesweges furchtsam war, in meinem Dienste pünktlich, überhaupt von guter Aufführung, so gab sich diese Art der Verfolgung nach und nach. Ich kam mit den älteren Kameraden auf einen gleichen Fuß, vorzüglich nachdem ich, 17 Jahre alt, ein Duell mit einem

berühmten Klopffechter von der Infanterie gehabt hatte, der betrunken mich insultirte, wie ich die Wache hatte. Es dauerte wohl eine Viertelstunde. Endlich, wie ich matt wurde, bekam ich einen Hieb über die Backe vom Ohr bis an den Mund, von dem aber, da ich noch im Wachsthum war, nach zwei Jahren wenig mehr zu sehen blieb. Späterhin, wie ich erwachsen war, stand ich in Ansehen im Regiment, und wurde considerirt und zu Rathe gezogen.

In diesem Jahre, 1792, kam der zweite der drei Generale v. Goltz (damals Oberst), der Geschwisterkind mit meinem Vater war, von seiner Gesandtschaft in Paris zurück, wo die Revolution in vollem Gange war. Er war beinahe 30 Jahre dort gewesen, und da mein Vater sein nächster Verwandter, und beinahe einziger Bekannter im Vaterlande war, so war er beinahe täglich in unserem Hause. Er war ein sehr unterrichteter und gebildeter Mann, und wir wurden bei seiner genauen Kenntniß aller dortigen Verhältnisse, schon damals so vollkommen von den Ursachen und Triebfedern dieser heillosen Empörung des menschlichen Hochmuthes gegen göttliche Ordnung und Recht, und von alle den Lügen, Verläumdungen und Umtrieben jener Empörer unterrichtet, wie es jetzt, nach so vielen Jahren, nur die Wenigen sind, welche sich die Mühe gegeben haben, die wahre Geschichte der Revolutionen zu studiren. Es konnte also nicht fehlen, daß wir einen gründlichen Abscheu vor jenen Missethätern bekamen. Freilich hatte auch schon vorher Niemand von uns oder aus unserer Bekanntschaft an dem damaligen Unsinn irgend etwas Löbliches gefunden.

König Friedrich Wilhelm der Zweite, der ein Preußisches Herz, Preußische Ehre, und den Drang Unrechtes zu bestrafen im Leibe hatte, war unter allen Monarchen, die sich damals verbanden, derjenige, der es am redlichsten mit dem unterdrückten Monarchen und mit der unterdrückten Freiheit in Frankreich meinte. (Die wahre individuelle, corporative und locale Frei-

heit existirte, wenngleich durch seine Vorgänger schon geschmälert, doch noch unter Ludwig dem Sechszehnten in Frankreich. So wie die Empörer die Oberhand bekamen, ward zwar behauptet, nun sey Freiheit, in der That aber herrschte da erst Unterdrückung und Despotie.) Friedrich Wilhelm war vollkommen uneigennützig, wie er im Sommer 1792 mit 40,000 Mann an den Rhein zog. Nicht so seine Verbündeten, und dies war eine der Hauptursachen des Mißlingens des Feldzuges.

Ich war während des Feldzuges in meinem Garnisonsdienste beschäftigt.

Die Gesundheit meines Vaters verschlechterte sich in dieser Zeit je länger je mehr. Im Winter zu 1792 mußte er, weil der Directeur des Spectacles, Herr v. Reck, nach Wien geschickt war, an seiner Stelle während des Carnevals die Aufsicht über die Opern übernehmen*). Der Aerger über das scheußliche Co-

*) Beiläufig will ich erwähnen, daß damals das deutsche Theater eine Privatunternehmung war, und mit der Königlichen italienischen Oper gar keine Gemeinschaft hatte. Diese aber fand nur 4 bis 6 Wochen lang während des Carnevals statt, wöchentlich zweimal, Montags und Freitags, und da nur zwei Opern jährlich einstudirt wurden, so wurde jede vier- bis sechsmal wiederholt. Das ganze übrige Jahr hindurch ging das Sänger- und Tänzervolk spazieren. Da die Sache aber Königlich war, so wurde sie auch Königlich behandelt. Wem es eingefallen wäre, aufzubringen, daß die Zuschauer bezahlen müßten, den hätte man für rasend gehalten. Jeder Hofstaat, jedes Dicasterium, die Minister, das Kammergericht, Kurmärkische Kammer, Stadtgericht, das Hofmarschallamt u. s. w., Alles hatte seine bestimmten Logen, in die es unentgeldlich eintreten, auch seine Bekannten und Freunde darin aufnehmen konnte. Das ganze Parterre war für das Militair. Vorn am Orchester war in der Mitte ein Platz mit Lehnstühlen für die Generale, rechts daneben einer mit Bänken für die Staabsoffiziere, links einer zum Stehen für die Subalternoffiziere, hinter allen dreien zwei Drittel des ganzen weiten Raumes zum Stehen für die gemeinen Soldaten. Diese wurden in bestimmter Anzahl durch Unteroffiziere hineingeführt. Friedrich der Zweite ging immer auf den Platz der Generale und saß allein in der Mitte, alles Uebrige stand. Ich selbst habe ihn

mödiantenvolk, mit dem er verkehren mußte, vorzüglich aber die unvermeidlichen Erkältungen während der Vorstellungen gaben ihm den letzten Stoß. Er spuckte häufig Blut und ward zusehends schlechter.

In diesem Winter wurde ich auch bei Hofe vorgestellt (ich war 15 Jahr alt). Dies geschah nicht etwa, wie man jetzt junge Offiziere oder Referendarien, als Tanzmaschinen, denen Prinzessinnen im Vorübergehen, im Tanzsaal vorstellt, sondern wie wenn ein Edelmann der Familie seines Herrn seine Huldigung darbringt. Man machte den Oberhofmeisterinnen in Begleitung eines ihnen bekannten Herren einen Besuch (mich führte bei der Krankheit meines Vaters mein Oheim Dorville ein, der selbst Hofmarschall bei der Königin, Wittwe Friedrichs des Zweiten, war) — man gab seinen Wunsch zu erkennen und ward dann einen Abend zum Souper eingeladen, wo man vorgestellt wurde, und zum Abendessen blieb. Nirgends war die eingeladene Gesellschaft über 20 Personen; der Hof war damals nicht zahlreich: die regierende Königin, die verwittwete, die Prinzessin Heinrich, und die Prinzessin Ferdinand. Ich ward demnach bei einer nach der andern eingeladen.

Die Wittwe Friedrichs des Zweiten, Elisabeth Christine, nahe an 80 Jahr alt, sah äußerst ehrwürdig und dabei sehr einfach aus. Sie sprach gut französisch und sehr schlecht deutsch, und nannte noch alle Leute „Er", z. B. zu mir: „Er ist ja recht jung Offizier geworden, — muß seinem Namen Ehre machen", welche Ermahnung in einem mütterlichen Tone gesprochen, einen tiefen Eindruck auf mich machte. Sie selber hatte viel Ehre im Leibe, wovon ich Beispiele erzählen kann.

---

als ein Knabe dort sitzen sehen, die beiden Garde du Corps, welche immer an den Eingängen des um eine Kleinigkeit erhöheten Generalplatzes, rechts und links, standen, blieben die ganze Zeit mit scharf geschultertem Karabiner unbeweglich.

Als um dieselbe Zeit der jüngste Prinz von Braunschweig (Wilhelm, der als Herzog 1815 bei Quatrebras blieb) in der Rhein-Campagne ziemlich schwer blessirt wurde, war die Rede von dieser Blessur, die man für gefährlich hielt. Ein Hofmann (der Hofmarschall v. Massow) wollte sich hierbei recht angenehm machen, auch wohl die Königin im Voraus über den möglichen Verlust ihres Neffen trösten, und rühmte seine in dem Treffen bewiesene Bravour. Sie aber ward hitzig und sprach: „Dummer Kerl! dummer Kerl! Brav gewesen! brav gewesen! Alle Prinzen von Braunschweig brav gewesen! Mein Neveu auch nicht aus der Art schlagen! Ich auch, 'ne Prinzeß von Braunschweig!" — Es war ihr also die höchste Beleidigung, der Bravour ihres Hauses auch nur zu erwähnen, weil sie sich ganz von selbst verstand.

Sie ließ immer die lutherischen Pröbste der Marien- und Nicolaikirche im Zimmer vor sich predigen. Wie nun unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung in dem Kirchengebet die Stelle: „Vornehmlich lass' Deine Gnade und Barmherzigkeit groß werden über Deinen Knecht, unseren allertheuersten König," dahin verändert wurde, daß es hieß: „über Se. Majestät", und die gleich folgende Stelle: „sonderlich wollest Du ihm zu seiner Regierung geben ein weises Herz, Königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, einen tapfern Muth, starken Arm, verständige und getreue Räthe, und gehorsame Unterthanen ꝛc." ganz weggelassen wurde, so stellte sie den Probst Zöllner darüber zur Rede, und auf seine Erwiderung, daß es auf Befehl geschehe, sagte sie: „Ganz unbegreiflich! Mein seliger Herr gewiß ein großer König, ein Herr von großen Gaben! Doch niemals hochmüthig gewesen, immer der Knecht Gottes geheißen! Auch gewiß immer Königliche Gedanken gehabt, sehr weise Rathschläge, sich doch nicht geschämt, immer um mehr zu bitten. Begreife nicht, wie mein Neveu, der jetzige König, sich leichter davon passiren kann!"

Diese beiden Geschichten habe ich aus des Herrn v. Massow, und aus des Probst Zöllner eigenem Munde.

So ehrwürdig wie sie sah ihr ganzer Hof aus. Die Oberhofmeisterin, Frau v. Kannenberg (dieselbe, auf welche Friedrich der Zweite so große Stücke hielt) und die Fräulein v. Brandt, waren beide noch älter wie sie. Die Frl. v. Knesebeck war die Jüngste, war aber auch schon zu Friedrich Wilhelm des Ersten Zeit, also vor 1740, Hofdame geworden.

Die Prinzessin Heinrich war eine geistreiche Dame, von großer, edler Gestalt, die höchst liebenswürdig seyn konnte. Zehn Jahr später hielt sie sich im Sommer in Freienwalde auf, wo ich sie mehr gesehen habe, hier in Friedersdorf bei meiner Mutter, und in Quilitz bei der Generalin v. Prittwitz.

Im Mai 1793 verlor das Regiment Gensd'armes seinen berühmten Chef, den General der Cavallerie v. Prittwitz. Von da ab ging es rückwärts.

Den Sommer über wurde mein Vater zusehends schlechter. Er versuchte noch einmal zu reiten, welches ihm aber übel bekam. Zuletzt wurde ihm auch das Gehen schon schwer, und er setzte sich bisweilen nur vor dem Hause auf den damaligen Hof und sah dem Thurmbau zu, wo er eben eine neue Kuppel aufsetzen ließ.

Ich bekam oft Urlaub, auf 8 und 14 Tage. In den ersten Tagen des Septembers, wo die Herbst-Exerzitien bevorstanden, sah ich ihn zum letztenmale. Mit Ruhe sprach er mir von seinem Ende (er hatte dessen nie gegen Andere erwähnt), und nie kann aus meinem Gedächtniß entweichen, wie würdig und liebevoll er mich ermahnte. Er trieb mich zur Abreise, da ich an heftigem Flußfieber krank war, und wenigstens in sechs Stunden nach Berlin gelangen mußte, von Müncheberg ab zu Pferde. Ich fürchtete freilich sein Ende, hielt es aber in jugendlicher Verblendung bei weitem nicht für so nahe; — ich reisete mit gepreßtem Herzen ab.

Ich wurde unterwegs durch und durch naß und ernstlich unwohl. Wie ich ihm dies schrieb, und mich etwas zu viel über den ausgestandenen Regen ausließ, antwortete er: „es thut mir leid, daß Du so naß geworden, unterdessen da Du nicht von Zucker bist, brauchst Du auch nicht so vielen Lärm darum zu machen.“ Von meinen Schwestern erfuhr ich aber nachher, daß er viele Besorgniß um mich geäußert habe, auch schickte er den General Goltz an mich ab, der sehen mußte, wie es mir gehe. Ich war schon wieder besser.

Den 19ten September, wie ich eben ausgehen wollte, kam unser Reitknecht geritten; seine Klagen und der schwarz gesiegelte Brief überzeugten mich schon von unserm Unglück, noch ehe ich seinen Inhalt las.

Den andern Tag fuhr mein Oheim Dorville mit mir und dem Hof-Staats-Secretair, der die Königlichen Schriften abholen mußte, zur Eröffnung des Testaments (am 22ten) und zum Begräbniß (am 23.) nach Friedersdorf.

Im Eßzimmer stand der offene Sarg, von zwei Eigenthümern des Dorfs Tag und Nacht bewacht. Ich hatte nie einen Todten gesehen, aber dieser Anblick bereitete mich vor auf die vielen Leichen meiner Theuren, die ich noch sehen sollte. Der Wehmuth folgte Beruhigung, — alles Leiden war aus seinem Antlitz, jede Spur der Krankheit war verschwunden, der Schlaf des Gerechten war an die Stelle der Hinfälligkeit getreten, von der ich vor drei Wochen Abschied genommen hatte. Ich konnte nicht anders, es war kein Verdienst, ihm nachzuwandeln durch das Leben.

Den 23ten begruben wir ihn. Ich und meine beiden Brüder (6 und 3 Jahr alt) folgten dem Sarge, der unter dem Geläute aller Glocken von 6 Eigenthümern getragen, und von der singenden Gemeine gefolgt, zum Thorweg hinaus durch den Thurm in die Kirche zu der Gruft getragen wurde, in

welche ich nachher Mutter, Gattin und vier Kinder begleitet habe, während diese meine beiden Brüder ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden.

Der würdige Prediger Weisse, von dem ich schon geredet, war wenige Monate vorher gestorben, die Pfarre war vacant, und es wurde also keine Standrede gehalten, aber 6 Monate lang, alle Mittag von 12 bis 1 Uhr, mit allen Glocken geläutet.

Bei Eröffnung des Testamentes und Untersuchung der Erbschaft wurde uns große Sorge gemacht, wir hätten gar nichts, Friedersdorf müsse verkauft werden. Ersteres war ungefähr richtig, letzteres aber falsch. Das nicht unbedeutende Vermögen meiner Mutter war da. — Mein Vater hatte niemals Capitalien besessen, und auch keine ersparen können, weil er das, aus den Erbtheilen seiner vielen Geschwister schon schuldenbelastete Gut von seinen Brüdern sehr hoch hatte annehmen müssen.

Zu Vormündern war mein Oheim Dorville und der Staatsminister v. Voß ernannt, mit gänzlicher Befreiung vom Pupillen-Collegio, welches der ganzen Familie zum größten Vortheil gereichte.

Ungeachtet Friedersdorf ein erkauftes Gut, also Allodium war, und nur mit einem Lehnstamm belegt, so war es doch in allen früheren Theilungen wie ein Lehngut behandelt und verlooset worden. Mein Vater hatte verordnet, daß bei der großen Jugend meiner Brüder ich es für den Preis annehmen sollte, um den er selbst es besessen hatte.

Meine Mutter ging wieder nach Berlin, und war nun genöthigt, sich nach damaligen Begriffen sehr einzuschränken. Diese Einschränkung bestand darin, daß sie von unserem Quartier (dem unteren Stock des jetzigen Palais des Prinzen Friedrich in der Wilhelmsstraße, nebst dem einen Hinterflügel) die kleinere Hälfte vermiethete, und nur noch 14 Zimmer

behielt, ebenso die überflüssigen Leute, Pferde, Koch, Kammerdiener, Jäger und Bedienten abschaffte, und nur 2 Pferde, einen Kutscher und 2 Bedienten behielt. In den Kriegsjahren schränkte sie sich natürlich mehr ein.

Es dauerte nicht lange, so zog meine Mutter mich in allen ihren Angelegenheiten zu Rathe; ich unterstützte sie bei der Erziehung meiner jüngeren Geschwister, denen ich auch, wie ich selbst etwas mehr Kenntnisse besaß, selber Unterricht ertheilte, und in den letzten Jahren vor meiner Majorennität befragten mich meine Vormünder auch in Friedersdorfschen Angelegenheiten, von denen ich mehr wußte, als sie: der Minister Voß wegen seiner vielen Staatsgeschäfte, mein Onkel, weil landwirthschaftliche Dinge nicht seine Sache waren.

Der Feldzug in diesem Jahre (1793) hatte mit der Belagerung von Mainz begonnen.

Ludwig der Sechszehnte war hingerichtet. Der König von Preußen hatte sich aus Dem, was im vorigen Jahre vorgefallen war, hinreichend überzeugt, daß es unmöglich sey, dessen Erben mit Waffengewalt wieder in den Besitz ihrer Rechte zu setzen. Er führte den Krieg einzig und allein nur noch um seiner Mitstände, der von Frankreich überschwemmten, und theilweise aus ihrem Besitz verjagten deutschen Reichsstände willen, namentlich aber um die wichtige Festung Mainz wieder zu erobern, damit der Feind nicht festen Fuß auf dem linken Rheinufer behalte. Daß für ihn selbst aus diesem Kriege irgend ein Vortheil entspringen könnte, war gar nicht abzusehen.

Oesterreich machte in diesem Jahr weit größere Anstrengungen als im vorigen. Es mußte seine Niederlande wieder erobern. Außerdem stellte es einen Cordon auf dem linken Rheinufer auf, von Basel bis Mannheim, aber größtentheils auch um seine eigenen Besitzungen im Vorarlberg zu schützen. Hier war also eigenes und zwar sehr nahes Interesse vorzugs-

weise im Spiele. Weiter ging die Theilnahme Oesterreichs am Kriege nicht.

Als im Frühjahr ein Oesterreichischer Artillerie-Park bei Mainz vorbeizog, nach den Niederlanden, trugen wir darauf an ihn vor Mainz zu verwenden, und machten uns anheischig den unsrigen nach den Niederlanden zu senden, wo die Oesterreicher den ihrigen jetzt noch nicht gebrauchten; es wurde aber abgeschlagen, und darüber verzog sich die Einschließung der Festung bis zum 14. April (nachdem wir am 24. März über den Rhein gegangen waren und die Franzosen vertrieben hatten), und die Eröffnung der Belagerung **bis zum 18ten Juni!**

Als der Prinz v. Coburg Valenciennes, Condé und Le Quesnoy genommen hatte, nahm er diese Plätze und den ganzen Landstrich bis Cambray förmlich **für Oesterreich in Besitz!** Es war also ausgesprochen, daß Oesterreich nicht um Aufrechthaltung des Rechts, und um die Revolution zu unterdrücken, Krieg führte, wie Preußen, sondern zu eigenem Vortheile, und um Länder zu erwerben! — Die Umstände ergaben deutlich, daß es den letzteren Zweck weit über den ersten setzte. Es war augenscheinlich, daß durch diese Verfahrungsart die Revolution niemals unterdrückt, sondern vielmehr verstärkt werden müßte, und daß im glücklichsten Fall die Alliirten Geld und Blut verschwendet haben würden, um Oesterreich einen Länderzuwachs zu verschaffen.

In der That benutzten die Franzosen das Vorschreiten in ihrem Lande, und das Abreißen dieses eroberten Striches augenblicklich, um ein allgemeines Aufgebot zu veranlassen, und um eine Million Conscribirter zu ihren an allen Gränzen fechtenden Armeen zu treiben.

Die Engländer wurden sogleich neidisch und wollten nun Dünkirchen haben. Die Armeen trennten sich zu dem Ende. Houchard warf sich dazwischen, und mit dem Schlusse des Feldzuges standen die Oesterreicher in einem sonderbaren Bogen,

dessen Mitte zwar in Frankreich vorgerückt, der rechte Flügel aber von Dünkirchen, der linke in den Ardennen zurückgeworfen war. Die gemachten Eroberungen waren größtentheils verloren.

Am Rhein rückte der König von Preußen nach der Einnahme von Mainz vor. Er hatte circa 50,000 Mann. 30,000 Mann Oesterreicher unter dem General Wurmser waren schon zu Anfang der Blocade von Mainz bei Mannheim über den Rhein gegangen. Dieser war instruirt, „sich nach der Direction und Disposition zu benehmen, welche der König und der Herzog von Braunschweig veranlassen würden“. Er war also nicht unbedingt unter des Königs Befehle gestellt. Er machte die sonderbarsten Operationen im Süden.

Der König und der Herzog thaten ihm alles Mögliche zu Gefallen, bis sie zuletzt in einem Halbkreis von St. Wendel über Pirmasens bis Landau standen und letztere Festung auf Wurmsers rechtem Flügel blokirten. Auch dies war ihm noch nicht genug. Er wollte im schmalen Rheinthal immer noch verstärkt seyn, und konnte nicht begreifen, daß wir alsdann gegen den Feind bei Saarbrück zu schwach würden, und diesen bald hinter uns haben würden.

Endlich griff Wurmser den 13. October die Weißenburger Linie an, und nahm sie, welches dadurch erleichtert wurde, daß der Herzog von Braunschweig dem Feinde in die linke Flanke und Rücken ging. Dieser zog sich über die Motter und dann bis hinter die Suffel zurück, nahe an Straßburg. Wurmser folgte bis an die Sure, und ging nachher bis an die Suffel vor. Nun zeigte es sich erst, warum Wurmser beständig nach Straßburg hin gedrückt hatte. Er war ein geborner Elsasser, hatte in der Stadt und Gegend viele Bekannte und Verständnisse. Da der Druck und die Plünderungen der revolutionären Partei allen rechtlichen Leuten unerträglich waren, so wollte man ihm Straßburg überliefern. Davon hatte er dem König

von Preußen nie das Mindeste mitgetheilt, weil er, wie Coburg in Flandern, die Stadt sogleich für Oesterreich in Beschlag nehmen wollte. Eben darum mußte der Anschlag aber auch, bei der monatelangen Verzögerung, fehlschlagen. Hätte der unverständige Mann, statt immer ein besonderes Spiel zu spielen und das unsrige zu verderben, in Gemeinschaft mit uns die französische Moselarmee von der Saar vertrieben, so konnte man dann umwenden, und auf den linken Flügel der hinter der Lauter stehenden Rheinarmee fallen, wodurch man am sichersten nach Straßburg gelangte. Jeder Soldat aber wird einsehen, daß man nicht im Rheinthal von Mainz nach Straßburg operiren kann, so lange ein bei Hornbach stehender Feind Flanken und Rücken beherrscht. Deshalb konnte auch Preußischer Seits dieser unsinnigen Operation nie beigestimmt werden.

Jetzt ward das ganze Verständniß entdeckt, Wurmser's Freunde fielen unter der Guillotine und der ganze Feldzug war wegen Oesterreichs Habgier und Wurmser's Eigensinn nutzlos verstrichen.

Unterdessen waren aber auch die französischen zahllosen Verstärkungen angekommen, und die unfähigen Generale, die den Sommer hindurch sich gefolgt waren, abgesetzt worden. Hoche bekam das Kommando der Moselarmee und Pichegru das der Rheinarmee. Der Feldzug ging trotz der ruhmvollen Schlacht bei Kaiserslautern völlig verloren, während man vom Juli bis October so schlechte Truppen gegen sich gehabt hatte, daß die vollständige Niederlage derselben kaum zweifelhaft war, wenn man sie folgerecht angegriffen hätte.

Von einer anderen Seite aber erwuchsen dem Könige weit schlimmere Verdrießlichkeiten. Der Undank gegen seine ritterlichen Aufopferungen stürzte ihn in Verwickelungen, aus denen er

und sein Nachfolger sich noch in 40 Jahren nicht herausreißen sollten.

Er hatte 1790 eine Allianz mit den Türken geschlossen, die von Rußland und Oesterreich bedrängt wurden, und hatte dadurch den Frieden herbeigeführt (Oesterreich schloß ihn 1790, Rußland erst October 1791) — in der wohlwollenden Absicht, alle Mächte gegen das von Frankreich her drohende Ungewitter zu vereinigen. — Man hat ihm auch hierbei eigennützige Absichten untergeschoben. Allerdings hatte sein Minister Herzberg solche, aber dessen Verabschiedung und das Resultat des Kongresses zu Reichenbach beweisen auf's Klarste, daß der König sie nicht theilte, und für sich selber nichts verlangte.

Die Polen aber hatten den Zeitpunkt des Türkenkrieges, der Rußland beschäftigte, günstig gefunden, die Mängel ihrer Verfassung zu verbessern, und sich dem russischen Einflusse zu entziehen.

Bei der hochmüthigen und stets um sich greifenden Politik der Kaiserin Catharina konnte Preußen nichts Günstigeres geschehen, als wenn Polen wieder zur Selbstständigkeit gelangt wäre. Friedrich Wilhelm stand also nicht an (am 29. März 1790, also lange vor der Reichenbacher Convention), mit der Republik eine Defensiv-Allianz zu schließen, für den Fall: „wenn sie wegen Verbesserung ihrer Verfassung angegriffen würde.“

So richtete sich sein Wohlwollen nach zwei Seiten hin. Es war vorauszusehen, daß Rußland seine Suprematie über Polen nicht aufgeben würde, und daher klar, daß man die Befreiung Polens und den Frieden mit der Türkei nicht zugleich durchführen würde. Wollte man erstere, so mußte man den Türkenkrieg eher anfachen, als beendigen. Wollte man letzteren, so mußte man Polen seinem Schicksal überlassen. Beides zugleich war unmöglich.

So geschah es denn auch. Die Polen konnten sich über ein Jahr lang über ihre neue Constitution nicht vereinigen.

Endlich brachte die damals stärkste Partei sie am 3ten Mai 1791 zu Stande. Sie erweiterte die Königliche Macht, sollte die Krone an das Haus Sachsen bringen, und sie in selbigem erblich machen. Zugleich kamen aber die neu französischen Theorieen des Glücks und des Nutzens hinein, wodurch der Bürger- und Bauernstand beseeligt werden sollte. Wäre man statt dessen nur beim Rechte geblieben, und hätte sich begnügt, daß der Bauer nicht mehr willkührlich von den Edelleuten bedrückt werden konnte, so möchte diese Verfassung gut gewesen seyn, in solchem tief gesunkenen Lande, wo allerdings Vieles neu gemacht werden mußte. So aber hatte Glück und Nutzen so wenig Einfluß auf den gemeinen Polen, daß er noch jetzt, nach 40 Jahren, nachdem wir in unserm Antheil uns unablässig bemüht haben, diese nämlichen Grundsätze einzupflanzen, seinem Gutsherrn blindlings folgt (wie die neueste Revolution [1830] bewiesen hat) und von den Neuerungen nichts wissen will.

Die unterdrückte Partei verließ den Reichstag, und rief wie gewöhnlich russische Hülfe an. Die Kaiserin unterstützte selbige, wie zu erwarten war, zur Handanlegung mußte sie aber erst den Türkenkrieg nach ihrem Sinn beendigt haben, welches nicht mehr lange dauern konnte.

Wie also die Constitutions-Partei von unserm Könige verlangte: „daß er die Constitution gewährleisten solle", hatten sich, in mehr denn Jahresfrist, durch die Fortschritte der französischen Revolution, und durch den Zwiespalt der Polen unter sich die Umstände auf's Wesentlichste verändert. — Friedrich Wilhelm mußte sich entscheiden, ob er den französischen oder den polnischen Angelegenheiten ihren Lauf lassen wollte? Denn beide zugleich konnte er nicht ordnen. Offenbar waren die in Frankreich laut proklamirten Grundsätze die gefährlichsten, auf Umsturz aller Ordnung und alles Rechts, und auf allgemeine

Zerrüttung ausgehend. Offenbar waren dieselben Grundsätze auch in die polnische Revolution hineingekommen, und es war mehr als problematisch: ob diese Polen, die schon seit 200 Jahren keine Nation mehr waren, sondern der Spielball des mächtigsten Nachbars, — bei ihrem auch jetzt offen zu Tage liegenden inneren Zwiespalt jemals im Stande seyn würden, sich zu einer neuen Nation zusammen zu finden und Rußland zu widerstehen? Es mußte also dem König auf's Aeußerste widerstreben, sich als einen Vertheidiger jener Prinzipien zu zeigen, wofür Rußland ihn auch schon öffentlich ausschrie. Dennoch hielt er sich durch sein Wort gebunden. Er versprach am 23ten Mai 1791 die Garantie, — da aber ein Krieg mit Rußland nicht ausbleiben konnte, wobei das offene Altpreußen dessen erste Beute werden mußte, so fügte er die Bedingung hinzu, daß ihm die beiden, mitten in seinem Gebiete belegenen polnischen Weichsel-Festungen, Danzig und Thorn, abgetreten werden müßten. Ohne diese hätte ein Krieg mit Rußland sich gleich bis an die Oder hingezogen. Das Verlangen war also bei einem so gewagten Unternehmen natürlich und gerecht.

Die Polen hätten unter diesen Umständen mit beiden Händen zugreifen sollen, — beide Städte waren ohnedies deutsch, die Weichsel-Schifffahrt auch außerdem nicht frei, — aber sie verwarfen die Bedingung und schrieen über Eigennutz, gleich als ob jeder Fremde sich aufopfern müsse, zu Gunsten ihrer langen, schlechten Aufführung und ihres gewagten Unternehmens!

Diese Weigerung gab der Politik des Königs wieder eine bestimmte Richtung. Er garantirte die polnische Verfassung nicht, und schloß sich mit aller seiner Macht dem Bündniß gegen Frankreich an, der Aufrichtigste von Allen.

Die Lage Polens gegen Rußland war in der That auch schon so bedenklich, daß der Kurfürst von Sachsen die ihm angebotene erbliche Succession ausschlug, — er, der 15 Jahre später be-

gierig darnach griff, ob er gleich damals nur das kleine Stück von Polen erhalten konnte, was seinem Alliirten weggenommen wurde.

Nachdem nun der Türkenkrieg beendet, und die russische Armee an der polnischen Gränze versammelt war, schlossen die Anhänger Rußlands am 14. Mai 1792 eine Conföderation zu Targowicz, zu Aufrechthaltung der alten Verfassung. Noch ehe die Nachricht davon nur nach Petersburg hätte kommen können, war sie schon von Rußland in Schutz genommen, und schon am 19ten rückte die russische Armee in Podolien ein, zum sicheren Beweis, daß Alles vorher abgemacht war.

Nun verlangte die andere Partei Preußischen Beistand. Sie wollte nicht begreifen, daß nicht der ganze Erdball um Polens willen nur da sey, und daß, was vor zwei Jahren ausführbar, und vor einem Jahre noch möglich gewesen, jetzt durchaus unmöglich geworden war! — Preußen war im Bunde gegen Frankreich, seine Truppen marschirten nach dem Rhein, Frankreich hatte dem deutschen Reiche den Krieg schon erklärt! Preußen konnte also nicht anders, es mußte antworten: „Jetzt möchten die Polen sehen, wie sie mit Rußland fertig würden, — sie möchten nachgeben!"

Die Polen unter Kosciusko (einem von den Schriftstellern viel zu hoch gepriesenen Ideologen) wurden von den Russen überall geschlagen. Die Russen aber zögerten und gingen nicht rasch vorwärts. Sie wollten Friedrich Wilhelm sich erst gegen Frankreich recht fest fahren lassen. Darüber verging der Sommer 1792. Wie nun das Unglück in der Champagne geschehen, und die Franzosen im Besitz von Mainz waren, — erklärte die Kaiserin Katharina mit einemmale, der ewigen Unruhe in Polen müsse ein Ende gemacht werden. Sie wäre gesonnen ihre Gränze vorzurücken, und Polen so klein zu machen, daß es seine Nachbaren nicht mehr beunruhigen könne. (Das hatte

es eigentlich nie gethan, sondern nur sich selbst mit dieses Nachbarn Hülfe beunruhigt).

Nun sahe Friedrich Wilhelm sich in die nämliche Lage versetzt, wie Friedrich der Zweite zwanzig Jahre vor ihm, mit dem üblen Unterschiede, daß Polen gegen diesen (namentlich im 7jährigen Kriege, wo die Russen es wie eine ihnen gehörende Provinz behandelten) immer feindlich gewesen war, Friedrich Wilhelm aber vor nicht langer Zeit Freundschaft mit ihm geschlossen hatte!

Denn so wie damals die erste Theilung von Polen in des Fürsten Kaunitz Kopf entsprungen war, so ging sie jetzt von Rußland aus; so wie Kaunitz damals mit Rußland unterhandelt, und Preußen nur so viel hatte merken lassen, um es auf die Gefahr aufmerksam zu machen, so hatte Rußland jetzt Alles was es begehrte durch seine Armeen schon in Besitz, während Preußen am Rheine stand; so wie Friedrich der Zweite nur die Wahl hatte, ob er Rußland und Oesterreich sich vergrößern, ersteres sich ihm ganz nahe rücken lassen, oder seine eigene Gränze (Ostpreußen damals ganz isolirt) auch verbessern wollte, so hatte Friedrich Wilhelm keine andere Wahl, als: ob er Rußland ganz an sich heran rücken und dennoch in dem übrigen Polen herrschen lassen, oder die eigene Macht auch verstärken wolle. Endlich, sowie Friedrich nicht ein Drittheil gegen Oesterreichs, und nicht ein Sechstheil gegen Rußlands Antheil bekommen, so erlangte auch Friedrich Wilhelm, nachdem er die harte Wahl getroffen, wiederum nur ein Viertheil gegen Das, was Rußland sich aneignete.

Beide hat das Urtheil der Zeitgenossen schwer getroffen, gleich als wenn sie allein das Unrechte herbeigeführt hätten! — Dies rührte daher, daß es beständig eine Russische und eine Oesterreichische Parthei in Polen gegeben hatte, und keine Preußische (wir verstanden die Intriguen immer schlecht): die Polen schrieen also am meisten gegen Preußen.

In der ganz üblen und verzweifelten Lage, in welcher der König sich befand, sehe ich nicht ein, wie er hätte anders handeln sollen? In solchem Zwiespalt, aus dem nur mit Schaden herauszukommen ist, muß der Vortheil des eigenen Landes entscheiden. Der Fehler war 1790, nicht aus Habsucht, begangen, nun kamen die Folgen.

Rußland, nachdem es mit uns einig, ließ, da es die Provinzen die es behalten wollte schon in Besitz hatte, unsere Erklärung, durch welche wir uns Südpreußen aneigneten, am 25ten März 1793 listig vorangehen, und folgte mit der seinigen erst am 9ten April. Dadurch ward der gehässige Schein am meisten auf uns geworfen, und leider muß man gestehen, daß wir selbst nicht wenig dazu beigetragen haben, die uns aufgebürdete Last recht groß erscheinen zu lassen.

Unsere Nation nämlich hat die sehr üble Eigenschaft, immer laut und ohne Rücksicht Partei zu nehmen gegen ihre eigene Regierung, in Sachen, die das Ausland betreffen. Was vom Auslande her gegen uns geschrieen und gelogen wird, das beten wir gehorsamlich nach, und helfen es verbreiten, meist ohne Sachkenntniß. Wir unterscheiden uns dadurch von allen andern Völkern, die immer zusammenhalten gegen das Ausland, wenn sie auch noch so laut und sogar erbittert sind über Maßregeln ihrer Regierung im Innern.

Meister hierin sind die Franzosen. Wenn sie auch z. B. durch den Lauf der Zeit und durch selbstbereitetes Elend dahin gebracht werden, jakobinische Gräuel und bonapartischen Despotismus als verwerflich anzuerkennen, so vertheidigen sie fortwährend die Maßregeln des Wohlfahrts-Ausschusses und Napoleons gegen das Ausland. Ihnen bleibt Frankreich immer im Recht, selbst wenn es das scheußlichste Unrecht begeht. — Genau ebenso ist England: Rußland und Oesterreich gleichen dem, — sie tadeln wenigstens ihre Diplomatik nie öffentlich.

Wir aber schöpfen Klugheit aus dem schlechtesten, ausländischen Schriftsteller, sogar aus den Zeitungen, und beten nichts mit größerem Eifer nach, als den Tadel über uns selbst.

So hat denn auch Niemand die polnischen Theilungen, das Werk der Noth (für uns) und zweihundertjähriger Begebenheiten, die nothwendige Folge polnischer Schlechtigkeit und individueller Habsucht, mehr als einen schlechten Streich Preußens betrachtet, und die angebliche Schmach williger auf die eigenen Schultern genommen, als wir Preußen selber, da vielmehr Jeder, der sich die Mühe gegeben hätte in die Verhältnisse einzudringen und dem preußische Ehre kein leerer Name war, hätte sagen müssen: „Wir sind nicht dazu da, um einen unruhigen, in Egoismus versunkenen Nachbar, der seinen Sturz seit 200 Jahren selbst vorbereitet und herbeigeführt hat, von dem wir nie Gutes, oder auch nur Nachbarliches erfahren haben, zu vertheidigen, da er sich selbst nicht einmal zu vertheidigen, sondern nur sich zu zerrütten und zu verkaufen versteht! Eine alte Chronik von 1157 sagt schon von den Polen: — — „„Natio prompta manu, rationis inops, adsueta rapinae, mobilis, inconstans, acerrima, lubrica, fallax. Nec dominis servare fidem, nec amare proprinquos sueta!““ — Wir sind aber gezwungen gewesen, da sein Ende nicht aufzuhalten war, uns gegen die Nachbarn zu sichern, die ihn unterjochten. Nur deswegen mußten wir unsere Gränze in das schon nicht mehr vorhandene ehemalige Polen vorrücken!“

Es ist klar, daß nach den Erfahrungen des Feldzuges von 1793, und nach den so eben in Polen gemachten, Friedrich Wilhelm der Zweite nicht mehr mit gleichem Eifer und Aufopferung den Kampf gegen Frankreich führen konnte. Handgreiflich war, einerseits, daß errungene Siege nur noch zum Vortheile Oesterreichs dienen, Unglücksfälle aber ihn selbst vor-

züglich treffen mußten (wegen der Lage seiner Staaten), andererseits, daß die Kaiserin Catharine ihn nur deswegen gegen Frankreich trieb, um desto ungestörter an der entgegengesetzten Gränze, in Polen, ihre Herrschaft festsetzen zu können.

Der König erklärte also, daß er nach den gemachten Erfahrungen und eingetretenen Umständen keinen vorherrschenden Antheil am Kriege mehr nehmen könne. Er werde seine Truppen zurückziehen, die er ohnedies in Polen gebrauche, und nur als Reichsfürst das ihm obliegende Contingent bei der Reichsarmee lassen. Wer möchte ihm dies verdenken?

Dies wirkte. Aber nur halb: denn statt sich gegenseitig und offen über ihre Zwecke zu verabreden, und ein gemeinschaftliches Ziel sich zu setzen, brachten die Alliirten es dahin, daß der König englische Subsidien annahm und seine Armee am Rhein ließ. Dadurch war die Lage der Sache aber nicht gebessert, sondern verschlechtert. Denn die Englischen Kommissarien, im Einverständniß mit Oesterreich, betrachteten die Preußische Armee nur als eine die ihnen unbedingt gehorchen müsse, da sie dafür bezahlt sey, und da dies Preußischerseits nicht zugegeben, vielmehr die Subsidien nur wie eine Hülfe zum Kriege, nicht aber wie ein Sold an zum Dienste überlassene Truppen, betrachtet wurden, so entspannen sich weit ernstere Zwistigkeiten als im verflossenen Jahre.

Den ganzen Sommer hindurch dauerten die Streitigkeiten zwischen den Oesterreichern und Preußen. Erstere verlangten, daß die Preußen aus den Vogesen abmarschiren, und quer durch Feindesland nach den Niederlanden ziehen sollten. Letztere stellten die Unmöglichkeit vor, den Feind (die französische Rheinarmee) hinter sich zu lassen, und bei einem so gewagten Marsch die ganze Armee auf's Spiel zu setzen. So unterblieb es. Das Project taugte nichts, es sey denn, daß es gleich im Frühjahr und auf ganz andere Weise hätte ausgeführt werden können, und offenbar hatte auch Möllendorf den Befehl, die Preu-

ßische Armee nicht den Oesterreichern und den fremden Geld-Kommissarien zu unterordnen, und zwar das deutsche Reich zu schützen, nicht aber einen Theil von Frankreich für Oesterreich zu erobern.

Ueber diesen Zänkereien verfloß die gute Jahreszeit. Dazu kam aber noch, um den nachherigen Frieden zu Basel herbeizuführen:

1) Ein gewisses Mißtrauen und Abneigung des Heeres gegen diesen Krieg. Daß wir von den Oesterreichern gemißbraucht und im Stich gelassen würden, war an sich klar. Die Anwesenheit der Englischen Kommissarien und ihre nicht verhehlten Aeußerungen: „daß die Armee von England bezahlt sey, also nach ihrem Willen operiren müsse", hatten nicht verfehlt Unzufriedenheit und ein an sich lobenswerthes Gefühl der Entwürdigung zu verbreiten. Je mehr man unsererseits verbreitete, daß der Tractat in diesem Sinne gar nicht abgeschlossen sey, — je mehr wurde diese Erklärung nur für einen Deckmantel der Schande gehalten.

2) Die Faulheit und Unbeholfenheit der deutschen Fürsten, die zwar alle beschützt und vertheidigt werden wollten, aber ohne selbst dazu mitzuwirken, — von denen also Geld und Lieferungen entweder ganz ausblieben, oder unregelmäßig und zu spät geleistet wurden.

3) Eine Friedens-Partei in Berlin, an deren Spitze (den Haufen der gebildeten Bürgerlichen zu übergehen, der damals hierbei noch nicht in Betrachtung kam) die Minister Struensee und Graf Schulenburg-Kehnert standen. Beide zusammen hatten die Geschäfte, die jetzt einem Finanzminister obliegen, und da man damals noch verabscheute, den Krieg durch Raub und Plünderung zu unterhalten, Anleihen auf die Zukunft aber weit schwieriger waren als jetzt, ja oft unmöglich, so waren sie in großer Verlegenheit die nöthigen Summen zur Kriegführung herbeizuschaffen. Struensee war überdies als Deist und gelehr-

ter Bürgerlicher den revolutionären Grundsätzen keinesweges abgeneigt.

So stürmte man auf den König ein, der zwar durch ein lebhaftes Gefühl seiner Königlichen Würde, und durch große Geschichtskenntniß die Gefahr die Europa bedrohete deutlich einsah, aber durch das Betragen seiner Alliirten erbittert war. Schulenburg aber und vorzüglich der General Kalckreuth, ein kluger, schlauer und ehrgeiziger Mann, der französische Grundsätze schon frühe am verdorbenen Hofe des Prinzen Heinrich eingesogen hatte, verleiteten den alten, braven, aber in dieser Richtung höchst beschränkten Feldmarschall Möllendorf zu geheimen nicht autorisirten Unterhandlungen mit den Franzosen, die durch einen Verräther aus Kreuznach (hier hatte Kalckreuth lange gestanden), Namens Schmertz, betrieben wurden. Wie nun der König endlich zum Wanken gebracht worden, waren die Wege gebahnt, und Schmertz bekam durch Hardenberg eine Pension aus Anspachischen Kassen.

4) Die Engländer, um ihre Sache durchzusetzen, hatten einen jungen Lord Spencer als Gesandten nach Berlin geschickt. Dieser, der wahrscheinlich alle Leute für eben so schlecht hielt wie er selbst war, und der glaubte daß mit englischem Gelde Alles auszurichten sey, wandte sich an die ehemalige Geliebte des Königs, die Madame Rietz, und bot ihr 200,000 Pfd. St. (d. h. über eine Million Thaler), wenn sie den König bewegen könnte, mit einer größeren Macht, und ganz im Willen Englands, den Krieg zu führen. Dies Weibsbild aber war dem König treu und hatte preußische Ehre im Leibe, daher gab sie den Brief dem Könige. Dieser jagte den Lord Spencer fort, und ward durch solch' Ereigniß wahrlich nicht fester an die Allianz geknüpft. Die Rietz aber ward zur Gräfin Lichtenau erhoben.

5) Die Wendung, welche die Angelegenheiten in Polen genommen hatten. — Hier war unterdeß der Aufstand ausge-

brochen, das russische Corps unter Igelström zur Räumung des Landes gezwungen, in Warschau eine neue Regierung eingesetzt, die Armee verstärkt.

Für unsern Antheil von Polen war Alles zu fürchten. Der König versammelte 30,000 Mann, und der fortwährenden Tracasserien müde die er am Rhein mit seinen Feldherren erfahren hatte, übernahm er selbst das Commando. Diese Truppen standen in kleinen Korps unter verschiedenen Generalen, und rückten über die Gränze. Die Polen wurden troß ihrer Uebermacht von unsern Truppen bei Sczekoszyn den 5. Juni geschlagen, und der König rückte sogleich mit 20,000 Mann gegen Warschau, wo 13,000 Russen unter Fersen sich mit ihm vereinigten.

Unterdessen hatten die Redensarten der Schreier, die zu Hause geblieben waren, den Pöbel in Warschau erhitzt. Es brach ein Tumult aus; die Redlichen und Ordnungsliebenden, die deshalb den Rednern und Ideologen verhaßt waren, wurden massakrirt und aufgehängt, und wenn Kosciusko nicht herbeigeeilt wäre, so hätte das Blutbad die ganze Stadt verheert. Die Schreier aber bemächtigten sich des Regiments. Kosciusko stand nunmehr mit 25,000 Mann, nebst Zajontscheck und Joseph Poniatowsky (dem Bruder des Königs) im Lager zu Wola und deckte Warschau. Der König von Preußen mit seinen 33,000 Mann schloß ihn hier ein, und wollte, seiner Gewohnheit gemäß, sogleich angreifen. Dies war allerdings, bei der unbedeutenden Ueberlegenheit, und der Hülfe welche die aufgeregte Stadt und die Verstärkungen vom jenseitigen Weichsel-Ufer seinem Gegner gewährten, ein gewagtes Unternehmen, und es ist seinen Rathgebern, den General-Adjutanten Mannstein und Bischofswerder, nicht zu verargen, daß sie ihn davon abbrachten. Es wurde auf die Ankunft der russischen Armee unter Suwarow gewartet, der aber noch lange in Litthauen beschäftigt war.

Unterdessen verschanzten die Polen Warschau mit dem größten Eifer, und auch ihre Stellung von Wola. Sie vermehrten ihre Armee täglich. Es leuchtete ein, daß man jetzt entweder abziehen, oder angreifen müsse. Natürlich wählte der König das letztere. Die Stellung von Wola wurde angegriffen und genommen. Der König nahm nun seine Stellung daselbst. Warschau mußte angegriffen werden, wozu das Belagerungs-Geschütz und Munition aus Breslau geholt werden mußten. Als die Munition ankam, war sie unzureichend, — ja die Schlagröhren fehlten ganz. Sie mußten also erst angefertigt werden. Kanonaden und Gefechte gab es täglich. Um zur wirklichen Belagerung zu schreiten, mußte ein starker Munitions-Transport erwartet werden, der von Graudenz die Weichsel heraufkam. Die Monate Juli und August waren vergangen.

Unterdessen war aber die Insurrection in unserer neuen Provinz Südpreußen ebenfalls ausgebrochen. Suwarow kam nicht. Die Belagerten waren jetzt wenigstens eben so stark wie die Belagerer. Der Transport, nicht sonderlich gedeckt, hatte Thorn passirt; — bei Wraclawek wurde er von einem insurgirten Edelmann, Namens Mniewsky, überfallen, genommen und zerstört. Der Freibeuter wurde zwar nachher wieder vertrieben und sein Corps gesprengt, aber das Uebel war geschehen und die Belagerung unmöglich geworden. Der König hob die Belagerung am 6ten September auf, führte die Armee über die Gränze zurück, theilte sie zur Deckung derselben und zur Dämpfung oder Verhütung der Insurrektion in verschiedene (leider von einander unabhängige) Corps und ging höchst unzufrieden nach Berlin zurück. Die Russen gingen über die Weichsel.

Da fiel es den polnischen Generalen Madalinsky und Dombrowsky ein, unsern Gränz-Cordon zu durchbrechen, die Insurrektion im Rücken desselben anzuführen, und unsere Magazine zu zerstören. Es gelang ihnen, indem sie unweit Sochaczew an der Weichsel zwischen den kleinen Corps des Generalmajors

v. Schwerin und des Generallieutenants Grafen Schwerin (die deshalb in Untersuchung kamen) hindurchgingen, mehrere einzelne Preußische Detachements aufhoben und vernichteten, und bis Bromberg vordrangen, wo sie die Garnison vernichteten, deren Anführer, der Oberst Szekuly, ebenfalls blieb, und ein ungeheures Magazin den Flammen Preis gaben.

Von hier wandten sie sich links nach der Netze. Zwischen ihnen und Berlin war nicht ein Mann Truppen, in Berlin selbst nur ein einziges Infanterie-Regiment. — Anfangs wurden 100 Pferde an die Neumärkische Gränze gegen Westpreußen geschickt, um zu sehen, was daraus werden würde. Wie die Polen aber an der Netze blieben, und der Aufstand auszubrechen begann, mußte das in Berlin stehende Infanterie-Regiment Arnim, ein anderes aus Stettin (Ruits, welches nachher nach Warschau in Garnison kam), und die Garde du Corps und Gensd'armes aus Berlin, unter dem Befehl des Generals Byern (Commandeur der Garde du Corps) nach Westpreußen gegen Bromberg marschiren. Es war Eile. Den 8ten October kam der Befehl, den 12ten marschirten wir.

Ich war also mit meinem 17ten Jahre in meinem ersten Feldzuge begriffen, der aber thatenlos vorüberging. Ich erinnere mich, daß ich in den letzten vier Monaten wenigstens um 5 Zoll gewachsen war, und meine jetzige Größe beinahe erreicht hatte; ich war daher eben dabei, mir lauter neue Kleider machen zu lassen, da Alles mir zu klein war. Dieses Geschäft wurde unterbrochen, und ich hatte die Unannehmlichkeit, drei Monat in Röcken zu wandeln, wo ich die Arme nicht rühren konnte, und deren Aermel lange nicht bis auf die Hand reichten, in Westen und Beinkleidern, die nicht mehr zusammenpaßten, und zwischen welchen das Hemde hervorquoll. Kleidungsstücke nachkommen zu lassen war unmöglich, weil alle Posten durch die Insurrektion gestört waren, und es deren auch damals nicht den vierten Theil so viele gab, als jetzt.

Wir marschirten über Cüstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, bei Hochzeit über die Drage. Da die Insurgenten Westpreußen verlassen hatten, folgten wir gen Süden in Südpreußen hinein über Filehne, Ryczìwol, Rogoszno nach Gnesen, wo wir einige Tage verweilten, wahrscheinlich weil der General Byern sich mit den anderen Generalen vernehmen mußte*).

---

*) In diesen Tagen war ich einen Tag bei ihm auf Ordonnanz in Gnesen, wo ich in der Dreckstraße, im Wirthshause zur goldenen Laus gespeist habe. Die polnischen Namen habe ich vergessen. Auf dem Rückwege nach meinem Dorfe begegnete mir ein Abenteuer. Ich mußte einen Wald passiren, und hatte mir die Beschaffenheit des Weges im Allgemeinen gemerkt. Es war in der Dämmerung, wie ich den Wald erreichte. Von zweien Wegen wählte ich den rechts. Das Regiment Ruits bestand größtentheils aus Polen, die haufenweise desertirten. Ich holte ungefähr 20 Mann ein, die mit Wehr und Waffen davon gingen. Gefragt, wohin sie wollten? erwiderten sie: „nach dem nächsten Dorfe“, — und wie ich sagte: was sie denn da zu thun hätten, da das Regiment in Gnesen stehe, fingen sie an mit heftigen polnischen Reden sich um mich zu versammeln. Da ich allein nichts gegen sie ausrichten konnte, so sprengte ich durch sie hindurch, und ritt meines Weges. Da sie mit wildem Geschrei hinter mir herliefen, so war kein Zweifel, daß sie mich gern ergriffen und abgegurgelt hätten, um nicht verrathen zu werden. Kaum war ich 500 Schritt vor ihnen voraus, so sahe ich deutlich, daß ich den falschen Weg eingeschlagen hatte, und also zurück mußte. Es war also eine Art von Disposition nöthig, um durch sie hindurch zu kommen. Ich ließ meinen Reitknecht mit einem Handpferde, daß er an der linken Hand nehmen mußte, linker Hand dicht neben mir reiten. Ich ritt rechts, den Degen zur Hand, und wie ich in ihre Nähe kam, wo sie sich in Reih und Glied quer über den Weg, mit gefälltem Gewehr versammelten (Patronen hatten sie also nicht) machte ich eine förmliche Attacke. Die, auf welche wir trafen, stoben auseinander; — rechts neben mir wollten zwei zugreifen, und wie ich von oben herunter hieb, wichen sie aus; — linkerhand griff einer nach dem Handpferde, aber dieses (ein Gelber) versetzte ihm einen solchen Schmiß vor den Magen, daß er wie todt rücklings überfiel. So brachen wir durch, und wie ich mich umsah standen sie wie bedonnert, und sperrten Maul und Nase auf. Ich erreichte den Saum des Waldes wieder, schlug den richtigen Weg ein, und nachdem ich den Wald wieder passirt hatte, und es stockfinster war, führte mich ein Feldweg im Bogen, nicht von hinten, sondern von vorn,

Es fehlte dem Obersten Hinrichs, der sich mit seinem Füsilier-Bataillon aus dem Bromberger Blutbade glücklich gerettet hatte, und der jetzt in Inowraclaw stand, an Cavallerie. Die Leib-Escadron Gensd'armes (bei der ich stand) wurde dahin detachirt, und erst beim Rückmarsch wieder mit dem Regiment vereinigt, welches bis nach Kutno, Klodawa, Kolo u. s. w. vorrückte. Wir gaben einige Tage von Inowraclaw aus Patrouillen auf viele Meilen, und da sich von Insurgenten nichts fand, so wurden wir von dem Obersten Hinrichs um 6 Meilen vorwärts nach Brzesc Kujawsky detachirt. Dies ist ein mit Mauern umfaßter kleiner schlechter Ort, auf einem isolirten Hügel in einer Ebene gelegen. Insurgenten zeigten sich nicht mehr. Dombrowsky und Madalinsky hatten schon vor 14 Tagen unsere Postirungen wieder durchbrochen, und waren nach Warschau gezogen. Die aufgestandenen Edelleute und Landvolk waren ihnen entweder gefolgt, oder hielten sich zu Hause ruhig und versteckt.

Unterdessen hatte Suwarow, gegen die Zeit wo wir aus Berlin rückten, sich damit aufgehalten die Parteien in Litthauen zu unterwerfen, oder er hatte dem König bei der Belagerung von Warschau nicht helfen wollen. Genug er war bald darauf, als der König von Warschau abgezogen war, vorgerückt. Er schlug die Polen bei Krupezyce den 17ten und bei Brzesc-Litewsky den 19ten September, der General Fersen aber den Kosciusko selbst, den 10. October, bei Madziejowice und nahm

---

her an unser Dorf, ohne daß ich es schon sah, oder überhaupt wissen konnte: ob es auch das sey, was ich suchte. Mit einemmal sprengt Einer (es war unsere Vedette von der Feldwacht) im Dunkeln mit Werda auf mich los, fordert das Feldgeschrei, und wie ich unbedacht das neue Feldgeschrei gab, was ich eben aus dem Hauptquartier brachte, welches also für ihn das richtige nicht war, — brennt mir der Kerl dicht vor der Nase die Pistole los. Glücklicherweise blitzte sie nur von der Pfanne; ich gab schnell das gestrige Feldgeschrei, und wurde nun erkannt.

ihn gefangen. Gegen Anfang November rückte Suwarow gegen Warschau, vom rechten Ufer her, vor.

Alle Preußische Corps bekamen Befehl ebenfalls von ihrer Seite (dem linken Ufer) gegen Warschau zu rücken. Wir erhielten in Brzesc am 13ten November Nachmittags den Befehl zum Marsch nach Lowicz, wo wir am 5ten ins Lager rücken sollten. Wir marschirten sogleich, und die Nacht hindurch. Es war ein regnigter Herbst, schlechte Wege im dortigen fetten Boden, und beinahe ununterbrochener Wald.

Noch desselben Tages wurde das ganze Corps längs der Weichsel dislocirt. Die Compagnie von Henkel vorwärts nach Ilow, die Leibcompagnie nach Tokari, einem kleinen Orte mit großen Salzmagazinen, nahe bei Gombyn. Wir sahen diese Compagnie und eben so die übrigen über zwei Monate lang nicht wieder, denn wir wurden wieder zum Obersten Hinrichs geschickt, und marschirten die Weichsel abwärts, bei den jenseits gelegenen Städten Plock und Dobrzcin vorbei nach Wloclawek, einer Stadt mit einem reichen Domkapitel, wo das Hauptquartier war, und die halbe Compagnie unter dem Lieutenant zurückblieb. Die andere halbe Compagnie, wobei ich blieb, unter dem Rittmeister noch 2 Meilen weiter, und 3 Meilen oberhalb Thorn, nach Nieszawa. In dem erwähnten Loche und in einem ähnlichen, in dem nahe gelegenen Sluczewo, steckte ich nun 6 Wochen lang. Unser Rittmeister erhielt die Nachricht vom Tode seiner Mutter, welches ihn Anfangs sehr betrübt und dann verdrießlich, also ganz ungesellig machte. Ich war also auf mich allein beschränkt. So einen fortwährenden Dienst, wie jetzt, gab es bei den damaligen alten Soldaten auch nicht, ja nicht einmal Excesse, da es keinem einfiel von seinem Wirthe irgend etwas Anderes zu verlangen als einen Platz am ungeheuer großen Kamin. Deutsch sprach Niemand im ganzen Orte. Nicht einmal ein Priester war da. Es kam einer des

Sonntags um Gottesdienst zu halten. Ich glaube nicht, daß es ein einziges Buch in ganz Nieszawa gab, wenigstens gewiß kein deutsches, — von Zeitungen war gar nicht die Rede. Glücklicherweise packte ich hier meinen seit Berlin nicht bis auf den Grund ausgeleerten Koffer um, und fand darin zu meinem Erstaunen „Campen's Kinder-Bibliothek", welche meine Mutter meinem in Cüstrin befindlichen Bruder schenkte, die ich beim Durchmarsch dort abgeben sollen, aber in allem damaligen Wirrwarr rein vergessen hatte. Dieses Kinderbuch war in meiner Situation ein ungeheurer Fund, und ich habe es wenigstens dreimal, von Anfang bis zu Ende, durchgelesen.

In den letzten Tagen des Jahres 1794 marschirten wir über Nackel, Wirsitz, Grabionne, Schneidemühl, Driesen, Landsberg, Cüstrin, wieder nach Hause.

Den zweiten Tag des Januars 1795 hatten wir 27 Grad Kälte. Wir marschirten eben von Schneidemühl ab, bei einem scharfen Winde. Wir waren keine Viertelmeile fort, so erfror ein Ohr nach dem andern, eine Nase nach der andern, ein Backen nach dem andern. Es sah sonderbar aus die vom Frost kirschbraunen Gesichter, und mit einemmal daran eine schneeweiße Nase oder Ohr. Der Chirurgus ritt immer auf und nieder, ließ mit Schnee reiben, und verhinderte daß die Leute mit den steifgefrornen Händen nicht zu hart anfaßten, und die erfrornen Glieder abbrachen. Es erfroren an dem Tage allein 46 linke Ohren, worunter auch das meinige und der Zipfel des rechten. Ich habe zeitlebens bei Anfang des Winters und bei wechselndem Wetter eine Empfindung davon behalten.

Nun wurde erlaubt Tücher unter dem Hut um die Ohren zu binden, oder Nachtmützen darüber zu ziehen. Von Anfang an schon machten wir die Märsche meist im Trab. Dies ist ein vortreffliches Mittel nicht nur bei großer Kälte, um früher ins Quartier zu kommen, sondern auch in jeder Jahreszeit um die Pferde weniger zu drücken, und um zu verhindern daß die

Pferde durch das viele Schrittgehen nicht ganz aus einander und auf die Blätter kommen. Ich habe es in allen Kriegen praktisirt, natürlich nur auf Reisemärschen, und nicht wenn man an den Feind kommt, und nicht weiß was man noch zu thun bekommen wird und wie lange. Man muß aber Cavallerie haben, die traben kann, d. h. die in der Colonne in Glied und Vordermann, und hinten in demselben Tempo bleibt das vorn geritten wird, in einem ruhigen kurzen Trab, ohne jemals heranzuprellen und zu stutzen, oder abzubleiben und nachzujagen. In einem solchen Trabe ist der Kerl gezwungen gerade zu sitzen, sein Pferd ordentlich zu führen und zwischen den Schenkeln zu behalten. Das Pferd aber bleibt im Gleichgewicht, muß das Hintertheil gebrauchen und kann nicht auf den Blättern liegen. Dies thut es aber im Schritt, denn es ist nicht zu vermeiden, daß die Kerls die Zügel zu lang lassen, oder gar auf den Hals legen, und da sie auch, wenn sie erst müde werden und das Gesäß ihnen brennt, sich auf dem Sattel herumrakeln und von einer Seite zur andern sich setzen, so drücken sie. Im Trab aber müssen sie in der Mitte des Sattels und im Gleichgewicht bleiben, der Sattel wird auch durch die Bewegung gelüftet, und aus allen diesen Ursachen drückt man nicht. Reiten die Kerls aber wie die Franzosen, mit langen Zügeln, die vordersten ohne Aufmerksamkeit fort, die hinteren ohne Aufmerksamkeit nach, so daß sie abbleiben, heranprellen, und wieder jagen, und die Colonne aussieht, wie eine hin und herwogende Welle, [illegible] oder sind sie nach jetzt beliebter [illegible] auf den langen Trab eingeritten, wo [illegible] in den Galopp fällt, als nach einem Paar Stunden, [illegible] so geht dieser Trab ebenfalls ohne Zügel auf den Schulterblättern fort, und man wird alsdann freilich die Pferde noch mehr vorn herunter reiten, und noch mehr drücken, wie im Schritt.

Am 14. Januar rückten wir wieder in Berlin ein. Es war wieder über 20 Grad Kälte. Man mußte in Parade angezogen seyn. Vor dem Thore wurden also die Ohrtücher oder Mützen abgenommen, die Mäntel ausgezogen und aufgebunden, mit Vorbehalt, letztere wieder umzunehmen, wenn wir still einrücken sollten. Der König war aber in Berlin und ließ sagen, er würde uns entgegenkommen, wir sollten einrücken. Wir blieben also ohne den gewohnten Schutz, welches Allen, und mir vorzüglich, schlecht behagte, weil ich unter meinem zu engen und viel zu kurzen Collett nicht einmal Etwas hatte unterziehen können. Also die Trompeter voran, dann die fünf Standarten und die beiden Cornetts der Leib-Schwadron daneben wie immer, und so weiter. — In der Stadt war es spiegelglatt, und da wir sieben in Front mit den Standarten waren, so kam ich fortwährend auf den Abhang, auf die Eishaufen oder auf die gefrornen Rinnsteine zu reiten, denn mein Kamerad auf dem rechten Flügel, der die Richtung gab, sorgte wohl, daß er Platz hatte.

Wir erwarteten jeden Augenblick, der König werde geritten kommen; die Trompeter fingen also mit ihren besten Stücken an, aber, so wie sie nur einmal pausirt hatten, so fror auch der in die Trompeten gedrungene warme Hauch an, und es kamen die gräßlichsten Mißtöne heraus, so daß sie schweigen mußten. Alle Augenblicke stürzten Leute, es erfroren viele Gliedmaßen, und wenn auch an der Spitze, wo man vor sich sehen konnte, die Aufmerksamkeit und Ordnung ungestört blieb, so ließ doch weiter zurück die Spannung in der Colonne nach. Sie ritten lustig auseinander, um sich vor dem Fallen in Acht zu nehmen, und suchten sich mit Händen und Füßen zu erwärmen. — Wie wir um die Ecke der Schloßfreiheit herum kamen, kam ein Flügel-Adjutant und sagte: Der König sey unten, wir sollten in Parade vorbeimarschiren, — also Richt Euch!

Die Trompeter nahmen die Blechpfeifen wieder vor, — nun kamen aber beinahe gar keine Töne mehr heraus, sondern nur abgebrochene einzelne Stöße vom gräulichsten Geschnarr. — Den König sah man nicht. Mit einemmale, wie wir an das Schloßportal kamen, trat er zu Fuß hinter dem Pfeiler hervor. Die Vordersten kamen noch geschlossen vorbei, bei den Hintersten aber, welche das „Richt Euch!" noch bei der langen Brücke oder [illegible] gerufen hatte, war die Spannung schon wieder zerrissen, man glaubte, es sei ein falscher Lärm gewesen; um den König stand eine dichte Menschenmasse, und da Niemand ihn zu Fuß erwartete, so kam der größte Theil des Regiments vorbei, ohne ihn bemerkt zu haben. Es war der schlechteste Vorbeimarsch von der Welt.

Der König, welcher auf dergleichen sonst keinen Spaß verstand, sah die Umstände ein, und da sonst Leute und Pferde in gutem Stande waren, so tadelte er nicht. — Kaum waren wir mit der Spitze bei dem König vorbeigekommen, so sagte mir der kleine 16jährige Junker neben mir (er ist nachher ein Herr von 6 Fuß geworden): „Nun kann ich es gar nicht mehr aushalten, — ich muß die Standarte fallen lassen!" — Ich, zwar um 2 Jahre älter, war doch so nicht angegriffen, ermahnte ihn, [illegible] eine Strecke, so daß er die Hände wieder ein wenig (die Standarte an der Schulter) warm klopfen konnte, und so ermannte er sich noch einmal. Bei unsern Ställen, unter den Linden in der Akademie, angekommen, ging das Regiment auseinander; die Leib-Compagnie hatte aber noch eine gute Viertelstunde zu thun, die Standarten wegzubringen und zurückzukehren. Vor des Generals Quartier war der erwähnte kleine Junker so fest gefroren, daß er nicht absteigen, und, vom Pferde gehoben, nicht gehen konnte. Man mußte ihn führen und nachher wieder auf's Pferd setzen. — Ich für meine Person kam herunter, aber zum Gehen konnte ich die Knie nur

nothdürftig in Bewegung bringen, — doch ging es, ich stieg wieder auf, zurück nach den Ställen, und dann nach Hause in der Wilhelmsstraße, wo ich zum großen Vergnügen meiner Mutter und Geschwister ungefähr um Mittag eintraf, bald aber sehr ernsthaft an den Augen litt.

Meine älteste Schwester, nur 11 Monat jünger als ich, wurde bald darauf Hofdame bei der Königin. Die zweite wuchs heran, — wir harmonirten sehr mit einander. Sie sollten beide das Licht der Welt nur noch wenige Jahre schauen, und früh hingerufen werden. Die beiden jüngsten waren erst 6 und 3 Jahr alt.

Mein Bruder Alexander, der im achten Jahre stand, war den Sommer 1794 nach Cüstrin zu dem Hofprediger Arens in Pension gegeben worden. Arens war ein sehr rechtschaffener Mann, und mein Bruder, mit ungewöhnlichen Fähigkeiten begabt, legte bei ihm den Grund zu seinem späteren ausgezeichneten Wissen. Der zweite Bruder, Eberhard, einer der vortrefflichsten Knaben, die je geboren wurden, der jetzt kaum 4 Jahr überschritten hatte, kam 2 Jahr später ebenfalls nach Cüstrin, später in die Ecole militaire. Beide haben ihren Tod auf den Schlachtfeldern gefunden.

Der Carneval 1795 war in Berlin wie der vorhergehende äußerst glänzend. In den Winterquartieren zu Frankfurt am Main, im Winter 1792 und 93 hatten nämlich der Kronprinz und sein Bruder, der Prinz Louis, die Bekanntschaft mit zweien Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz gemacht. Der König, ein sehr guter Vater, willigte in die Verbindung, welche also blos aus Neigung geschlossen wurde. Der Kronprinz war damals 22, seine Braut 17 Jahre alt; sein Bruder, der Prinz Louis, war 20 Jahr alt, seine Braut 15 Jahr. Wegen des Feldzuges von 1793 (dem der König und die Prinzen beiwohnten) wurde die Vermählung verschoben, erfolgte aber noch vor Ende des Jahres.

Bei dem Einzuge der Prinzessinnen, ungefähr am 20. December, war in Berlin der gewaltigste Jubel. Vom Militair war nur eine einzige Schwadron Garde du Corps (oder noch weniger) dabei, aber alle Gewerke in ihren Uniformen und mit ihren Fahnen waren bis Stegelitz entgegen gezogen (es waren gewiß 20,000 Mann), und begleiteten den Wagen. Die Schlächter, als Stadt-Cavallerie, in ihren braunen Röcken mit goldenen Tressen, rothen Westen und rothen Hut-Kokarden, hatten bei solchen Gelegenheiten den Vorrang, der ihnen wegen ihrer 1757 bei dem Angriffe der Oesterreicher auf Berlin bewiesenen Tapferkeit verliehen war. In den Straßen von Berlin konnte kein Apfel zur Erde fallen, alle Fenster und Dächer waren besetzt. — Wie dreißig Jahre später, wo die Gewerke schon seit dreizehn Jahren aufgehoben waren, die jetzige Kronprinzessin ihren Einzug hielt, hätte dieser, anders als rein militairisch, gar nicht zu Stande kommen können, wenn man die Gewerke nicht (ad hunc actum) wieder reconstruirt hätte.

Damals also (1793) war die Vermählung des Kronprinzen am 24ten December, die des Prinzen Louis am 26ten. Nie ist ein solcher Triumph der Schönheit und Anmuth gefeiert worden, wie von der Kronprinzessin. Sie ward und blieb der Abgott des ganzen Volkes, ungeachtet sie nie in den Fall gekommen ist, Thaten zu verrichten, die ihr eine so überschwengliche Liebe und Verehrung hätten zuwenden können, ja, obwohl sie eigentlich mit keinem Theile des Volkes jemals in Berührung gekommen ist anders als durch ihren bloßen Anblick, und vielleicht durch einzelne Worte, die man von ihr hörte. Es war die Güte die aus ihren Augen strahlte,. und die unbeschreibliche Huld und Anmuth ihres ganzen Wesens, die ihr alle Herzen gewannen.

Alle die vorher erwähnten Umstände, die den Frieden nothwendig machten, — da an Besiegung der Revolution, Wiederherstellung der großentheils gemordeten Königsfamilie, und Befreiung der gewaltsam von Frankreich unterjochten, ihrer Länder beraubten deutschen Fürsten nicht mehr zu denken war, — hätten doch vielleicht nicht hingereicht, des Königs ritterlichen Sinn, seinen hellen Blick in die Zukunft, und sein hohes Rechtsgefühl von dem bisherigen Wege ab, und auf den für die Lage und den Zustand seines Landes nothwendigen hin zu lenken, wenn nicht folgende ihn persönlich berührende Umstände hinzugekommwen wären.

Graf Schulenburg-Kehnert, der in dieser Zeit neben einem Theil der Finanzen Minister der auswärtigen Angelenheiten war, war dieser Stelle offenbar nicht gewachsen, am wenigsten in diesen Kriegsjahren unter den Intriguen und verschiedenen Anforderungen der Emigrirten, Oesterreichs, Englands, Rußlands, des Herzogs von Braunschweig, Kalckreuth's, und neben der herannahenden Finanznoth.

Nun erschien von seinen Reisen in Italien zurückgekehrt (ich glaube im Jahr 1793) in Frankfurt am Main ein schlesischer Edelmann, der Graf Haugwitz, ein kluger, intriganter und sehr liederlicher Mensch, der sich bei dem Könige, bei dessen General-Adjutanten Bischoffswerder und Mannstein, — die toll hätten seyn müssen, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß so ein Krieg, so geführt, niemals ein glückliches Ende gewinnen könnte — so einzuschmeicheln wußte, daß er Minister der auswärtigeu Angelegenheit wurde. Wie lange er zwischen den Parteien gestanden und gezweifelt haben mag, weiß ich nicht, aber er machte den Frieden von Basel.

Die französischen Machthaber wünschten nichts sehnlicher als den Frieden mit Preußen, um Uneinigkeit unter ihre Feinde zu bringen; daß sie von Preußen gerade das Meiste hofften, lag darin: weil es bei ihrem Plane, den Rhein zur Gränze

zu bekommen, am wenigsten zu verlieren hatte, also am leichtesten abzufinden war, — sodann, weil ihnen die Ungelegenheiten, die Preußen bereitet worden waren, und der daraus fließende Zwiespalt mit Oesterreich nicht unbekannt geblieben waren, endlich aber, weil sie von uns immer waren geschlagen worden, ohne uns jemals eine Niederlage wie den Oesterreichern (bei Courtray z. B.) beibringen zu können.

Man hat dagegen eingewendet, daß uns auch immer die schlechtesten Armeen, und die schlechtesten Heerführer entgegengestanden hätten, dem ist aber nicht so. Die französischen Armeen waren ursprünglich alle gleich schlecht; sie wurden erst gut durch den langen Krieg und durch ihre Siege. Die uns gegenüberstehenden Armeen waren seit dem Herbst 1793 im Verhältniß der Stärke uns eben so an Zahl überlegen, wie die, welche die Oesterreicher besiegten, und man vergißt ganz und gar, daß wenn gleich die Schlacht von Pirmasens gegen einen unbekannten Schuster, Moreaux, gewonnen wurde, es doch der berühmte Hoche war, den der Herzog von Braunschweig in der dreitägigen Schlacht von Kaiserslautern besiegte, — ja daß Pichegru, der den unverständigen Wurmser vor sich hertrieb, durch den Herzog zum Stehen gebracht wurde.

Haugwitz benutzte also die durch den General Kalckreuth mittelst des Verräthers Schmertz angeknüpften Unterhandlungen und man kam überein, Friedens-Gesandte insgeheim nach Basel zu senden.

Der Fürst Hohenlohe, welcher die Avantgarde des Feldmarschalls Möllendorf kommandirte, hätte durch seinen Unternehmungsgeist beinahe einen Strich durch die Friedensprojekte gezogen. Er sollte recognosciren, da er aber den Feind ernstlich suchte, so fand er ihn auch, und brachte ihm am 19ten September 1794 bei Kaiserslautern im raschesten Ueberfall eine vollständige Niederlage bei, die ihnen 4000 Mann und die

ganze Division Meynier kostete. Da er von dem Feldmarschall nicht unterstützt wurde, so wurde weiter nichts daraus. Dies war der dritte Verlust, den wir den Franzosen bei Kaiserslautern beibrachten.

Da die Oesterreicher unterdessen aus den Oesterreichischen Niederlanden, über den Rhein zurück, und die Engländer nach Holland getrieben waren, so ging unsere Armee auch im Rückzuge hart bedrängt bei Mainz über den Rhein zurück und damit hatten unsere Waffenthaten ein Ende; die Unterhandlungen in Basel waren im vollen Gange.

Unsererseits war der General Graf Goltz, von dem schon oben gesprochen worden, nach Basel geschickt. Er war aber ein viel zu edler und wohlgesinnter Mann, als daß er mit den Bestien, die von Paris geschickt waren, irgend Etwas hätte ausrichten können. Er starb gegen Ende des Jahres, oder in den ersten Tagen des Januars 1795. Wenn man zu Stande kommen sollte, so mußte Jemand an seine Stelle gesetzt werden, der mit jenen Kerlen besser umzugehen verstand. Der Mann fand sich und zwar in der Person des nachher bei den Ideologen und Sophisten so berühmt gewordenen damaligen Barons Hardenberg.

Es war ein schöner, gewandter, vornehm aussehender, aber bodenlos leichtsinniger, und den jedesmaligen Eindrücken dahin gegebener, zugleich listiger Mann.

Nach König Friedrichs des Zweiten Tode wurde er zuerst in Berlin bekannt. Dieser hatte nämlich sein Testament in Braunschweig niedergelegt, und seinen Schwager, den Herzog Carl, zum Executor testamenti ernannt. Dieser war aber schon 1780 gestorben, das Testament jedoch dort geblieben. Der neue Herzog (nämlich der preußische Feldmarschall) schickte es durch Hardenberg nach Berlin.

Bald darauf wurde er mit dem Markgrafen von Anspach und Bayreuth bekannt und gewann dessen Gunst in dem Grade,

daß er ihn zum Minister, eigentlich zum Regenten seiner Länder ernannte, denn dieser Fürst war kein Freund vom Regieren, sondern vom Umherreisen. — Da die Fürstenthümer sehr schlecht regiert worden waren, so war es für Hardenberg nicht schwer, hier großes Lob und die Zufriedenheit des Landes zu gewinnen. Als der Markgraf die Fürstenthümer am 2ten December 1791 dem Könige abtrat, machte er auch die Bedingung, daß Hardenberg seine Stellung, oder wenigstens sein volles Gehalt lebenslänglich behalten sollte. Dies hat ihm in der Folge schöne Zinsen eingebracht.

Er säumte nicht, durch geheime Unterhändler mit den damals bei der französischen Rheinarmee befindlichen Convents-Deputirten Merlin v. Thionville und Rewbell (diesen Bluthunden und Räubern) Bekanntschaft zu machen, und sie, sowie den General Pichegru, insgeheim zu sehen, und so kam denn der Friede zu Basel ziemlich schnell am 5ten April 1795 zu Stande *).

Das Gute an diesem Frieden war, daß er uns von schlechten Alliirten befreite, und aus Verhältnissen riß, in denen nicht mehr auszuhalten war, aber ehrenvoll war er nicht.

Die Demarkations-Linie war noch dazu mit demselben Leichtsinn gezogen, der aus Hardenberg's Privatleben schon bekannt, nachher in seinem öffentlichen Wirken bei allen Gelegenheiten sich auf's stärkste dokumentirt hat. Sie bog sich

---

*) Hardenberg kehrte nun zu seiner Administration des Anspachischen zurück. Schon im Jahre 1797 kam er wegen Vergeudung der Königlichen Gelder in Untersuchung, da beide Fürstenthümer gar nichts einbrachten. Dem Minister Graf Schulenburg wurde die Untersuchung übertragen. Es fand sich, daß er sich über 200,000 Gulden für seinen Aufenthalt in Basel zugewendet hatte. Unter einer halben Million jährlicher Civil-Administrations-Kosten steckten 100,000 Thaler zum Ausbau von Hardenberg's Wohnung im Schlosse zu Anspach. Er mußte nach Berlin, um sich zu rechtfertigen. Wie er sich herausgeholfen, weiß ich nicht.

von Frankfurt, nicht am Rhein, sondern unweit des Rheins bis nach Coblenz zurück. Die Franzosen hatten sich dadurch einen Rhein-Uebergang sichern wollen, da Mainz in Oesterreichischen Händen war.

Sie benutzten ihn 1796, indem sie dadurch die in dieser Gegend schwachen Oesterreicher überraschten und bis an den Main vordrangen. Verstärkt, schlugen diese die Franzosen zurück, und wie diese nun in dem schmalen Raum zwischen der Demarcationslinie und dem Fluß nach ihren Brücken retirirten, nahmen die Oesterreicher die kürzere Linie durch das neutrale Gebiet, und brachten ihre Gegner in großen Verlust. — Und da die Hauptmacht der Oesterreicher wieder nach Schwaben zurückging und die Franzosen ansehnliche Verstärkung erhielten, so wendete sich das Blatt auch wieder. Die Oesterreicher, als die schwächeren, respectirten nun das neutrale Land, weil sie in dem schmalen Kriegesraum sich weniger auszubreiten brauchten, — die Franzosen ihrerseits ergriffen nun die kürzere Linie, verletzten ebenfalls das neutrale Gebiet und brachten die Oesterreicher, indem sie ihnen eben so zuvorkamen, wie ihnen selbst kurz zuvor geschehen war, in eben solchen Verlust. — Natürlich fehlte es von beiden Seiten nicht an heftigen Vorwürfen gegen Preußen, und die Folge war, daß die Demarcationslinie weiter zurück verlegt werden mußte. Wie aber Jourdan seinen Sieg verfolgte, und bis in die Oberpfalz und gegen die Donau vordrang, geschah es, sey es wirklich wegen des vorgegebenen besseren Zusammenhanges der neutralen Provinzen Anspach und Bayreuth, oder weil uns Nürnberg schon unter den künftigen Entschädigungen zugewiesen war, daß wir die zwei Vorstädte dieser freien Reichsstadt mit Gewalt (denn sie widersetzte sich) besetzten, und in Administration nahmen. — Dies war der erste Gewaltstreich in Deutschland, den Preußen sich zu Schulden kommen ließ, und der das Vertrauen in selbiges für alle Folge erschütterte. Oesterreich erhob einen ge-

waltigen Lärm auf dem Reichstage zu Regensburg, mit allgemeiner Beistimmung, und da kurz darauf Jourdan von dem Erzherzog Carl zweimal geschlagen und bis zum Rhein zurückgetrieben wurde, so verließen wir Nürnberg, sobald die Oesterreicher in der Nähe waren. Auf diese Weise wurden wir so bald nach unserem Separatfrieden zweimal auf das Ehrenrührigste compromittirt!

Es scheint, daß dem in seinen besten Absichten betrogenen und aus einer Verlegenheit in die andere gestürzten König, die Politik und die äußeren Verhältnisse zum Ekel wurden, und daß er sie ganz dem Haugwitz überließ, um nur Ruhe zu haben, da er sonst die Hauptcorrespondenzen mit seinen Gesandten eigenhändig geführt hatte, wie Friedrich der Zweite. Auf andere Weise kann ich mir wenigstens die Bedingungen des Friedens von Basel und die Nürnberger Geschichte nicht erklären, weil sie seinem ehrliebenden Charakter gänzlich widersprechen.

Der König fing 1796 an zu kränkeln und wurde in kurzer Zeit ganz mager, so daß man ihn gar nicht wieder erkannte. Er war riesenstark gewesen. Mein Vater hat einmal mit angesehen, wie er seinen Kammerdiener und Günstling Rietz, der selbst ein Riese war, als dieser Etwas versehen hatte, mit den Worten: „Er ist doch ein infamer Schlingel!" an beiden Händen packte, sie hinten überbog, und ihn im Nu zur Erde stürzte.

Der König glaubte indessen nicht so krank zu seyn, oder wollte wenigstens nicht so scheinen. Ich habe ihn zum letzten Male an seinem letzten Geburtstage, den 25sten September 1797, gesehen, an welchem Tage die Königin immer einen Ball gab. — Niemand glaubte, daß er erscheinen würde, aber er kam. Er sah aus wie ein Schatten, konnte kaum die kurze Strecke durch einige Zimmer gehen, bis er zu einem Sopha

im Tanzzimmer gelangte; Jedermann fürchtete, daß er hier verscheiden würde. Er blieb aber wohl eine Stunde, und unterhielt sich wie gewöhnlich, aber sehr matt, mit seinen Schwiegertöchtern. Nachher hat ihn Niemand, außer seinen nächsten Umgebungen, mehr gesehen. Man wollte ihn durch die stärksten Erregungsmittel erhalten, schadete ihm aber noch mehr. Bischoffswerder war auch ein Goldmacher und Verfertiger von Unsterblichkeits- oder wenigstens Lebensmedizinen, die einen starken Körper und hohes Alter hervorbringen sollten, — auch scheint es, daß der König selbst daran glaubte. Man verfertigte ihm (ich weiß nicht mit wessen chemischer Hülfe) aus wirklichem Golde das von Alters her berühmte aurum potabile (tirnkbares Gold) und er hat es gebraucht. Die Brustwassersucht und wie es scheint gänzliche Erschöpfung der Kräfte, oder Abspannung der Nerven, verursachten ihm ein lange währendes und qualvolles Ende. Endlich ward er am 16ten November 1797 von seinen langen Leiden erlöset.

In Berlin harrte man mit einer Art von sträflicher Ungeduld darauf. — Ich ging an diesem Tage etwa um Mittag die Linden herauf. Mit einemmale kam der General v. Götze, Kommandant von Berlin, von seiner Wohnung her, blos mit einer Ordonnanz, nach den Linden gejagt, bog hier in die Promenade für die Fußgänger ein, und so ging es in voller Carrière nach dem Brandenburger Thore hin. Die Spaziergänger stoben natürlich auseinander, und redeten viel, was es zu bedeuten habe? Ich merkte es wohl und schauete blos nach dem Thore. — Kaum war der Kommandant daselbst angekommen, so gingen die fünf großen Thore zu. Niemand kam mehr herein oder hinaus, und die Spazierenden im Thiergarten kamen um ihr Mittagbrod. Der Commandant kam nicht zurück, sondern ritt an der Communication herum nach dem Potsdamer Thor. Vermuthlich hatte er den Platzmajor nach den Thoren

an der anderen Seite der Spree geschickt, denn in einer Viertelstunde war die Stadt vollkommen gesperrt, und Jedermann wußte nun, daß der König todt sey.

Damals hielt man noch dafür, daß die Unterthanen durch den Eid nur an die Person des Königs gebunden wären. Es wurde also immer geeilt, dem neuen Monarchen huldigen zu lassen. Alle Behörden, und vorzüglich das Militair, mußten noch an demselben Tage schwören, und dann erst wurde die Communication nach Außen freigegeben. Couriere gingen nach allen Provinzen, und in allen Städten und Garnisonen wurde eben so rasch verfahren. Wenige Stunden nach Schließung der Thore war das Regiment Gensd'armes auf dem Opernplatze zu Fuß versammelt. Der General Elsner (Nachfolger von Prittwitz), der von dem Könige wohl gelitten war, hielt eine ganz angemessene Rede und ließ Friedrich Wilhelm den Dritten hochleben. Dann folgte der Auditeur mit einer pathetischen, im Voraus gelernten sehr unpassenden Rede, und dann wurde der Eid Friedrich Wilhelm dem Dritten geleistet.

Wir verwunderten uns alle, denn wir glaubten zu wissen, daß der neue König sich blos Friedrich nennen würde (wie denn die doppelten Namen immer im Mißcredit standen) — und es soll auch dessen Absicht gewesen seyn. Wie er aber erfahren, daß schon früher in Potsdam, ohne daß er deshalb Etwas befohlen, ihm als Friedrich Wilhelm gehuldigt worden, soll er gesagt haben: „Mag auch wohl leichter seyn, Friedrich Wilhelm zu heißen, als Friedrich!“

Das feierliche Leichenbegängniß König Friedrich Wilhelm des Zweiten ward bald nach seinem Hintritt gehalten. Der Zug ging vom Schlosse, durch die Schloßfreiheit nach dem Dom. Vor dem Sarge trug der Feldmarschall Möllendorf das Reichspanier, hinter dem Sarge zwölf Staatsminister die Reichs-Insignien, Krone, Scepter, Reichsapfel, Schwert, Kurhut, Handschuhe, Sporen und, ich weiß nicht, was alles, genug, es

waren 12 Stück. Um diese von der Kirche wieder nach der Schatzkammer zurückzubringen, waren zwölf Lieutenants kommandirt, unter denen ich mich befand. — Im Dom war, wo die Kanzel steht, der Königlichen Loge gegenüber, ein hoher Katafalk, auf wenigstens 12 Stufen errichtet. Wir standen ihm gegenüber, also unter der Königlichen Loge. — Der Sarg ward von acht General-Majoren in die Kirche und auf den Katafalk getragen, acht General-Lieutenants hielten das Leichentuch. Der Feldmarschall blieb mit dem Reichspanier zu Häupten des Sarges, der General-Adjutant (Bischoffswerder) zu dessen Füßen. Auf sechs Tabourets zu jeder Seite des Sarges wurden die Reichs-Insignien niedergelegt, jeder Minister blieb bei der seinigen stehen. Nachdem nun die Trauerrede gehalten, und die Trauerhymne (von der ganzen Kapelle) aufgeführt war, trat Bischoffswerder neben die Mitte des Sarges, die Hand darauf gelegt, und versank mit ihm in die Tiefe des Gewölbes unter der Kirche. Es hatte etwas sehr Schauerliches, den Günstling so mit seinem Herren begraben zu sehen.

Nun mußten die Generale und Minister in's Gewölbe gehen, um den Sarg auf seinen Platz zu bringen. Wir Lieutenants stiegen also die Stufen empor, um die Reichs-Insignien von den Ministern in Empfang zu nehmen.

Hierbei ereignete sich ein sonderbarer Zufall von hochmüthiger Keckheit. Ich habe schon erwähnt, daß die Gensd'armen den Vorrang vor den übrigen Truppen hatten. Garde du Corps waren nicht zugegen, also kam es meinem ältern Kameraden (einem Grafen Schwerin) und mir, zu, die beiden Hauptstücke, Krone und Scepter, zu tragen. Wir erklärten dies. Neun Infanterie-Lieutenants, die dabei waren, wußten Bescheid und widersprachen nicht. Von den Ziethen'schen Husaren aber war Lieutenant v. Warburg dabei (der noch als General-Major lebt), dieser declarirte, sein Regiment, als Leibhusaren, werde davon nicht betroffen und rangire mit uns gleich; —

überdies sey er älter im Dienste, als wir beide. — Wir bewiesen die gänzliche Nichtigkeit und sogar Neuheit der Behauptung, und erklärten, wir würden von Krone und Scepter nicht lassen. Da lenkte er plötzlich um, und sagte: Der Feldmarschall Möllendorf habe ihm gesagt: „er würde ihm das Reichspanier übergeben.“ (NB. Dies sah ganz prächtig aus, und mußte über den ganzen Lustgarten hin in die Augen fallen.) Die Absurdität dieser Behauptung war augenscheinlich, — was ging es Möllendorf an, wo das Reichspanier blieb? — Ich machte bemerklich, daß es nicht einmal zu den Reichs-Insignien gehöre, und auch nur zwölf, nicht dreizehn Lieutenants kommandirt wären. — In der That sollte es auch auf dem Katafalk stehen bleiben. Indessen hatte die Lust, mit der großen Fahne vor uns herzugehen, und so, scheinbar, den ersten Rang zu behaupten, einen zu großen Reiz für ihn. Wie wir den Katafalk hinaufstiegen und Schwerin die Krone, ich aber den Scepter ergriffen, ging er keck vorbei, und nahm dem Feldmarschall das Reichspanier weg. Der sah höchst verwundert aus, mochte aber wohl glauben, es sey so angeordnet, oder wollte in der Kirche keine Störung verursachen, genug, Warburg eroberte die Fahne, und schritt vor uns her. Die Folge war, daß ein Träger zu wenig war, und dem letzten, dem Artilleristen, zwei Insignien aufgepackt und von zweien Seiten des Sarges her geholt werden mußten. Neben jedem von uns ging ein vereideter Tresor-Diener, bei dem Artilleristen also zwei, der kein Auge von dem Kleinode verwandte, gleich als ob wir auf der Straße, und ein Kissen mit beiden Armen tragend, etwa Juwelen aus selbigen ausbrechen könnten. Als wir in der Schatzkammer angekommen waren, wußten die Tresorleute nicht, was sie mit dem Reichspanier anfangen sollten, das gar nicht dahin gehörte. Es wurde in einer Vorstube in den Winkel gestellt. — Aber Warburg war voller Freude über seinen Streich.

Kapitel 3.

1798—1804.

Die neue Regierung. — Anzeichen des nahenden Umsturzes. — Abschied aus dem Militair-Dienst.

Die Huldigung des neuen Königs verzog sich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, bis zum 6. Juli 1798. Die in Preußen ging der Berlinischen (in den ursprünglichen Stammländern) voran.

Sie geschah nicht, wie die vorige, auf dem Schloßplatze, sondern nach dem Lustgarten hinaus, so daß der große Balcon über dem Portal in den Platz hinaus gebaut war, wo man von dem größeren Schloßhof nach dem Lustgarten hinaus geht. Der Geist der neuen Zeit offenbarte bei dieser Gelegenheit sich sogleich.

Während der König in Preußen war, wurde der Platz selbst verziert, und ein weiter Halbkreis von himmelhohen Gerüsten mit Sitzplätzen erbaut, offenbar in der guten Absicht, daß recht viele Menschen die Feierlichkeit bequem sollten mit anschauen können. Es war wirklich aufs Beste eingerichtet.

Der Berliner Pöbel, oder wie man jetzt zu sagen beliebt, das Volk, ohne Zweifel auch schon von den Pariser Begebenheiten in so weit angesteckt, daß er einen hohen Werth auf seine eigene Wichtigkeit legte, war nicht dieser Meinung. Er fand, daß durch diese Gerüste die schmale Straße jenseits der Spree, am Zeughause, und ein Theil des Raumes vor dem Zeughause verdeckt würden, und daß also weniger Menschen würden sehen können, als wenn nichts erbaut wäre. Es war absurd, denn wenn Alles auf ebener Erde stand, so sahen schon die an der Stelle der Gerüste Stehenden so viel wie gar nichts, und die jenseits der Spree konnten wohl ein Getümmel vor sich, von der eigentlichen Handlung aber nichts wahrnehmen.

Der Pöbel verlangte also, daß 10,000 Bürger (die besser waren als er) eben so schlecht sehen sollten, als er selber, ohne daß er selbst etwas Mehreres sah, als vorher. Er fiel über die Arbeiter her, verjagte sie mit Steinwürfen, und fing an, die beinahe fertigen Gerüste zu demoliren. Eine geringe herbei eilende Wache ward ebenfalls verjagt, und sogar der Kommandant, Generallieutenant v. Götze, mit Steinwürfen vertrieben. Man zögerte, Militairgewalt anzuwenden, weil man nicht wußte, wie der König darüber denken würde, und endigte mit einer Convention mit den Tumultuanten, daß Alles in Statu quo bis zur Rückkehr und Entscheidung des Königs bleiben sollte. Die halb zerstörten Gerüste, die auf dem Platze umherliegenden Trümmer waren ein würdiges Vorspiel zur Huldigung.

Dem Könige war es sehr unangenehm, daß man so viele Anstalten und Vorbereitungen seinetwegen hatte machen wollen (es war ihm am liebsten, je weniger Notiz man von ihm nahm) und es wäre allerdings sehr widerwärtig gewesen, wenn man Vorbereitungen zur Huldigung (zu einem Act der Freude und des Vertrauens) mit Gewalt hätte durchsetzen müssen. Er entschied also, daß die Gerüste abgerissen werden sollten, — ein sehr unverdienter Triumph des Pöbels!

Da, wegen der seitdem erlebten Revolution, eine solche altherkömmliche Huldigung nicht mehr gehalten werden kann, sondern man bei der nächsten Thronbesteigung eine neue Sorte erst wird erfinden müssen, so will ich beschreiben, wie es damit zuging.

Ich hatte nämlich mein zwanzigstes Jahr bereits zurückgelegt, und mußte daher meinen Vasallen-Eid in Person ableisten.

Ueberhaupt huldigten damals nur Ritterschaft und Städte. Von ersterer führte der Lehnhof fortwährende Vasallen-Tabellen in jeder Provinz, und zwar nach Personen, nicht

nach Gütern. Sowie ein solcher majorenn wurde, wurde er vorgefordeet, und mußte den Vasallen-Eid schwören. Natürlich mußte dieser bei einem Regierungswechsel von allen erneuert werden. Ich wurde also, so wie die ganze Kurmark nach dem Kammergericht vorgeladen, leistete den Eid und erhielt darauf gedruckt die landesherrliche Assecuration, welche also lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc. ꝛc.

Thun kund ꝛc. ꝛc., demnach uns die Prälaten, Ritterschaft und sämmtliche Stände Unserer Kurmark Brandenburg, Unsere besonders lieben Getreuen, bei dem Antritt der nach dem Willen der göttlichen Vorsehung auf Uns vererbten Königlichen und Kurfürstlichen Lande, Uns allerunterthänigst gebeten haben, Wir wollen in Gnaden geruhen, Ihnen alle und jede ihrer Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche ihnen von weiland, Unseren durchlauchtigsten Vorfahren, Kurfürsten zu Brandenburg, Glorwürdigsten und Christmildesten Andenkens, in den Landtags-Recessen und sonsten verliehen worden, zu erneuern, und ihnen den ruhigen Besitz derselben zu versichern, daß Wir in Zurückerinnerung der unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit, welche ihre Vorfahren und sie bei Krieges- und Friedenszeiten Unsern Durchlauchtigen Vorfahren an der Krone und Kur, durch ihre, von jeher willig geleistete, getreue und ersprießliche Dienste gegen Unser Königliches Kurhaus bezeiget haben, und in der Erwartung, daß sie in gleichen Gesinnungen gegen Uns, Unsere Erben und Nachkommen beharren werden, diese ihre Bitte in Gnaden angesehen, und ihnen an dem heutigen Tage, wo sie Uns das erste Opfer ihrer zu Uns tragenden allerunterthänigsten Treue, Liebe und Ergebenheit mit den bereitwilligsten Herzen, durch die Uns geleistete Erbhuldigung dargebracht, aus besonderer landesväterlicher Huld und Milde die allerunterthänigst erbetene Versicherung ertheilt haben.

Wir thun solches auch hiermit, und in Kraft dieses versprechen Wir bei Unserm Königlichen Worte, daß Wir obbemeldete treue Stände der Kurmark Brandenburg bei ihren wohlhergebrachten, und ihnen von Unseren Vorfahren Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg in den Landtags-Recessen, und sonsten ihnen verliehenen Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten zu allen Zeiten schützen, auf die von ihnen bei Uns anzubringenden Landesbeschwerden und Desideria allergnädigst Rücksicht nehmen, und Uns darüber dergestalt erklären wollen, daß männiglich Unsere landesväterliche für Unsere Kurlande zu hegende Gnade zu erkennen, und in der That zu verspüren haben sollen rc. rc. rc."

Das Original dieser Assecuration, auf Pergament, von des Königs Hand vollzogen, befindet sich nebst allen früheren in dem Archiv der Kurmärkischen Landschaft.

Zu bemerken ist nur, daß der Ritterschaft niemals Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten verliehen worden sind, wie der Curialstyl sich hier ausdrückt, sondern sie besaß sie ursprünglich, und wie jedem ritterbürtigen freien Manne zukam, schon damals, wie sie mit Markgraf Albrecht dem Bären das Land eroberte. Man braucht nur die Landtags-Recesse in Mylii corpus constitutionum marchicarum nachzulesen, um sich davon zu überzeugen. Wenn aber Eingriffe geschehen waren, so erfolgte in solchem Recesse die Versicherung, daß es nicht mehr geschehen sollte; wenn Abgaben aufgelegt wurden, wie Contribution, Schoß, Accise, so wurde die Ritterschaft ausdrücklich davon ausgenommen, oder aber die Ritterschaft übernahm auch wohl freiwillig die ganze Abgabe, wie Bierziese, Blasenzins, Lehn-Pferde-Geld u. s. w.

Es müßte also statt „verliehen" eigentlich heißen: „in den Landtags-Recessen, und sonsten aufrecht erhalten worden sind."

Eigentlich war also für die Ritterschaft die feierliche Huldigung nur eine Wiederholung und Ceremonie.

Was die Städte betraf, so ist mir nicht bekannt geworden, daß sie irgend eine Assecuration oder Versicherung erhalten hätten. Die Stadt Berlin leistete die Huldigung in Corpore persönlich, durch ihren Magistrat und durch alle Corporationen der Bürgerschaft und der Gewerke, im Lustgarten aufmarschirt mit ihren Fahnen. Die übrigen Immediat-Städte durch ihre abgeordneten Bürgermeister. Ueberdies schwor jeder Bürger, sobald er seinen Bürgerbrief erhielt, oder Meister wurde. Von den Gesellen, Arbeitern, Bedienten und Vagabunden wurde natürlich gar nichts verlangt. Diese Leute wurden von ihren Herren, Meistern u. s. w. in Ordnung gehalten, und genossen den Schutz der Gesetze', wenn sie sich ordentlich aufführten. Da jeder Magistrat die Gerichtsbarkeit in seiner Stadt hatte, so war es auch ganz natürlich, daß nur er dem Könige schwor, — er mußte für die unangesessenen Einwohner einstehen, und der König hatte gar keine Veranlassung sich um sie zu bekümmern, ausgenommen die Obergewalt, daß ihnen kein Unrecht geschehe.

Mit den Bauern und Mediat-Städten war es derselbe Fall. Der Bauer gehörte entweder einem Edelmann (zu einem Rittergute) oder einem Königlichen Amte (wo dann der König in doppelter Eigenschaft auftrat, als Lehnsherr und als Oberlehnsherr), oder einer Stadt, welche wegen ihrer Rittergüter mit der übrigen Ritterschaft in ganz gleichem Verhältnisse standen. Die Mediat-Städte standen ebenso entweder unter dem Edelmanne, dem die Stadt gehörte, oder unter einem Königlichen Amte. Beide Klassen von Einwohnern huldigten also ihrem directen Herren, sobald sie einen Bauerhof annahmen oder Bürger und Meister wurden; es war also auch hier nicht die mindeste Veranlassung sie auch dem Oberlehnsherrn huldigen

zu lassen, — auch mit diesen hatte er weiter nichts zu thun, als sie gegen Unrecht zu schützen.

Jetzt läßt man jeden hergelaufenen Menschen, dem es beliebt, Bürger zu werden, dem König schwören (bis vor zwei Jahren schwur er nicht einmal dem Könige, sondern dem Staat und den Gesetzen!) — die Bauern aber huldigen Niemandem mehr. Wenn sie einmal behaupten wollen, sie brauchten Niemandem, also auch dem Könige nicht zu gehorchen, so weiß ich nicht, aus welchem Fundament man ihnen die Schuldigkeit des Gehorsams und der Treue beweisen wollte?

Aus allem Diesen folgt also, daß bei der nächsten Thronbesteigung eine ganz neue Einrichtung gemacht werden muß, oder vielmehr schon längst gemacht seyn sollte!

Es versammelte sich also am 6ten Juli 1798 die Ritterschaft auf dem Schlosse, im weißen Saal, — die Berliner Bürgerschaft und die Abgeordneten der anderen Städte im Lustgarten. — Im weißen Saale war der Thron an der langen Seite nach dem Hofe hin errichtet, rechts und links in den Ecken zwei schmale Abtheilungen für die Minister und fremden Gesandten. Die Ritterschaft nahm den ganzen Saal ein, mit dem Rücken nach der Schloßfreiheit, ebenfalls in Abtheilungen (Geländer), rechts die Altmark, in der Mitte die Kurmark, links die Neumark. In den Ecken waren noch ganz kleine Abtheilungen für Abgeordnete kleiner Landestheile, wo keine besondere Huldigung gehalten wurde, z. B. die Grafschaften Mannsfeld und Hohenstein. Alles stand und war kein Stuhl oder Sitz im ganzen Saale.

Wie wir alle beisammen waren, traten der Minister des Königlichen Hauses (v. Reck) und der Oberkammerherr (Fürst Sacken) herein, und holten den Grafen Stolberg-Wernigerode ab, um die Huldigung allein in des Königs Zimmer zu leisten.

Während dessen ereignete sich ein Auftritt, der großes Murren verursachte, und beinahe Lärmen herbeigeführt hätte.

Mit den Gesandten trat ein der kürzlich erst angekommene Gesandte der französischen Republik, und dies war Niemand anders als der berüchtigte Sieyes, ein Kerl mit einem wahren Canaillen-Gesicht, mit seinem schwarzen Kopf (damals ging noch Alles gepudert) und mit seiner enormen dreifarbigen Schärpe. Ein schreckliches Omen der Zeit, die wir acht Jahr später erleben sollten!

Bald darauf kam der König und stellte sich unter den Thronhimmel (es waren keine Stufen, nicht einmal ein Sessel stand darunter). Der Minister Reck hielt die Anrede an die Stände. Der Dombechant von Brandenburg, Geheime Justizrath v. Arnim (später Justizminister) beantwortete sie. Er stand vorn, inmitten der Kurmark, in seinem violetten Dechanten-Talar, und sprach mit solcher Emphase, daß er zuletzt ausrief, daß „die dankbare Nachwelt des Königs Ruhm dort an jenem Himmel wiederzufinden wissen würde, wo schon mit neu entdeckten Sonnen das Gestirn Friedrichs des Großen prangt!"

Nachher wurde die Vorhaltung vor dem Eide gelesen, und dann der Eid geschworen, dann Lebehoch!

Hierauf verließ der König den Saal, und ging nach der andern Seite des Schlosses, auf den Balcon, und die Eidesleistung geschah in derselben Art. Die Gegenrede hielt der Oberbürgermeister von Berlin, Büsching. — Der römisch gekleidete Herold fehlte nicht, auf dem weißen Pferde, der alsdann durch die Hauptstraßen ritt, und die Huldigungs-Proklamation ablas.

Diese Ceremonie auf dem Platze konnten wir aus den Fenstern des Schlosses mit ansehen. Die Tafeln waren gedeckt, nicht nur von der Bildergallerie an, also die ganze Lustgartenseite des Schlosses hinunter, und bis in dem letzten Zimmer am Schweizersaal (also die halbe Spreeseite), sondern auch in dem größten Theile der nach den beiden Höfen liegenden Nebenzimmer der langen Seite, diese letzteren für die Hofstaa-

ten. Unter jeder Serviette lag die Huldigungs-Medaille. Die Bürgermeister und Magistratspersonen waren auch zur Tafel geladen. Die Königin erschien im Glanz ihrer Schönheit.

Ich kam in einem der letzten Zimmer am Schweizersaal zu sitzen, und sollte hier, nachdem ich so eben einen der unheilvollsten Demagogen gesehen, auch den ersten zu hören bekommen. Die Universität Frankfurt war wegen ihrer Güter Landstand des Lebusischen Kreises und durch zwei Deputirte zugegen. Der eine war der Professor Hausen, der andere aber (wenn ich mich nicht sehr irre, es kann aber auch ein Deputirter aus einer Stadt gewesen seyn) fing an lose und demagogische Reden zu führen, vom Volkswillen, von dessen Recht über Throne zu disponiren, und desgleichen. Die Schwarzröcke gaben zum Theil Beifall zu erkennen, einige Edelleute, die ihm näher saßen als ich, stritten dagegen. — Ich fiel wie aus den Wolken. Ich hatte dergleichen wohl in Büchern gelesen, aber nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß es in unserem Lande schon Wurzel gefaßt habe. — Wie der Demagoge aber durch die Gegenrede immer dreister wurde, und stärkere Behauptungen aufstellte, erscholl auf einmal die Donnerstimme des ihm gegenübersitzenden Majors v. Bredow vom Regiment Gensd'armes, der wegen seines Gutes Zützen in der Uckermark zugegen war. — „Jetzt ist es genug! Infamer Hallunke, wenn er nun nicht den Augenblick das Maul hält, so wahr ich lebe, ich packe ihn, und werfe ihn hier zu dem Fenster hinaus!" — Und damit stand er wuthentbrannt auf seinen Beinen. Er war der Mann um die Drohung auf der Stelle wahr zu machen, und das sahe man ihm an. Der Demagoge ward blaß wie eine Leiche, schwieg mäuschenstill und wir aßen weiter.

Von Sieyes will ich nebenher bemerken, daß der Abscheu vor den Revolutionsmännern, und vorzüglich gegen die, welche wie er nicht nur die Umwälzung durch Schriften herbeigeführt und befördert, sondern auch für alle jene Blutgesetze und für

den Tod des Königs gestimmt hatten, in den höheren Cirkeln noch so groß und entschieden war, daß Niemand mit dem Sieyes und seinen Gesandtschafts-Secretairen jemals ein Wort sprach, Diejenigen ausgenommen, welche es ihrer Stellung wegen thun mußten, wie die Minister der auswärtigen Angelegenheiten (es waren um diese Zeit drei — Graf Finkenstein, Haugwitz und Alvensleben) — und die Hofleute des Hofes, an dem er sich gerade an dem Tage befand. Da nun damals alle älteren Leute auf Couren oder Bällen jederzeit Spielpartieen machten, und es eine Unhöflichkeit gewesen wäre, wenn der französische Gesandte übrig geblieben wäre, so hatten der Hauswirth, oder an den Höfen der Hofmarschall immer ihre Noth, ihm eine Spielpartie zusammen zu bringen, wenn etwa einer von den mit Frankreich in Frieden stehenden Gesandten fehlte.

Da nun bekanntlich, wie über den Tod Ludwigs des Sechszehnten abgestimmt wurde, ein Jeder dahin trachtete, seine Schuld kleiner erscheinen zu lassen, und deshalb fast alle Vota mit Gründen begleitet waren, — so daß die Abstimmung über 24 Stunden dauerte, — so hatte Sieyes, wie die Reihe an ihn kam, gesagt: „la mort, sans phrases!“ Wie nun eines Tages der Johanniter Ordens-Komthur Graf Wartensleben gefragt wurde: ob er nicht mit dem Französischen Gesandten eine Partie Whist spielen wolle? so erwiderte er kurz: „non, sans phrases!“ — so daß jener, der nahe stand, es hören konnte.

In den Weltbegebenheiten war unterdessen 1796 der siegreiche Feldzug Bonaparte's in Italien, und als Gegenstück der lobenswerthe des Erzherzogs Karl in Deutschland erfolgt. 1797 hatte Bonaparte seine Siegeslaufbahn fortgesetzt, und da man ihm zu spät den Erzherzog Karl entgegenstellte (der ihm überdies nicht gewachsen war), so hatte er auch diesen bis in Oesterreich hinein vor sich hergetrieben. Die Folge waren

die Präliminarien von Leoben und der Frieden von Campo-Formio.

Die Oesterreicher haben viel darüber geschrieben, daß unsere Defection (so nannten sie es) von Basel ihre späteren Anstrengungen fruchtlos gemacht, und sie bei Leoben weiter nichts gethan hätten, als unserm Beispiel zu folgen. Wenn sie dergleichen Reden zu Leuten führen, die ihre Weisheit aus schlechten Zeitungen schöpfen, so mögen sie Glauben finden. Wenn sie aber Leute vor sich haben, die mit den Begebenheiten bekannt sind, so thäten sie besser zu schweigen. Sie würden sich dann wenigstens nicht lächerlich machen.

Nicht hat Preußen die Oesterreicher, sondern die Oesterreicher und die ganze damalige Coalition haben Preußen im Stich gelassen, bis es nicht mehr im Stande war, die nach allen Seiten hin ihm auf den Hals fallenden Schwierigkeiten abzuwehren. Auch muß nicht vergessen werden, daß Preußen in Basel nicht den Kopf allein aus der Schlinge zog, sondern allen seinen Nachbaren, dem ganzen Norddeutschland, Schutz und Ruhe gewährte.

Ganz anders stand hier Oesterreich. Es führte eigentlich den Krieg als Reichsoberhaupt, auch war die Reichshülfe (freilich ihrer Natur und Verfassung nach schlecht) immer bei der Oesterreichischen Armee in Deutschland. Statt nun mit dem Reiche gemeinschaftlich Frieden zu schließen, oder (da dieses in der That der großen Weitläuftigkeit wegen unmöglich war) wenigstens im Frieden zugleich mit für das Reich zu sorgen, — zog es geradezu den Kopf allein aus der Schlinge, stipulirte und erhielt ungeheure Vortheile für sich, und ließ das Reich da sitzen, — damit konnte werden, was da wolle.

Es erhielt für die Niederlande ganz Ober-Italien bis an den Mincio, trat den ganzen Theil Deutschlands auf dem linken Rheinufer ab (der ihm nicht gehörte) und erhielt außerdem — wie Preußen — noch Versprechung von Vergrößerungen

in Deutschland die es auch später bekam. Die Fürsten des linken Rheinufers sollten innerhalb Deutschland entschädigt werden, — wo? und nach welchem Maßstab wurde nicht gesagt, — nur im Allgemeinen, daß es durch Säcularisation der geistlichen Güter geschehen sollte!

Wenn man sich nun erinnert, daß das gute Vernehmen mit Preußen 1793 dadurch zuerst gestört wurde, daß Oesterreich die eroberten Festungen und Gebiete in Frankreich für sich selbst in Besitz nahm, statt sie für die unterjochten und ihrer Länder beraubten Reichsfürsten als Austauschmittel aufzubewahren, daß es dadurch den ganzen edlen Kriegszweck, Herstellung des Rechts, der Ruhe und Ordnung, in einen höchst unedlen verwandelte, so kann man denken, welchen Lärm der jetzige Frieden in Deutschland erregen mußte.

Rastadt war zum Sitz des allgemeinen Friedens-Congresses bestimmt. Es war ganz lächerlich, noch einen Friedens-Congreß zu halten über Dinge, die schon ganz bestimmt und fest abgemacht waren, und wo Niemand mehr hoffen durfte, dem übermächtigen Frankreich noch das Mindeste über die Bedingungen von Leoben hinaus zu entreißen. Es handelte sich also gar nicht mehr um den Frieden, sondern einzig und allein um das Entschädigungswerk in Deutschland! — Wie absurd war es, den Reichsfeind daran Theil nehmen zu lassen! —

Daß ein solches Entschädigungswerk für so Viele, gegründet auf die Beraubung so vieler Anderen, mit Zustimmung Aller gar nicht zu Stande zu bringen sey, wußte Oesterreich natürlicherweise im Voraus. Es ging also darauf aus, die Reichsstände zu täuschen, möglichst viel für sich zu gewinnen, und dennoch den Tadel und den Haß von sich ab, und auf Preußen zu lenken.

Von allen Seiten eilten Gesandte nach Rastadt, dazwischen protestirte und instruirte der Reichstag zu Regensburg. Oesterreich erschien an beiden Orten in doppelter Rolle und in

doppelter Gesandtschaft, als Reichsoberhaupt und als selbstständige paciscirende Macht. Als erstere gab sie allen Denen, welche sich beschwerten, Recht, und verwies sie an Preußen, welches mit seinen zu Basel stipulirten Entschädigungs-Forderungen (weit mäßiger als die Oesterreichischen) nun hervorgetreten war, und welche so unmäßig seyen, daß für die auf dem linken Rheinufer depossedirten Fürsten nichts übrig bleibe. In der zweiten Eigenschaft hielt sie mit ihren eigenen ebenfalls zu Campo-Formio ihr von Frankreich schon garantirten Forderungen zurück, und überließ nun den Deutschen Gesandten mit den Französischen langweilige und zu keinem Ziele führende Noten zu wechseln. Zu gleicher Zeit aber, und schon im Herbst 1797, bei Bonaparte's kurzer Anwesenheit in Rastadt, schloß dieser einen Vertrag mit dem Grafen Cobenzl ab, in Folge dessen die Oesterreichische Armee, ohne die Reichstruppen zu benachrichtigen, und durch deren Quartiere hindurch, vom Rhein bis hinter die Donau und den Lech zurückging. Natürlich liefen diese hinterher. Die Franzosen folgten bis an den Rhein und die Nidda, nahmen Mainz vermöge einer schändlichen Capitulation mit dem Mainzerischen General Grafen Hatzfeld (der bald darauf, gleich als wollten wir uns mit aller Gewalt vor der ganzen Welt blamiren, in unsere Dienste aufgenommen wurde!) und schlossen Ehrenbreitenstein so lange ein, bis er durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde. So war Krieg und Frieden zugleich, die kleinen Fürsten mochten schreien so viel sie wollten, und Preußen wußte gar nicht, was es thun sollte. Diese beiden Festungen in Französischen Händen und die Französischen Armeen dicht an seiner Demarcationslinie, waren ihm freilich höchst fatal, aber sollte es sich jetzt mit Frankreich entzweien? oder gar es allein mit ihm aufnehmen? Oesterreich aber lachte in's Fäustchen, und dachte: „so wirst Du sie wohl fassen!" Waren ihm doch die schönen und weiten Länder dicht an seinen Erbstaaten gewiß!

Während dem und gleich als wolle es alle Gemüther mit Gewalt von sich abwendig machen, griff aber das Französische Directorium immer weiter um sich. Es verursachte einen Aufstand in Rom, die Absetzung des Pabstes und errichtete eine Römische Republik, während schon die sogenannte cisalpinische und die batavische Republik von ihm abhängig, und nichts anderes, als schlechter behandelte, und mit Geldzahlungen mehr gequälte Französische Provinzen waren. 1798 fanden sie sich berufen, die Schweiz auch zu beglücken, das heißt, den Schatz in Bern und das dortige Zeughaus zu rauben, und auch in den übrigen Städten und Landschaften so viel Geld zu erpressen, als herauszuquälen war. Es wurde ferner das abentheuerliche Project der Eroberung von Aegypten unternommen, der die von Indien folgen sollte. Bonaparte hatte dabei im Sinne, den Zeitpunkt abzuwarten, zu dem das Directorium reif zum Sturz seyn würde, und mittlerweile sich neuen Kriegsruhm zu erwerben; wenn die Ereignisse in Europa sich nicht zu seinen Gunsten gestaltet hätten, so hätte er für sich selbst ein Reich in Asien gegründet. Das Directorium ging begierig darauf ein, um ihn nur los zu werden. Ungeachtet gleich nach seiner Landung diese Armee durch die Schlacht von Abukir von Frankreich abgeschnitten wurde, ungeachtet der Ueberrest der Französischen Armee in der schlechtesten Verfassung war, so ließ das Directorium doch von seinem Hochmuthe und von seinen Forderungen auf dem langweiligen Congresse in Rastadt auch nicht das Mindeste nach.

Da nun zu gleicher Zeit der Kaiser Paul von Rußland in Mißhelligkeiten mit Frankreich gerathen war, überhaupt das Revolutionswesen aus tiefster Seele haßte, zugleich auch Preußens Lage auf dem Congresse vortheilhafter wurde, als die Oesterreichische, so fing Oesterreich an einzusehen, daß Französischen Versprechungen doch niemals zu trauen sey, und zu

hoffen, durch Krieg in Italien mehr zu erhalten, und sicherer, als durch Unterhandlungen in Deutschland.

Es schloß die Allianz mit England und Rußland, gegen Englische Subsidien. Sie waren dabei entschlossen, mit der Russischen Hülfsarmee eben so zu verfahren, wie 1792 und 93 mit der preußischen.

Darauf erklärte der kaiserliche Gesandte in Rastadt: Alles was bisher zwischen den verschiedenen Fürsten (namentlich Preußen) und mit Frankreich Einzelnes abgemacht sey, werde hiermit von Kaiserlicher Majestät für nichtig erklärt und annulirt, weil es seiner und des Reichs ausdrücklicher Zustimmung entbehre. Daß die geistlichen Fürsten dem beistimmten, lag in der Natur der Sache. Wenn nun gleich der Oesterreichische Gesandte, gleich als stände er mit jenem in gar keiner Verbindung, hiervon gar keine Notiz nahm, so wurden doch die Franzosen wüthend, daß alle ihre Mühe und List vergeblich seyn sollte, und theilten, höchst einfältiger Weise, dem Preußischen Kabinet die geheimen Artikel des Friedens von Campo-Formio mit, wo wir denn zu sehen bekamen, daß, außer der Abtretung des linken Rheinufers und den Entschädigungen Oesterreichs, deren wir schon gedacht, auch stipulirt war, daß Preußen den auf dem linken Rheinufer gelegenen Theil von Cleve und Geldern zurück erhalten, dagegen aber seine Enclaven im Holländischen (Zeevenaar) abtreten, und diesseits des Rheins gar nichts Neues erhalten sollte. In der That waren die Enclaven durchaus unbedeutend, und schon sehr oft mit Holland Streit ihretwegen gewesen; — von Rechtswegen hatte Preußen auch nichts zu fordern, als jene seine alten Provinzen; wenn man aber bedenkt, daß es so gut Menschen und Geld geopfert hatte, wie Oesterreich, und zwar um des Rechtes und der Freiheit, nicht um eigenen Vortheils willen, wie dieses, — und daß nun Oesterreich durch Venedig, Salzburg u. s. w. weit mächtiger werden sollte, als es früherhin

mit seinen entfernten Niederlanden gewesen, und dadurch in Deutschland noch präponderirender werden mußte, als bisher, so kann man weder unserm Könige noch seinem Kabinet verargen, daß Mißtrauen und Groll nicht beseitigt, sondern vielmehr verstärkt wurden.

Von der anderen Seite aber hatten die Franzosen sich sonderbar verrechnet, wenn sie meinten, die Entdeckung dieses Streichs werde Preußen noch mehr nach Frankreich hinwenden, denn die Französische Treulosigkeit, daß sie trotz des Friedens von Basel und zu dem Zeitpunkte, wie sie ihn ausführen sollten, ganz andere Bedingungen und weit nachtheiligere, mit einem Dritten verabredet, uns aufzuzwingen versprochen hatten, lag eben so hell zu Tage, als die Feindschaft der Oesterreicher. Ja es war klar, daß die Rückgabe von Cleve und Geldern ganz illusorisch war, da wir diese kleinen Länder, jetzt ganz von Frankreich umschlossen, niemals vertheidigen konnten, und dieses noch weit leichter einen Vorwand finden würde, sie uns wieder abzunehmen, als jetzt uns die versprochenen Bisthümer Münster, Paderborn, Hildesheim, und alle andere kleine Herrschaften im Westphälischen Kreise, nicht zu geben.

Preußen war also jetzt in die Lage gesetzt, nach beiden Seiten Acht zu geben; es war aller bisherigen Verpflichtungen ledig, und in die für die Politik angenehmste aller Lagen versetzt, — nämlich, blos seinem eigenen Vortheil nachgehen zu müssen.

Worin dieser bestehe, dies zu erwägen wurde ihm zu gleicher Zeit noch weit nähere und dringendere Gelegenheit gegeben. Von sämmtlichen vornehmsten Höfen kamen außerordentliche Botschaften nach Berlin, um unsern Beitritt zur Allianz zu bewirken; von Rußland der Fürst Repnin, von Oesterreich der Graf Cobenzl, und da dieser, von Petersburg kommend, sich entweder nicht lange aufhalten konnte, oder uns zu abgeneigt war, so wurde er durch den neapolitanischen Minister,

Marquis de Gallo abgelöst, der schon für Oesterreich in Leoben mit Bonaparte unterhandelt hatte. Von Seiten Englands kam Sir Thomas Grenville, Bruder des damaligen Ministers Lord Grenville, welcher so eilig gewesen war, daß, als plötzlicher Frost ihm das Einlaufen in die Elbe unmöglich gemacht hatte, er von Helgoland zuerst in einem Boot, und dann zu Fuß auf dem Eise nach Curhaven, gekommen war. Da nun der Französische Gesandte ebenfalls mit Anerbietungen nicht müßig seyn mochte, so hieß es für den König nur: bouche que veux-tu? Er konnte sich anschließen, wem er wollte, und seine Bedingungen machen wie er wollte, gewiß in jedem Falle mit seiner Macht der Wage den Ausschlag zu geben. Es kam aber nicht zum Entschlusse. Ich habe die genannten Herren den halben Winter 1798—99 hindurch mit ihren unzufriedenen Gesichtern täglich in den Gesellschaften am Hofe gesehen.

Alles bis auf wenige den Franzosen schon verwandte Canaillen, war für den Krieg. Was sollte aber der König thun, da alle so theuer gemachten und bisher immer wiederholten Erfahrungen allerdings bewiesen, daß auf ein offenes gemeinschaftliches Zusammenwirken Oesterreichs zu Allgemeinem Nutzen gar nicht zu rechnen sey, vielmehr bei diesen nur der eigene nächste Vortheil allemal entscheide! Folgendes: — Unser Vortheil konnte mit dem Oesterreichischen und Englischen zusammen gehen, mit dem Französischen niemals. Der wechselnde Charakter der dortigen unsicheren wechselnden Regierung, und die welt- und freiheitzerstörenden Revolutions-Prinzipien, denen Recht, Ehre und Treue durchaus unbekannte Dinge waren, machten das unmöglich. Wem dies nicht von vorn herein klar war, dem hatte der Inhalt der geheimen Artikel des Friedens von Campo-Formio neben dem von Basel es so eben ad oculos demonstrirt.

Unser Vortheil konnte aber niemals in der gepriesenen Neutralität bestehen. Von beiden Seiten zur Allianz aufge-

fordert, und zwischen allen kriegführenden Theilen mitten inne, und jedem angrenzend gelegen, konnten wir des Hasses desjenigen, der im Kampfe unterliegen würde, gewiß seyn, ohne uns doch die Freundschaft des Siegers erworben zu haben, daher wäre auch bei uns in jedem Fall das bekannte: „sine gratia, sine dignitate praemium victoris eritis!“ eingetroffen, was denn auch wirklich geschehen ist. Da nun, wie bereits erwähnt, von Frankreich niemals Etwas zu erwarten war, am wenigsten Treue und Glauben, es vielmehr bald nach dem Siege sich gegen uns gewendet haben würde (wie geschehen ist) — so hatte der König eigentlich keine Wahl. Er mußte mit den Alliirten gemeinschaftliche Sache machen, und sich im Kriege so stärken, daß er sowohl dem Neide des Siegers, als dem Haß des Besiegten Trotz bieten konnte.

Zugleich aber mußte er sich, auf die gemachte Erfahrung gestützt, wohl hüten, in solche Gemeinschaft mit ihnen zu treten, die eine Unterordnung irgend einer Art hätte herbeiführen können. Also: — abgesonderte Kriegführung, die norddeutschen Fürsten, die dem Frieden von Basel beigetreten, mit uns — den Länderbestand, der uns dort zugewiesen, anerkannt, aus etwanigen Eroberungen die wir machen möchten, Entschädigung für die Kriegskosten, — das Uebrige für die vertriebenen Fürsten und für Die, die mit uns ziehen. Wir greifen die Niederlande an, nachdem Oesterreich in Italien und Deutschland losgeschlagen. Die Landung der Russen und Engländer in Holland (die wirklich stattfand) muß mit unserm Angriff gleichzeitig geschehen. Subsidien mußten wir in keinem Fall weder fordern noch annehmen, — im Nothfalle nur die Garantie einer Anleihe in England. Schließlich mußten wir die Oesterreichischen Niederlande, und von Deutschland bis an den Main so viel für uns behalten, als wir rechtlich bekommen konnten.

Auf diese Weise war auch das Unternehmen beinahe gefahrlos. Wir konnten ganz leicht mit 100,000 Mann, und

mit wenigstens 40,000 Sachsen, Hessen und Hannoveraner vorrücken, und fanden nur den General Brune mit 20,000 M. vor uns, die Oesterreichischen Niederlande sogar zum Aufstande geneigt (den sie wirklich versucht haben) — und daß Brune nicht verstärkt werden konnte, hat die Erfahrung bewiesen, indem die Franzosen keine neue Armee aufstellen konnten, als ihre Italienische zerstört war. — Kurz, eine günstigere Gelegenheit um uns aus unserer sehr geklemmten Lage zu reißen, konnte gar nicht gefunden werden, und wenn wir die deutschen Fürsten darnach behandelten, konnte uns, da Oesterreich seine Blicke vorzüglich nach Italien richtete, die künftige Hegemonie in Deutschland gar nicht fehlen.

Aber so weit sahen der König und sein Kabinet nicht, und achteten die Ruhe zu hoch.

Uebrigens war auch der Erfolg des Oesterreichischen Krieges so, daß ein Zauderer wie der König wohl in seiner Meinung bestärkt werden und glauben konnte, er habe Recht gehabt, neutral zu bleiben. — Der Kaiser Paul führte den Krieg mit derselben loyalen Gesinnung wie früher Friedrich Wilhelm der Zweite. Er wollte die Revolution dämpfen und Jedem wieder zu seinem Rechte verhelfen. Oesterreich wollte sich die Franzosen vom Halse schaffen, und dabei (zu eingebildeten eigenem Vortheil) so viel Unrecht thun wie möglich.

Suwarow, der in Italien die Russische und Oesterreichische Armee commandirte, war zu diesem Zweck auch zum Oesterreichischen Feldmarschall ernannt worden, stand als solcher unter dem Kaiser Franz, und war auch vom Kaiser Paul in Hinsicht der Russen angewiesen, sie so zu gebrauchen, wie der Kaiser Franz es verlangen würde. Nachdem er nun im wahren Siegesfluge die Franzosen einmal ums andere geschlagen, und bis über die Piemontesische Grenze getrieben hatte, war weiter nichts nöthig, als seine Bewegung mit Nachdruck fortzusetzen, um die Franzosen auseinander zu sprengen und mit ihnen zu-

gleich in Frankreich anzukommen, oder wenigstens bis an die Alpen vorzudringen. Auch war dies Suwarow's Absicht, und da er sich an den Wiener Hofkriegsrath nie kehrte, so erhielt er den eigenhändigen Befehl vom Kaiser Franz, zuvörderst alle Festungen, die er hinter sich gelassen, zu erobern. Dies verursachte eine Zersplitterung der Armee den ganzen Sommer hindurch. Wäre Moreau, statt mit künstlichen Projekten zu einer Vereinigung mit Macdonald die Zeit zu verbringen, dem Suwarow ganz einfach gefolgt, und hätte gleichzeitig mit jenem angegriffen, so waren aller Wahrscheinlichkeit nach alle Eroberungen der Oesterreicher bis an den Mincio wieder verloren, und die fünf oder sechs Belagerungen, die sie gleichzeitig führten, aufgehoben und daher ganz unnütz begonnen worden. Nachdem nun der kleine Ueberrest des Macdonald'schen Heeres, hinter den Apenninen, längs der See, zu Moreau hingekrochen, und jene Festungen, namentlich Mantua, gefallen waren, konnte endlich Suwarow sein Heer sammeln, schlug nun die Franzosen bei Novi, und eroberte bald ganz Piemont, bis auf den kleinen Winkel beim Col di Tenda. Von jedem Ort den er betrat, nahm er für den rechtmäßigen Herrn, den vertriebenen König von Sardinien, Besitz, allein auch nicht lange Zeit, denn bald erschien wieder ein „Handbillet" vom Kaiser Franz, der ihm selbiges untersagte, und es wurde provisorisch eine Oesterreichische Verwaltung geführt.

Dasselbe geschah mit Ancona, welches sich nach langer Blokade, zu Lande durch eine Oesterreichische Division, zur See durch eine vereinigte russische und türkische Flotte, ergeben mußte. Die Uebergabe geschah, wie natürlich war, an Den, der festen Boden unter den Füßen hatte, und wie nun die Russen landeten, litten die Oesterreicher nicht, daß sie ihre Fahnen aufpflanzten, denn Ancona könne nicht, wie die Absicht der Russen war, dem Pabste zurückgegeben werden, weil es (mit den sogenannten drei Legationen) eine kurze Zeit zu der cis-

alpinischen Republik gehört habe!! Es sey also **eine Eroberung Oesterreichs!**

Ob dieses nun wirklich beabsichtigte, künftig außer dem Venetianischen und Mailändischen, auch noch das rechtmäßige Eigenthum dieser beiden unschuldig beraubten Fürsten zu behalten, oder es im Frieden, zur Erlangung besserer Bedingungen für sich selbst den Franzosen zurück zu geben, ist gleichgültig, da das eine eben so niederträchtig wäre, als das andere.

In Deutschland hatte aber Oesterreich einen wenigstens eben so großen Schandfleck schon früher auf sich geladen, den Rastadter Gesandten-Mord.

Der Feldzug in Deutschland hatte ebenfalls mit Siegen begonnen und dann war völlige Unthätigkeit eingetreten. Der Erzherzog Carl ist zwar sein Leben hindurch nur dann unternehmend gewesen, wenn ihm das Feuer schon unter den Nägeln brannte, aber dieses Zaudern, dieser gänzliche Mangel an Aemulation neben Suwarow wäre zu unbegreiflich und muß dem Wiener Kabinet und Hofkriegsrath zugeschrieben werden, welches der Erzherzog in seinem Werke über diesen Krieg auch zu verstehen giebt. Vermuthlich wollte es wieder Arbeit und Menschen-Verlust den Russen allein auflegen, und von Deutschland aus keine Fortschritte machen, um den deutschen Fürsten nicht Gelegenheit zu geben, noch größere Ansprüche zu machen als in Rastadt. Sie wollten Frieden machen, Italien behalten und um die schwer zu erobernden Länder auf dem linken Rheinufer sich gar nicht bekümmern. Die nächsten Ereignisse bestätigen diese Ansicht. Welchen Eindruck das Ganze auf den redlich gesinnten und höchst reizbaren Kaiser Paul machen mußte, läßt sich denken. Wie immer blieb auch hier die Strafe der Selbstsucht nicht aus, und das endliche Resultat war, Auflösung der Allianz, und für Oesterreich gänzlicher Verlust alles Dessen, was dieser glänzende Feldzug ihm erworben hatte.

Es folgten die unverständigsten Operationen. Suwarow wurde aus Italien abgerufen, damit er kein Land seinem rechtmäßigen Herren zurückgebe; Erzherzog Carl ward gezwungen, unterdessen Korsakow allein bei Zürich stehen zu lassen. Dieser ward geschlagen und Suwarow kam auf Fußsteigen, die in der Jahreszeit kein Jäger mehr betritt, mit dem dritten Theil seines Heeres, ohne Pferde, Geräth, Geschütz, Munition, fast ohne Bekleidung, ausgehungert und erschöpft in Chur an. Sein Zug ist der erstaunlichste Kriegszug im Hochgebirge, den die Geschichte kennt, gegen den Hannibal's und Bonaparte's Züge über die Alpen wie anmuthige Promenaden verschwinden.

Die Franzosen faßten nun wieder festen Fuß in Schwaben, Suwarow zog das Rheinthal hinunter zu der Oesterreichischen Hauptarmee, die der Erzherzog, von seiner Promenade von Mannheim zurückgekehrt, wieder commandirte, und kurz darauf weit zurück in Winterquartiere.

Da die Landung in Nordholland eben so schlecht abgelaufen, mehrere Tausend Russen dabei gefangen waren, und der Herzog von York, der die Expedition kommandirte, nur vermöge einer Capitulation seine ungehinderte Einschiffung bewerkstelligen konnte, so ergrimmte der Kaiser Paul gegen seine Alliirten (mit Recht) und zog seine Truppen ganz zurück.

In Berlin triumphirte die Partei der Schwächlichen und pries laut den Monarchen, dessen Weisheit seinem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten gewußt hätte.

Es sollte sich aber bald zeigen, daß ein großer Staat beinahe niemals, wenn Krieg an seinen Grenzen ist, mit stiller Neutralität weise handelt. Er wird dabei allemal bald von der einen, bald von der andern Seite compromittirt, verfällt in eine falsche Stellung, und wird bald von beiden Parteien mißachtet.

Der Gang des Krieges den Sommer hindurch, der Geldmangel, die persönliche Schlechtigkeit der Gewalthaber, hatten

das französische Directorium weniger verhaßt, als von Grund aus verächtlich gemacht, und Bonaparte hatte sich der Regierung bemächtigt.

Er brachte bald Leben hinein und Armeen auf die Beine. Ihm mußte es für Preußen als nothwendig erscheinen, in eine enge Allianz mit Frankreich zu treten. In der That hatte Preußen Oesterreich und Rußland so von sich abwendig gemacht, daß es von diesen Mächten bei der künftigen Pacification keine Rücksichten, viel weniger Unterstützung zu hoffen hatte; — eben so wenig konnte dies von Seiten der deutschen Fürsten der Fall seyn, denn die Entschädigungen, die Preußen verlangte, sollten ja in Deutschland gegeben, also deutschen Fürsten oder Corporationen genommen werden! — Und da Preußen diese Entschädigungen nur ansprechen konnte in Folge seines Tractates mit Frankreich, so war ja klar, daß es entweder an Frankreich halten, oder jenen Ansprüchen entsagen mußte!

Ueberdies konnte man erwarten, daß der nächste Feldzug für Frankreich glücklich ausfallen werde. Die Russen und der Eroberer von Italien waren fort, die Schlacht von Zürich hatte den Franzosen die ganze Schweiz gegeben und sie wieder nach Deutschland gebracht, — und jetzt stand nicht mehr ein zweispaltiges, unsinniges Direktorium, sondern Bonaparte an der Spitze!

Er schickte mithin alsbald einen vertrauten Adjutanten, Duroc, nach Berlin, und heuchelte in seinem Schreiben und in Reden eine große Verehrung für Preußen. Duroc that desgleichen und da er gut aufgenommen wurde, so säumte er nicht, mit seinem Antrage auf eine Offensiv- und Defensiv-Allianz hervorzutreten. Die Sache war so natürlich und folgte so nothwendig aus dem, was Preußen in den letzten Jahren gethan oder vielmehr unterlassen hatte, daß er an der Annahme seines Vorschlags nicht zweifelte. Der König aber wollte zwar gern

in Ruhe bleiben, aber sich mit einem Abenteurer, wie Bonaparte, gegen rechtmäßige Fürsten und Verwandte zu verbinden, das war seinem Brandenburgischen Herzen unmöglich. Freundschaft und Neutralität wurden versichert, die Allianz abgelehnt.

Bonaparte konnte nicht begreifen, wie man den Zweck wollen könne, ohne die Mittel anzuwenden. Hier lag der Anfang seiner Mißachtung gegen den König, die sich in der Folge in förmlichen Haß und Verachtung verwandelte.

Man wird nicht glauben, ich selbst sey der Meinung, der König hätte sich mit Bonaparten verbünden sollen. Der würde ihm zwar im Anfang allerhand zugewendet, aber es ihm auch bald wieder abgenommen haben. Ich glaube, daß es noch immer besser war, die vergangenen Fehler zu bereuen und jetzt noch Oesterreich zu Hülfe zu kommen, — zwar ein gewagtes Spiel, aber doch ehrenvoll! — Ich meine nur, daß Derjenige, der aus Ueberzeugung während des Krieges von 1799 still saß, consequenter Weise auch durch dieselbe Ueberzeugung dahin geführt werden mußte, sich 1800 mit Frankreich zu alliiren.

Jetzt folgte der glänzende Feldzug von 1800, die Schlachten von Marengo und Hohenlinden, die Friedens-Unterhandlungen von Luneville, der Reichs-Deputations-Haupt-Schluß vom 25. Februar 1803. Baiern gab zuerst das Beispiel, sich direct an Bonaparte zu wenden. Die andern Fürsten folgten — Preußen fehlte auch nicht, und so ward er vollständig der Schiedsrichter. Er vertheilte Deutschland wie es ihm gefiel. Baiern erhielt verhältnißmäßig am meisten, Preußen ging auch nicht leer aus.

So war der Sturm für uns vorüber gegangen, allein wir hatten uns selbst verlassen, und dem Bösen Macht über uns gegeben, die er denn auch bald an uns auszuüben anfing.

Für uns war der Tod des Kaisers Paul ein Glück, denn wenn er am Leben blieb war es unvermeidlich, daß wir von

ihm mit Krieg überzogen wurden. Er hatte sich nämlich 1800 von der Coalition zurückgezogen, und dagegen mit Bonaparte, den er bewunderte, und der ihm listig entgegen kam, einen Freundschaftsbund geschlossen. Mit den Engländern war er wegen des Visitirens neutraler Schiffe in offenem Streit, und von Bonaparte wurde er angeregt, Preußen dahin zu bringen, daß es sich endlich an sie beide anschließen müsse. Er verlangte also zuerst dessen Beitritt zur bewaffneten See-Neutralität, bei welcher Preußen kürzlich gewesen, aber sich jetzt nicht entschließen konnte, sich mit England zu verfeinden. Auf erhaltene abschlägliche Antwort versammelte Paul eine Armee an der preußischen Gränze, und befahl nun geradezu dem Könige, Hannover zu besetzen um die Engländer von Deutschland auszuschließen. Diese Depesche, vom Tage vor seinem Tode datirt, war kaum in Berlin abgegeben, wo sie unser Cabinet in die größte Verlegenheit versetzte, als auch die Nachricht von Paul's Tode eintraf.

So hatte der König noch einmal das Glück, aus einer der vielen Verlegenheiten zu kommen, welche seine Versuche neutral zu bleiben, während um ihn herum Alles in Unruhe war, ihm immer von Neuem bereiteten.

Ich selbst hatte zwar von früher Jugend an die richtige Einsicht in die Weltbegebenheiten bekommen; das Gefühl für Recht Pflicht und Ordnung war mir viel zu sehr zur andern Natur geworden, und ich war den Weltbegebenheiten (etwa seit der Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten) viel zu aufmerksam gefolgt, als daß ich jemals ein falsches Urtheil über sie hätte haben, oder mich von den Nützlichkeitstheorieen hätte blenden, oder durch die von Lügen verdeckte Bosheit der einen und Schlechtigkeit der andern hätte blenden lassen können, — aber die vollständige Einsicht der Folgen aller dieser Dinge für die Welt und für unser Vaterland insbesondere, die überhaupt nur

von der Erfahrung gegeben wird, — die hatte ich freilich nicht. — Ich hatte einen solchen hohen Begriff von der Preußischen Armee, daß es mir nicht einfiel, das Elend, welches Süddeutschland, Holland u. s. w. traf, könne auch über uns hereinbrechen, und unsere Armee könne geschlagen werden wie die Oesterreicher. Ich glaubte vielmehr, und das ganze Land theilte meinen Irrthum, daß wenn es einmal so weit käme, die Franzosen laufen müßten wie bei Roßbach, oder wenigstens wie bei Pirmasens und Kaiserslautern. Daß wir doch in den letzten Feldzügen nicht mehr ausgerichtet, schob ich einzig und allein auf die mangelnde Treue der Oesterreicher und auf die Hemmnisse, die sie uns in den Weg gelegt hatten, und meinte, wenn wir nur allein da ständen auf dem Schlachtfelde, könne es nicht fehlen. — Den Oesterreichern wünschte ich zwar immer Sieg, weil sie Deutsche waren und das Recht (im Allgemeinen) auf ihrer Seite hatten, — allein da ich beinahe jedesmal in meinen Hoffnungen getäuscht war, so faßte ich die schlechteste Idee von der Verfassung ihrer Armee, von ihrem Muthe und von ihren Anführern.

Da nun mit dem Frieden von Luneville die Waffenruhe allgemein hergestellt war, meine Majorennität herannahete, so begann der Friedensdienst, die täglich sich wiederholende „Waffenübung", das „Commandowort" ohne nahe liegenden Zweck mir höchst lästig zu werden.

Mit dem Könige war ich von meiner frühesten Jugend an bekannt. Sein Bruder, der Prinz Louis, stand von 1791 bis 1794 bei den Gensd'armes. Der damalige Kronprinz kam täglich mit ihm auf Parade. — Es wurden damals allerhand Spiele zu Pferde getrieben, an denen beide Theil nahmen, z. B. Exerziren von lauter Offizieren, so daß sie einen oder zwei Züge formirten, und ein Rittmeister (Löschbrand) das Ganze führte; oder Jagd im Thiergarten. Ein ehemaliger

Gensd'armen=Offizier Rothkirch, ein gewaltiger Reiter (wie es keinen mehr giebt) machte den Hirsch, — verbarg sich im Walde, die andern waren Jäger und Hunde. Er wurde parforcemäßig lancirt, und dann gejagt, d. h. er sollte gegriffen werden, welches aber fast niemals gelang. Es wurde auch (zu Fuß) Ball gespielt, beim Hofjäger, wozu die beiden Parteien in besondere Farben gekleidet waren. Hieran nahm zwar der Prinz Louis Theil, der Kronprinz blieb aber immer Zuschauer.

Hierdurch war denn eine ordentliche Bekanntschaft entstanden. Wenn gleich die Spiele aufhörten, seit beide verheirathet, und der Prinz Louis selbst ein Regiment bekommen hatte, so unterhielt sich der Kronprinz, vorzüglich die letzte Zeit vor seiner Thronbesteigung, sehr viel mit mir. Nach der Thronbesteigung hörte dies auf. Er hat mir in seinem Leben immer Gnade erwiesen, meine Dienste immer anerkannt, einige Mal auf die schmeichelhafteste Weise; — ich würde höchst undankbar seyn, wenn ich sein persönliches Betragen gegen mich nicht mit vollkommener Zufriedenheit und mit dem größten Danke anerkennen wollte, aber er hat immer eine Art von Scheu gehabt, ich möchte ihm irgend etwas Unangenehmes gerade heraussagen.]

Gleich nach seinem Regierungsantritt wollte der König regieren wie Friedrich der Große, d. h. mit seinen Cabinetsräthen Alles allein besorgen. Der Art war die Regierung seines Vaters zwar auch gewesen, allein dieser hatte doch das Meiste dem Bischoffswerder oder dem Wöllner überlassen. Jetzt waren solche Günstlinge nicht da, und es lag in der Natur der Sache, daß dem jungen Könige die Last sehr schwer werden, und daß täglich Dinge vorkommen mußten, die ihm durchaus fremd waren. Wer weiß, ob er sich nicht durchgearbeitet hätte? Aber zu seinem Unglück bekam er die Masern, die Geschäfte mußten ausgesetzt werden, und wegen der bösen Folgen, welche diese Krankheit so leicht für die Augen haben kann, wurde ein Vierteljahr lang so viel als gar nichts gethan. Wie nun dem

Könige keine nachtheiligen Folgen dieser Versäumniß merkbar wurden, so ließ der anfängliche Eifer nach, und er gewöhnte sich zu sehr, in Civilsachen Andern die Entscheidung zu überlassen, ohne selbst einzugreifen, auch wo er — wie meist — das Rechte sieht

Ich habe zu erwähnen vergessen, daß ich am 7ten März 1797 Seconde-Lieutenant, und da das lang stockende Avancement endlich in Gang kam, in Folge des Verfalls des Regiments, wo Jeder abging der zu Hause nur einigermaßen fortkonnte, am 13ten März 1802 Premier-Lieutenant geworden war. Dieser Verfall des Regiments kam zu den anderen Gründen hinzu, die mich bewogen, den Abschied zu nehmen.

[Zus. d. Her.: V. d. Marwitz erhielt unter dem 9. August 1802 den Abschied, und beschloß von nun an seine ganze Thätigkeit der Bewirthschaftung seines Gutes zuzuwenden. Er trat dasselbe, nachdem er sich den Winter hindurch dazu vorbereitet, zu Johannis 1803 an.

Im Mai 1803 vermählte er sich mit der Gräfin Franziska v. Brühl, Tochter des Generals der Cavallerie, und gewesenen Gouverneurs des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, Carl Grafen v. Brühl, welcher am 4ten Juli 1802, wenige Tage nach ihrer Verlobung, gestorben war. Seine anderen hinterbliebenen Kinder waren eine Tochter, Marie, später verheirathet an den als Schriftsteller bekannten General Carl v. Clausewitz, und ein Sohn, der noch in Potsdam als General-Lieutenant a. D. lebende Graf Friedrich v. Brühl, der in den nachfolgenden Blättern mehrfach vorkommt.

Bereits im März 1804 starb aber seine Gattin, wenige Tage, nachdem sie ihm eine Tochter geboren.

Die Denkwürdigkeiten aus dieser Zeit eignen sich nicht zur Veröffentlichung. Die Aufzeichnungen über die spätere Zeit, die mit dem folgenden Kapitel wieder beginnen, zeigen, wie tief Marwitz's Schmerz war, und wie erst die Noth des Vaterlandes ihn wieder zur vollen Theilnahme am Leben rief.]

Kapitel 4.

1804 — 1806.

B. v. Marwitz als Landwirth. — Calamitäten. — Die Hoffnungen auf eine Rettung Europa's. — Marwitz tritt wieder in Dienst. — Bittere Enttäuschung.

Als ich mich auf die Landwirthschaft warf, hatte ich zu große Vorstellungen von der möglichen Steigerung der Culturfähigkeit der Landgüter. Ich nahm zwar von den vielfältigen Verbesserungs-Projecten die damals an der Tagesordnung waren keines leichtsinnig an, aber ich warf doch nach und nach die ganze bisherige Wirthschaft über den Haufen. Ich kann auch nicht sagen, daß ich hierbei bedeutende Mißgriffe machte, oder daß mir irgend eine Veränderung oder Verbesserung fehlgeschlagen hätte: es geschah vielmehr das Gegentheil; es prosperirte, grünte und blühte Alles. Aber der Rein-Ertrag stieg nicht in dem gehofften Maße, und der höhere Ertrag ward durch die vermehrten Ausgaben verzehrt.

Es kamen nun noch die politischen und staatsbürgerlichen Revolutionen hinzu, so daß ich aus der beständigen Sorge und Anstrengung für meine Familie nicht herausgekommen bin. Ich hatte Friedersdorf mit schweren Schulden übernommen und war im Frühjahr 1804 schon in einer ganz bedrängten Lage, in der ich mich nur durch beständigen Fleiß, Ordnung und Versagung jeder auch der kleinsten Erholung aufrecht erhalten konnte.

Das Meiste in der Landwirthschaft, ungefähr Alles, was ich nicht schon aus der Kindheit wußte und nachher aus der Erfahrung erwarb, habe ich von einer sehr merkwürdigen Frau in unserer Nachbarschaft gelernt, einer Frau v. Friedland. Sie war die einzige Tochter des Generals v. Lestwitz, der in der Schlacht von Torgau, als der Flügel des Königs geschlagen

und beinahe aufgerieben war, mit einigen Tausend gesammelten Leuten wieder auf den Feind losrückte, und hier mit dem Ziethen'schen Flügel zusammenstieß. Er war dabei auf den König gestoßen, der ebenfalls mit gesammelten Leuten wieder vorgerückt war; der König hatte ihm dabei gesagt: „Lestwitz, das werde ich Ihm nie vergessen!“ und er hielt Wort. Denn bald nach dem Frieden, wie der Markgraf Carl gestorben war, und dessen Domainen-Amt Friedland an die Krone zurückfiel, schenkte er dem General Lestwitz die Hälfte desselben (die andere Hälfte, Quilitz, erhielt der damalige Oberst v. Prittwitz, der ihn in der Schlacht von Cunersdorf aus der unvermeidlichen Gefangenschaft befreit hatte, mein Chef im Regiment Gensd'armes). Lestwitz kaufte noch das angrenzende Rittergut Cunersdorf dazu, und seine Tochter erbte beide, obwohl Friedland Lehen war, da der König es ihr ausdrücklich ließ. Diese war mit einem Herrn v. Bork verheirathet gewesen, aber geschieden, und hatte die Erlaubniß erhalten, mit ihrer Tochter aus dieser Ehe den Namen von Friedland annehmen zu dürfen. Sie hatte in Berlin gelebt, ohne sich um ihre Güter zu bekümmern, als plötzlich ihre Einnahmen ausblieben. Sie reiste nach Cunersdorf um Ordnung zu stiften, und fand dort Alles in solcher Unordnung, daß sie schnell den Entschluß faßte dort zu bleiben und selbst zu regieren. Sie führte dies mit beispielloser Ausdauer und Geschick aus. Wie ich sie kennen lernte, war sie ungefähr zwölf Jahre dort. Es waren sechs große Wirthschaften, die sie selbst leitete; Unterbeamte hatte sie keine anderen, als Bauern, die sie selbst dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendsten Zustande, sondern sie hatte ihre Wälder aus sumpfigen Niederungen auf bisher öde Berge versetzt, diese Niederungen aber in Wiesen verwandelt, und so in allen Stücken.

Ein solches Phänomen war natürlicher Weise weit und breit verschrieen. Man sagte, sie ritte auf den Feldern umher

(das war wahr) und hätte beständig die Peitsche in der Hand, womit sie die Bauern zur Arbeit treibe — das war erlogen. Ich fand im Gegentheil eine wahre Mutter ihrer Unterthanen und Untergebenen in ihr. Wo sie sich sehen ließ, und das war den ganzen Tag bald hier bald da, redete sie freundlich mit ihnen und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen mußte Alles. Sie war aber nicht bloß eine Landwirthin, sondern eine höchst geistreiche und in allen Dingen unterrichtete Frau.

Ich lernte diese merkwürdige Frau im Herbste 1802 kennen, da ich mich allenthalben auf Landwirthschaften umsah. Aber schon 1803 starb sie in Folge einer Erkältung bei einer Feuersbrunst in einem ihrer Dörfer. Es war für mich ein Verlust, dieses Rathes zu entbehren. Sie hatte mir die nöthigen Wirthschaftsbeamten verschafft, da ich auf Johannis dieses Jahres das Gut übernahm, mir die Rechnungsbücher einrichten lassen, kurz sich als meine wahre Freundin bewiesen.

Ihre Tochter, die mit dem Landrath v. Itzenplitz im Havellande verheirathet war, hat der Mutter Freundschaft auf mich übertragen und sie dreißig Jahre lang erhalten.

Der Ackerbau wurde mir in so schlechtem Stande überliefert, daß ich im ersten Jahre Ausfall am Wirthschafts-Ertrag hatte. Ich führte nun einen starken Kartoffelbau, den Kleebau, die Stallfütterung ein, vermehrte die Schäferei, und fing an Raps zu bauen.

Der Kartoffelbau und der Klee fingen um diese Zeit schon an im Oderbruche eingeführt zu werden, die Stallfütterung und der Raps waren aber etwas so durchaus Neues, daß man in der Gegend glaubte ich sey toll geworden: man hielt den gelb blühenden Raps für Hederich. Er war hier auch nicht zu verkaufen und ich habe ihn mehrere Jahre lang nach Belzig in Sachsen verfahren müssen. Jetzt ist im Frühjahr von den hiesigen Anhöhen der größte Theil des Bruches gelb blühend

zu sehen, und eine solche Menge von Oelmühlen entstanden, daß manche aus Mangel an Beschäftigung oder Gewinn wieder eingeht.

Ich fing auch an die Wiesen zu beackern, dabei sie zu düngen und dann nach drei Jahren selbige mit angeblich bes= seren Gräsern besäet wieder zur Wiese niederzulegen, wie sol= ches in Büchern gelehrt und in Cunersdorf und Friedland ge= übt wurde. Allein in einer Reihe von Jahren überzeugte ich mich, daß, wie überhaupt die Kunst des Menschen dem nie gleich kommen kann, was Gott geschaffen, so auch keine künst= lich erzeugten Gräser den natürlichen Grasarten jemals gleich kommen. Man kann Wiesen verbessern durch Ueberdüngen, Ueberwässern, durch Befahren mit Erde, aber niemals durch gründliches Ackern, wobei die Grasnarbe zerstört wird; — höchstens darf man sie mit untergepflügtem Mist einmal ackern, und dabei eine Hafererente nehmen. Nachher aber muß man das Gras (mit eingesäetem Klee) wieder aus der nicht zerstörten, sondern nur umgeklappten Grasnarbe wieder wach= sen lassen. Auf diese Weise kann man unebene Wiesen ebenen, Unkraut zerstören, und den Graswuchs auf einige Jahre ver= bessern. Es gehört aber ein Ueberfluß an Mist dazu.

Ich bin daher späterhin von meiner Wiesenbeackerung wie= der abgegangen, und habe die hohen Stellen in meinen Wiesen in permanenten Acker verwandelt, das aber was sich zu Wiesen eignete, der Natur überlassen.

Das Wirthschafts=Jahr 1804—5 lieferte schon eine genü= gende Einnahme; aber sie war doch nicht hinreichend, um die Einrichtungen, den Verlust und die Unglücksfälle des vorigen Jahres zu decken*).

---

*) Im Jahre 1804 ward ich Deputirter für die Ritterschaft im Deich= Verbande des Oderbruchs. Der frühere Deputirte, mein Nachbar Graf Podewils in Gusow, hatte selbst gewünscht, daß ich sein Nach= folger werden möge und hatte mich dazu angeleitet. Er starb im

Im Jahr 1805 ward der Grund zur völligen Zerrüttung meiner Vermögensverhältnisse gelegt, wie das Jahr 1804 meine häusliche Glückseligkeit zerstört hatte. Der Verlust, den ich im März 1804 erlitten, war vielleicht mit daran Ursache, daß ich das ganze Jahr 1804—5 mit dem größten Eifer (um nur zu arbeiten zu haben) meiner Oeconomie wahrnahm. Da sie sichtlich gewann und die Einnahmen in allen Zweigen vorwärts gingen, war es verzeihlich, wenn ich mich hierauf stützend dieselbe mehr zu erweitern suchte.

Die Ochsen-Mastung wurde damals mit größerem Gewinn als jetzt im Oderbruche getrieben. Es kam nie vor, daß man weniger als 20 Thlr. an einem mager gekauften und fett verkauften polnischen Ochsen gewann, oft waren es 30 bis 40 Thlr. Diese polnischen, eigentlich podolischen wilden Ochsen wurden damals in großen Heerden auf die Märkte in Warschau, Namslau und Brieg getrieben, wo sie von den Schlächtern oder Landwirthen gekauft wurden. Dieser Industriezweig hat seit dem Gränzzoll ganz aufgehört.

Vorzüglich dieser Mastung wegen hatte ich den großen Kartoffelbau angefangen. Nachdem ich also an 100 Morgen mit Kartoffeln bestellt hatte, negociirte ich von meiner Mutter ein Capital und schickte damit Einen meiner Leute mit zwei Schlächtern, mit denen bereits ein Contract hierüber geschlossen war, auf den großen Markt nach Warschau. Sie brachten 100 Stück podolische Ochsen mit zurück, bei deren Ankauf ich

---

Frühjahr 1804. Ich entdeckte bald manchen Mißbrauch, eine Masse von kleinen Profiten und Bedrückungen, die sich die Unterbedienten erlaubten, und stellte sie ab. Auch in den Rechnungen fand ich manche Ungenauigkeit. Die beiden Deichhauptleute, alle ehrliche und in ihrem Fache wohlerfahrene Leute, widerstrebten der Ordnung nicht, und die Kurmärkische Kammer unterstützte mich auf's Beste; — die Regierungsbehörden waren damals noch nicht von der Regierungswuth, Alles selbst und vom grünen Tische aus durch Actenzusammenschreiben leiten zu wollen, besessen.

gleich um wenigstens 1000 Thlr. von den Schlächtern geprellt worden war. Zwei Tage nach ihrer Ankunft fror es so stark, daß ein großer Theil der Kartoffeln in der Erde erfror. Dieser Frost hielt drei Wochen lang an, und vor Ende des Octobers waren die noch belaubten Bäume dick mit Schnee befallen, der auf der Erde an zwei Fuß hoch lag. Die Kartoffeln, die noch gut zu seyn schienen, hatte man eiligst in die Keller gebracht, und als die Witterung wieder gelinder ward, verfaulten sie sämmtlich. Nur durch die Freundschaft des Herrn v. Itzenplitz — ich war mittlerweile zur Armee abgegangen — der die Ochsen nach Berlin treiben ließ, und selbst auf den Markt ging, erhielt ich den Einkaufspreis für dieselben zurück. Das Futter war aber verloren, mein Viehstand reducirt und der erwartete Gewinn mir entgangen.

Zu diesen Verlusten kamen die großen Opfer, die meine Anwesenheit bei der Armee im Winter 1805—6 mir kostete, und endlich der Brand des Friedersdorfer Gehöftes, wobei die ganze Ernte verloren ging.

Unterdessen hatte sich das Schicksal von Europa mit raschen Schritten seiner schrecklichen Entwickelung genähert.

Seit dem Frieden von Luneville hatte ein bis dahin nie erhörter Zustand in Europa geherrscht. Alle Mächte glaubten, es sey Frieden, ein großer Theil der Völker bedurfte der Ruhe und rechnete darauf, aber Bonaparte führte unter diesem Scheine des Friedens, durch fortwährende gewaltsame Handlungen einen unausgesetzten Krieg gegen seine Nachbarn.

In dem gedachten Frieden, Art. 11, waren die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik ausdrücklich mit einbegriffen: es hieß in demselben ausdrücklich: „Die contrahirenden Theile garantiren sich gegenseitig die Unabhängigkeit der besagten Republiken ꝛc. ꝛc.“

Dessenungeachtet hielt Bonaparte beständig Truppen in Holland. Nicht nur mußten sie von den Holländern besoldet, equipirt und ausgerüstet werden, sondern sobald 20,000 Mann solchergestalt in Stand gesetzt waren, wurden sie abgelöst und durch andere ersetzt, denen Alles mangelte. Dann ging die Ausrüstung von Neuem los. Außerdem mußte das Land eine Contribution nach der andern zahlen. Er regierte darin un-umschränkt.

Die Schweiz revolutionirte er, setzte nach einer von ihm dorthin geschickten Verfassung eine ihm ergebene Regierung ein, und zwang sie, ihn zum Regenten (Médiateur) anzunehmen. Das Wallis aber riß er ganz und gar los und vereinigte es mit Frankreich.

Die sogenannte Cisalpinische Republik mußte ihn ebenfalls erst zum Präsidenten annehmen; nachher machte er ein Königreich Italien daraus und sich zum König.

Genua, oder die sogenannte Ligurische Republik, verschlang er ganz und gar und vereinigte sie mit Frankreich.

Dies Alles that er ohne Oesterreich und das Deutsche Reich zu fragen, die durch den gedachten Artikel nicht nur die Befugniß, sondern die Verpflichtung hatten sich der Unterdrückung dieser Freistaaten zu widersetzen, und sie ließen sich Alles gefallen. Jedoch Bonaparten war es noch nicht genug.

Er vereinigte das ganze Piemont mit Frankreich, das dem Könige von Sardinien hätte wiedergegeben werden müssen, da im Luneviller Frieden darüber nichts bestimmt war.

Dasselbe geschah mit Parma und Piacenza. Diese sollten nach den früheren Tractaten nach dem Aussterben des regierenden Hauses (einer Seitenlinie der spanischen Bourbons) an Oesterreich zurückfallen. Bonaparte aber schloß einen Tractat mit Spanien, daß sie nach dem Tode des Herzogs ihm gehören sollten; dafür schuf er das ihm abgetretene Toscana in ein Königreich Etrurien für den Erbprinzen von Parma um.

Kaum war dies stipulirt, so starb der Herzog auf eine wunderbar schnelle Weise, Bonaparte nahm die Herzogthümer, schickte den jungen Prinzen in sein neues Königreich und behielt auch dieses mit seinen Truppen besetzt.

Außerdem hielt er beständig eine Armee in Neapel; er bemächtigte sich der Republik Lucca und verschenkte sie an seinen Schwager, den Marqueur Bacciochi.

Aber noch nicht genug!

Er ließ eine Armee in Deutschland einbrechen und besetzte das Kurfürstenthum Hannover, unter dem Vorwande, daß er mit England in Krieg und dessen König zugleich Kurfürst von Hannover sey. Der Frieden von Luneville war aber mit dem Deutschen Reiche — also auch mit Hannover — geschlossen, und Hannover hatte in keiner Art an dem Kriege der Engländer Theil genommen.

Er bemächtigte sich auch mehrerer zu Deutschland gehöriger Rhein-Inseln.

Er hob den Englischen Gesandten in Hamburg auf und die Gesandten in München und Stuttgart entgingen nur mit Mühe (auf Deutschem Boden!) seinen Häschern.

Endlich brach er von Straßburg her auf Deutschen Grund und Boden ein, entführte von Ettenheim einen Sprößling desjenigen Königlichen Hauses, dem er selbst als Unterthan zum Gehorsam verpflichtet war, den Herzog von Enghien, schleppte ihn nach Paris und ließ ihn erschießen.

Jetzt handelte es sich für jeden Deutschen nur darum, ob er bis zu der letzten und unausbleiblichen Katastrophe, die auch sein Vaterland und ihn selbst in Sclaverei herabstürzen mußte, noch ein schmachvolles Leben in einem schlechten Schlupfwinkel fortführen, oder alle seine Kräfte gegen diesen Wortbrüchigen, diesen Treulosen, diesen Räuber, diesen Mörder noch einmal anstrengen wolle.

Ich selbst fühlte dies so tief, daß ich mit der größten Ungeduld erwartete, was die Deutschen Fürsten und unser König thun würden um alsbald auch den Degen zu ziehen und mitzugehen.

In der That, was redet man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt, und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen war, und wie zum Ueberfluß Gott in seinem ungeheuren Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, — da war es keine Kunst Enthusiasmus zu zeigen. Indessen war 1805 die rechte Gesinnung nur bei sehr Wenigen zu finden, am wenigsten bei den Regierungen.

Als Rußland die Franzosen aus Hannover vertreiben wollte, schützte Preußen sie und ließ eine Armee an die Russische Gränze rücken. Oesterreich fing erst an zu rüsten, als das Königreich Italien errichtet, Wallis, Piemont, Genua einverleibt waren. Rußland hatte gebrochen, als Bonaparte trotz der Reclamationen Rußlands Piemont definitiv mit Frankreich vereinigt und über die einzige mögliche Entschädigung in Italien, über Toscana, verfügt hatte, und so kam es nun zu einer Allianz zwischen Oesterreich und Rußland.

Mit England war Bonaparte schon seit drei Jahren wieder im Kriege. In diese Zeit fallen die Rüstungen Bonaparte's zur Landung in England. Seit Matthieu Dumas in seinem Récis des événemens militaires die ganze Correspondenz Bonaparte's mit seinen Ministern und Generalen hat drucken lassen, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß es mit diesem Landungs-Project Ernst war. Zwei Jahre hielt er die Landungs-Armee im Lager von Boulogne. Die Truppen wurden beständig exercirt, lebten nur als Soldat und mit ihren

Offizieren. In diesem langen soldatischen Zusammenleben wurde die in den langen Kriegen verloren gegangene Disciplin, soldatische Haltung und Manövrir-Ordnung wieder dermaßen hergestellt, daß wer die Armeen gesehen hat, die in diesem Lager von Boulogne, in Holland, in Hannover und in Italien gestanden haben, eingestehen wird, daß es die formidabelsten waren, die ein so gewaltiger Kriegsheld wie er jemals in der Hand gehabt, und daß nachdem er sie verbraucht selbst seine Armee von 1812 mit diesen nicht zu vergleichen war. Nur die von 1815, aus den früheren Festungs-Garnisonen und Gefangenen gebildet, konnte ihnen einigermaßen an die Seite gesetzt werden.

1805 waren auch die Seerüstungen vollendet. Eine Französische Escadre nach der andern brach plötzlich aus ihren Häfen heraus, und alle entkamen den blokirenden Geschwadern. Einige sammelten sich in den größeren Häfen, andere kamen glücklich aus dem Mittelländischen Meere bis Brest, andere segelten nach Ostindien, die stärkste Flotte aber nach Westindien. Das ließ Bonaparte im Moniteur bekannt machen. Die Engländer verfolgten sie; aber die nach Ostindien segelnde Flotte kehrte um und kam glücklich nach Brest. Die Westindische insultirte einige englische Inseln, war glücklich genug, dem Admiral Nelson, der sie verfolgte, nicht zu begegnen, kehrte dann um und segelte nach Europa, während Nelson sie vergeblich bei einer Insel nach der andern suchte. Diese Flotte unter dem Admiral Villeneuve sollte die Blokaden der Spanischen und Französischen Häfen brechen, und hierauf mit den Spanischen Flotten und der Flotte von Brest vereinigt im Canal erscheinen. Dann sollte die Landung vor sich gehen. Villeneuve aber hielt sich in Cadix zu lange auf, und mittlerweile erschien Nelson mit seiner ganzen Macht vor dieser Stadt und blokirte die Französisch-Spanische Flotte.

Beinahe gleichzeitig erhielt Bonaparte die Nachricht von dem Einmarsche der Oesterreicher in Baiern. Er besann sich nun keinen Augenblick, sondern gab sein Landungs-Projekt auf, und führte alle seine Armeen mit unglaublicher Schnelligkeit nach Deutschland.

Unterdessen aber ward die Französisch-Spanische Flotte bei Trafalgar zerstört, und nun war jede Landung in England, ehe nicht eine neue Flotte geschaffen und neue Seeleute gebildet waren, unmöglich gemacht*).

Oesterreich hatte mit Rußland und England verabredet, daß ersteres bis an den Rhein rücken, die süddeutschen Fürsten mit fortreißen sollte, daß eine russische Armee ihm folgen, eine andere aber mit Engländern und Schweden vereint die Franzosen aus Hannover vertreiben sollte. Leider waren Anstalten und Führung von der allerschlechtesten Art. Der elende Mack stand mit 60,000 Mann bei Ulm still. Baiern und Würtemberg vereinigten sich mit Bonaparte, und von den Russen war jetzt erst eine kleine Armee von 20,000 Mann unter Kutusow in Gallizien angekommen.

Preußen hatte sich anheischig gemacht, zu verhüten, daß die Franzosen nicht in Hannover angegriffen würden: d. h. auf Deutsch eine bedingte Allianz. Jetzt trat der Fall dieser Allianz ein. Rußland verlangte den Durchmarsch, nicht allein für das Corps von Tolstoy, das nach Hannover marschiren sollte, sondern auch für die aus dem Norden kommenden Armeen von Burhöwden und Bennigsen, die Warschau und Ge-

*) Villeneuve, der bei Trafalgar gefangen genommen war, kam 5 oder 6 Jahre später nach Frankreich zurück. Auf der Reise nach Paris, ich glaube in Rouen, wurde er in seinem Bette erdrosselt gefunden. Es wurde ausgesprengt, er habe sich selbst um's Leben gebracht; aber der Umstand, daß er dazu nicht erst nach Frankreich zu reisen brauchte, und daß ferner das Wirthshaus voll verkleideter Gensd'armen war, die in derselben Nacht verschwanden, haben es wahrscheinlich gemacht, daß er auf Bonaparte's Geheiß ermordet worden.

gend passiren mußten. Der König verweigerte es, machte einen großen Theil der Armee mobil und ließ sie an die Russische Gränze rücken. Bonaparte brauchte nur den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen, so hatte er an Preußen einen Alliirten. Aber rücksichtslos wie er immer gewesen, beleidigte er den König plötzlich und ohne alle Veranlassung so schwer, daß er fast 100,000 Feinde mehr auf den Hals bekommen hätte.

Sämmtliche Französische Armeen so wie die Baiern und Würtemberger hatten auf einen bestimmten Tag ein Rendezvous in der Gegend von Ulm, wohin Alles in forcirten Märschen, zum Theil auf Wagen, eilte. Nach diesem Rendezvous marschirte Bernadotte mit der Armee von Hannover auf einer Straße, welche gerade durch das Preußische Fürstenthum Anspach führte. Es war nichts leichter als das kleine Ländchen zu umgehen, er hatte aber ausdrücklichen Befehl gerade hindurch zu gehen, und sich an nichts zu kehren.

Wir hatten keine anderen Truppen da, als den General Tauentzien mit seinem Infanterie-Regiment und einigen Schwadronen Husaren. Wie die Franzosen Quartier bestellten und die Civilbehörden fruchtlos protestirten, rückte Tauentzien mit seinem Regiment an die Gränze und stellte sich quer über die Landstraße auf. Alsbald erschien auch Bernadotte mit seiner Colonne; Tauentzien erklärte, wenn jener vorrücke, werde er schießen, und sich bis auf den letzten Mann, wenn er gleich der bei weitem schwächere sey, wehren. Bernadotte erklärte, er werde nicht wieder schießen, aber mit dem Gewehr im Arm immer vorwärts marschiren, es möchten auch so viele Franzosen fallen, wie immer möglich; Tauentzien würde das Blutbad bei beiden Monarchen zu verantworten haben. Zugleich zeigte er ihm auf den Nebenwegen rechts und links Französische Colonnen, die schon auf Preußischem Gebiete eine Strecke vorwärts gerückt waren, und commandirte an der Hauptcolonne: Marsch! — er selbst an derSpitze. Tauentzien hatte wirklich den festen

Entschluß, sich mit seinem Regimente aufzuopfern und er war der Mann ihn auszuführen, aber jetzt sah er ein, daß er gegen die Nebencolonnen und überhaupt gegen 20,000 Mann doch nichts ausrichten könne. Der angebliche Entschluß der Franzosen, sich nicht zu wehren, also den Vorwurf einer wilden Schlächterei auf die Preußen zu werfen, brauchte ihn zwar nicht verlegen zu machen; denn Bernadotte würde höchstens ein paar Salven ausgehalten haben — nachher aber würde Tauentzien's Regiment ohne allen Nutzen niedergemacht worden seyn. Er wich also, Bernadotte rückte ein, nahm Quartier und marschirte weiter.

Ungefähr mit Tauentzien's Rapport gleichzeitig kam ein Schreiben Napoleon's in Berlin an, in welchem er die Impertinenz hatte, den Durchmarsch durch das Anspach'sche als ein Recht in Anspruch zu nehmen, welches ihm durch den Baseler Frieden zustehe. Anspach lag nämlich damals außer der Demarcationslinie. Es war aber absurd, sich jetzt noch auf jenes temporaire Arrangement zu beziehen, nachdem der Luneviller Frieden alle Verhältnisse anders geordnet und die Demarcationslinie mit demselben ihrer Natur nach aufgehört hatte.

Diese Mißachtung war für des Königs Brandenburgisches Herz zu viel. Es wurde dem Französischen Gesandten am 14ten October erklärt, daß diese Begebenheit alle besonderen Verpflichtungen zerreiße, die Preußen mit Frankreich eingegangen sey; es werde sich künftig nur an die allgemeinen Tractate und an das Völkerrecht halten. Zugleich ward den Russen der Durchmarsch geöffnet. In Hannover kamen wir aber den Russen, Schweden und Engländern zuvor, indem wir mit unseren zunächst stehenden Truppen einrückten. Es war von den Franzosen mit Ausnahme der Festung Hameln gänzlich verlassen.

Es kamen jetzt Aufforderungen zur Theilnahme am Kriege und Gesandte von allen Mächten. Der König aber war leider in Paretz und dies gab dem Minister Haugwitz und dem Geh.

Cabinetsrath Lombard erwünschte Gelegenheit mit dem Französischen Gesandten wieder anzuknüpfen.

In der That war das was unterdessen geschah, die Capitulation von Ulm und das unaufhaltsame Vordringen der Franzosen, wohl geeignet Schwache von der Theilnahme abzuschrecken.

Ich für meine Person hatte geglaubt, schon jene ersten Rüstungen gegen die Russen gälten den Franzosen, und wartete nur auf Gewißheit. Am 16. Oktober kam mein Vetter Carl Brühl*) aus Berlin in Friedersdorf an, brachte die Zeitung mit, in welcher die Aggression in Anspach mit den stärksten Farben geschildert war (welches nur mit officieller Genehmigung geschehen konnte) und erzählte von allen kriegerischen Anstalten die gemacht würden.

Es war als wenn ein Schlag von elektrischem Feuer durch mein seit anderthalb Jahren dumpf hinbrütendes Gemüth und Körper fuhr. Es war als fürchtete ich zu spät zu kommen, um auch meinerseits die Schmach des Vaterlandes zu rächen. Es war handgreiflich, daß so ein Augenblick unsern Nationalruhm wieder zu befestigen, und bei der immer mehr zunehmenden Macht unserer Nachbaren Selbstständigkeit zu gewinnen, nie wieder vorkommen würde, auch daß der Alles verschlingende Tiger, wenn er mit den Anderen fertig seyn, uns ebenfalls verschlingen würde. Ich zweifelte daher nicht, daß wir die Gefahr unserer Lage und die Nothwendigkeit, unsere verletzte Ehre wieder herzustellen, einsehen würden, und glaubte, daß wir Alles aufbieten müßten, um den großen Kampf mit einiger Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg beginnen zu können. Ich schrieb also sogleich an den König, bat um Anstellung bei den leichten Truppen oder bei der Adjutantur, und um die

---

*) Anmerk. d. Her.: Der nachherige General-Intendant der Museen. † 1837.

Erlaubniß nach erkämpftem Frieden wieder nach Hause gehen zu dürfen. Ich hoffte aber einen ehrenvollen Tod zu finden.

Ich konnte die Antwort nicht erwarten, und war am 20sten schon in Potsdam. Dies war derselbe Tag, wo der starke Schnee fiel. Der Frost und aller durch ihn verursachte Schaden war schon einige Tage vorher gewesen. In Potsdam waren zu meinem Entsetzen viele Gemüther, die das Stillsitzen für vortheilhafter hielten. Ich konnte die Antwort nicht bekommen, denn mein Brief war eben heute erst angekommen, und ich reiste voller Ungeduld nach Hause.

Auf einer Deichbesichtigungsreise erhielt ich die vom 24sten datirte Antwort des Königs. Ich war Rittmeister (diese Charge hatte der König mit eigener Hand hinzugefügt)*) und Adjutant des Fürsten Hohenlohe. Die Nachricht war beigefügt, daß der Fürst am 3ten November in Dresden eintreffe.

Ich war am 30sten wieder in Berlin voller Hoffnung. Ungeachtet der Kaiser von Rußland in der Zwischenzeit angekommen war, um dem Zaudern durch seine Anwesenheit ein Ende zu machen, sprach doch schon Alles vom Frieden. Es war, als ob man sich in fremde Angelegenheiten mischen sollte, die einen gar nichts angingen. Zu sehen aber waren nur kriegerische Anstalten. Bespannte Artillerie mit eingekleideten Knechten, die ihre neuen Pferde einfuhr (sie war nämlich damals im Frieden nicht bespannt, und wurde bei Manövern mit Miethpferden gefahren), eingekleidete Bäckerei mit ihren Fuhrwerken und Backöfen, die sich ebenfalls übten, alle Proviant- und Munitions-Wagen der Regimenter, die sich übten, lange Züge von Packpferden, mit denen das gleichmäßige Packen geübt wurde, zu gleichem Zweck die Königlichen Maulthiere mit

---

*) Im Regiment wäre ich damals, wenn ich fortgedient hätte, nur Stabs-Rittmeister gewesen.

ihrem spanischen Ajustement, endlich alle Straßen voll eingekommener Beurlaubter und Rekruten.

Alle diese Anstalten wurden hier zum letzten Male gesehen; denn 1806 kam man mit ihnen nicht mehr zu Stande.

Am 31sten October war ich wieder in Potsdam und meldete mich beim Könige. Er war außerordentlich gnädig, wie er seit jener oben erwähnten Unterredung nicht gewesen, und ich sah wohl, daß meine Bereitwilligkeit mir angerechnet wurde.

Außer dem Kaiser Alexander war auch der Erzherzog Anton (Deutschmeister) dort. Es schien Alles einverstanden zu seyn, und doch erreichten beide ihren Zweck nicht.

Nachdem ich mich in Berlin mit allem Nöthigen versehen, nahm ich Abschied von meiner kleinen Tochter und Allem was mir auf der Welt noch werth war, und kehrte noch einmal nach Friedersdorf zurück, wo ich mein Haus bestellte. Mein Gut hinterließ ich einem Wirthschaftsverwalter. Am 10ten war ich in Dresden*). Hier fand ich überall die herzlichste Aufnahme, sobald man hörte, daß ich mit der Brühl'schen Familie verschwägert sey: ein Beweis, daß der Minister Brühl trotz aller Beschuldigungen die man gegen ihn vorgebracht hat im Lande wenigstens in gutem Andenken stand.

Der Fürst Hohenlohe commandirte in Dresden die Armee, welche aus 38 preußischen, 19 sächsischen Bataillonen, und 50 preußischen, 20 sächsischen Schwadronen, mit 92 Geschützen, bestand, das Bataillon zu 700 M., die Schwadron zu 120 M., zusammen wenigstens 48,000 M.

Die Hälfte der Preußischen Macht war aber noch zurück, weil diese Regimenter erst von ihrem Marsche nach der Russischen Gränze zurückkehrten. Es standen also hier ungefähr 28,000 Mann, die jeden Tag in Böhmen einrücken konnten.

*) Auf der Reise lernte ich eine besondere Art Bespannung für Ochsen-Pflüge kennen, die ich nachher in Friedersdorf eingeführt und mit gutem Nutzen gebraucht habe.

Aber eben so gut wie diese aus Oberschlesien hier schon eingetroffen waren, konnten die Brandenburgischen, Pommerschen und Magdeburgischen Regimenter, welche ihre Garnisonen nicht verlassen hatten, zur selben Zeit etwa bei Leipzig stehen. Es konnten also circa 60,000 Mann schon jetzt in Böhmen einrücken, und da die Schlacht von Austerlitz erst drei Wochen später stattfand, als alle entfernten Regimenter schon bei Erfurt waren, so konnten wir mit beinahe 200,000 Mann bei dieser Schlacht gegenwärtig seyn und den Franzosen ein früheres Leipzig bereiten, wenn wir darnach geführt wurden.

In Dresden war Alles zum Kriege bereit und hatte das höchste Vertrauen zu dem Fürsten Hohenlohe, der als der unternehmendste Feldherr aus den Feldzügen am Rhein bekannt war. — So wie durch ihn die Allianz mit Sachsen geschlossen und ihm die Sächsische Armee anvertraut war, so war es in Hessen durch den General Rüchel geschehen. Dieser stand jetzt mit den Hessen bei Frankfurt, und hatte den Marschall Anger mit einer sogenannten Reserve-Armee (die aber nur auf dem Papiere existirte) vor sich. Diesen brüskirte und chicanirte er fortwährend und compromittirte den König und den Kurfürsten von Hessen nicht wenig gegen Napoleon.

Wie ich nach Dresden kam, war unsere Armee schon im vollen Marsche nach Erfurt, zu Hohenlohe's größtem Verdruß, der geraden Weges in Böhmen einrücken wollte. Was dieser Seitenmarsch von 30 Meilen bedeuten und wohin er uns führen sollte, habe ich nie begreifen können.

Wir hatten dem Kaiser Alexander versprochen, wenn Napoleon sich bis zu dem 15. December — vor welchem Tage unsere Armee, wie wir behaupteten, nicht versammelt seyn konnte — nicht befriedigend erklärt hätte, dann wollten wir mit losschlagen. Des Ministers Haugwitz Nebengedanke war dabei, daß in den zwischenliegenden 6 Wochen der Krieg mit Oesterreich sich entscheiden, dieser Tractat also sich von selbst auflösen

würde. Ein Tractat mit Rußland nach diesen Grundlagen wurde am 3ten November geschlossen, also in den Tagen, wo ich mich bereitete Alles zu verlassen, um das zu erfechten was nach diesem Tractat schon nicht mehr zu erreichen war. Haugwitz selbst war bestimmt, mit Bonaparte zu unterhandeln; er war klug genug, seine Abreise zu verzögern und kam erst in den letzten Tagen des Novembers in Wien an.

Der Kaiser blieb bis zum 10ten in Berlin und kam den 11ten in Dresden an. Den 12ten hatte er eine lange Unterredung mit dem Fürsten Hohenlohe, nach deren Beendigung wir Adjutanten ihm vorgestellt wurden. Der Kaiser sagte: „Le meilleur compliment qu'on puisse leur faire, c'est qu'ils sont auprés de votre Altesse." — Ueberhaupt habe ich keinen regierenden Herren gesehen, der Jedermann so einzunehmen verstand, wie der Kaiser Alexander. — Den 13ten verließ er Dresden um gerade durch Böhmen nach Olmütz zu gehen, wo die Russische Armee sich mit den Ueberbleibseln der Oesterreichischen vereinigen sollte. Unterwegs veranlaßte ihn ein falscher Allarm seinen Weg über Bautzen und durch Schlesien zu nehmen.

Ich war in meinem Adjutanten-Posten durchaus ohne alle Geschäfte. Es waren zwei ältere Adjutanten, die schon lange beim Fürsten waren, der Major v. Pirch (der noch jetzt in Berlin lebende Generallieutenant v. Pirch I.) und der Major v. Röder (der nachher als General der Cavallerie in Posen commandirte und vor Kurzem gestorben ist). Außerdem hatte der Fürst noch zwei andere Offiziere in sein Hauptquartier genommen, den Major v. Loucey, einen Emigranten und älteren Mann, und den Hauptmann von Blumenstein, ebenfalls Emigrirten und ehemaligen Ingenieur-Offizier. Er war beim Ausbruch der Revolution blutjung gewesen, denn er war jetzt erst in meinem Alter. — Loucey hatte schon unter Ludwig dem Fünfzehnten unter den Mousquetaires der Maison du Roi ge-

dient und war ein Mann von Kriegserfahrung, von Ehre und zugleich von richtiger politischer Einsicht. Man hat ihn nie so gebraucht, wie er zu brauchen war. Er lebt noch als pensionirter General in Breslau. Er sowohl wie Blumenstein hatten seit der Revolution ihrem Vaterlande vollständig abgesagt und waren leidenschaftliche Preußen. Letzterer, obgleich er im Wesen und Charakter von Grund aus ein Franzose war, lebhaft, geistreich, unterrichtet, behauptete, Blumenstein sey sein richtiger Name. Andere wollten wissen, er heiße eigentlich Rochefleur. Genug, er war zugleich ein Projectenmacher. Er war es gewesen, der den Ueberfall des Bergschlosses Bitsch ausgedacht hatte, der so unglücklich ablief. Er mußte immer etwas Neues haben, welches er auch eingestand: „Ick kann nick sitzen ruhick, mein Kopfen iß wie ein Dreibenhausen." Bei alledem war er ein excellenter Kamerad*).

*) Bei Reorganisirung unserer Armee 1808 ward er zur Artillerie versetzt und war Commandant in Glatz, wo er mit Geschützen und allerhand Maschinen eine Menge Proben machte, und viele Widersacher erweckte, wo ihm denn die unsinnigsten Projecte angedichtet wurden. Er erzählte: „Tie thumen Teif konnte nick bekreif, was möcklick iß, und was unmöcklick. Wenn ßie sick haben einkebild ein absurdité, tie man von mir kelogen, so habe ick ihnen keantwort: „„Ja, meine Herr, das iß wahr, daß werd ick zu seiner Szeit auch lassen einrickten, aber vorher werde ick noch nehmen Schäferberg und ihn setzen in Asengrund!"" —— Und die Canaillen waren so thum, und klaubten es wahrhaftick!" — Und dann lachte er sich halbtodt. Der Schäferberg ist nämlich eine ansehnliche Höhe und der Hasengrund ein Thal, beide der Festung Glatz (wenigstens damals) nachtheilig. Im Jahr 1813 commandirte er als Oberst die Blokade von Glogau, und wenn die Franzosen parlamentiren wollten (was denn auch mit der Uebergabe der Festung endigte) obstinirte er sich kein Französisch verstehen zu wollen, sondern sie mußten einen Dolmetscher mitbringen. Er sagte: „Ick bin ein Deutscher! Ick verstehe der verfluchten Kerlen ihre Sprake nick. Wollen sie mit einem Deutschen Offizieren reden, können Deutsch lernen! Müssen wir wohl Französisch lernen, wenn nach Frankreich kommen!"— Späterhin wurde ihm der Artillerie-Dienst verleidet; er nahm den Abschied, kaufte sich ein kleines Gut bei Breslau, und machte eine

Wie mir bei dieser absoluten Geschäftslosigkeit nach drei Jahren sehr geschäftigen Lebens, und während meine wirklichen Geschäfte zu meinem größten pecuniairen Schaden gänzlich ruhten, zu Muthe seyn mußte, läßt sich denken. Ich ging schon am dritten Tage meiner Anwesenheit zum Fürsten, und bat ihn mich zu beschäftigen. Er erwiderte, seine Geschäfte würden alle recht gut besorgt, und er habe keine für mich. Zugleich ließ er sich in ein ausführliches Gespräch über unsere Lage ein, in welchem er zwar nicht verhehlte, daß der Marsch nach Erfurt zweckwidrig und ihm höchst widerwärtig sey, aber doch die feste Ueberzeugung aussprach, daß wir noch zu rechter Zeit den Oesterreichern zu Hülfe kommen würden. Ueberhaupt zeigte er, so lange ich ihn gekannt, ein sichtbares Bestreben, die Fehler unseres Cabinets zu verschleiern, und die schlechten Nachrichten die fortwährend einliefen zu verheimlichen — offenbar um den Geist der Armee zu erhalten. Daher kam es, daß wir immer gute — falsche — Nachrichten bei der Armee hatten. Später durchschaute ich dies; für diesmal aber ward ich vollkommen getäuscht. — Er sagte zuletzt in einem pathetischen Tone: „Sie können wohl denken, daß die Adjutanten mir lieber sind, die ich mir selbst aussuche, als die mir der König schickt! Aber wer einen solchen Zweck hat, wie Sie, wird mir immer willkommen seyn!"

Dadurch wurde mir erst ersichtlich, daß meine Ankunft sehr unangenehm gewesen war, und nun begriff ich, warum die alten Adjutanten des Fürsten mich so überaus kalt behandelten. Vielleicht fürchteten sie gar, ich möchte ein ins Hauptquartier geschickter Berlinischer Spion seyn. Das Alles dauerte aber nur kurze Zeit; der Fürst ward mir sehr gewogen, und die Adjutanten mir befreundet.

Speculation mit einer neuen Art von Ziegelsteinen, die mißglückt ist, so daß es ihm jetzt schlecht gehen soll.

Nicht lange vorher hatte ich in Berlin den Chef des Generalstabes des Fürsten, Oberst Massenbach, kennen gelernt. Er hatte mir, wie beinahe Jedermann, durch seine Miene eines tiefen Denkers, durch seine wirklichen theoretischen Kenntnisse und durch sein dreistes Absprechen imponirte. Bei meiner Ankunft im Hauptquartier hoffte ich einen wahren Preußen und einen Mann zu finden, von dem ich lernen könnte. Ich ging also, wie ich mich bei ihm meldete, recht froh zu ihm. „Was wollen Sie hier?" schrie er mich an, „Krieg führen? Es wird kein Krieg! — Gegen die Russen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht! Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg oder der König müßte toll geworden sein!" — Ich erstarrte über diese mir damals ganz neue Sprache und erwiderte: „Wenn das Tollseyn heiße, Ehrgefühl zu haben, so hoffe ich, der König wäre schon toll und alle seine Unterthanen würden so toll seyn ihm zu helfen. Jeder Handwerker dürfe sein Hausrecht brauchen, und sollte der König nicht sein Landrecht eben so gut vertheidigen?"—„Ehre!" rief er, „Ehre ist ein Hirngespinnst, die kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden. Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg."

Ich fiel gewaltig von meiner Höhe herunter, den Chef des Generalstabes so reden zu hören, und dachte abermals: „Darum hättest Du Alles, was Du hast, im Stiche gelassen?"*)

Ein absichtlicher Verräther war Massenbach nicht, aber er war ein verkehrter und überspannter Mensch, in seinem Posten und als Soldat überhaupt völlig unfähig, und ließ sich in militairischen Dingen von seinen politischen Ideen leiten, so daß er zuletzt wissentlich seine Pflicht verletzte. Er war ein Mann nicht ohne Genie, aber so excentrisch in seinen Ideen,

*) Anm. d. Her.: Die nachfolgende Charakteristik Massenbach's ist aus dem militairischen Tagebuche von 1806 genommen, da sie hier ihre passendste Stelle zu finden schien.

daß er beständig von einem Extrem zum andern hingerissen wurde. Talent zur Ausführung mangelte ihm gänzlich, und schon dadurch war er untauglich zum Soldaten.

Mir ist es wahrscheinlich, daß er sich überstudirt hatte; denn ohne diese Voraussetzung ist so eine Erscheinung psychologisch gar nicht zu 'erklären.

Ein Enthusiast, hatte er wohl nicht sobald eine große Idee von Anderen aufgefaßt, als er über dieselbe zu brüten anfing; und auf der anderen Seite durch den Kleinigkeits-Geist im Dienste abgestoßen, wollte er mit letzterem gar nichts mehr zu schaffen haben, sondern fing an zu glauben, wenn die große Idee nur einmal da und ausgesprochen sey, so sey sie auch schon ausgeführt. Er fing also an die Wirklichkeit ganz bei Seite zu setzen und sich seinen Ideen ganz zu überlassen. Mit diesen verstieg er sich immer weiter. Außer der Kriegskunst verarbeitete er Politik, Staatskunst, Staatswirthschaft und Moral. Nun begann er sich auf die Schriftstellerei zu werfen. Wer aber seine Schriften gelesen und noch mehr, wer sie ihn selbst hat vorlesen hören, wird bald inne geworden seyn, daß alle seine Gedanken höchst verworren und unverdaut waren.

Er ward wenig bemerkt und wenig gebraucht, und in dieser Zurückgezogenheit muß er durch das Brüten über eigene Ideen und vielleicht die Bewunderung eines kleinen Kreises kleiner Geister dahin gekommen seyn, daß er sich für das erste Licht der Welt hielt — wenigstens sind ohne diese Voraussetzung die Schritte, die er in den letzten Zeiten gethan hat, nicht zu erklären.

Er fing an sich vorzudrängen, und in den letzten Zeiten, wo die kritische Lage von Europa einen Jeden, selbst wider Willen, zum Politiker machte, seine abenteuerlichen Grundsätze laut zu predigen. Jedes Mittel sie zu verbreiten war ihm gleich, allenthalben suchte er Proselyten zu machen, und be-

stürmte die Regierer des Staats mit mündlichen Vorträgen, Briefen und Memoiren die Niemand von ihm verlangt hatte.

Dabei waren seine Grundsätze nichts weniger als consequent und fest. Es konnte nicht fehlen, daß die Ereignisse in der wirklichen Welt den Speculationen seiner Studierstube oft widersprechen mußten. Statt daß ihm dieses die Nichtigkeit derselben hätte klar machen sollen, that es vielmehr die entgegengesetzte Wirkung, und gab ihm eine unglückliche Leichtigkeit, sein System den Umständen anzupassen, oder vielmehr augenblicklich ein neues zu erfinden, welches er jedesmal wieder mit demselben Eifer und mit derselben Zuversicht vertheidigte, wie alle vorhergehenden. — Die Begebenheiten wurden durch Bonaparte gelenkt; dieser war es also, der jede seiner Berechnungen täuschte, und hieraus entstand eine unwillkürliche Verehrung und Anbetung dieses Helden, dessen Handlungen seine eigenen so mühsam zu Tage gebrachten Speculationen so weit überflogen.

Bei dieser Art zu seyn hatte er noch obenein einen starken saft- und blutvollen Körper, der ihm, zumal da er sich wenig bewegte — wie er denn z. B. absolut nicht reiten konnte und deswegen fast immer neben der Armee herfuhr — das Blut immer so nach dem Kopfe trieb, daß er ganz verwirrt wurde. Wenn er müde war, war er im Stande in den wichtigsten Augenblicken sich zu Bette zu legen, einzuschließen und Niemanden vor sich zu lassen. Hierzu kam noch eine große Grobheit, die Alles von ihm abwendig machte. Hatte er einmal einen Plan gemacht, und einige allgemeine Anordnungen zur Ausführung getroffen, so schien er zu glauben, nun müsse auch ein Jeder schon davon unterrichtet seyn, und fertigte alle Anfragen mit der größten Grobheit ab.

Es fehlte ihm aber, wie schon gesagt, ganz und gar an Talent zur Ausführung irgend einer Sache. Während unsere ganze Armee durch die Sucht nach Kleinigkeiten und nach Klein-

lichem in's Verderben gestürzt wurde, sündigte er auf die entgegengesetzte Art. Er war nicht im Stande, eine Marschroute zu machen, ohne die ganze Armee durch einander zu werfen. Als 1805 der Rückmarsch angetreten wurde, vergaß er, daß dieser durch die Länder so vieler kleiner Fürsten gehen mußte, und indem in Kursachsen der Quartiere und Verpflegung halber requirirt wurde, war an Keinen von jenen etwas ergangen, bis er einige Tage vor dem Aufbruche daran erinnert wurde. Ferner vergaß er fast jedesmal, 1805 wie 1806, wenn bei uns die Marschrouten und Directionen geändert wurden — was alle Augenblicke geschah — den Generalstab der mit uns marschirenden sächsischen Truppen zu benachrichtigen, so daß beständig Unordnungen entstanden, und wir in die sächsischen Quartiere fielen, was er Kleinigkeiten nannte. Von anderen Confusionen geben meine Tagebücher Zeugniß. — Auf dem Marsch von Magdeburg durch die Mark habe ich selbst gehört, wie er dem Fürsten erklärte: „Eine aus so vielen kleinen Theilen bestehende Armee mit Ordnung in drei Colonnen nach Stettin zu führen sey eine Aufgabe, die seine Kräfte weit übersteige." — In Magdeburg brachte ich ihm selbst den Befehl vom Fürsten: „Die Offiziere vom Generalstabe sollten aus der vollgepfropften Stadt die Regimenter herausführen und am Thor in die vorgeschriebene Marschroute bringen." — „Das sind Kleinlichkeiten", schrie er mir zu, „mit denen mich der Fürst plagt; ich werde gar nicht mehr zu ihm gehen, und mich überhaupt nun um gar nichts mehr bekümmern". — Es unterblieb.

Nach dem bisher Gesagten (wovon ich auch jedes Wort beweisen kann) wird es ganz unglaublich erscheinen, wie dieser Mann einen Ruf erlangen und einen Feldherrn wie den Fürsten Hohenlohe ganz beherrschen konnte.

Er hatte aber im Aeußern Etwas, das täuschen konnte. Auffallend nachlässig im Anzuge schlich er mit der Miene eines Denkers, die Hand gegen den Kopf gelegt, umher. Sagte Je-

mand Etwas, so blickte er ihn aufmerksam und fest mit großen sprechenden Augen an und schlug gewöhnlich mit einer sehr decidirt ausgesprochenen Sentenz den vorgetragenen Satz nieder. Dies verfehlte nie, ihm ein Ansehen von Superiorität zu geben. Kam es zum Streit, so hatte er einige logische Kunstgriffe, die ihm gewöhnlich das letzte Wort verschafften. Entweder ließ er seinen Gegner gar nicht zu Worte kommen, und spann seinen eigenen Satz durch alle Relationen und Modalitäten, oder er ließ ihn auch ausreden, schüttelte den Kopf und fing nun mit einer gelehrten Sentenz an, worauf er fortfuhr *seine* Ansicht darzulegen, ohne sich im Mindesten auf das einzulassen, was der Gegner gesagt hatte; -- wodurch denn die Zuhörer dieses zu vergessen, und bloß an Das zu denken pflegten, was *zuletzt* gesagt worden war.

Hierdurch und durch die lange Gewohnheit — er hatte schon die drei Feldzüge am Rhein als Quartiermeister bei ihm gemacht, — hatte sich Massenbach eine Art von Superiorität bei dem Fürsten Hohenlohe erworben. Dieser hatte sich, indem er sich auf seine wohlbewährte Praxis verließ, in den letzten Jahren wenig um das Gelehrte der Kriegskunst bekümmert, während die glücklichen Feldzüge der Franzosen theils wirklich neue Ansichten eröffneten, theils auch neuen Systemen die Entstehung gaben, die eben so oft die Sache verwirrten, als sie sie aufklärten. — Wenn nun Massenbach in gelehrt verwirrten Ausdrücken von Operationen sprach, so geschah es, daß der Fürst — sey es, daß ihm diese Ausdrücke und dadurch die Dinge selbst fremd waren, sey es, daß das zunehmende Alter und das ununterbrochene Kriegsglück Bonaparte's ihm jene Zuversicht raubten, die er sonst noch immer öffentlich sehen ließ, — ihm gewöhnlich schweigend zuhörte, bisweilen Recht gab, noch öfter aber am andern Tage diese Dinge befahl oder darüber sprach, als wenn dies *seine eigenen* Ideen wären. Dabei versicherte er jedesmal mit unbegreiflicher Selbsttäu-

schung, daß Massenbach keinen Einfluß auf ihn habe, und setzte sehr richtig auseinander, warum er keinen haben könne, da er gar zu wankelmüthig in seinen Grundsätzen und verkehrt in seinen politischen Meinungen sey.

Ueber Massenbach's politische Grundsätze muß ich hier noch Einiges sagen.

Preußen, und vorzüglich die neu erworbenen Theile desselben, war die Provinz, die seiner Aufsicht in Friedenszeiten anvertraut war. Hier übte er die Zöglinge seiner Brigade und für diese Provinz entwarf er die Pläne zu Feldzügen und zur Vertheidigung, wie es sein Dienst mit sich brachte. Ganz natürlich waren diese alle gegen Rußland gerichtet. Er machte sich in seinem an Hypothesen sehr fruchtbaren Geiste seiner Meinung nach recht fest darin, und glaubte sich auf alle Fälle vorbereitet. Nebenbei zeigten ihm seine politischen Speculationen die ungeheure Ausdehnung und Macht Rußlands als ein Schreckbild, und sey es, daß er bei Zeiten es ihm unmöglich machen wollte, Preußen gefährlich zu werden, sey es in der Hoffnung, selbst kriegerischen Ruhm zu erwerben — genug, er wünschte, seit Bonaparte so zu rasen anfing, nichts eifriger als einen Krieg mit Rußland in Verbindung mit Frankreich. — In Verbindung mit Bonaparte! — weil er wohl fühlte, daß er gegen diesen nie etwas ausrichten werde, und es schweigend begriff, daß unter oder wie er sich schmeichelte mit diesem Starken er eher eine Rolle werde spielen können, zu der er überdies alle seine Projecte und Feldzugsplane verwenden konnte.

Deshalb war er außer sich vor Freuden, als es im Herbste 1805 den Anschein hatte, als würden wir mit Frankreich gegen Rußland ziehen. Sein Feuer und seine Thätigkeit überstiegen alle Gränzen, er schien ein anderer Mensch geworden seyn. Aber kaum folgten wir für einen Augenblick unserem wahren Interesse, dadurch daß wir unsere Heere gegen Frankreich wandten,

so war seine Thätigkeit hin, er gebehrdete sich wie ein Verzweifelter, und als er bald darauf auf Befehl des Königs vom Fürsten Hohenlohe aus Erfurt nach Berlin geschickt ward, um des Fürsten Meinung dort zu sagen, war er einer der Hauptanstifter des sogenannten Friedens.

Als auch diesmal Bonaparte, von dem er sich heldenmüthige Großmuth, zärtliche Freundschaft für uns und eine goldene Zeit für Europa versprochen hatte, seine Speculationen und Erwartungen täuschte, und wir doch zum Kriege gezwungen wurden, was er selbst einsah, weinte er, bereute seine Thaten, schrieb neue Memoires und Lobreden, und vorzüglich Entschuldigungsbriefe an Alle, die im vorigen Jahre mit ihm verschiedener Meinung gewesen waren, in denen er sich selbst anklagte, aber seine Fehler durch übermenschliche Thätigkeit wieder gut zu machen versprach. — Wie es mit dieser übermenschlichen Thätigkeit beschaffen war, haben wir schon im Vorhergehenden gesehen, und wie lange seine neuen politischen Grundsätze anhielten, hat die Capitulation von Prenzlau gezeigt.

Nach der Abreise des Kaisers gingen wir nach Erfurt ab, wo ich den 16ten November Abends eintraf.

Hier fanden sich nach und nach die Regimenter ein, aus denen unsere Armee zusammengesetzt war. Auch der Prinz Louis von Preußen und der Herzog von Weimar trafen ein. Ersterer sollte die Avantgarde, letzterer die Reserve commandiren. Die Truppen waren in sehr verschiedenem Zustande, zum Theil vorzüglich, zum Theil mittelmäßig. Einzelne Regimenter, namentlich Südpreußische, hatten sehr viele Deserteurs — auch wurden von den Oesterreichischen Werbern Manche weggeholt — andere gar keine. Die Pferde hatten zum Theil sehr gelitten. Erst am 7ten December war Alles zusammen, bis auf die Towarczys, die aber nicht mehr abgewartet werden sollten.

Am 5ten war die Ordre de bataille ausgegeben. Das Gros sollte bestehen aus 4 Preußischen Infanterie-Brigaden zu 5 Bataillons, 3 Sächsischen Brigaden (zusammen 14 Bataillons) und 15 Preußischen, 12 Sächsischen Escadrons; die Reserve aus 7 Preuß., 4 Sächs. Bataillons, 10 Preußischne, 4 Sächsischen Escadrons; ein Seiten-Detachement des rechten Flügels aus 5½ Preuß. Bataillons, 2 Jäger-Comp., 15 Preuß. Escadrons; ein Seiten-Detachement des linken Flügels aus 5 Preuß. Bataillons, 2 Jäger-Comp., 10 Preuß., 4 Sächs. Escadrons; zusammen: Infanterie: 37½ Preuß. Bataillons, 4 Jäger-Comp., 18 Sächs. Bataillons; Cavallerie: 50 Preuß. Escadrons, 20 Sächs. Escadrons. Dazu Artillerie: 3 reit., 7 Fuß-Batterieen Preuß. Art., 4 Fuß-Batterieen Sächs. Art. Außerdem sollten die Bataillonsstücke in Batterieen zusammengezogen und ein Artillerie-Offizier dazu commandirt werden. Diese Batterieen wurden Brigade-Batterieen, die alten Batterieen Divisions-Batterieen genannt. Die dritten Glieder sollten zurückgezogen werden, und hinter jedem Regiment, ebenfalls auf 2 Glieder gestellt, ein Reserve-Bataillon formiren.

Aber schon am 9ten kam eine neue Armee-Eintheilung, und die Ordre links abzumarschiren bis in die Gegend von Gera (d. h. dahin, woher wir eben gekommen waren). Wir mußten in Folge der neuen Eintheilung 20,000 Mann, nämlich 25 Bataillons und 30 Schwadr. Preuß. Truppen, zur Armee des Herzogs von Braunschweig abgeben, der nach Erfurt rücken wollte, darunter fast alle leichte Truppen. Wir blieben also nur noch 28,000 Mann stark, über die Hälfte Sachsen.

Der Seitenmarsch zeigte die größte Unentschlossenheit, und konnte nichts Anderes bedeuten als daß aus dem Kriege nichts werden würde. Was sollte denn eine Postirung hinter dem Thüringer Walde und bis an die Saale bedeuten, während

Napoleon in Mähren stand? Wir hatten über 30 Meilen umsonst marschirt, im bösen Wetter und Wegen viele Kranke bekommen und viele Pferde verloren.

Unterdessen war Haugwitz von Napoleon in Brünn abgewiesen, und hatte sich gefallen lassen, nach Wien zu Talleyrand geschickt zu werden. Es kam aber der 15te December heran und es sollte doch ausgemacht werden, was wir zum 15ten December mit der Armee anfangen sollten. Der Herzog von Braunschweig war in Berlin und am 1sten December wurde der Fürst Hohenlohe zu einer Conferenz dahin eingeladen. Er konnte aber die Armee, der es an so Vielem fehlte und bei der wegen der Subsistenz in so mancher kleinen Fürsten Länder so viel einzurichten war, ohne den größten Schaden nicht verlassen, und sandte Massenbach, „der von seinen Ansichten vollkommen unterrichtet sey", nachdem er sein Ehrenwort gegeben, daß er getreulich des Fürsten Ansichten und nicht etwa seine eigenen vortragen wolle.

Welches genau die Instruction des Fürsten gewesen, ist mir unbekannt geblieben, aber da er schon von Dresden aus in Böhmen hatte einrücken wollen, so sind sie ohne Zweifel auf näheres Anrücken an den Feind gegangen. Daß aber Massenbach seine eigenen Ansichten, d. h. Temporisiren, vorgetragen hat, das weiß ich genau.

Das Chassé de coté nach Gera und die Verkleinerung der Hohenloheschen Armee waren das Resultat der Conferenz. Der Entschluß, was gethan werden solle, wurde bis zur Rückkehr des Haugwitz verschoben.

Schon am 2ten December 1805 war aber der Krieg durch die Schlacht bei Austerlitz entschieden worden*). Kaiser Franz

*) Obgleich bei dieser Schlacht nie von Verräthern gesprochen worden ist, und ich im Allgemeinen auf das Geschrei von Verrätherei nicht viel gebe, so glaube ich doch, daß der Oesterreichische Schlachtplan dem Napoleon verrathen worden ist. Denn er sagte Tags vorher

suchte den Frieden, und es ist auch in der That nicht abzusehen, was ihm Anderes zu thun übrig geblieben wäre *). Kaiser Alexander war außer sich, verwarf den ihm angebotenen Frieden, nahm jedoch das Zugeständniß des ungehinderten Rückmarsches an, weil er nicht anders konnte, und reiste nach Rußland zurück**). Zuvor schrieb er aber an den König von Preußen, überließ ihm die Russischen Armeen in Schlesien und in Hannover, welche nicht in der Convention für die Armee, die bei Austerlitz gefochten, begriffen waren, zur beliebigen Disposition und versicherte, daß er ihm alle Verstärkungen zuführen werde, die er bedürfen möchte. Zugleich sendete er seinen Bruder, den Großfürsten Constantin nach Berlin.

Wenn nun gleich unsere Lage seit einem Monat durch unsere Unentschlossenheit sich bedeutend verschlimmert hatte, so war sie doch immer noch vortheilhaft genug, denn die Engländer, Schweden und Sachsen standen uns ebenfalls zu Gebote***).

---

in einer Proklamation an seine Armee: „Die Feinde werden marschiren um unsere Flanke zu gewinnen, dabei aber die ihrige uns Preis geben. Wir werden auf selbige fallen und die Schlacht gewinnen." Es ist fast unmöglich, daß eine bloße Prahlerei so buchstäblich bei Feind und Freund eintreffen sollte. Hat er aber wirklich die Oesterreichische Disposition nicht gekannt, so ist die Schlacht von Austerlitz die schönste, die er je geliefert, und die Benutzung des Augenblicks mit solcher Schnelligkeit, Präcision und Gewalt wahrhaft bewundernswürdig.

*) Anm. d. Her.: Das Tagebuch zeigt, wie sehr anders damals die Patrioten in der Aufregung des Moments und vor näherer Kenntniß der Thatsachen dachten: Erzherzog Carl solle den Waffenstillstand nicht beachten, den Krieg auf eigene Hand führen.

**) Anm d. Her.: In dem Tagebuche meint Marwitz: „Durch diese seinem Verdruß zu verzeihende Einwilligung nach Hause zu gehen beging der Kaiser einen großen Fehler. Er mußte den Waffenstillstand nicht eingehen, sich in's Preußische zurückziehen, mit dem Erzherzog Carl in Verbindung setzen, und so uns und die Oesterreicher zu unserm eigenen Vortheil zwingen.

***) Anm. d. Her.: Die Schilderung dieser Lage siehe in dem Auszug aus dem Tagebuche von 1805—6, in der dritten Abtheilung.

Die Botschaft des Kaisers mochte ungefähr den 7ten oder 8ten December in Berlin angekommen seyn; die Russen und Engländer waren damals in Hannover, die Schweden im Lauenburgischen angekommen; der Termin des 15ten rückte heran, unser künftiges Verhältniß zu Rußland und Schweden hing von unserer Entschließung ab, und vom Grafen Haugwitz waren gar keine Nachrichten. Man war also in Berlin in der peinigendsten Unruhe.

Bonaparte kam nach Wien zurück. Er hatte nun nichts mehr zu schonen, warf Haugwitz unsere Unentschlossenheit, zweifelhafte Freundschaft und Feigheit vor, überhäufte ihn mit Schmähungen — ja er warf ihm in dieser Conferenz seinen Hut an den Kopf! Haugwitz erzählte dies damals selbst und rühmte sich daß er sich dadurch nicht habe irre machen lassen! — Haugwitz schloß nun bekanntlich einen förmlichen Tractat über die Forderungen Napoleons ab, jedoch unter Vorbehalt der Ratification des Königs, und traf am 22ten December wieder in Berlin ein. Der König verwarf die Ratification und Haugwitz mußte bald darauf nach Paris gehen, wohin Napoleon zurückgekehrt war.

Unterdessen waren wir am 15ten December (gerade an dem Tage, wo Haugwitz seinen schmählichen Tractat abschloß) nach Gera zurückgekommen. Hier verbrachte ich wie in Erfurt meine Zeit in vollkommener Unthätigkeit und im Aerger über die Nachrichten die einliefen *).

Haugwitz konnte mit seinen Propositionen nichts ausrichten. Napoleon erklärte, daß er nehmen würde, was wir nicht freiwillig geben wollten, und wenn wir Hannover nicht in Besitz nehmen wollten, so würde er es sogleich selbst thun. Nun

*) Anm. d. Her.: Das Tagebuch giebt ein sehr lebendiges Bild davon, wie von Tage zu Tage theils die abenteuerlichsten und neue Hoffnungen erzeugenden, theils niederschlagende Gerüchte — die indeß noch immer nicht die Wahrheit erreichten — umliefen.

entschloß sich der König „dies Land bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens in Verwahrung und Administration zu nehmen". Dies war der wörtliche Ausdruck in der an den Englischen Gesandten in Berlin gerichteten Note vom 26sten und in der Proclamation an die Hannoveraner vom 27sten Januar 1806. Ein Truppencorps unter dem Minister Gr. Schulenburg Kehnert, der zugleich die Civil-Administration übernahm, rückte ein. Die Englischen und Russischen Truppen verließen das Land — die Russen schifften sich in Stettin ein — aber der König von Schweden zog seine Truppen nur über die Elbe, und erklärte, er werde Lauenburg für den Kurfürsten von Hannover bewahren. Der Kurfürst aber protestirte gegen alle Folgen der Besetzung und gegen die Uebernahme der Civil-Verwaltung.

In unserem Hauptquartier wurde am 30ten Januar das gütliche Arrangement mit Frankreich bekannt gemacht und der Armee förmlich publicirt. Es erregte Staunen und Unwillen, ungeachtet die Bedingungen noch nicht bekannt waren. Man wußte aber, daß Baiern, Würtemberg und Baden schon seit den Unterhandlungen von Campo-Formio die gehorsamsten Knechte Bonaparte's und gierige Theilnehmer seiner Ungerechtigkeiten, auch jetzt wieder von ihm reichlich bedacht, ohne Weiteres ihre schwächeren Reichs-Mitstände unterjochten. Man sprach auch schon unter der Hand von der Abtretung Anspach's, man hielt es aber für unmöglich, sowohl die Abtretung, als daß, wenn sie auch nur verlangt worden, die Armee aufgelöst werden würde. Dies geschah aber, denn der Befehl zum Rückmarsch für den 8ten Februar und die Aufhebung des Feldetats kam mit jener Bekanntmachung gleichzeitig nach Gera.

Was man sich bei dieser Auflösung gedacht, habe ich nie enträthseln können. Glaubte man wirklich Bonaparte werde sich mit unserer unvollständigen Annahme seiner Bedingungen begnügen? da doch unserem Zögern die Hoffnung auf einen

fortdauernden geheimen Verkehr mit England zu Grunde lag? — oder wollte man ihn zur Großmuth anreizen, indem man in einem Augenblicke schon entwaffnete, wo man mit ihm noch nicht einig war, und die Französischen Truppen uns vom Rhein und Main her näher rückten?

Mir blieb weiter nichts übrig, als wieder dahin zu gehen, woher ich gekommen, und zu trachten, die Verluste zu ersetzen, die ich erlitten hatte. Ich schrieb um meinen Abschied.

Der Fürst ging auf Urlaub in seine Staaten, wir Uebrigen zerstreuten uns eben so wieder wie wir gekommen waren. Wir schieden nicht ohne Thränen von einander, denn wir Alle hatten uns lieben und Viele hochschätzen lernen. Der Fürst hatte einen stillen ernsten und edlen Geist im Hauptquartiere zu erregen, zu unterhalten und zu beleben gewußt, und er ward von Allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeschätzt*).

Am 8ten Februar gingen wir auseinander. Statt den geraden Weg über Leipzig zurückzureisen, ließ ich mich von meinen Kameraden, die nach Schlesien gingen, bereden bis Dresden mit ihnen zu gehen, und unterwegs das Silberbergwerk von Freiberg zu besehen**).

*) Anm. d. Her.: Characteristisch fur die damalige Stimmung ist, daß bei dem Abschiedsmahle der Offiziere des Hauptquartiers „des Ministers Hardenberg Gesundheit, des Mannes der die Nationalschande nicht gewollt hatte, einstimmig ausgebracht wurde, dann mit vollem Getümmel ein Pereat dem Minister Haugwitz in Gesellschaft mit dem Schneider François Vogel".

**) Ich traf hier in der Gesellschaft des Herzogs von Weimar, der ebenfalls nach Dresden ging, ein französisches Oberhaupt des Bergwesens, einen Mr. Héron de Villefosse. Er hatte kein Hehl, daß er vor der französischen Occupation von Hannover im Harz gewesen, sich mit den dortigen Bergwerken bekannt gemacht, und nachher sie für Bonaparte administrirt hatte. Er wollte sich in Freiberg niederlassen um alle Bergwerke des Erzgebirges genau kennen zu lernen. Die Sachsen schlossen daraus, daß er bestimmt sey, sobald Sachsen von den Franzosen besetzt seyn würde, welches hiernach nahe bevorstehe, diese Bergwerke ebenso in Verwaltung zu nehmen, wie

Auf dieser Reise durch einen großen Theil von Sachsen, die ich sehr langsam und zu Pferde machte, hatte ich Gelegenheit genug die Stimmung der Einwohner genau kennen zu lernen. Alles lobte die Klugheit unserer Regierung; es sey Alles nur Schein, und mit Bonaparte verabredet gewesen, um die Russen und Oesterreicher desto besser hinter das Licht zu führen! — nun es an's Theilen gehe, werde Bonaparte uns gewiß dafür ein gutes Stück Land zur Belohnung schenken! Dem folgte aber gleich ein Commentar zu dieser supponirten Klugheit im Bösen: „Ach Gott! wenn wir nur nicht preußisch werden! Glauben Sie wohl, daß Ihrem Könige unser Land anstehen möchte? Er hätte doch wohl genug an Hannover, Mecklenburg, Schwedisch Pommern?" — Dann kamen sie auf ihren eigenen Kurfürsten, tadelten ihn, daß er nicht ein Beispiel an unserem König nehme, und nicht von Hause aus durch genaue Verbindung mit Bonaparte sich sicher gestellt und auch ein gutes Stück Land sich von ihm habe schenken lassen!

In Berlin, wo ich am 17ten eintraf, lautete es anders, und eigentlich noch viel dummer. Was nur irgend mit der schwachen Seite des Hofes, den Gelehrten, und dem sogenannten gebildeten Mittelstande zusammenhing, ergoß sich in Schmähungen über den Kaiser von Rußland, den einzigen Fürsten Europa's, der edel und muthig gegen den Strom zu schwimmen wagte, und lobte unser Ministerium, das den König aus seiner schlimmen Lage so glücklich herausgezogen habe; es sey längst bekannt, daß den Franzosen nicht zu widerstehen sey, und wenn wir die Macht gehabt hätten, Frankreich zu vernichten, so würde dies eine höchst fehlerhafte Politik von uns ge-

früher die vom Harz. Und in der That erschien er zu diesem Zweck 8 Monat später. Da aber Sachsen von uns abfiel, so wendete er sich nach Berlin und nahm den Ertrag unserer Porzellanmanufactur, unserer Salinen und unserer schlesischen Bergwerke zwei Jahre lang für seinen Herrn in Empfang.

wesen seyn, denn die Franzosen seyen unsere natürlichen Alliirten, Oesterreich unser natürlicher Feind; daß Napoleon uns als seine wahren Alliirten erkenne, habe seine jetzige Großmuth gezeigt. Mit coalisirten Truppen sey aber nichts auszurichten, das habe die Erfahrung gezeigt; die Russische Armee habe an Allem Mangel gelitten und sey großentheils nur auf dem Papier vorhanden gewesen; unsere eigene Armee sey in Sachsen auf dem Punkte gewesen zu verhungern und sey mit dem höchsten Widerwillen in diesen Krieg gezogen. — Alles was man dagegen erwidern mochte, daß letzteres geradezu erlogen sey, und was man von Recht und von Ehre und von der drohenden Zukunft vorbringen mochte, glitt an diesem spiegelglatten Egoismus ab. Es blieb dabei, daß Alles jetzt auf's Beste eingerichtet sey. Ja die Patrioten wurden beschuldigt, von England bestochen zu seyn! *)

Der alte Preußische Muth und die Brandenburgische Rechtschaffenheit waren zwar auch in Berlin noch bei Manchem zu finden, aber das waren Leute, die keinen Einfluß hatten. Ganz vorzüglich und mehr als man bei der Corruption der hohen Civilbeamten, der obersten Militairbehörden und bei dem nachbetenden Haufen des vornehmen und geringen Pöbels hätte voraussetzen sollen, war dieser gute Geist noch in der Armee rege. Ich hatte Gelegenheit, viele Offiziere von verschiedenen Regimentern — alle von den vorwärts gestandenen Corps —

*) Es zeigte sich zu jener Zeit in merkwürdiger Weise, wie die Menschen glauben was ihnen vorgeredet wird, sollte dessen Falschheit auch noch so einleuchtend seyn. Seit 15 Jahren waren die Franzosen nicht müde geworden, zu sagen, daß die Engländer Europa tyrannisirten, daß sie es seyen, die alle Kriege erregten, weil sie nur dadurch existiren könnten (!), und alle Revolutionen und Gräuelthaten auf Rechnung der Engländer zu schieben — und jetzt wurde es ihnen fast durchgängig geglaubt. — Als Napoleon ein Jahr vorher bei Annahme der Kaiserwürde feierlich declarirt hatte, „daß Frankreich von jetzt an allen Vergrößerungen entsage“, hatten es diese kurzsichtigen Politiker auch geglaubt!

zu sprechen und fand bei allen eine erstaunenswerth richtige Ansicht der Dinge, einen hohen Patriotismus, ein warmes und tiefes Gefühl der uns angethanen Schmach und ein brennendes Verlangen sich mit den Franzosen zu messen, unbegränztes Vertrauen auf erprobte Heerführer, und überall ward mir bestätigt, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß derselbe gute Geist unter dem gemeinen Manne geherrscht habe.

Aber es dauerte nur wenige Tage, so wurde diesen Schlechten die Binde von den Augen gerissen. Vermuthlich hatte Bonaparte mit seiner Antwort an Haugwitz so lange gezögert, bis unsere Armee auseinandergegangen und auf den Friedens-Etat gesetzt worden war. Kaum war es geschehen, so rückte seine Armee an die Gränze, eigenmächtige Einrichtungen im südlichen Deutschland folgten, zu denen Oesterreich ganz darniedergeschmettert still schweigen mußte u. s. w. Dann erklärte er seinen Willen, Preußen müsse Hannover sogleich definitiv in Besitz nehmen, den Englischen Handel sperren und Cleve nebst Wesel, Anspach und Neufchatel abtreten. Mit diesem Befehl des Siegers traf Haugwitz in Berlin ein. Der König mochte sich sträuben, wie er wollte, — er hatte die Russen und Engländer wegcomplimentirt, seine eigene Armee, die Sachsen und die Hessen waren nach Entlassung der Beurlaubten in ihre Garnisonen zerstreut, oder auf dem Marsche dahin; — er mußte unterzeichnen.

Baiern nahm Besitz von Anspach, früher noch als die Uebereinkunft mit Frankreich und die Abtretung des Landes publicirt worden waren. Das war der Dank für die Wohlthat, die Friedrich II. diesem Hause erwiesen hatte. Die Franzosen versäumten aber nicht, ganz Deutschland mit den gehässigsten Brochuren zu überschwemmen, in denen das Unrecht das Preußen gegen das arme Anspach beging in das helleste Licht gestellt wurde — als ob sie daran unschuldig gewesen!

An demselben Tage erhob sich ein gewaltiger Orkan und stürzte von den Zinnen des Zeughauses gerade des Königs Fenstern gegenüber, das Haupt der Bellona aufs Straßenpflaster hinab und zerschmetterte es.

Diese merkwürdige Fügung — Zufall, wenn man durchaus will — erfüllte ganz Berlin mit Entsetzen, und man kann sagen, daß von dem Tage an eine andere Meinung aufzuleben begann, zwar nicht bei denen die die auswärtigen Angelegenheiten leiteten, noch bei den Gelehrten, noch bei dem nichtswürdigen gebildeten Mittelstande, sondern bei den alten Anhängern des Preußischen Ruhmes und der Ehre, und auch recht eigentlich im Volke.

Diese beiden Classen hatten ruhig den Ereignissen zugesehen; es fiel ihnen gar nicht ein, daß die Politik anders als auf's Beste geleitet werden könne: so waren sie es von Friedrich dem Zweiten her gewohnt. Aber wie nun der Schrecken durch die Stadt lief, sich auf's Land verbreitete und dabei ruchbar wurde was eigentlich bisher getrieben worden und was noch ferner geschehen solle, — da erwachten sie, der Unwille über die verletzte Ehre und das Toben gegen die Franzosen brach aus.

Jene Gruppe auf dem Zeughause blieb beinahe 10 Jahre lang mit der hauptlosen Bellona stehen, und wurde erst nach den siegreichen Kriegen von 1813, 1814 und 1815 wiederhergestellt *).

*) An demselben Tage speiste Haugwitz beim Könige. Alles mied ihn ganz sichtbarlich, so daß er in unangenehmer Fassung verlassen da stand. Nun ging die Thür auf und der General Rüchel trat herein. Haugwitz wollte sich schnell in Vortheil setzen, ging ihm gerade entgegen, und bot ihm die Hand. Rüchel sah ihn nicht an, lenkte um ihn herum und ging mit seinem festen Tritt und mit emporgeworfenem Haupte durch den ganzen Saal auf eine wegen ihrer (damals sogenannten) Russischen Gesinnung bekannte Hofdame zu und unterhielt sich mit ihr so angelegentlich, daß ihm nicht beizukommen war, bis König und Königin hereintraten. Bei Tafel war

Vor Allem aber ward das Gemüth der Königin in dieser Zeit auf das Tiefste erschüttert. Wie die Verletzung unseres Gebiets in Anspach geschah, da erwachte sie, die sich nie um Politik bekümmert hatte, als Königin. Sie fing an mitzureden und mitzutreiben, freilich ohne Erfolg.

Ich werde auf die Begebenheiten, die den Ausbruch des Krieges von 1806 zur Folge hatten, ausführlich zurückkommen, und will daher von früheren Nebensachen nur folgende erwähnen:

Wie Haugwitz in Wien und wie er nachher in Paris war, führte Hardenberg die Geschäfte. Dieser hatte am 22. Dec. 1805 eine Note an das englische Ministerium erlassen, in welcher er sich auf den am 5. November in Potsdam abgeschlossenen Tractat berief; anfragte, ob die Preußischen Truppen in Hannover im Nothfall von den englischen unterstützt werden würden, daß wir in solchem Falle uns für die Sicherheit jener englischen Truppen verbürgten und die Franzosen nicht hereinlassen würden, wie denn auch die Russischen Truppen ebenfalls zu unserer Disposition ständen u. s. w. Diese Note hatte in den englischen Zeitungen gestanden. Am 21sten März, also wie Preußen sich eben zur definitiven Besitznahme von Hannover entschlossen hatte, d. h. wie unsere Doppelseitigkeit recht klar war, ließ Napoleon diese Note im Moniteur abdrucken und fügte seine Bemerkungen hinzu: „Ob sie wahr, ob sie falsch sey? das müsse Hardenberg wissen. Er insultire übrigens seinen König in selbiger, indem er voraussetze, dieser habe die Uebereinkunft in Wien nur geschlossen, um die Mittel

---

nach der bestehenden Sitte der Platz Rüchel's neben Haugwitz, gegenüber von dem Könige. Haugwitz nahm seinen Platz ein, neben ihm wurde der Platz für Rüchel offen gelassen. Der aber saß schon an der Ecke neben derselben Hofdame und redete so eifrig er nur konnte. Der König forderte Rüchel auf sich ihm gegenüber zu setzen. Rüchel stand auf, verneigte sich tief und setzte sich wieder auf demselben Platze nieder.

zu haben, besser zu betrügen. Diese Schande falle auf Hardenberg zurück und auf England, welches durch Veröffentlichung Dieses ihn aufopfere, der doch um England zu dienen seinen König verrathen und sein Gewissen verletzt habe. Es könne in Europa keinen vollständiger entehrten Mann geben als Hardenberg — seine Schande falle indessen nicht auf die Nation zurück, da Hardenberg ein Ausländer und kein Soldat sey. Wenn er es wäre, so würde er wissen, daß die Soldaten des großen Friedrich sich schlügen, um ihre Politik aufrecht zu erhalten; sie wären aber weder Verräther noch Meineidige."

Hardenberg antwortete sogleich in der Berliner Zeitung, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs: „Er habe die Note auf Befehl des Königs geschrieben, wie denn auch unseren Ministern das Gegentheil nicht gestattet sey. Am 22ten hätte weder der König noch irgend Jemand in Berlin gewußt, was Haugwitz am 15ten in Wien gethan, da dieser jede Benachrichtigung darüber seinem mündlichen Bericht vorbehalten habe, und erst am 25ten December mit einem Definitiv-Tractat, wonach die den Engländern vorgeschlagene Uebereinkunft habe wegfallen müssen, in Berlin angekommen sey." Hinzugefügt war, daß, ob zwar nicht Soldat, er doch sehr wohl im Stande sey, seinen König und dessen Rechte, die Ehre, Würde und Freiheit des Staates mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Uebrigens könnten weder Bulletins noch Aufsätze eines Zeitungsschreibers ihn je entehren.

Diese Keckheit gegen Napoleon, von der es noch kein Beispiel gegeben, brachte Hardenberg großen Ruhm; — denn daß der Zeitungsschreiber Napoleon selbst war, war bekannt und zum Ueberfluß durch den Beisatz: „Bulletin" handgreiflich gemacht; denn in diesem Kriege hatte er seine ersten berüchtigten „Armee-Bulletins" herausgegeben. Ich selbst wurde dadurch geblendet, und hielt damals Hardenberg für einen tüchtigen Kerl.

Die Antwort und Bewilligung meines Abschieds-Gesuches habe ich schon bei meiner Rückkehr nach Berlin am 17ten Februar vorgefunden. Am 21sten war ich wieder in Friedersdorf auf dem alten Fleck, bei dem Grabe meiner geliebten Frau, nachdem ich drei Monate verloren, um manche Erfahrung reicher, um viele Hoffnungen und Geld ärmer. Ich war in meiner stillen Hoffnung getäuscht worden, mein Leben für mein Vaterland zu lassen. Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft war dahin geschwunden, und ich sah deutlich seinen herannahenden Fall. Solche Anschauungen machen ein durch Unglück schon geläutertes Gemüth noch reifer und führen es dem Ziele näher, wo denn endlich die Wahrheit unverhüllt vor die Seele tritt, daß alle weltlichen Bestrebungen durchaus eitel, und der Mensch nur für jenes Leben geschaffen ist. Dennoch soll Keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu thun, sie möge leicht oder schwer, angenehm oder widerwärtig, Ehre verheißend oder durchaus unfruchtbar seyn. — Bisweilen bedient Gott sich der Menschen als seiner Werkzeuge zur Lenkung der Schicksale der Welt; aber ein solcher Mensch ist weiter nichts als ein blindes Werkzeug in seiner Hand; er kommt dazu er weiß nicht wie, die Begebenheiten drängen ihn vorwärts und auf einen Platz oder in eine Stellung, von der er früher nicht einmal geträumt, und wie sehr er sich dann auch seiner selbst und seiner Zwecke bewußt werden mag, so reihen sich doch die Begebenheiten und Zufälle wie von selbst seinen Thaten und Zwecken an. Nur solchen auserwählten Menschen ist es vergönnt, Resultate für die gesammte Menschheit hinter sich zu lassen. — Andere werden dahin gedrängt, wie sehr sie sich auch sträuben, wie sehr sie auch vor jeder persönlichen Wirksamkeit zurückschrecken. — Nie ist es aber geschehen, daß Einer in freiwilligem Bestreben, sey es im Guten, sey es im Bösen, in jene großen Verhältnisse einzugreifen, jemals etwas Namhaftes hervorgebracht

hätte. Der Eine wird zwar manches Gute im Einzelnen, der Andere des Bösen weit mehr veranlassen, sie werden sich daran abarbeiten, Undank oder Fluch ernten, aber etwas Dauerndes werden sie nie hinter sich lassen. Dazu waren sie nicht berufen, der gerechte Lohn wartet ihrer, nicht hier sondern dort, nicht im Erfolg ihrer Thaten, sondern im Lohn ihrer Absichten und ihrer redlichen oder verwerflichen Arbeit.

Meine Abwesenheit hatte auf meine Vermögensverhältnisse sehr nachtheilig gewirkt. Meine Ausrüstung und der Aufenthalt im Hauptquartier hatte mich 2300 Thaler gekostet. In Friedersdorf fand ich Alles im übelsten Zustande. Mein Inspector, der in meiner beständigen Gegenwart ganz brauchbar gewesen war, hatte sich um die Wirthschaft gar nicht bekümmert. Er hatte ungeachtet die Mastung fehl geschlagen war, und es an Geld fehlte, das Korn nicht verfahren, und es lag für 8000 Thaler Frucht auf dem Boden. Den Dünger hatte er vergeudet, so daß es einen Rückschlag auf mehrere Jahre gab. Das Vieh war im schlechtesten Stande. Bald nach meiner Rückkehr begann die Saatzeit und diese so wie die viele rückständige Arbeit machten es durchaus unmöglich, damals an Verfahren des Korns zu denken.

Da brach am Morgen des Pfingstsonntags, am 25sten Mai 1806, um 3 Uhr, Feuer in meinem Gehöfte aus, wahrscheinlich von Zigeunern angelegt. Nur mit größter Anstrengung gelang es mir, das Schloß und das Amtsgehöft zu retten und das Vieh aus den Ställen zu bringen. Die Ställe und Scheunen brannten nieder*) mit dem ganzen Korn-Vorrath, und

*) Ein kleiner Stall blieb mitten in der Brandstelle stehen. An selbigem stand ein Stock. Wie ich mich wunderte, daß dieses kleine Ding von Holz und Stroh mitten in den Flammen unversehrt geblieben, sagte man mir: „Ja, das macht der Stock!“ „Wie so?“ „Es kam ein alter Mann, sah das Feuer an, murmelte einige Worte

ich erlitt einen Schaden von wenigstens 9—10,000 Thalern. — Wenn ich nicht an allen Ecken selbst Hand angelegt und die kleinsten Anordnungen selbst getroffen hätte, wäre Alles niedergebrannt. Der Wirthschafts-Inspector und die aus Seelow herbeigekommenen Magistratspersonen thaten gar nichts: wer mir half, waren nur Bauern und Tagelöhner. Ich erfuhr dabei von Neuem, daß die Menge durch Superiorität und Beispiel fortgetrieben wird, und sich zu Allem brauchen läßt. Aber jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt gar nichts und ist gar nicht zu gebrauchen.

Nachmittags kam von Mitleid getrieben Itzenplitz. Da er mich zwei Jahre früher in meiner moralischen Vernichtung gesehen, so mochte er denken, daß dieses materielle Unglück mich auch beugen würde, denn er machte selbst ein so klägliches Gesicht, daß ich lachen mußte. Ich habe nie begreifen können, wie unverschuldeter Verlust des zeitlichen Gutes einen auch nur im Allermindesten afficiren kann, sobald kein anderer darunter leidet.

Am anderen Tage kamen einige Wagen mit Stroh und 1½ Wispel Korn mit einem Briefe vom Schulzen in Zechin. Dies Dorf war im Herbste 1804 abgebrannt und ich hatte beim Löschen geholfen und nachher die Gemeinde unterstützt. Jetzt schickte mir die Gemeinde wieder ein Geschenk und der Brief des Schulzen war so einfach, dankbar und rührend, daß ich es ohne alles Bedenken annahm und eben so herzlich dankte. Diesen Zug von Dankbarkeit führe ich um so lieber an, als diese Tugend sammt der Ehre und Treue immer mehr aus der Welt verschwinden.

Die Feuerkassengelder waren durchaus unzureichend, um die abgebrannten Gebäude wieder aufzurichten. Ich wollte das

setzte den Stock gegen den Stall, sprach: laßt den Stock da stehen! — und ging fort.“ — So viel war wahr, der Stock stand da und der Stall war wunderbarer Weise nicht mitverbrannt.

Wirthschaftsgehöft nicht wieder beim Schlosse, sondern neben dem Amte aufbauen. Die folgenden Zeiten haben aber verursacht, daß dies bis jetzt, in 29 Jahren, nur zum kleinsten Theil ausgeführt worden ist. Immer ist das Getreide in Miethen gefahren worden.

Daß die Feuerkassengelder vorräthig blieben, war aber ein wahres Glück; denn mit ihnen wurden die ersten Contributionen an den Feind bezahlt, welches sonst ganz unmöglich gewesen wäre.

Den 19ten April 1835.

Kapitel 5.

1806.

Die Schmach des Frühjahrs. — Entwickelung des Krieg's mit Frankreich. — B. v. Marwitz tritt zum drittenmal in Dienst, wird durch die Capitulation bei Prenzlau gefangen. — Knechtische Gesinnung der Städte gegen die Franzosen.

Während der Beschäftigungen zu Hause, von denen ich eben gesprochen, war ich öfters in Berlin, theils in Geschäften, theils um meine kleine Tochter zu sehen, und blieb also durch meine Verbindungen mit dem Hofe und jetzt wieder mit der Armee, immer in unerfreulicher Kenntniß der Lage der Weltangelegenheiten*).

In dem ersten Haugwitz'schen Tractat hatten wir für Anspach ein an Bayreuth gränzendes Aequivalent von Bayern bekommen sollen; jetzt ward uns dieses gestrichen. Zugleich mußten wir unsere und die Hansestädte-Häfen dem Englischen Handel sperren. Dies stürzte uns natürlich sogleich in einen

*) Anm. d. Her.: In dieser Zeit wollte Marwitz einen Auszug aus seinem während des Winters und Frühjahrs geführten Tagebuche drucken lassen. Aber kein Buchhändler hatte den Muth, und einer vernichtete sogar das Manuscript.

Krieg mit England und mit Schweden, gegen welche beiden Mächte wir keine Mittel der Vertheidigung besaßen.

Die Rede mit der Fox am 23sten April die Königl. Botschaft wegen dieses Krieges in's Parlament gebracht hatte, ward mit allen Actenstücken in's Deutsche übersetzt, und von dem Englischen Gesandten Jackson mit vollen Händen in Berlin vertheilt. Ich war außer mir darüber — nicht etwa zornig über das was die Engländer sagten und thaten, denn sie hatten vollkommen Recht, aber zornig und vernichtet über Alles, was geschehen war, und was noch täglich ferner geschah. Mir war als wäre es meine eigene und persönliche Schande.

Indessen erfolgte die eigentliche Englische Kriegs-Erklärung erst am 11ten Juni, und auch dann sahen die Engländer ein, daß wir sehr bald würden mit Frankreich brechen müssen. Sie fügten also unserm Handel auf der See nur unbedeutenden Schaden zu und sahen durch die Finger.

Anders war es mit Schweden.

Schon am 12ten December 1805 hatte Napoleon die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg mit dem Königstitel verunziert. Im Preßburger Frieden hatte Oesterreich zugestehen müssen, kein Hinderniß gegen das stellen zu wollen, was diese beiden Könige und der ebenfalls neue Großherzog von Baden vermöge ihrer jetzigen Unumschränktheit gethan hätten und thun würden. Von dieser Unumschränktheit machten sie auch alsbald von französischen Truppen beschützt Gebrauch, und unterwarfen sich den größten Theil ihrer süddeutschen Mitstände: darunter Augsburg, nachdem dies noch vorher ohne Ursach, sogar ohne Vorwand, eine starke Contribution an Frankreich hatte zahlen müssen. Noch mehr hatte Frankfurt um dieselbe Zeit bezahlen müssen und seine gerechten Klagen beim Reichstage blieben ohne Effect.

So war in der That die deutsche Reichs-Verfassung über den Haufen geworfen und der König von Schweden erklärte

am Reichstage: „Er finde es unter seiner Würde an dessen Berathungen ferner Theil zu nehmen."

Nun verlangte Napoleon (immer unter der Drohung, er werde es sonst selbst thun), wir sollten die Schweden aus dem Lauenburgischen vertreiben. Wir ergriffen wieder halbe Maßregeln, und versuchten Redensarten und Vorspiegelungen von Vortheil, welche aber an dem felsenfesten Sinne des Königs von Schweden scheiterten. Endlich ließen wir einige Truppen marschiren, er blieb bei seiner Weigerung, — von der andern Seite drohte Bonaparte. Es mußte Ernst werden, so sehr wir uns auch sträubten. Der König von Schweden hatte weislich den größten Theil seiner Truppen nach Stralsund zurückgezogen, und nur einige Schwadronen unter dem Obersten Graf Löwenhjelm zurückgelassen, als hinreichend, die Neutralität zu behaupten. Nun schickten wir den General Geist gen. v. Beeren mit seinem Kürassier-Regiment hin. Wie er über die Gränze rückte stand Löwenhjelm (weit schwächer) am Schaalsee vor ihm aufmarschirt. Er hatte Befehl in jedem Falle entweder das Lauenburgische zu bewahren oder Feindseligkeiten zu provociren, Beeren dagegen in jedem Falle das Lauenburgische zu besetzen, die Feindseligkeiten aber auf's Aeußerste zu vermeiden. Demnach hatte jener die Gewißheit seiner Instruction nachkommen zu können, dieser die Unmöglichkeit ohne Angriff zum Ziele zu gelangen vor sich. Ein mehrstündiges Parlamentiren half natürlich nichts, Beeren schickte Flanqueurs vor, Löwenhjelm auch und nach langem Pistolenschießen wurde unserer Seits der Lieut. v. Stülpnagel durch die Lende schwer verwundet (der jetzige Oberst und Commandeur von Königin-Kürassier. Er hat die Feldzüge von 1813—15 mit dieser bei jeder Strapatze wieder aufbrechenden Wunde gemacht). Nun ließ Beeren zur Attacke blasen, Löwenhjelm hatte seinen Zweck erreicht, da der Angriff von unserer Seite offenbar war, und ging langsam

zurück, Beeren folgte langsam und zog so in das Land hinein, Löwenhjelm über die Gränze hinaus.

Sogleich erfolgte die Kriegs-Erklärung von Seiten Schwedens. Seine Schiffe liefen aus, blokirten alle unsere Häfen, und nahmen alle unsere Kauffahrer auf der See und sogar die Fischer weg. Dagegen waren wir vollkommen wehrlos; wir erstaunten über die großen Verluste, denn wir hatten gar nicht gewußt, daß wir einen so bedeutenden Handel betrieben, der alsbald gänzlich darniederlag. Wir mußten nun eine kleine Armee unter dem General Kalckreuth an die Gränze von Schwedisch-Pommern rücken lassen.

Unterdessen hatte Bonaparte Neapel weggenommen und seinen Bruder Joseph als König dort eingesetzt. Ebenso seinen Bruder Louis in Holland. Neuchatel hatte er an Berthier gegeben. Beauharnais setzte er zum Vicekönig von Italien, der Erbprinz von Baden mußte Stephanie Beauharnais heirathen; seinem Schwager Murat, dem eben geschaffenen Herzog von Cleve, wurde ein neues Großherzogthum Berg componirt, wogegen er unsere Festung Wesel an Frankreich abtrat. Murat occupirte nun ohne Weiteres die drei Abteien Essen, Werden und Elten, ohne daß unsere Vorstellungen dagegen etwas halfen. Von Nassau ließ Bonaparte sich Cassel und Hochheim, von Baden Kehl abtreten und vereinigte diese Orte so wie Wesel mit Frankreich. Zu allen diesen Usurpationen schwieg Deutschland, denn 200,000 Franzosen standen noch am Main, Oesterreich und Preußen hatten entwaffnet.

Die sämmtlichen von Bayern, Würtemberg und Baden noch verschonten süddeutschen Fürsten sammt Hessen-Darmstadt und Nassau schickten theils aus Furcht vor einem gleichen Schicksal, wie es die von jenen unterjochten Fürsten betroffen, theils aus Neid gegen jene Vergrößerung Gesandte nach Paris. Diesen ließ Bonaparte die Idee eines Rheinischen Bun-

des hinwerfen, zu gegenseitigem Schutz, wie dergleichen in der Deutschen Geschichte schon vorgekommen war, diesmal aber natürlich unter Bonaparte's Protectorat. Alle griffen begierig zu.

Der Reichserzkanzler v. Dalberg war ein Mann, der unter den Gelehrten einen großen Ruf als aufgeklärter Geistlicher und als Menschenfreund hatte — man hätte schon daraus schließen sollen, daß nicht viel an ihm war; er galt aber in Deutschland für einen Inbegriff aller Vortrefflichkeiten, da der große Haufen der sogenannten Gelehrten und der gebildete Mittelstand nach laxen Grundsätzen urtheilt, mit denen Jedermann ohne Mühe durchkommt, nach Redensarten, wie sie gerade Mode sind und wie sie dem großen Haufen gefallen und ihm schmeicheln, auch wohl nach einer guten Tafel. — Dieser Dalberg also wandte sich ebenso wie alle andere deutsche Fürsten an Napoleon — das möchte hingehen. — Aber Napoleon, der gerade dabei war allen seinen Verwandten fürstliche Unterkommen zu verschaffen, verlangte von ihm, daß er seinen Mutterbruder Fesch, einen gemeinen Kerl, zum Coadjutor ernennen solle. Dies war nach der Reichs-Verfassung ganz unmöglich; die Wahl stand dem Domcapitel zu Mainz zu, und wenn nicht von Wiederbesetzung des schon vacanten Stifts, sondern von einem Coadjutor die Rede war, so mußte das Domcapitel vom Kaiser dazu veranlaßt werden. Nichtsdestoweniger ging Dalberg darauf ein, ernannte den Kerl frischweg, und zeigte es mit Vorbeigehung des Kaisers dem Reichstage an, dessen Vorsitzender und Dirigent als Primas von Deutschland dieser Fremde hierdurch dereinst werden sollte. Der eingeschüchterte Reichstag schwieg, aber dem gedemüthigten Kaiser war dieser Eingriff in seine Kaiserlichen Rechte und in die Reichsverfassung doch zu arg. Er erklärte sich in einem sehr starken Erlaß an den Reichstag dagegen, aber die schnell folgenden Begebenheiten stürzten auch diese Angelegenheit über den Haufen. — So hatte ein Nachkomme einer der angesehen-

sten Adels-Familien in Deutschland, deren Name bei jeder Kaiserkrönung aufgerufen wurde, und deren Glieder vom neuen Kaiser den ersten Ritterschlag empfingen, die erste Hand an den Umsturz der Reichs-Verfassung gelegt; denn wie viel Unrecht auch schon geschehen war, so war doch noch niemals irgend Einer durch fremdes Machtgebot zur höchsten Würde im Reiche gelangt! Niemals hatte sie ein Fremder inne gehabt.

Während nun die Unterhandlungen wegen des Rheinbundes in Paris gepflogen wurden, hatte man uns unter den Fuß gegeben, daß Napoleon nichts dawider haben würde, wenn wir die übrigen deutschen Fürsten in einen norddeutschen Bund vereinigten. Das aber war nur geschehen, um uns desto mehr zu demüthigen und herabzuwürdigen.

Wir machten den Fürsten Eröffnungen darüber, aber das Vertrauen war verschwunden; sie zögerten und was im vorigen Jahre (wenn damals das Reich schon so aufgelöst worden wäre) leicht war, war jetzt eigentlich unmöglich. Sie sahen Süddeutschland in Bonaparte's Händen, sie sahen uns in gespannten Verhältnissen mit ihm; wenn diese zum Ausbruche kamen, so sollten sie mit uns Krieg führen gegen ihn, und wenn wir uns dann wieder mit ihm vertrugen, wie eben erst vor wenigen Monaten geschehen war, was hatten sie sicherer zu erwarten, als daß es auf ihre Kosten geschehen würde? Sie hatten es ja so eben an Hannover gesehen!

Kaum waren die ersten Eröffnungen unsererseits geschehen, so war auch schon (am 25sten Juli) der Rheinbund geschlossen. Die ältere Linie unseres Königlichen Hauses, die Fürsten von Hohenzollern, waren zuerst beigetreten! — Ganz kleine Duodezfürsten, wie Salm-Salm, Salm-Kirburg, Isenburg, Aremberg, Lichtenstein und der Graf v. d. Leyen wurden dadurch souverain. Wer nur niederträchtig genug war, sich nach Paris zu wenden, ward aufgenommen und vorzüglich erstaunte man über die Keckheit jener Duodezfürsten, von denen die meisten

nicht mehr Land besaßen, als gewöhnliche Edelleute. Sie waren Souveraine und weit größere oder ältere Häuser, z. B. Hohenlohe, Fürstenberg, Fugger, Oettingen, Waldburg, Wied waren Unterthanen. Die Niederträchtigkeit jener Fürsten ließ Alles weit hinter sich, was Preußen je verschuldet hatte.

Der Bund bestand eigentlich darin, daß die Bundesglieder thun mußten, was Napoleon befahl, dafür hatten sie die Erlaubniß, ihre Unterthanen und unterjochten Mitstände so viel zu pressen als ihnen beliebte.

Die Schließung des Rheinbundes wurde, um den Hohn vollständig zu machen, dem Reichstage zu Regensburg durch den französischen Gesandten notificirt. Alsbald legte Kaiser Franz seine Würde als Römisch-Deutscher Kaiser nieder. Das Reich war aufgelöst.

Auch säumte der König von Schweden nicht, Schwedisch-Pommern mit Schweden zu vereinigen, und die Schwedische Verfassung dort einzuführen.

Alle diese Gewaltthaten, die Mißachtung, in die wir verfallen waren, und der Schaden, den wir erlitten, erregten in Berlin und in der ganzen Provinz Brandenburg den höchsten Zorn. Dem Minister Haugwitz wurden die Fenster eingeworfen, Hardenberg (den man für besser hielt) ein Ständchen gebracht, und der französische Gesandte Laforest behauptete, er sey insultirt worden. — Im Theater wurde um diese Zeit Wallenstein's Lager zum ersten Male gegeben; alle Stellen, die sich auf Krieg bezogen, erhielten den wüthendsten Applaus, und das Reiterlied am Schlusse wurde vom ganzen Hause mitgesungen. Das Stück wurde sehr oft wiederholt, immer öfter gefordert und immer derselbe Enthusiasmus bei vollem Hause.

Da unterdessen in allen unseren öffentlichen Erlassen immer von den Segnungen des Friedens und von unserem Glück, daß der König ihn zu erhalten gewußt, geredet wurde, so bildete ich mir ein, er möchte glauben, daß sein Land wirklich so friede-

durstig sey, und zweifele, ob er auch in Gefahr die nöthige Unterstützung finden würde. Diesen Wahn wollte ich ihm benehmen, und entwarf eine Vorstellung der Kurmärkischen Stände an den König (die ich auch heute noch gut und passend finde), in welcher wir ihm Gut und Blut anboten. Ich sendete sie durch den Landrath v. Itzenplitz an die eben versammelten Verordneten zum Biergelde, und hoffte, sie würden selbige oder Aehnliches annehmen und in den Kreisen cirkuliren lassen. Aber ich täuschte mich; sie wollten nichts davon hören.

Die Prinzen unseres Königlichen Hauses, Heinrich, Wilhelm, Louis und August fühlten ebenfalls unsere Schande tief und thaten nebst dem Prinzen von Oranien sich mit den Generalen Rüchel und Schmettau, dem Minister Stein und den Obersten Phull und Scharnhorst zusammen, um dem Könige eine gemeinschaftliche Vorstellung zu überreichen. Die Vorstellung, von Johannes Müller verfaßt, die etwas stark gewesen seyn soll, wurde genehmigt, unterschrieben, und nun sollte noch deliberirt werden, auf welche Art sie zu überreichen sey. Wie sie nun an Rüchel kam, fuhr er in seiner gewöhnlichen raschen Art zu. Bei einer zweiten Deliberation konnten Bedenken vorkommen — also siegelte er das Ding ein und schickte seinen Adjutanten damit nach Charlottenburg. Dieser mußte die schon erwähnte „Russisch" gesinnte Hofdame aufsuchen und sie bitten, diesen Brief der Königin zu geben. Sie that es, die Königin gab ihn ab, und das Gewitter brach los. Des andern Tages war Prinz Heinrich, der als Oberst bei der Garde stand, nach Königsberg in Pr., Prinz Wilhelm, der Major bei den Gardes du Corps war, zu den Carabiniers nach Rathenow versetzt, Prinz Louis zu seinem Regimente nach Magdeburg geschickt, und Rüchel verlor das Gouvernement von Potsdam und bekam ein Regiment, ebenfalls in Königsberg. Sie mußten sämmtlich an demselben Tage abreisen. Dem Prin-

Ich machte in diesem Jahre auch durch meinen Bruder Alexander, der damals 18 Jahre alt in Halle studirte und in den Ferien nach Berlin gekommen war, die Bekanntschaft des berühmten Johannes Müller, und habe ihn viel gesehen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, also in Privatcirkeln und genau. Ich stelle sie hier zusammen, den als einen unsinnigen liederlichen Tollkopf verschrieenen Prinzen Louis, und den von Allen, die Schreiben und Reden höher setzen als Character und Thaten, hochgepriesenen Johannes Müller.

Es war ein kleines, grundhäßliches Kerlchen mit einem Spitzbauch und kleinen Beinchen, einem dicken Kopf, immer glühend von vielem Fressen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopfe heraus standen, und beständig roth unterlaufen waren, mit einer heiseren und krächzenden, höchst unangenehmen Stimme, der sich im Französischen geläufig, im Deutschen aber nur mit Mühe ausdrückte.

Nach Berlin als Historiograph berufen, wollte er damit anfangen, die Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Er kam aber nicht dazu, theils weil er unaufhörlich mit Besuchen überlaufen wurde, theils weil er die Einladungen zu Mittagsmahlen nur zu gern annahm und dann gleich den ganzen Tag dabei verbrachte. Es war viel von ihm zu lernen und daher sein Umgang trotz der widerwärtigen Erscheinung interessant. Er lebte ganz in den politischen Händeln, die er richtig durchschaute, und schrieb Recensionen für die Jenaische Litteratur-Zeitung, in denen immer mehr von den damaligen Zeitläuften die Rede war, als von dem Buche, welches er recensirte. Sie waren im besten Sinne gefaßt und gewaltig dreist, welches ihm großen Ruhm brachte. Wie tief er bald nachher sank; — wie eine einzige Unterredung mit Napoleon ihn umstimmte, und er alsbald in die Dienste seines Bruders, des sogenannten Königs von Westphalen trat, ist bekannt.

Da sind sie neben einander, der verschrieene Prinz Louis und der hochgepriesene Johannes Müller!

Unser Cabinet war noch bei den ersten, überall kühl aufgenommenen Eröffnungen wegen des Norddeutschen Bundes, als Napoleon mit seinem Rheinbunde fertig war. Nun warf er die Maske vollends ab. Er untersagte den Hansestädten (welche ihrer mercantilen Verhältnisse wegen sich uns am geneigtesten gezeigt hatten) öffentlich an dem Norddeutschen Bunde Theil zu nehmen. Er wendete den, uns bisher ganz ergebenen, aber seit den letzten Ereignissen auch mißtrauisch gewordenen Kurfürsten von Hessen davon ab, indem er ihm Fulda, die letzte Besitzung des Prinzen von Oranien, versprach.

Er schlug Oesterreich vor, Polen wiederherzustellen, und versprach ihm Schlesien als Entschädigung für seine Polnischen Provinzen; — ja er ließ sich im August mit England in Unterhandlungen ein, und bot ihm als Preis des Friedens die Zurückgabe von Hannover an.

Wie er uns nun so mißhandelte, daß wir zur Strafe unserer Nachgiebigkeit unsere großen Besitzungen in Polen, nnsere schönste Provinz Schlesien, und den Preis unserer Unterwerfung, Hannover, mit einem Male und um nichts und wieder nichts verlieren sollten, — also kleiner werden sollten als der große Kurfürst am Schluß seiner Regierung, da gingen uns endlich die Augen auf.

Unser Gesandter, Lucchesini, kam als Courier von Paris mit diesen Nachrichten, und nun blies auf einmal die ganze Gesellschaft, die uns bisher in schimpflicher Unthätigkeit zu erhalten gewußt hatte, weil sie Vergrößerung unseres Gebiets mit Vermehrung der Macht verwechselte, zuerst Krieg. Wir ergriffen sogleich Maßregeln, aber wieder nur halbe. Wir rüsteten (im August), schickten aber zugleich den bornirtesten nnter unseren Diplomaten, den General Knobelsdorf, mit Vorschlägen und Vorstellungen nach Paris.

Lucchesini war als ein junger, gescheuter und in der Litteratur wohl bewanderter Mensch aus Italien nach Potsdam gekommen, in den letzten Lebensjahren Friedrich des Zweiten. Des alten Helden litterarische Freunde waren schon sämmtlich todt, auch seine liebsten Verwandten, und er hatte keine andere Unterhaltung mehr als mit seinem Vorleser, dem Abbé Bastiani, der ihm die Unterhaltung der früheren Jahre auch nicht einmal nothdürftig ersetzen konnte. Er fand Wohlgefallen an Lucchesini, machte ihn zum Kammerherrn, und behielt ihn bei sich. Lucchesini mußte nun mit Bastiani jeden Abend auf 2—3 Stunden zum Könige kommen. Bekanntlich bestand dessen Unterhaltung immer im Dissertiren über philosophische, historische oder litterarische Gegenstände. Lucchesini, den ich sehr wohl gekannt habe, hat mir erzählt, daß er, um immer in jeder Materie, die der König vorbringen möchte, in Bereitschaft zu seyn und antworten zu könnne, mit den Bibliothekaren eine Art von Complott gemacht habe. Sie meldeten ihm immer, welche Bücher der König sich von der Bibliothek habe holen lassen, und da er fast jedesmal von dem sprach, was ihn eben beschäftigt hatte, so nahmen Lucchesini und Bastiani sogleich dieselben Bücher vor, theilten sich darin, orientirten sich, und der von ihnen, in dessen Antheil das Gespräch des Königs fiel, antwortete. So waren sie immer gut gesattelt und der König mit ihnen zufrieden. Daß dieser niemals mit seinen wirklichen Freunden, nicht einmal mit Voltaire oder d'Argens oder Mylord Mareshal, viel weniger mit diesen Lückenbüßern, von Staatssachen redete, ist bekannt. Nichtsdestoweniger glaubte Friedrich Wilhelm der Zweite, daß wer bei seinem Oheim in einer Art von Gunst gestanden, auch in Geschäften brauchbar sein müsse, und brauchte Lucchesini als Diplomat. Während der Polnischen Unruhen war er Gesandter in Warschau und prostituirte uns reichlich durch sein doppelzüngiges Benehmen. Unter dem jetzigen Könige wurde er Staatsminister und nach

dem Luneviller Frieden Gesandter in Paris. Hier wollte er Napoleon durch Schmeicheleien gewinnen, und überlisten! Er erreichte natürlich nichts weiter als sich ihm verächtlich zu machen, und uns wo möglich noch mehr zu prostituiren, als wir es ohnedies und ohne sein Zuthun thaten. An seine Stelle kam nun Knobelsdorf, der um nichts besser war.

Unsere Rüstungen blieben halb. Anstatt mit dem Ganzen sogleich vorzugehen und die Nachbarn mit fortzureißen, marschirten Anfangs nur die Westpreußischen Regimenter nach der Oder, und zum Ueberfluß bewilligten wir den Mecklenburgischen, Anhaltischen, Schwarzburgischen Häusern, den Sächsischen Herzögen, Braunschweig, Lippe und zuletzt sogar Hessen die Neutralität! Es blieb nur Kursachsen, das ohne Zweifel auch neutral geblieben seyn würde, wenn der Fürst Hohenlohe nicht gewesen wäre.

Dieser war, wie ich vorher berichtet, gleich nach Auflösung seiner Armee von Gera aus nach seinem Fürstenthume Oehringen gegangen. Dies war von den Franzosen besetzt, die ihn mit Schmeicheleien überhäuften, die er mannhaft zurückwies *). Er hatte seine Erbschafts-Angelegenheiten ungefähr beendet, als die Rheinbunds-Acte erschien, durch welche er und sein ganzes Haus zu Unterthanen seines bisherigen Nachbarn und Mit-Reichsstandes, des Herzogs von Würtemberg, herabgesetzt wurden, der denn auch nicht säumte, mit Hülfe derselben Franzosen, die eben noch so geschmeichelt hatten, das Land in Besitz zu nehmen. Nun war seines Bleibens nicht mehr im Reich. Er erklärte seinen noch minderjährigen Sohn für volljährig, trat ihm die Regierung ab, und da er nun nichts weiter mehr war als preußischer General, so reiste er ab.

Wie viele Menschen wären in der damaligen Zeit im Stande gewesen, so zu handeln. Ich frage: Giebt es noch

*) Anm. d. Her.: Vergl. d. Aufsatz über den Fürsten Hohenlohe.

ein zweites Beispiel solcher Selbstverleugnung? Das Grab Preußens stand schon offen! Wie tief mußte der König diese Hingebung seines Feldherrn empfinden! — Er hatte übrigens schon mit ihm durch verkleidet nach Oehringen gesandte Feldjäger correspondirt; — der Herzog von Braunschweig hatte es diesmal abgelehnt, sich in die Politik einzulassen.

Die Schlesischen und Märkischen Regimenter waren nun auch mobil, und es kam vorzüglich darauf an, wie Sachsen sich erklären würde, mit dem noch gar keine ernste Negociationen stattgefunden hatten, sondern nur matte Vorstellungen und Anfragen. Es ist gewiß, daß der Kurfürst und seine Minister am liebsten neutral geblieben wären, was man ihnen nach den Vorgängen des Winters auch kaum verdenken kann; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß der Kurfürst persönlich sehr geneigt war sich dem Rheinbunde anzuschließen, um mit einemmale aus der ungewissen Lage herauszutreten, in der er sich zwischen uns und Napoleon befand.

Es war also wahrscheinlich mit dem Könige verabredet, daß der Fürst Hohenlohe plötzlich und den Sachsen unerwartet auf seiner Reise in den letzten Tagen des August in Dresden eintraf. Er machte durch sein Uebergewicht der bisherigen Unentschlossenheit ein Ende und brachte den Kurfürsten dahin, daß er unserer Sache beitreten und seine Truppen (jedoch einige Bataillons weniger als im vorigen Jahr) zu uns stoßen lassen wollte. Characteristisch aber war es, daß der Kurfürst (oder seine Minister) so erscheinen wollten, als seyen sie von uns gezwungen oder doch überrumpelt worden. Daher gab der Fürst unseren Truppen, die seiner Ankunft harrend unter dem General Grawert bereits am Bober standen, Befehl, sogleich in die Lausitz und bis an die Elbe zu rücken, welches denn auch mit solcher Schnelligkeit geschah, daß nicht nur das Einrücken in die Sächsischen Quartiere früher erfolgte, als irgend eine Benachrichtigung von Dresden aus dahin hatte gelangen können,

sondern auch daß das ganze Corps (an 20,000 Mann) bereits am 10ten Sept. an der Elbe bei Dresden und Meißen stand.

Die Sächsische Regierung hatte nun ihren Zweck erreicht, und Napoleon versäumte nicht uns dieses Verfahren als einen Gewaltstreich und als eine Bedrückung unserer Nachbaren auszulegen, und sich anzustellen, als komme es ihm vorzüglich darauf an, diese guten Sachsen von uns, ihren Unterdrückern, zu befreien. Aber in Sachsen selbst machte die Sache einen sehr üblen Eindruck; die Mehrzahl, die natürlich von dem nichts wußte was im Cabinet vorgefallen war, glaubte alles Ernstes, wir wollten ihren Kurfürsten zwingen, oder das Land in Besitz nehmen, oder ihre Truppen entwaffnen.

Hohenlohe war unterdeß nach Berlin geeilt, wo er am 3ten oder 4ten September eintraf. Er ward vom Könige, wie er es verdiente, auf's allerhuldreichste aufgenommen. Er wohnte auf dem Schlosse, welches nie zuvor geschehen war, und zwar in den Zimmern Friedrich's des Zweiten, die jetzt von der Kronprinzessin bewohnt werden. Alles drängte sich um den Mann, der seinen fürstlichen Besitz aufgeopfert hatte, um dem Rufe der Ehre und den Wünschen des Preußischen Heeres zu folgen.

Der König genehmigte alle seine Vorschläge. Sie gingen dahin, daß wenn irgend aus diesem Kriege etwas Erträgliches herauskommen sollte, es nur dadurch geschehen könne, daß man ihn von unseren Gränzen fort und mitten in Deutschland hinein, wo möglich an den Rhein spielte, um Oesterreich und vielleicht einigen anderen deutschen Fürsten zur Theilnahme Zeit und Raum zu verschaffen. Er wollte also von Dresden aus durch das Voigtland an den Main dringen, den Franzosen in ihre dortigen Quartiere fallen, und so wenigstens durch die erste Ueberraschung Vortheile gewinnen. Während er sich selber diese Aufgabe stellte, wünschte er, daß die andere Armee, die sich jetzt bei Berlin sammelte, sammt der der Generale Rü-

chel und Blücher in Hannover und Westphalen, jene durch Thüringen, diese durch Hessen in die Gegend von Fulda rücken sollte, um sich am Main mit ihm zu vereinigen, wenn er Glück gehabt, ihn zu degagiren, wenn der Feind ihm überlegen wäre.

Hohenlohe erhielt nun das Commando unserer Truppen in Sachsen und der Sachsen, zusammen etwa 50,000 Mann ohne die Artillerie. Er sollte nur alle Anstalten treffen, nach Hof vorrücken u. s. w. Unterdessen wollte der König mit dem Herzog von Braunschweig conferiren, der die andere Armee commandiren sollte. Hohenlohe war nun sehr froh. Er sah zwar Zögerungen von dorther voraus, hoffte aber mit dem Feinde bald handgemein zu werden, und dadurch den Herzog mit vorwärts zu ziehen.

Ich für meine Person saß ruhig in Friedersdorf. Von den Märschen, die unsere Truppen bereits gemacht, wußte ich so wenig als von Dem was in Dresden vorgefallen war. Ich erfuhr aber die Anwesenheit des Fürsten Hohenlohe in Berlin, und reiste hin, in keiner anderen Absicht als um ihm meine Aufwartung zu machen. Ich war sehr verwundert, ihn so im Eifer und voller Geschäfte zu finden, und konnte nicht glauben, daß es Ernst werden würde. Halb wider meinen Willen erbat er vom Könige meine Wiederanstellung in meinem vorigen Posten. Am 11ten September, wie der Fürst nach Dresden abreiste, hatte ich den Königlichen Brief, und mußte mich nun beeilen nach Dresden zu kommen.

Ich eilte nach Hause; Equipirungsgegenstände hatte ich nicht anzuschaffen, da Alles noch vorhanden war, aber desto mehr zu Hause zu ordnen. Die Brandstelle mußte liegen bleiben wie sie war, aber die Wirthschaft konnte ich nicht wieder in solche Verwirrung gerathen lassen, wie im vorigen Jahre. Ich forderte also meinen Bruder Alexander auf, die

Universität zu verlassen, und die Verwaltung von Friedersdorf zu übernehmen. Er besann sich nicht einen Augenblick; wie er angekommen war, reiste ich ab und war den 23sten September in Dresden.

In der Zwischenzeit und auf der Reise hatte ich Muße genug Betrachtungen anzustellen. Ich sah sehr wohl ein, daß es ein schwerer und blutiger Gang war, den wir zu gehen hatten. Der Unterschied unserer Lage von der des vorigen Jahres war so total, daß der Enthusiasmus, der mich damals entzündete, zu der Resignation meine Pflicht zu erfüllen, und den Fall des Vaterlandes nach Kräften entweder aufzuhalten oder zu rächen, herabgestimmt war.

Wie sehr wir von Alliirten entblößt und bei unseren Nachbaren in Mißachtung gefallen waren, brauche ich nicht zu wiederholen, aber auch in unserem Lande und in unserer Armee war die Stimmung eine ganz andere geworden. Wer damals nicht die richtige Einsicht von der Lage der Weltangelegenheiten hatte, und also nicht schon aus eigner Ueberzeugung in den Kampf ging, oder wer jene Angelegenheiten so gut wie ignorirte, der ging oder schwieg aus altem gewohnten Gehorsam. Nur einzelne Gelehrte oder gebildete Mittelleute machten eine Ausnahme. Jetzt aber, als unsere Schwäche offenbar worden war, hatte Jeder eine Meinung. Jene einzelnen Gelehrten und Gebildeten waren eine mächtige Partei geworden, alle Schlechten und alle Schwachen hatten sich ihnen angeschlossen. Die Schlechten, die Theil am Französischen Raube nehmen wollten, oder durch die Franzosen ihren Ehrgeiz zu befriedigen hofften, oder gedachten, eine goldene Zukunft durch Französische centralisirende Einrichtungen herbeizuführen; die Schwachen aber, die immer lieber still sitzen als handeln, und vor der drohenden Gefahr die Augen verschließen, wenn sie nur hoffen können, einen Tag oder eine Stunde später aus der Seelenruhe ihrer Gemüthlichkeit aufgerüttelt zu werden, dem Strauße ähn-

lich, der seinen Kopf verbirgt, wenn die Gefahr herannaht, einzig darauf bedacht, sie nicht zu sehen.

Um eben so viel als diese Partei gewachsen, hatte sich die entgegenstehende vermindert. Derer, die einen guten Ausgang hofften, und ihn mit allen ihren Kräften herbeizuführen strebten, waren nur äußerst wenige. Die Meisten hatten die innere Ueberzeugung, daß es doch wieder zu Nichts kommen würde.

Daß dieser Zwiespalt in den Meinungen und in der Stimmung sich auch in die Armee verbreitet hatte, erscheint nicht anders als höchst natürlich. Im Ganzen kann man annehmen, daß alles was in alten Provinzen in Garnison stand, oder in der Nähe der Hauptstadt, oder unter Generalen von altem Schrot und Korne, kriegerisch gestimmt und also brauchbar war. Was aber in neuen Provinzen gestanden, sich mit den Französischen Lügen familiarisirt, oder im Umgange mit dem sogenannten gebildeten Mittelstande mit den neuen Lehren sich befleckt hatte, war unbrauchbar und unkriegerisch geworden. — Ich hatte im Winter schon Einquartierung von einem in Danzig garnisonirenden Regimente gehabt, und war entsetzt gewesen über die Ideen und Ansichten, welche die Offiziere dieses Regiments zu erkennen gaben. Mit Napoleon wären sie lieber gezogen, aus falschem wohlfeilen Ehrgeiz und aus Habsucht.

So stand es im Volke und in der Armee um die Zeit wie ich in Dresden ankam. Die politischen Verhältnisse hatten sich aber für uns noch mehr verwickelt, für Napoleon dagegen hatten sie sich auf das Befriedigendste entwickelt.

Napoleon hatte gegen Knobelsdorf sogleich sein gewöhnliches Manöver gebraucht, nämlich auf die Beschuldigungen nicht zu antworten, die man gegen ihn vorbrachte, sondern mit neuen Beschuldigungen gegen seinen Gegner hervorzutreten. Knobelsdorf aber ging in die Falle und fing an unsere Rüstungen zu entschuldigen.

Während dieses Notenwechsels hatte aber Bonaparte schon den Rheinbund aufgeboten. Dieser rüstete und die Französischen Armeen marschirten nach Mainz, die in Deutschland standen, rückten gegen den Rhein.

Nun wurde Knobelsdorf bestimmt vorgeschrieben, was er fordern sollte: 1) daß die Französischen Armeen über den Rhein zurückgezogen werden sollten; 2) daß Napoleon der Errichtung des Norddeutschen Bundes kein Hinderniß mehr in den Weg lege; 3) daß Wesel wieder an Murat, 4) und von diesem die drei Abteien an Preußen zurückgegeben würden. Am 8ten Oktober sollte die Antwort im Hauptquartier des Königs seyn.

Napoleon als ein guter Kämpe hielt die ihm gesetzte Frist pünktlich inne. Nicht bloß seine Antwort, sondern er selbst war am gesetzten Tage da.

Als Knobelsdorf seine Vorschrift bekam, war Napoleon bereits zur Armee abgereist, und er konnte sie also nur dem Talleyrand einhändigen (am 1sten Oktober), der sich begnügte zu erwidern, er werde dem Kaiser Bericht erstatten. Trotzdem ward der Anfang der Operationen noch um 14 Tage verzögert.

So kam es zu dem unglücklichen Feldzuge*). Meine Nachkommen werden aus meinem Tagebuche erkennen, daß ich niemals verzweifelt, sondern das Letzte gewagt haben würde, wenn ich etwas zu befehlen gehabt hätte.

Wäre die Schlacht von Jena ein Jahr früher vorgefallen, so hätte ich den Tod in ihr gesucht. Jetzt hatte ich das Leben etwas mehr ertragen lernen und hielt mich an die Pflichten meines Postens. Auch mied mich der Tod: das beweisen mein getödtetes Pferd und mein mehrmals durchlöcherter Hut.

Nur die Versicherung Massenbach's, die mir der Fürst mit eigenem Munde bekräftigte, daß der Feind zwischen uns und

*) Anm. d. Her.: Die Geschichte des Feldzuges s. in dem besonderen Aufsatze darüber.

Stettin stehe, hatte mich so wie viele Andere abgehalten, wider ihn aufzustehen und nachher im Augenblicke der Capitulation die Armee zu verlassen. Mehrere die es thaten, erreichten ungehindert Stettin. Der Fürst lud mich ein, ihn nach Oberschlesien zu begleiten. Ich lehnte aber seine Einladung ab, da ich zum Könige gehen wollte, um mich auswechseln zu lassen.

Wie es den Tag nach der Capitulation an's Ausfertigen der Pässe ging, setzte sich Massenbach mit dem Französischen General Belliard hin, um sie auszufertigen. Ich forderte für mich und meinen 14jährigen Schwager Brühl — der Cornet bei den Gensd'armes, aber nicht mit dem Regiment in Gefangenschaft gerathen war, da er als Ordonnanz-Offizier sich im Hauptquartier befunden hatte — Pässe über die Oder zum Könige. Belliard sah mich groß an und erklärte, es verstehe sich von selbst, daß Alles diesseits der Oder bleiben müsse. Da den Kerlen überhaupt nicht zu trauen war, so überlegte ich kurz, daß Alles darauf ankomme, mich ihnen so bald wie möglich zu entziehn, und da die Richtung des Krieges sie nach der Oder führte, so sagte ich: nach Strelitz, und erhielt auch den Paß dahin.

Ich kam denselben Tag in Strelitz an. Hier erfuhr ich durch den Rittmeister Chazot, der von Blücher vorausgeschickt war, um ihm einen Uebergang über die Elbe bei Lauenburg zu bereiten, daß dieser an diesem Morgen früh noch von Boitzenburg gegen Prenzlau aufgebrochen war, unterwegs erst unsere Capitulation erfahren hatte, und sogleich umgekehrt war, um über die Elbe zu gehen und sich auf Hameln zu werfen.

Hier fand ich auch unerwartet meine Mutter und Geschwister und meine Schwiegermutter mit meiner Tochter. Dieser übergab ich ihren Sohn.

Mit meiner Mutter war auch mein jüngster Bruder Eberhard. Der war zwar auch schon vom Könige dem Regiment Garde zugetheilt, sollte aber noch bis Ostern in der école mi-

litaire bleiben. Mit dieser war unverantwortlich verfahren worden. Wie es nicht mehr zweifelhaft war, daß der Feind nach Berlin kommen würde, marschirte der Chef der Cadetten mit dem ganzen Corps ab, und führte es nach Preußen. Der Chef der école militaire schoß sich aber todt, und der älteste Gouverneur, an den das Commando kam, wußte sich gar nicht zu rathen. Er blieb, trotzdem er die 20—30 Zöglinge noch den letzten Tag zu Wagen über die Oder hätte bringen können, und meldete sich bei den Franzosen, als diese Berlin besetzt hatten, militairisch, als Chef der Anstalt, indem er den Rapport von selbiger übergab. Natürlich wurde er verantwortlich gemacht, daß keiner der Zöglinge entkomme und sich zur Armee verfüge. Der Gouverneur sperrte sie also sämmtlich ein und befolgte treulich den ihm vom Feinde gegebenen Befehl. Mein Bruder war auf sein dringendes Bitten von meiner Mutter nach Strelitz mitgenommen worden; sie hatte aber dem Gouverneur versprochen, ihn wieder mit zurückzubringen.

Ich konnte nun voraussetzen, daß mein Vorhaben, mich den Franzosen zu entziehen, vor der Hand noch scheitern würde. Ich steckte mich am nächsten Tage daher schnell in Civilkleider. Es war noch nicht Mittag, so kam auch schon der alte Blücher mit seinem ganzen Corps anmarschirt und zog um die Stadt herum, den Weg nach Wahren. Ich ritt heraus, fand ihn wie er das Corps vorbeimarschiren ließ, und so redete er theils mit mir über die Geschichte von Prenzlau, theils mit den vorbeimarschirenden Truppen. Sein Husaren-Regiment kam. Er sagte: „Na! das ist mir lieb, daß Ihr gestern Euren alten Ruhm aufrecht erhalten habt! Bleibt nur so dabei, — es wird bald Alles gut werden!“ Ein junger Husar mit verbundenem Kopfe kam vorbei. „Was? hast Du auch eins abgekriegt?“ — „Ja wohl“, brummte er verdrießlich. „Ich hoffe doch, Du hast ihm wieder einen tüchtigen Schmiß gegeben?“ Nun fing Alles an zu lachen, und der Kerl sagte: „Ja, recht

ordentlich." — „So macht es immer! aber ich sage Euch, die Kerls mit den offenen Gesichtern immer von oben herunter gehauen! und die mit den Helmen, denen der dicke Pferdeschwanz um die Ohren herumbummelt, allemal in die Quere!" und in der Art ging es immer fort. — Ich ward nun gewahr, daß die Adjutanten, die gegenüberstanden, mich immer ansahen und unter einander redeten; endlich vernahm ich ziemlich laut: „Ja, so ist der Alte immer, er läßt sich mit jedem Racker ein; der verfluchte Kerl da ist gewiß ein Spion, der uns die Rotten zählt!" Ich sah in einem alten Mantel, den ich bis jetzt nur hatte bekommen können, fürwahr nicht reizend aus, und sagte das Gehörte dem Alten mit der Bitte, den Adjutanten doch zu sagen, wer ich sey. Nun lachte er: „Was habt Ihr denn im Kopf? Das soll ein Spion seyn? Seht ihn doch nur an, es ist ja Marwitz; er kommt von Prenzlau." Nun war es gut, die Adjutanten kamen heran. Das Corps war vorüber. Er ritt wieder vor, ich nach Hause.

Am Abend kam die Französische Avantgarde des Corps von Bernadotte; sie ward von dem berüchtigten Savary geführt. Dieser Kerl quartierte sich nach Französischer Gewohnheit sogleich beim Herzoge auf dem Schlosse ein. Der Trupp (ein Cavallerie-Regiment) bivouaquirte auf dem Schloßplatze. Das Corps von Bernadotte folgte seiner Avantgarde nicht, sondern hatte in der Nacht deren Spur verloren, einen unrichtigen Weg eingeschlagen, und war nach Neu-Brandenburg gerathen. Dies verschaffte Blüchern einen Vorsprung bis jenseits Wahren. — Auch Savary zog am anderen Morgen wieder ab, um sich mit Bernadotte zu vereinigen. nachdem der Herzog durch seine Vermittelung erhalten hatte, daß seine Residenz Strelitz nicht mit Truppen belegt werden sollte.

Dies verschaffte mir einen ungestörten Aufenthalt während 4 Wochen. Denn da außer dem Corps von Bernadotte auch die von Murat und Soult mit allen ihren Nachzüglern hinter

Blücher her waren, und nach dessen Besiegung bei Lübeck langsam wieder zurückkehrten, so war diesen Zeitraum hindurch Mecklenburg gleichsam von Franzosen überschwemmt. Es war also gar nicht rathsam, während dieser Zeit eine Reise zu unserem Heere anzutreten. Ja wäre nur Strelitz mit Einquartierung belegt worden, so möchte ich schwerlich unangefochten geblieben seyn, vielmehr wäre ich vermuthlich nach Frankreich geschleppt worden, wie so vielen Anderen geschah, trotz des Schutzes, den ihnen die Capitulation hätte gewähren sollen, in der sie begriffen waren. So aber blieb ich verborgen, bis das Land wieder geräumt war und die Franzosen sämmtlich nach Polen zogen.

Die Königin hatte noch eben zu rechter Zeit die Armee verlassen, und war mit der Erbprinzessin von Weimar nach Berlin gegangen. Hier war ihres Bleibens nicht länger als eine Nacht, da der Feind schon über Wittenberg und Dessau im vollen Anmarsch war, und die Reise ward nach Stettin fortgesetzt.

So wie man überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, daß ein Krieg könne ernsthafte Folgen haben, daß eine Festung, die nicht unmittelbar auf dem Versammlungsplatz des Heeres lag, könne belagert werden, oder daß der Feind die Hauptstadt erreichen könne, die doch nur 6 Meilen von der Sächsischen Gränze lag und die doch selbst unter Friedrich dem Zweiten zweimal in Feindes Händen gewesen war*), so war auch in den Königlichen Schlössern keinerlei Anstalt gemacht worden, um die Königlichen Effekten einzupacken und fortbrin-

*) Man hatte z. B. in Berlin das Zeughaus in der offenen Stadt stehen lassen, und im letzten Augenblick, anstatt die Vorräthe mit Vorspann über die Oder zu schaffen, dieselben auf Kähne geladen, welche durch die 17 Schleusen des Müllroser Canals (d. h. schnellstens in 14 Tagen) die Oder erreichen sollten.

gen zu können. Ja die Kastellane, alte Diener meist von Friedrich dem Zweiten noch her, hatten sicherlich keinen Begriff davon, daß Napoleon und seine Generale sich unterstehen könnten, in den Königlichen Zimmern zu wohnen! — Sie konnten sich nicht anders denken als daß sie wie ein Heiligthum unberührt, vielleicht höchstens einmal in Augenschein genommen werden würden.

Demnach blieb in den Schlössern Alles stehen und liegen, wie es gewesen war. Napoleon aber versäumte nicht, sich in die Zimmer der Königin einzuquartieren, und mit eigenen Kaiserlichen Händen Alles durchzusuchen und durchzuschnüffeln, und da er in den Correspondenzen Vielerlei zu sehen bekam, was ihn gewaltig ärgerte, so ergoß er sich in seinen Zeitungen in Spott, und ließ Privatbriefe, die die Königin erhalten, abdrucken, um sie lächerlich zu machen.

Nur eines setzte ihn wirklich in Schrecken. In Charlottenburg stand in dem Zimmer, in welchem der König gewöhnlich speiste, eine Uhr, welche Trompeterstücke in vollem Chor geblasen auf's Täuschendste nachahmte. Dieses Zimmer war jetzt auch in der Reihe derjenigen, die Napoleon bewohnte. Irgend ein Spaßvogel aus der Preußischen Dienerschaft mußte sich wohl daran ergötzt haben, das Spielwerk am Abend aufzuziehen: genug, um Mitternacht geht der Spektakel los, Trompeten ertönen durch das Schloß, die Adjutanten, die Dienerschaft, Napoleon selbst fahren aus den Betten heraus, und alle glauben an einen Ueberfall. Aber Alles ist wieder still und niemand kann begreifen, wo alle die Trompeter geblieben sind, denn man wurde nicht überfallen. Es werden Posten ausgestellt, ein Theil der Adjutanten und der Diener bleibt auf den Beinen — und siehe! um 1 Uhr wieder derselbe Lärm und zwar in einem der Zimmer. Man stürzt hin, und so wurde denn die unschuldige Uhr überrascht, ehe noch der Schabernack zu Ende war.

Nach Stettin hatten sich auch Beyme und Lombard geflüchtet. Wie man in Zeiten der Noth niemals an eigene Fehler und Versäumnisse, am wenigsten an eigene Dummheit und Faulheit glauben will, so war damals die Meinung allgemein, daß diese Beiden bestochen wären und das Vaterland verrathen hätten. Vorzüglich wurde dies dem Lombard Schuld gegeben, weil er das auswärtige Departement versah und immer mit der Französischen Legation zusammengesteckt hatte. Wie er nun den Morgen nach der Ankunft der Königin sich nach deren Wohnung begab, hatte ihn jemand erkannt, und sogleich versammelte sich ein großer Haufen, welcher tobte und schrie, sie wollten den Lombard haben, ihn todtschlagen, aufhängen u. dgl. Dieser lief im Vorzimmer der Königin leichenblaß hin und her; der alte stumpfe Gouverneur, General Romberg, wußte sich gar nicht zu helfen; da entschloß sich die Königin auf den Rath der Erbprinzessin von Weimar, den Lombard arretiren zu lassen, kündigte ihm selbst den Arrest an und befahl dem Gouverneur, ihn bis auf des Königs weiteren Befehl zu verwahren. Da die Civilisation und Humanität damals noch nicht so weit vorgeschritten waren wie jetzt, wo man die Maleficanten wie vornehme Herren mit Unterwürfigkeit behandelt, auf's eifrigste für ihre Bequemlichkeit und ihr Wohlleben bemüht ist, und aufrührerische Schriftsteller und Studenten nicht anders als in den kostbarsten Schlössern und Gemächern zu verwahren sich untersteht, so wurde der Herr Geheime Cabinetsrath von einem Unteroffizier und zwei Mann in die Mitte genommen und über die Straße in die Hauptwache geführt, unter großem Jubel des Volkes. Es kostete aber viele Mühe, ihn die kurze Strecke mit heiler Haut fortzubringen. Lombard ward zwar, wie der König die Sache erfuhr, sogleich freigegeben, indessen bald darauf mit Haugwitz verabschiedet und nicht wieder gebraucht. Seine Schrift „Matériaux pour servir à l'histoire des années de 1805 et 1806 ist ein bleibendes Denkmal seiner erbärmlichen Gesinnung.

Die Königin war gleich nach der Verhaftung Lombard's zum Könige nach Cüstrin gerufen worden: sie traf ihn aber schon in Stargard. Die Erbprinzessin von Weimar reiste auch ab, längs der Seeküste nach Oldenburg.

Unterdessen war eine unserer Festungen nach der anderen gefallen. Man hatte nichts gethan, um die alten unfähigen Commandanten zu ersetzen. Daß der König in Magdeburg den Hauptmann v. Kleist, Neffen des alten Gouverneurs, der bisher Adjutant des Prinzen Louis gewesen war, einen sehr talentvollen Offizier, dem alten Kleist zum Adjutanten gegeben hatte, half nichts, da der Alte der eigensinnigste Mensch von der Welt war. In Cüstrin, wo der König sich zwei Tage aufhielt, hatte er sich nicht entschließen können, den Oberst v. Ingersleben*) zu entsetzen, der ganz unverholen zu erkennen gab, daß er die Festung nicht vertheidigen wolle, wie er sich denn auch einem Chasseur-Offizier mit 40 Mann ergab**).

*) Im Jahre 1792 auf dem Rückzuge aus der Champagne hatte dieser Ingersleben den Orden pour le mérite auf folgende Weise erhalten. Der König setzte großen Werth darauf, kein Geschütz stehen zu lassen. Eines Tages quälten sich die Artilleristen mit einer solchen Kanone, als eben das Regiment, in welchem Ingersleben stand, vorbeizog. Dieser saß auf einem seiner gewaltigen Gestalt angemessenen riesigen Braunen, der noch sehr wohl im Stande war. Er hatte den König von weitem kommen sehen, sprang vom Pferde, steckte seinen Braunen in eins der Geschirre, ließ aber wohlbedacht den Sattel mit Pistolenhalfter und der großen goldgestickten Parade-Chabraque darauf, schrie tüchtig, that sehr geschäftig, legte selbst Hand an, und trieb so, wie der König vorbeiritt, die Kanone aus dem Koth heraus. Der König fragte sogleich, wem das Pferd gehöre? und gab ihm den Orden. So wie er aber nur weit genug weg war, spannte Ingersleben seinen Braunen wieder aus, setzte sich auf und ließ die Kanone stehen. Nachher wurde er wegen üblen Betragens vor dem Feinde vom Regiment entfernt, und später durch Fürsprache Commandant von Cüstrin.

**) Bei der Capitulation rebellirte das Depotbataillon des Regiments Oranien (das alte berühmte Markgraf Carl), so daß Ingersleben die Feinde über die Oder mit Kähnen hereinholen mußte. Das Bataillon zerschlug hierauf die Gewehre und beging Excesse, bis die

So war die Armee fast gänzlich aufgelöst, die Festungen gefallen, die Friedensunterhandlungen hatten ihr Ende in dem schmählichen Waffenstillstands-Vertrage gefunden, den Napoleon unter dem Bruch seiner früheren Erklärungen uns anbot, Lucchesini aber unterzeichnet hatte, und den der König verwarf, wie er es mußte. Dem Könige blieb nun nichts übrig als hinter der Weichsel die noch in Preußen befindlichen Truppen mit den heranziehenden Russen zu vereinigen.

Nach so vielen Beweisen der Pflichtvergessenheit könnte man auf den Gedanken gerathen, die ganze Armee sey ein Amalgama von Feigherzigen, von Verräthern und Dummköpfen gewesen, und in der That ist sie von unwissenden, übelwollenden und dem Franzosenthum ergebenen Schriftstellern so geschildert worden. Man muß aber nicht vergessen:

1) Daß der Hauptfehler in der oberen Führung lag, und daß mithin alle tapferen Thaten, alle Hingebung und Aufopferung, die wirklich stattgefunden haben, in kleineren Kreisen vorfielen und ohne Einfluß auf das Ganze blieben, während das Ueble allgemein bekannt wurde, — ja daß mancher Heroismus und Hingebung für das Vaterland von der Verläumdung angegriffen und entstellt wurde. Als Beispiel hievon will ich nur die Aufopferung des Prinzen Louis und den Heroismus Rüchel's erwähnen.

2) Daß alle Anführer, die im Jahre 1813 und den folgenden den Preußischen Namen wieder aufgerichtet, und denselben Feind so geschlagen haben, daß sie zweimal siegreich in seine Hauptstadt eingerückt sind, sämmtlich in diesem Unglücks-

französische Infanterie herbeikam, und es fortführte. Dasselbe Ehrgefühl lebte im ganzen Regiment: die beiden Linienbataillone desselben verfuhren bei der Capitulation von Hameln genau ebenso. — Ingersleben, zum Arquebusiren verurtheilt, wußte sich so gut zu verbergen, daß man nie wieder von ihm gehört hat. Er soll noch 20 Jahre in einem Winkel von Sachsen gelebt haben.

jahr schon in der Preußischen Armee dienten. An den Personen kann also das Unglück nicht gelegen haben.

Wenden wir uns aber von der geschmähten Armee zu den Beamten, und zu dem gesammten Civilstande, und lasset uns sehen, ob diese sich besser betragen haben.

Es war unsere damalige Art und Weise, daß wir eine sonderbare Sorgfalt hatten, daß in den dem Feinde abgetretenen oder von ihm besetzten Provinzen die Administration und Justiz nicht in der gehörigen Ordnung fortgehen möchte. Wir ließen ihm also jederzeit alle Verwaltungs- und Justizbehörden da, wodurch ihm denn die gewöhnlichen Landes-Einkünfte eben so ruhig, vollständig und mit derselben Sicherheit zuflossen, wie dem rechtmäßigen Landesherrn, und er zu seinen außerordentlichen Forderungen und Erpressungen gleich eine mit allen Hülfsquellen des Landes wohlbekannte Behörde zu seiner Disposition hatte! — So hatten wir in Anspach verfahren, so geschah es auch jetzt in der Mark Brandenburg, Pommern, Magdeburg, Westphalen u. s. w.

Wie nun Napoleon seinen Einzug in Berlin hielt, standen außer dem Magistrat (welcher es natürlich nicht vermeiden konnte) auch die zurückgebliebenen Justiz- und geistlichen Minister, die Kurmärkische Kammer, und die Angesehensten der Bürgerschaft (es konnte keine Angesehensten anders geben, als die sich selbst dazu gemacht, also ganz ungerufen mitgingen) am Brandenburger Thor und empfingen ihn; dann setzten sie sich in Wagen, jagten nach dem Schlosse und empfingen ihn dort abermals. Vide Berliner Zeitung v. 30sten Okt. 1806.

Bald mochte wohl der nicht zahlreiche, ehrenwerthe und an seinen alten Formen festhaltende Magistrat, bei den vielen Anforderungen, die an die Stadt Berlin gemacht wurden, zu schwerfällig, wahrscheinlich auch dem Könige zu treu, erschienen seyn; denn er wurde aufgelöst, und ein Comité administratif

eingesetzt, dessen Chef ein banquerouter und fraudulöser Spekulant de la Garde war, und neben ihm noch zwei von der französischen Colonie, Béringuier und Wibeau, und die Kaufleute und Fabrikanten Hotho, Meier und Ritze nebst dem Maurermeister und berühmten Musikverständigen Zelter Mitglieder waren. Diesen stand ein Rath der Sechziger und Repräsentanten der Bürgerschaft zur Seite. Ein wahres Vorbild der zwei Jahre später gegebenen Städte-Ordnung, mit dem Unterschiede, daß bei den Franzosen jene beiden Unterbehörden nur zum Schein da waren und nicht gefragt wurden, bei uns aber die Sache ernsthaft genommen, und eine förmliche Republik organisirt wurde.

Außerdem erwog Napoleon, daß eine so große und bevölkerte Stadt wie Berlin ihm immer eine große Garnison kosten würde, und die übrigen Städte verhältnißmäßig. Da er nun seine Soldaten gegen die heranziehenden Russen besser gebrauchen konnte, und die Leute so sehr lammfromm und willfährig waren, so ließ er eine Nationalgarde organisiren, zu der jeder Bürger pflichtig war, um ihr angeblich die Sicherheit der Stadt anzuvertrauen. Die Stadt war aber vollkommen sicher und bedurfte keinen anderen Schutz als gegen die Erpressungen des Feindes. Vielmehr stand die Nationalgarde unter dem Französischen Commandanten und unter militairischer Disciplin, und konnte von ihm zu Allem gebraucht werden, wozu er nur immer Französische Soldaten innerhalb der Stadt hätte gebrauchen können. — Die Berliner fanden sich hoch geehrt, fühlten sich wichtig in ihrer neuen militairischen Würde, steckten sich in Uniformen, besetzten die Wachen, standen vor den Franzosen Schildwacht, machten ihnen die Honneurs u. s. w. Chef war ebenfalls einer von der Colonie, ein Juwelier mit Namen Jordan.

Um nun diese neue Stadtregierung, dieses neue Französische Militair und zugleich die zurückgebliebenen Französischen

Behörden sich dergestalt zu verpflichten, daß er sie nöthigenfalls wie rebellische Unterthanen bestrafen könne, veranstaltete er eine förmliche Huldigungs-Feierlichkeit auf dem Schlosse. Ein Thron war errichtet, die Minister, Präsidenten, Räthe das Comité administratif, die Repräsentanten und die Chefs der Nationalgarde mußten erscheinen, und der Gouverneur, General Clarke, an Napoleon's Stelle, empfing von ihnen den Eid: „daß sie Alles ausführen wollten, was ihnen Französischer Seits befohlen werden würde, und (wörtlich) weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen einzugehen (vide Berl. Zeitung v. 11ten Nov. 1806).

Der Feind aber, das war ihr eigener König und Herr!

Auch war die Sache so arg, und Napoleon sich so wohl bewußt, daß er jeden seiner Unterthanen, der dergleichen zu thun gewagt hätte, würde erschießen lassen, sobald er heimgekehrt wäre, daß er nicht unterließ, dies Comité und diese Nationalgarde in den nachher zu Tilsit geschlossenen Frieden mit einzuschließen, und den König versprechen zu lassen, daß er sie nicht bestrafen würde für das, was sie gethan hatten!!

Aber hierbei blieb es nicht einmal. Wie die Französischen Gouverneure und Commandanten nachher in ihren Geschäften wegen der Deutschen Sprache und wegen der Localbekanntschaft in der Stadt zu ihren Verschickungen Ordonnanzen von der Nationalgarde nahmen, die denn öfters nicht brauchbar waren, that sich die Schützengilde freiwillig zusammen, und organisirte ein Corps von wohlhabenden jungen Leuten zu Pferde, die sich in eine prächtige, hellgrüne Uniform mit Gold gestickt steckten, den förmlichen Dienst in den Vorzimmern dieser Französischen Generale verrichteten, und natürlich durch den zweijährigen täglichen Umgang mit den Franzosen recht gründlich verdorben wurden. Ich selbst habe den Marschall Victor mit einem Gefolge von zwanzig solcher aufgeputzten

Ladenschwengel umherreiten sehen, die aussahen wie die Narren, und statt sich ihres Dienstes zu schämen, sich damit brüsteten.

Was aber in Berlin geschah, das geschah mutatis mutandis in allen übrigen größeren Städten; z. B. in Frankfurt, Brandenburg u. s. w. war auch Nationalgarde, dem Napoleon zur Treue verpflichtet.

Wie nun bald darauf der Provinz eine Contribution auferlegt wurde, war die Kurmärkische Kammer so ehrenwerth, zu erklären, sie habe kein Recht, dem Lande neue Abgaben aufzulegen und sie einzutreiben. Wie sie aber dem Andringen der Feinde nicht widerstehen konnte, berief sie die Stände und verwies die Forderung an diese. Diese wurden gezwungen, ein Comité zu wählen, aber nicht zu einer Art von Regierung oder Verwaltung, wie in Berlin, sondern bloß zur Erhebung und Einziehung der Contribution. Davon will ich hier nur bemerken, daß in dieser Zeit des allgemeinen Abfalls und des Egoismus die Ritterschaft (d. h. damals noch beinahe ausschließlich der Adel) die Abgabe auf lauter solche Gegenstände legte, bei denen sie das Meiste zu zahlen hatte, und die Bauern, die nicht repräsentirt waren, geschont wurden.

Ueberhaupt verbreitete sich die Französische Unsitte und Verderbtheit unter dem Adel und dem Bauernstande beinahe gar nicht, unter den Bürgern — und vorzüglich unter den Gebildeten — auf eine Schrecken erregende Weise. Diese waren den pseudo-philosophischen Gleichheits-Grundsätzen schon an sich hold, und daher mit dem Feinde leicht vertraut. Sie lebten förmlich wie Freunde mit einander; vorzüglich konnten die Weiber und Mädchen den Französischen Schmeicheleien und Artigkeiten der Oberfläche nicht widerstehen. Bei dem Adel und den Bauern, also auf dem Lande, blieb hingegen immer eine Spannung und Haß: man vergaß nicht, daß es Feinde waren.

Noch ein Band der Affinität existirte, welches Napoleon geschickt zu benutzen wußte: dies war die Freimaurerei.

Es hat zu allen Zeiten Verbindungen gegeben, durch welche unruhige Menschen ihre Ideale, oder ihre Irrthümer, oder ihre Bosheiten zu fördern und in der Welt zu verbreiten suchten. Eine der ältesten ist gegen jede positive Religion gerichtet, angeblich um die menschliche Vernunft auf den Thron dieser Welt zu setzen, dadurch Einsichten und Glück zu verbreiten, in der That aber, um die durch dieses trügerische Aushängeschild Betrogenen zu den Zwecken der an der Spitze stehenden Betrüger zu gebrauchen; die bestehende Ordnung in Kirche und Staat umzustürzen, und die Herrschaft über beide jenen Anführern in die Hände zu spielen. Dabei würde statt der versprochenen Freiheit und Gleichheit der größte Despotismus von ihnen geübt, und eine Ungleichheit, wie sie nie dagewesen, entstehen, weil jedes Recht und jedes Eigenthum dem sogenannten Wohle des Ganzen und den Zwecken jener höheren Intelligenz, d. h. ihrer eigenen Willkür, dahingegeben werden müßte.

Wie wenige Betrüger oder wie viele Betrogene es unter den Freimaurern giebt, kann nur Derjenige wissen, der selbst die höchste Stufe erstiegen hat. Viele meinen aber, sie ständen auf der höchsten Stufe, während sie noch nicht einmal die Schwelle des ihnen ganz unbekannten inneren Tempels erreicht haben.

Im Ganzen steht es mit der Sache so:

Obenan stehen die Bösen, welche Reichthum, Herrschaft und Genuß für sich selbst verlangen, und welchen alles Uebrige nur Mittel zum Zweck ist. Dann kommen die Enthusiasten, welche die Herrschaft der Vernunft verbreiten wollen, es koste was es wolle. Dann die Sentimentalen, welchen es um das Glück der Menschheit zu thun ist, und welche glauben, es durch Redensarten befördern zu können. Endlich die Albernen, welche

mit etwas Geld Gutes thun, dabei aber sich selbst amüsiren wollen. Jede dieser Hauptstufen glaubt, mit ihr sey der Orden abgeschlossen, und ein Meister vom Stuhl unter den Albernen würde Maul und Nase aufsperren, wenn er erführe, daß es über ihm noch Enthusiasten giebt; eben so würden die Sentimentalen es als eine Lüge bestreiten, wenn sie behaupten hörten, daß die Bösen ihre Hauptleiter wären.

Wie gefährlich ein solcher Orden ist, springt in die Augen: denn selbst die Unschuldigsten unter ihnen, die Albernen und Sentimentalen, stiften doch immer den Schaden, daß sie sich gegenseitig durch die Welt helfen, sich einander zu Anstellungen empfehlen, und andere ehrliche Leute verdrängen. Es ist wirklich erstaunlich, welche Menge schlechter und unbrauchbarer Kerle auf diese Weise zu Anstellungen und zu Einkünften gelangen, und wie nachsichtig sonst rechtschaffene Vorgesetzte gegen Untergebene sind, mit denen sie in der Loge verkehren.

Von den höheren Graden vernahm man in Zeiten der Ruhe und Ordnung nicht viel. Sie verstärkten ihren Haufen und lebteu auf Kosten der Betrogenen. Aber sie treten schon in den achtziger Jahren als Illuminaten auf; dann als Jacobiner in Frankreich, als Carbonari in Italien, als Leiter der Burschenschaft in Deutschland, als Juste milieu in Frankreich, als Liberale in Spanien, als Giovine Italia, als St. Simonisten, und frecher noch als diese eben jetzt als junges Deutschland. — Ich will hiermit nicht sagen, daß der gesammte Freimaurer-Orden alle diese Verirrungen und Verbrechen angestiftet hat, aber sie gingen von nicht wenigen Mitgliedern desselben aus, und hatten ihre Wurzel in den Grundsätzen des Ordens, ihre Helfer in seiner Mitte, ihre Zuflucht bei seinen Gliedern*).

*) Die Freimaurer brüsten sich gewaltig damit, daß Friedrich der Große und Blücher Freimaurer gewesen sind.

Friedrich aber hat nur aus Neugierde als Jüngling sich aufnehmen lassen, ist nur wenige Male in den Versammlungen gewesen (er durfte es nicht einmal, seines Vaters wegen), und gleich nach

Napoleon, welcher wohl wußte, welchen Schaden der Orden anrichten könne und wozu er sich gebrauchen ließe, hatte ihn unter Aufsicht gestellt und seinen Schwager Murat zum Großmeister aller Logen in Frankreich wählen lassen.

Der säumte nun nicht, so viele verschmitzte Kerle, als er unter den Offizieren, Commissarien und Employés nur auftreiben konnte, ebenfalls in den Orden aufnehmen zu lassen, und wie nun dieser Schwarm in unser Land kam, besuchten sie die Logen, redeten dort als Freunde der Menschheit, wurden bekannt, stifteten Freundschaften, und so kamen sie, ohne daß die große Masse der hiesigen Freimaurer es nur merkte, ganz unvermerkt zu allen Nachrichten, deren Napoleon bedurfte, und selbst hinter Staatsgeheimnisse.

Friedersdorf, den 17. Jan. 1836.

---

seiner Thronbesteigung hat er die ganze Narrenspoſſe (denn weiter hätte man ihn nicht kommen lassen) aufgegeben, weil er zur richtigen Erkenntniß gekommen war, daß dahinter kein Geheimniß stecke. — Es ist daher eine lächerliche Unwissenheit, wenn Friedrich der Zweite auf Kupfern dargestellt wird, wie er als König und als alter Mann Loge hält.

Was Blüchern betrifft, so weiß Jedermann, daß er weder nach Geheimnissen trachtete, noch seine Bestrebungen auf Beförderung idealer Menschen-Glückseligkeit richtete. Er hatte sich als bon vivant und der Gesellschaft wegen aufnehmen lassen, und da er listig und gewandt genug war, sich in alle Verhältnisse zu schicken, auch das Talent der Rede besaß, so war es ihm leicht, in seinem ruhmgekrönten Alter durch Tischreden die enthusiasmirten Freimaurer noch mehr für sich zu gewinnen, welche dann glaubten, oder wenigstens ausbreiteten, daß er sein Leben lang eifrig im Tempel Salomonis gearbeitet habe.

Kapitel 6.
1806. 1807.

Mühevolle Reise nach Preußen. — Kamenskoy. — Elende Stimmung in der Provinz. — Auswechselung. — V. d. Marwitz erhält die Erlaubniß, ein Freicorps zu bilden.

In Strelitz erhielt ich Nachrichten von Hause, wo gleich die ersten Franzosen Alles ausgeplündert und ein Gelddouceur verlangt hatten, das das vorhandene baare Geld weit überstieg. Sie hatten den Weinkeller eingepackt und fortgeführt, die besten Pferde weggenommen; der Offizier (oder Unteroffizier?) hatte sich sogar mit Gewalt in mein Wohn- und Schlafzimmer einquartiert und meinen Bruder mit Gewalt daraus vertrieben, um in der Nacht Bureau und Schreibtisch zu erbrechen und Alles fortzunehmen, was nur einigermaßen Werth hatte, unter andern den Schmuck meiner seligen Frau. — Bald darauf waren die Contributions-Ausschreibungen erfolgt; sie mußten durch die einlaufenden Feuer-Kassen-Gelder gedeckt werden, und in dieser Hinsicht war es ein Glück, daß die Gebäude abgebrannt waren. Ich ließ meinen Bruder selbst nach Strelitz kommen, und instruirte ihn für die Zukunft.

Ich hatte einen Frieden erwartet. Der König aber faßte den mannhaften Entschluß, sich dem Kaiser von Rußland in die Arme zu werfen, und ratificirte den vom General Zastrow schon verhandelten schändlichen Frieden nicht. Nun hoffte ich, wir würden nach diesem mannhaften Entschluß eben so mannhaft handeln, und beschloß zum dritten Male Haus und Hof liegen zu lassen. Ich mußte aber beinahe 4 Wochen liegen bleiben, ehe ich mit einiger Sicherheit mich auf den Weg zum Könige machen konnte. Nach Preußen zu kommen, wurde sehr schwierig, da Stettin verloren war. Ich hatte zuerst mit einem Paß des Geh. Raths v. Dewitz in Milzow, als sey ich dessen Wirthschaftsschreiber, den er nach seinem Gute Kantreck in

Hinterpommern sende, über Usedom und Wollin durchkommen wollen; aber die Franzosen hatten auch hier alle Durchgänge besetzt. Es blieb nichts übrig, als sich in Schwedisch-Pommern zu werfen und zu versuchen, ob man zur See fortkommen könne. Dies war aber wieder deswegen sehr schwierig, weil der König von Schweden weder Freund noch Feind hineinließ, so daß selbst aller Verkehr unter den Nachbaren unterbrochen war: keine Gränze ist leichter zu bewachen als diese, weil das Land ringsum vom Wasser umflossen ist.

Mein jüngster Bruder und mein kleiner Schwager lagen mir unablässig an, sie mitzunehmen. Da ich aber selbst nicht wußte, wie ich durchkommen wollte, so war dies an sich beinahe unmöglich; überdies aber ging es für meinen Bruder nicht an, ohne meine Mutter sehr zu compromittiren. Ich mußte sie also bei ihren Müttern lassen, welche Ende November wieder nach Berlin zurückreisten.

Ich nahm also abermals von allen meinen Angehörigen und von meiner kleinen Tochter Abschied, und ging einem dunkeln Schicksal entgegen. Ich hätte allerdings ohne Vorwurf und mit weit besseren Gründen als die meisten gefangenen und auf ihr Wort entlassenen Offiziere nach Hause gehen und für das Meinige sorgen können (und es bedurfte dessen!); — aber wahrlich, wäre ich nicht gleich von Anfang an in den Krieg gezogen, ich hätte jetzt Haus und Hof verlassen und hätte mich zum Könige verfügt. Denn es giebt nichts Einfältigeres als solche Reden wie: „Was kann der Einzelne thun?" oder: „Ein Jeder muß zuerst für sich selbst sorgen". Wenn ein Unterthan das Recht hätte, seine Mitwirkung für das Vaterland zu verweigern, so hätten es alle, und in demselben Augenblick gäbe es kein Vaterland mehr. Das Haupt und die Seele des Vaterlandes ist aber der König: bei ihm ist also der Sammelpunkt in Zeiten der Gefahr. Keine Schwäche, kein Fehler desselben kann Unterthanen von der

Pflicht entbinden, sich alsdann um ihn zu schaaren: denn nicht seine Pflichten haben sie ihm vorzuhalten, sondern die ihrigen zu erfüllen.

Den 23sten November machte ich mich auf den Weg. In Ivenack, wo das schöne Gestüt gänzlich geplündert war, erhielt ich von dem Grafen Plessen ein Empfehlungsschreiben an seinen Hausarzt, den Dr. Murbeck in Demmin, der in Stralsund Patienten hatte. Dieser Mann war sehr bereit mir zu helfen, wußte aber gar kein Mittel, mich nach Stralsund zu bringen, da er sogar bei dem Besuche von Patienten zurückgewiesen worden war. Wenn ich mich auch durch die Vorposten schliche, würde ich doch, ehe ich nach Stralsund käme, als verdächtig arretirt werden.

Plötzlich schoß mir ein Gedanke in die Seele und ich fragte: „Wenn ich denn arretirt bin, was machen sie dann mit mir?" — „Ohne Zweifel werden Sie alsdann nach Stralsund geschleppt!" — „Dann bin ich ja d'rin!" rief ich voll Freude aus — „nun müssen wir nur gleich Anstalt machen, damit ich ihnen sehr verdächtig erscheine, und sie mich nicht zurück über die Gränze, sondern gewiß nach Stralsund bringen."

Ich erfuhr noch von ihm, daß General Armfelt in Stralsund sey, den ich während seiner Verbannung in Berlin gesehen hatte, wie ein Lieutenant einen ausländischen General sieht, so jedoch, daß ich hoffen konnte, er werde mich wieder erkennen und mir weiter forthelfen. Armfelt war, nachdem Gustav Adolph den Thron bestiegen, zurückgerufen und 1805 in Oesterreich gewesen, entweder dahin gesandt, oder zu eigenem Zweck. Napoleon hatte viel Aufsehen davon gemacht, und überall wurde geglaubt, daß Armfelt in Verbindung mit Oesterreich stecke und gegen Frankreich intriguire. Hierin wollte ich nun verwickelt erscheinen.

Nun ging der Dr. Murbeck mit mir auf's Rathhaus und brachte den Magistrat (der Anfangs aus Furcht vor den Fran-

zosen nicht wollte) dahin, daß er mir einen Paß ausfertigte auf meinen wahren Namen, ohne irgend einen Charakter, als aus dem Oesterreichischen kommend, um in Stralsund meine Verwandten zu besuchen. Etwas Verdächtigeres konnte nicht erdacht werden. Dr. Murbeck brachte mich darauf zu dem nächsten schwedischen Posten bei Mainkrebs; der wachthabende Unteroffizier ließ sich durch das große Blatt mit dem Preußischen Wappen imponiren, ich kam durch, dankte dem Dr. Murbeck herzlich, und kam mit einbrechender Dunkelheit nach Grimmen. Hier ließ mich der commandirende Offizier, ein Rittmeister v. Platen, sogleich zu sich entbieten und nun ging das Verhör los.

Ich mußte bekennen, daß es mit meinen Verwandten in Stralsund nichts sey, und nun folgte meine Lüge mit den Oesterreichischen Geschichten und dem General Armfelt. — Ich sollte meinen Oesterreichischen Paß vorzeigen, — da war ich nach der Schlacht bei Jena den Franzosen in die Hände gefallen und die hatten mir alle meine Papiere abgenommen. — Wie ich es denn angefangen hätte, um die Briefe an den General Armfelt durchzubringen? Ich erwiderte, die hätte ich im Rockkragen eingenäht, — darin hatte ich aber wirklich einen Brief, den ich vom Erbprinzen von Strelitz an die Königin zu überbringen hatte, faßte hin und knisterte damit. — Ich solle ihm die Briefe nur geben, er gäbe mir sein Wort, daß der General Armfelt sie sicher erhalten solle, dann könne ich umkehren und mir den Weg ersparen. — Ich erwiderte, daß er leicht selbst ermessen könne, daß wenn man eine so weite und gefährliche Reise mache, man auch noch mündliche Aufträge habe, und zwar die wichtigsten, und daß man Antwort zurückbringen solle; deshalb müsse ich ihn bitten, mich zu meiner Bestimmung gelangen zu lassen.

Ich sah deutlich, daß er diesen Reden nicht glaubte, mich aber auch nicht für einen Spion oder schlechten Kerl hielt, son-

dern merkte, daß etwas Anderes dahinter stecke. Er sagte nun, die Nacht möge ich hier bleiben, den anderen Morgen wolle er mir Bescheid geben, ob ich nach Stralsund hinein könne. — Ohne Zweifel schickte er unterdessen eine Ordonnanz hin und holte sich Verhaltungsbefehle: wohl bekam es mir daher, daß meine Lügen die Aufmerksamkeit geweckt und die Hoffnung erregt hatten, mehr zu erfahren, sonst hätte ich den andern Morgen über die Gränze zurückwandern können.

Den andern Morgen (25sten Nov.) sagte er mir, ich könne hinein, aber er müsse mir ein paar Mann mitgeben, und ich müsse mich dort bei dem Commandanten melden. Er dictirte nun einem Unteroffizier einen Rapport, der, so viel ich verstehen konnte, ungefähr so lautete:

„Aufgefangen auf den Vorposten ein verdächtiger Mensch, nennt sich Herr v. Marwitz, führt Briefschaften im Kragen. Erfolgt hierbei."

Ich dachte: Das ist eine schöne Empfehlung! Nun wird also das Gewitter erst recht losgehen! Zugleich befahl er, daß der Unteroffizier bei Mainkrebs abgelöst und arretirt werde.

Wir saßen auf, ein Unteroffizier und zwei Husaren nahmen mich in die Mitte, und transportirten mich die Kreuz und Quer von Posten zu Posten. Die dritte Ablösung brachte mich nach Stralsund. Im Ravelin mußte ich mit den beiden Husaren bei kaltem Regen halten bleiben, der Unteroffizier meldete sich. Bald kam er indeß zurück, und wir zogen ein. Die Straße war leer, der Tritt der fünf beschlagenen Pferde lockte die Leute an die Fenster und an die Thüren. Bald hieß es: Da bringen Sie einen! — da haben Sie den infamen Spion erwischt! wenn man doch solchen Racker gleich aufhängen wollte! aber er wird wieder viel zu gut behandelt werden, u. s. w. Wären die Straßen voller gewesen, so wäre wahrscheinlich ein Tumult entstanden. — Vor wenigen Tagen hatte sich nämlich trotz aller Wachsamkeit ein französischer Offizier in die Festung

geschlichen, hatte sich Alles besehen, und war glücklich wieder heraus und davon gekommen. Das mochte den Bürgern bekannt geworden seyn.

Ich ward nach der Hauptwache und von da zum Commandanten geführt. Es war ein Oberst Peyron. Er war entweder von Natur oder wegen des erwähnten Vorfalls ungemein barsch, und fuhr mich gleich heftig an. Er forderte die angeblichen Briefe für General Armfelt, und da ich verlangte, zu Armfelt selbst geführt zu werden, und Ausflüchte machte, ergriff er eine gewaltige Papierscheere, packte mich am Kragen und in demselben Augenblick hatte er auch ein Loch hinein und in den Brief geschnitten, so daß ich ihn nachher mit dem Schnitt übergeben habe.

Ich sah nun, daß ich zu Armfelt nicht gelangen würde, sondern mich diesem rauhen Commandanten anvertrauen müßte. Ich sagte daher: Mon Colonel, si vous voulez faire sortir cet homme, je vous dirai la vérité. Da ich geläufig französisch sprach, glaubte er, er habe nun seinen Franzosen fest, sagte: Aha, Monsieur! à présent nous vous tenons! und ließ den Unteroffizier abtreten. Ich nahm nun meinen französischen Paß heraus und erzählte ihm die volle Wahrheit. Zuletzt forderte ich ihn auf, im Namen der Ehre und der guten Sache, mir allen möglichen Vorschub zu leisten, damit ich bald und sicher zu meinem Könige und Herrn gelangen möge. Er war einen Augenblick wie bedonnert, dann sagte er: „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" — „Da Sie die Gränzen eben deswegen sperren, damit wir nicht hereinkämen, so wäre dies wahrscheinlich der sicherste Weg gewesen, um wieder zurückgeschickt zu werden." — „Da haben Sie Recht, das wäre auch ganz sicher geschehen." — „Und was nun meine ersten Antworten hier im Zimmer betrifft, so sehen Sie gewiß ein, daß Ihre Art mich anzureden eben nicht geeignet war, Vertrauen zu erwecken, und daß ich daher versuchen mußte, mich Jemand ent-

decken zu können, bei dem ich Theilnahme für unser Schicksal voraussetzte." — „Freilich. Ich darf Ihnen frei gestehen, daß wir den Franzosen keineswegs anhängen, vielmehr für Preußens Schicksal Theilnahme hegen. Wenn wir diese aber offen darlegten, würden wir uns den Napoleon gleich auf den Hals ziehen, und dazu sind wir jetzt noch zu schwach. Aber wir haben dennoch mehreren Preußischen Offizieren eine Freistätte gewährt, ja wir haben des Königs blessirtes Pferd, welches er bei Auerstädt geritten, hier aufgenommen, es geheilt und ihm zugeschickt. — Ob Sie hier bleiben dürfen, darüber kann ich nichts bestimmen, das hängt von dem General-Gouverneur Baron Essen ab. Ich zweifle aber keinen Augenblick, daß er es thun werde. Ich will Sie zu ihm begleiten lassen."

Wie ich in das Gouvernementshaus kam, war gerade die Tafel für eine glänzende Gesellschaft gedeckt und die Speisen wurden aufgetragen, deren Geruch für meinen hungrigen Magen sehr lieblich war — ich dachte: mitessen wäre besser als nach Demmin zurückreiten. Der Gouverneur, ein schöner großer Mann mit seinem Seraphinen-Orden, trat heraus, hörte mich sehr theilnehmend an, versicherte, er würde meinem Weiterkommen behülflich seyn, fragte aber doch, ob ich denn Niemand hier persönlich bekannt sey? General Armfelt war nicht da — der übrigens mit Essen, wie ich nachher erfuhr, sehr gespannt war — zufällig aber war ein Herr Brinkmann anwesend, der früher Legationssecretair in Berlin gewesen war, ein kleiner, schwächlicher Dichterling, der sich mit allen Poesie liebenden Frauenzimmern zu schaffen machte, und der recognoscirte mich sogleich. Nun behielt mich der Gouverneur trotz meines gräulichen Aufzugs sogar zu Mittag und behandelte mich mit der größten Höflichkeit.

Brinkmann war mir nun behülflich, eine Gelegenheit auszuforschen, um längs der Küste nach irgend einem Pommerschen Hafen zu gelangen; aber die Küstenfahrt war schon gänz-

lich eingestellt und ich mußte einen Platz auf der Postjacht nach Schweden nehmen. Es trat aber widriger Wind ein, so daß ich noch vier Tage in Stralsund verweilen mußte.

Unterdessen aber war die Postjacht für die Offiziersfrauen in Beschlag genommen, die nach Schweden geschickt wurden, da mittlerweile der Befehl gekommen war, sich zur Belagerung einzurichten, und ich wurde nebst zwei anderen Passagieren auf einen schwerfälligen Schooner, Flunderan (der Flunder) genannt, verwiesen.

Den 30sten November war mit einem Male der Wind günstig geworden; wir gingen an Bord, kamen aber durch die Ungeschicklichkeit des Schiffsführers, der uns auf den Sand laufen lief, an diesem Tage nicht weiter als 2 Meilen. Den folgenden Tag kamen wir nur bis Barhöft, Hiddensoe gegenüber. In der Nacht drehte sich der Wind und wir mußten den 2ten December nach Barhöft zurück. Diese Geschichte wiederholte sich in der nächsten Nacht, den 3ten, 4ten und 5ten bis Abend mußten wir vor Barhöft liegen, neben uns die Postjacht mit 40 Frauenzimmern an Bord, die unser Mißgeschick getheilt hatte. Endlich drehte sich der Wind und den 6ten Morgens waren wir in Ystad. Die ganze Zeit hatte ich von schwarzem Schiffszwieback „Knallen" und Wasser gelebt. Erst am 5ten konnte ich in Barhöft Brod, Kartoffeln und Butter kaufen: die Butter, 2 Pfd., fraß mir aber einer der Passagiere weg, ehe ich sie angerührt hatte.

In Ystad ließ der Commandant, Fähnrich Rosencrantz (ich dachte, nun ist Güldenstern auch nicht weit) mir gleich Vorspann nach Malmö geben, obwohl Fremde damals kaum in Schweden zugelassen wurden, da ich von Courier — Pruska Konungen — Swenska Konungen — viel radebrechte. Den Abend spät kam ich nach Malmö.

Hier war der König schon seit Jahr und Tag, da er mit dem Adel und der Stadt Stockholm verfeindet war und Karl

der Zwölfte, den er in allen Dingen nachahmen wollte, ungeachtet er weiter nichts mit ihm gemein hatte, als die Hartnäckigkeit, unter ähnlichen Umständen sich auch an der Südgränze des Reiches aufgehalten hatte. Meine Absicht war, mich ihm vorstellen zu lassen, um vielleicht Aufträge von ihm an unsern König zu bekommen. Es war aber Sonntag; an diesem Tage sah er niemand Fremdes; warten wollte ich aber nicht, da jeden Augenblick Frost kommen und die Schifffahrt schließen konnte*).

In Malmö ward ich zu dem Gouverneur, dem Reichsherrn Toll, geführt. Ich war eine Art von Wunderthier, weil man von unserem Feldzuge keinen Begriff hatte, und wurde ungemein artig behandelt. Toll rieth mir, nach Kopenhagen zu gehen, und visirte meinen Paß dahin.

Mein Wirth miethete mir ein Boot. Auf dem Wege dahin traf ich den Herzog von Braunschweig-Oels, der bald anfing, wegen der Affaire am Burgthor in Lübeck sich zu entschuldigen. Die Unterredung wurde peinlich und ich verließ ihn bald, um ihn nach 7 Jahren in seiner Hauptstadt Braunschweig, die ich erobert hatte, wiederzusehen.

Mein Boot war ein kleines, offenes Ding, und wie wir eine Meile in See waren, erhob sich ein sehr heftiger Sturm, so daß wir mit genauer Noth heil ankamen. Es war am 7ten December.

Mein ganzes Vermögen bestand nur noch aus 20 Thlrn. Nichtsdestoweniger ging ich in das beste Wirthshaus, und hier erfuhr ich sogleich, daß Lord Hutchinson hier eingekehrt sey,

*) Wäre ich zum Könige gegangen, so wäre ich zum General Winning gekommen, der auf Blücher's Zug nach Wismar detachirt gewesen war, und sich mit einigen Offizieren nach Schweden gerettet hatte. Der König von Schweden schickte ihn, ungeachtet er mit uns im Kriege war, mit einer Fregatte nach Preußen. Diese kam aber, durch allerlei Widerwärtigkeiten aufgehalten, erst im Mai in Preußen an.

der, als Gesandter nach Preußen geschickt, im Kattegat Schiffbruch erlitten hatte, und sich in Kopenhagen einige Tage aufhielt, bis ein Englisches Kriegsschiff, welches hier zur Disposition des hier accreditirten Englischen Gesandten lag, segelfertig war.

Mir gelang es durch die Vermittelung des Englischen Gesandten am Dänischen Hofe, den ich in Berlin genau gekannt hatte, Mr. Garlike, mit Lord Hutchinson bekannt zu werden. Dieser, ein einsylbiger, sackgrober, aber ehrenwerther Mann, behielt mich gleich zu Tische und bot mir, da ich ihm zusagte, die Mitreise an*).

*) An dem zweiten Abend meines Aufenthalts in Kopenhagen ging ich in die Komödie, um den König zu sehen. — Ein alter Mann mit starkem, weißem Haar, in großer Frisur, Civilkleidern und keinem dummen, sondern markirten Gesicht. — So wie er aufsteht, läuft er beständig herum, aber nie geradeaus, sondern wie ein Kreisel, wobei die Wendungen immer äußerst kurz und schnell und mit Herumwerfen des Kopfes, auch schnellem Umsehen geschehen, als ob er sich fürchte, daß Jemand hinter ihm sey. Tritt er an die Brustwehr der Loge, so schneidet er Gesichter und spricht für sich. Bemerken muß ich noch zum Lobe der Dänen, daß ungeachtet der höchst lächerlichen Erscheinung doch keine Spur von Gelächter, nicht einmal Aufmerksamkeit zu bemerken war. — Alles that, als ob nichts geschähe, ungeachtet die Logen durch einen offenen, sichtbaren Gang in Verbindung standen und er daher durch den ganzen Rang hin und her lief, neben den Zuschauern eindrang, sich nach dem Parterre herunterbückte, Gesichter herunterschnitt rc. Merkwürdig ist, daß Christian der Siebente die vollkommene Kenntniß seines Zustandes hatte. Ein Diplomat erzählte mir damals, daß er einst bei Hofe gewesen und nach der Cour, welche der König eine kurze Zeit lang ganz verständig gehalten, in einem der entfernteren Zimmer gespielt habe. — Hierbei ist denn der König beständig in der Art umher gelaufen, wie ich es in der Komödie gesehen, ist mehrere Male an den gedachten Spieltisch gekommen, an dem auch einer seiner Hofleute saß, hat Gesichter geschnitten, die Spieler geneckt, endlich ihnen die Karten zusammengeworfen. Darüber ist der Hofmann ärgerlich geworden und hat ihm gesagt: „Er solle doch endlich das dumme Zeug bleiben lassen.“ Darauf hat der König ihn mit funkelnden Augen angesehen und mit entrüsteter und bis in's Innerste bewegter Stimme gesprochen: „Das unterstehst Du Dich, erbärmlicher Wicht, weil Du weißt, daß ich meinen Verstand ver-

Am 10ten gingen wir an Bord des Schiffes, der Sloop „Sparrow“ von 14 Kanonen, Capt. Packenham (Schwager des Herzogs v. Wellington). Am 14ten gingen wir nach einer Fahrt, die im Gegensatz zu der Fahrt nach Ystad mich die Geschicklichkeit und Tüchtigkeit der Engländer bewundern ließ, 2 Meilen von Danzig vor Anker.

Lord Hutchinson schickte in der Nacht den bekannten Sir Robert Wilson, den er bei sich hatte, und mich nach Danzig, um den Gouverneur, General Manstein, zu complimentiren; aber ein heftiger Sturm nöthigte uns umzukehren, und den andern Morgen lief das Schiff selbst in die Rhede und Lord Hutchinson fuhr im großen Boot in Danzig ein.

Nur mit großer Mühe überredete ich den General Manstein (früheren General-Adjutanten Friedrich Wilhelms des Zweiten), den Lord Hutchinson vorzulassen, da er keine Lust hatte, die Engländer zu sehen, mit denen wir im Kriege waren, und nun kamen die beiden gröbsten Menschen zusammen, die vielleicht damals in Europa zu finden waren. Mit Noth brachte ich sie dazu, nur einige Worte mit einander zu wechseln, worauf Hutchinson beleidigt sich entfernte.

Ich versuchte nun vergeblich, von Manstein mein Tractament zu erhalten, da ich nur noch 10 Thlr. besaß; endlich setzte ich durch, daß er mich statt eines Feldjägers mit Briefschaften nach Königsberg schickte, wo ich am 17ten December Abends ankam.

Am andern Morgen sollte mein erster Gang zu dem General-Adjutanten des Königs, Obersten Kleist, seyn; aber so groß war die Apathie in dieser höchst unpatriotischen Stadt,

---

loren habe und es Dir ungestraft hingeht! Wenn aber Gott die Gnade hätte, Christian dem Siebenten seinen Verstand wieder zu geben, dann wärst Du der Erste, der vor mir im Staube läge; aber sey ruhig, es wird nicht geschehen.“ Damit ist er seufzend fortgegangen, und den ganzen Abend still und in sich gekehrt gewesen.

wo nur Friedensgedanken herrschten, daß ich seine Wohnung nicht erfahren konnte. Ich ging also grade nach dem Schlosse. Hier kam Kleist eben vom Könige herunter, und Gneisenau war bei ihm. Sie waren sehr verwundert mich zu sehen, und wie ich den Zweck meines Hierseyns gesagt, und Kleist die Depeschen des Generals Manstein gegeben hatte, kehrte dieser mit mir um, um mich dem Könige zu melden; Gneisenau ging.

Vor den König geführt, und nachdem ich mit wenigen Worten gesagt, auf welchem Wege ich hierher gekommen, meine Dienste angeboten, und um Auswechselung gebeten hatte, damit ich als activer Soldat wieder dienen könne, gab mir der König die Hand, die Thränen traten ihm in die Augen, und er sagte:

„nicht vergessen!"

und in der That, er hat es mir nicht vergessen, und wenn ich ihn, in Erzählung seiner Thaten, oft tadeln muß, — mir ist er immer ein gnädiger König gewesen. Er hat die Tugend der Dankbarkeit, eine unschätzbare Eigenschaft eines Regenten, in einem Zeitalter, wo einem die Undankbarkeit an allen Ecken in den Weg tritt.

Ich fing darauf an, zu sagen: wie ich Augenzeuge von so manchen Begebenheiten gewesen, deren wahrer Verlauf ihm (dem König) noch unbekannt seyn und es vielleicht noch lange bleiben würde, weil die übrigen Theilnehmer alle hinter der feindlichen Armee, in Deutschland zerstreut waren, — wie gewaltig viel versäumt und vorzüglich durch den Obersten Massenbach verdorben worden wäre, — Begebenheiten, denen man für die Zukunft doch vorbeugen könne — so daß ich bereit wäre, Aufschluß über Alles zu geben, was ich gesehen.

Der König sagte: „Schon gehört, — wohl leider wahr, „daß Manche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. — Aber, „der Fürst Hohenlohe, ein so ausgezeichneter Herr, — nicht „begreifen, wie er zu der Capitulation gekommen ist.'

Ich begann nun ihn zu entschuldigen, ward aber sehr bald unterbrochen und entlassen.

Ich ging nun wiederholentlich zu den beiden General-Adjutanten, Kleist und Köckritz; keiner von beiden hatte aber Lust, etwas Gründliches zu erfahren, wenn gleich sie mir beide wohl wollten. Der alte Schlendrian ging in Abmachung der täglichen Geschäfte fort.

Am besten wurde ich bei dem General Rüchel aufgenommen, der noch sehr schwach von seiner Wunde war, dessen Hochmuth sich aber in dieser Periode leider bis in's Unermeßliche steigerte. Daß er in diesem Lande des Kriegsschauplatzes zum General-Gouverneur, d. h. zum Chef alles Militairs und Civils, ernannt worden war, war gewiß zweckmäßig, aber der König verwies Alles an ihn, so daß Rüchel sich ungefähr so betrachtete, als sey er der König von Preußen, ohne ihm doch in der Ausführung freie Hand zu lassen. So geschah also eigentlich gar nichts.

So saß ich denn nun wieder in völliger Unthätigkeit.

Die Franzosen waren unterdessen ungehindert bis an die Weichsel vorgedrungen. Warschau, welches nicht zu vertheidigen war, war geräumt worden, und alle Truppen, die wir noch in Preußen hatten, standen unter dem General L'Estocq bei Thorn. — Der Kaiser von Rußland, dessen Beistand wir 1805 und zu Anfang 1806 verschmäht hatten, war keineswegs vorbereitet, wie unser Krieg so plötzlich ausbrach und in Deutschland so überraschend schnell endigte. Er hatte zwei Armeen an seinen Gränzen, die stärkste, zu 50,000 Mann angegeben, stand bei Grodno unter dem General Bennigsen. Diese war am 1sten November in Preußen eingerückt. Die zweite, schwächere, aus angeblich 30,000 Mann bestehend, die im vorigen Jahre bei Austerlitz viel gelitten hatte, wurde weiter rückwärts unter dem General Burhöwden reorganisirt.

Die Preußischen Truppen waren unter den Befehl des Generals Bennigsen gestellt worden. Er hatte eine Russische Division unter dem General Sedmoratzky in Praga. In Warschau selbst stand der Französische Marschall Davoust. Sedmoratzky bekam am 1sten December die Angst, sein Gegner möchte des folgenden Tages, als am Jahrestage der Schlacht von Austerlitz, übersetzen, und räumte Praga. Davoust hatte vor der Hand noch nicht daran gedacht, weil Napoleon noch weit zurück und erst in Posen war; wie er aber das jenseitige Ufer leer sah, ging er hinüber. Wäre Bennigsen über ihn hergefallen, so würde er ihn geschlagen haben, statt dessen ging er aber sogleich bis Ostrolenka zurück und auch L'Estocq mußte die Gegend von Thorn verlassen und bis Deutsch-Eylau zurückgehen. Dadurch war auch der Marschall Ney unweit Thorn ungehindert über die Weichsel gekommen. Nun rückte aber Burhöwden zur Linken Bennigsen's vor, worauf dieser auch wieder bis Pultusk vorging, wo er den 8ten December eintraf.

Diese beiden Generale haßten sich unendlich. Burhöwden als der ältere (und, wie die Russen meinen, auch der bessere) sprach das Commando an, Bennigsen wollte mit seiner stärkeren Armee nicht gehorchen. Der Kaiser hatte daher in der Person des Feldmarschall Kamenskoi einen Oberbefehlshaber gesetzt, der aber, von jenseit Moskau hergeholt, erst den 21sten bei der Armee eintreffen konnte.

Kamenskoi war ein Preußischer Offizier, im 7jährigen Kriege von den Russen gefangen, und in ihre Dienste übergetreten, also eigentlich ein Deserteur, der sich durch seine Tapferkeit, vorzüglich unter Suwarow, emporgeschwungen hatte. Er war jetzt 70, wo nicht 80 Jahre alt, aber noch vollkommen rüstig. Man sagte, er ahme Suwarow in dessen Eigenheiten nach; gewiß aber ist, daß er von allen Russen, von dem gemeinen Soldaten bis zum Kaiser hinauf, für den Einzigen gehalten wurde, der diesen großen Feldherrn ersetzen und Na-

poleon entgegengestellt werden könne, und es scheint, daß sie Recht hatten. Durch des Generals Bennigsen Verleumdung und Lügen ist über diesen alten Mann allgemein ein falsches Urtheil verbreitet worden.

Was ich erzähle, habe ich aus dem Munde des jetzigen Generals der Infanterie, damaligen Majors von Knesebeck, der als Preußischer Generalstaabsoffizier bei Bennigsen, und die kurze Zeit seines Commando's hindurch beim Feldmarschall Kamenskoi war. Wenn Knesebeck Memoiren hinterläßt, wie ich glaube, so wird er genauer darstellen, als ich ihm hier nacherzählen kann.

Man saß am 21sten December in Pultusk beim General Bennigsen bei Tisch, als ein Schlitten vorgefahren kam, aus dem ein alter, in Pelz gehüllter Mann stieg, grade in das Zimmer und an den Eßtisch trat, mit dem Handschuh darauf schlug und sprach: „Na, was macht ihr hier?“ Alle sprangen auf, denn sie erkannten nun erst den Feldmarschall. Er fing sogleich an, den Bennigsen und die anderen Russen zu fragen, wo sie ständen, wie stark sie wären, wo der Feind stehe? u. s. w. Wie hierauf Knesebeck sich bei ihm gemeldet, nahm er ihn mit sich in sein Zimmer, ließ sich auf der Karte genau die Stellungen der Russen, Franzosen und Preußen zeigen, — denn er kam Tag und Nacht durch 200 Meilen weit gefahren, und wußte von Allem nicht ein Sterbenswort. Er behielt die Karte, fragte vorzüglich nach den Magazinen, und bestellte Knesebeck auf den anderen Morgen.

So wie dieser den folgenden Morgen eintrat, fragte er nach einem Preußischen Pontontrain und wo der wäre? Hierauf, ob Knesebeck eine Verpflegung von 1000 Ochsen und eine Bäckerei herbeischaffen könnte? — und auf dessen bejahende Antwort (das Land war damals Preußisch und alle Behörden an Knesebeck gewiesen), befahl er ihm, diese Anstalten an einem bestimmten Tage bei Plock bereit zu halten; wenn er nicht da

sey, gehe es um seinen Kopf. Knesebeck versprach, daß es an nichts fehlen solle, und da er über diese bei den Russen nicht gewöhnliche Thatkraft verwundert scheinen mochte, sah ihn Kamenskoi plötzlich starr an, und fragte: „wohin will ich?“ Knesebeck erwiederte: „Ich weiß nicht, aber ich sehe wohl, daß Eure Excellenz über die Weichsel gehen wollen“. — „Nach Schlesien will ich!“ rief Kamenskoi dem erstaunten und erfreuten Knesebeck zu. — „Wenn ich hier bleibe, so wird nichts Kluges daraus. Wir sind zwar im Stande, dem Napoleon eine Schlacht zu liefern, aber nicht, uns vor ihm zu bewegen. — Er wird uns irgendwo eine Nase drehen, uns nach Rußland zurück manövriren, und unterwegs uns schlagen. Dann ist Alles aus. Kann ich aber nach Schlesien gelangen, zwischen Eure Festungen, dann ist es Eure Sache, weiter zu sorgen, und ich bin weit entfernt von allen hiesigen Kabalen. Ist dann der Krieg in Deutschland, und so nahe an den Gränzen Oesterreichs, so muß es auch mit losschlagen, und ich habe vielleicht einen Namen in der Geschichte. Ich werde morgen die Gegend und die Vorposten besehen, dann werde ich anfangen mich rechts zu schieben, mit dem rechten Flügel an Plock; in 4 Tagen von übermorgen an müssen wir dort, über die Weichsel seyn, und bevor Buonaparte sich einen Uebergang verschafft, oder den Umweg über Warschau zurücklegt, bin ich über Posen hinaus. — Aber sorgen Sie, daß an der Brücke und Verflegung nichts fehle!“

Knesebeck versprach es und fertigte die Befehle aus. — Aber es war schon zu spät. Napoleon stand an diesem Tage schon in der Gegend, wohin Kamenskoi marschiren wollte, d. h. Bernadotte und Ney waren bei Thorn, Augerau bei Zakroczym, Soult bei Plock am 20sten über die Weichsel gegangen, Davoust und Lannes, von Warschau kommend, hatten die Narew passirt, und eine Schwenkung gemacht, wodurch sie die Wkra vor der Front hatten. Die ganze Französische Armee hatte demnach die Front gegen

Osten, den rechten Flügel in der Richtung gegen Warschau, den linken beinahe nach Königsberg hinweisend. Die Russische Armee steckte dagegen in einer Art von Beutel, zwischen der Narew und Wkra, von Pultusk über Sierock, Czarnowo, nach Nowemiasto hin; Nassiesk lag etwa in der Mitte dieses Beutels, dessen drei Seiten nach Osten, Süden und Westen, die Oeffnung aber nach Norden lag. Dicht vor sich hatten die Russen den Feind nur an der südwestlichen Ecke des gedachten Beutels, vor der ganzen Westfront war der Feind zwar da, aber entfernter, und die sumpfige Wkra hinderte die Communication. Kamenskoi konnte daher nach den Rapporten, die er bisher erhalten haben mochte, noch sehr füglich glauben, daß sein Anschlag ausführbar sey.

Am 23sten fing Kamenskoi auf einem Kosakenpferde die Besichtigung seiner Posten vom linken Flügel an, und als er am Abend bis gegen Kologom, auf dem rechten Flügel (gegen Nowemiasto) gekommen war, wo Barclay de Tolly stand, hörte er nach dem linken Flügel hin, am Ausfluß der Wkra in die Narew bei Czarnowo die Kanonade los gehen.

Napoleon war mit seinen Anstalten fertig geworden, hatte die Wkra überschritten, und die Division Ostermann angegriffen, die ihn aber den Tag hindurch noch zurückschlug.

Kamenskoi war sogleich umgekehrt, und so rasch er konnte nach dem linken Flügel der Stellung zurückgeritten. Er hatte aber die Mitte noch nicht erreicht, als die Dunkelheit der Nacht ihn überfiel, und ihn von seinen Begleitern, vorzüglich von Knesebeck trennte, der ihn am anderen Morgen zurecht gewiesen haben würde. — Das ist die Folge, wenn die Adjutanten und Generalstaabsoffiziere sich nicht immer dicht an ihren General halten, sondern unter sich schwatzen und sich umsehen.

Er brachte die Nacht, von einem einzigen Kosacken begleitet, in einer einsamen Bauerhütte zu, und befand sich am Morgen des 24sten unter den marschirenden Colonnen Augereau's,

der von Plonsk aus Barclay de Tolly bis Stregoczin zurückwarf. — Wie der alte Mann sich da herausgewickelt, ist unbekannt, nur weiß man, daß er an einem Schaden, der ihm das Reiten beschwerlich machte, nach dem Ritte vom 23sten so krank war, daß, selbst wenn er bei einer formirten Armee gewesen wäre, er nicht hätte commandiren können, um wie viel mehr, da er ohne Wegweiser und ohne Karte umherirrte.

Am 25sten December waren die Russen auf ihrem Rückzuge großentheils unter Bennigsen bei Pultusk, und unter dem Fürsten Gallitzin bei Golymin vereinigt. Kamenskoi muß sich in der Nähe des Letzteren irgendwo befunden, und an der Möglichkeit, bei dem Zustande seiner Gesundheit, und unter den Augen des überlegenen Feindes die Armee vereinigen und mit Erfolg führen zu können, verzweifelt haben, — genug, er fertigte den Befehl aus: ein Jeder solle auf dem kürzesten Wege nach der Russischen Gränze abmarschiren, und die Armeen sich bei Nowogrod (dicht bei Lomza) wieder vereinigen. Er selbst reiste über Ostrolenka und Lomza voraus, ohne Zweifel in der Hoffnung, unterdessen wieder hergestellt zu seyn.

Es war Thauwetter, und die Wege so grundlos, daß Bennigsen sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, seinen Rückzug anders, als mit dem Verluste seiner sämmtlichen Artillerie, fortsetzen zu können. Er blieb also den 26sten stehen, ungeachtet Kamenskoi's Befehl zum Rückzuge eingetroffen war. Begünstigt durch seine Stellung, durch den grundlosen Koth, der ihm erlaubte, seine stehende Artillerie zu gebrauchen, den Franzosen aber nicht gestattete, die ihrige zum Angriff herbeizuschaffen, und unterstützt von dem Major Knesebeck, schlug er an diesem Tage alle Angriffe der durch den Koth sich heranquälenden Franzosen auf's Glänzendste zurück. Burhöwden war trotz früherer Ordre auf dem Marsche, um sich mit Bennigsen zu vereinigen, als ihn eine zweite geschärfte Ordre Kamenskoi's erreichte. Da er nicht wußte, daß dieser Feldherr allein umher-

irrte, so war es natürlich, daß er, im beschwerlichsten Vorwärtsmarsche begriffen, und da Bennigsen in dem Augenblicke noch nicht angegriffen, also keine Kanonade zu hören war, dem Befehl zum Rückmarsch Folge leistete. Bennigsen war in einem ganz anderen Fall. Er hatte den Feind vor sich, und sah deutlich, daß er auf einem Rückzuge, mit dem Feinde auf den Fersen, mehr verlieren müsse, als durch eine Schlacht. Auch brauchte er an dem Tage keine Hülfe, denn er war stärker als der ihn angreifende Lannes.

Dagegen war Gallitzin, bei Golymin von Murat, Augereau und Davoust angegriffen, weit schwächer als seine Gegner, schlug aber ihre Angriffe bis zum Abend ebenfalls ab.

Da man von diesem Gefechte keine Russischen Berichte hat, so möchte ich fast glauben, daß Kamenskoi selbst dort gewesen sey, denn Bennigsen (einer der Mörder des Kaisers Paul) schmiedete gleich eine Kabale, um den Oberbefehl zu erlangen, die ihm nur zu gut gelang. — Durch diesen Oberbefehl wurde er reich.

Er schickte einen pompösen Schlachtbericht von seinem Siege an den Kaiser, bemerkte darin, daß er ihn gegen den Willen des Feldmarschalls (der gar nicht zu finden gewesen) erfochten, und den Feind verfolgt haben würde, wenn nicht ein zweiter Befehl ihm den Rückzug nochmals ausdrücklich befohlen habe. Er gab dabei zu verstehen, daß Kamenskoi den Verstand verloren haben müsse, um nach einem solchen Siege den Rückzug anzubefehlen, und beschwerte sich bitter über Burhöwden, der den unsinnigen Befehl befolgt und ihn im Stich gelassen habe!

Das Wahre an der Sache aber war, daß Kamenskoi jenen Befehl nicht nach, sondern vor der Schlacht und wie er Bennigsen's Lage nicht kannte, gegeben hatte, und daß dieser von Knesebeck nach der Schlacht auf's inständigste gebeten wurde, nicht zurückzugehen: „da er doch vorher, wie der Erfolg ungewiß gewesen, gegen jenen Befehl gehandelt, so sey es von weit ge-

ringerer Verantwortung, wenn er jetzt von den eingetretenen glücklichen Umständen profitire, Buxhöwden (der ein tapferer Mann war) werde ohne Zweifel umkehren, sobald er ihn dazu aufforderc, und selbst Kamenskoi müsse es billigen". Aber Bennigsen calculirte anders. Kam Buxhöwden oder gar Kamenskoi herbei, so hatten diese das Kommando, und profitirten von den Umständen; ließ er aber die unglücklichen Folgen des unpassenden Rückzugs, nachdem sein übertriebener Siegesbericht angekommen, eintreten, so konnte er mit Gewißheit hoffen, den Oberbefehl zu bekommen. Er marschirte also ab.

Vergeblich wollte Buxhöwden am 29sten eine Zusammenkunft mit Bennigsen haben, das Commando übernehmen und die Armee gegen den Feind führen; Bennigsen vermied die Zusammenkunft, und führte sein Corps seitwärts über die Narew, immer der von Kamenskoi gegebenen Direction folgend. So stand Buxhöwden am 1sten Januar bei Nowogrod auf dem rechten, und Bennigsen (zwei Meilen daneben) bei Lomza auf dem linken Ufer der Narew. Plötzlich erschien Buxhöwden, versammelte alle Divisions-Generale, erklärte mit ihnen den alten Feldmarschall für unfähig zum Commando (wo dieser in dem Augenblick gewesen? weiß man nicht, wahrscheinlich todtkrank, denn er starb bald darauf, vermuthlich aus Aerger über seinen Fehlgriff), — und befahl nun, daß Bennigsen's Armee, die ganz unnützer Weise auf das jenseitige Ufer der Narew hinübergeführt worden war, bei Lomza wieder auf das rechte Ufer zurückkehren sollte. Dann wollte er über Biala und Aris (12 Meilen = 4 Märsche) in Preußen eindringen, wo L'Estocq, von Bernadotte und Ney gedrängt, schon bis Rastenburg hatte weichen müssen, und Königsberg dem Feinde ganz offen stand, und so Letzterem in die rechte Flanke fallen.

Er hätte ihn ohne Zweifel geschlagen, denn Napoleon war mit sämmtlichen Corps, die bei Pultusk und bei Golymin ge-

fochten hatten, nicht gefolgt, sondern hatte sie in Kantonnirung gelegt, indem er, seinem eigenen Ausdrucke nach, hier ein fünftes Element hatte kennen lernen, nämlich den Koth.

Gott der Herr gab aber recht sichtbar auch in diesem Feldzuge die Russen, und somit uns, in des Feindes Hände. Napoleon erlebte eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen. Zuerst, daß Kamenskoi zu spät kam, dann, daß er von der Armee abgesprengt ward und daraus der unsinnige Befehl zum Rückzug hervorging, jetzt aber, daß die bei Lomza geschlagene Brücke zweimal vom Eise weggerissen wurde. Wie endlich am 6ten Januar Thauwetter eingetreten, und die Division Anrepp von Burhöwden's Corps (welche nicht bei Pultusk gewesen, sondern zwischen Narew und Bug immer gestanden hatte) wirklich in Schiffen übergesetzt worden war, benutzte Bennigsen die unterbrochene Communication und erklärte dem General Burhöwden, daß sowohl das Schlagen einer Schiffbrücke als das Uebersetzen unmöglich sey: er werde über Seczuczyn auf Biala marschiren. Er hatte sehr wohl berechnet, daß in der Zwischenzeit Nachricht aus Petersburg eintreffen müsse, und so marschirte er vom 7ten bis 16ten Januar (in 10 Märschen 24½ Meile) auf einem ungeheuren Bogen, über Tykoczin, Goniondz, Seczuczy und Biala nach Aris, wohin er in vier Tagen hätte gelangen können. Diese ganzen 10 Tage hindurch gab er Burhöwden mit 25,000 Mann allen Unternehmungen Preis, die Napoleon hätte ausführen können, wenn er nicht das fünfte Element, den Koth, respectirt hätte.

Während dieses Marsches war ihm denn auch richtig die Ernennung zum Ober-Befehlshaber zugekommen, die er erwartet hatte; Burhöwden verließ die Armee und Bennigsen führte dessen Plan mit übermäßiger Langsamkeit schlecht aus.

So war also zuerst Kamenskoi, der noch ein Preußisches Herz hatte, und den Zweck des Krieges erkannte, dann der

tapfere Burhöwden beseitigt, der Kaiser war betrogen, und der hochmüthige, geldgierige Intriguant führte die Armee nach seinen, nicht nach des Krieges Zwecken.

Burhöwden ist schon längst gegen die ungerechte Beschuldigung gerechtfertigt, daß er Bennigsen bei Pultusk im Stich gelassen habe, — von Kamenskoi wird aber noch allgemein geglaubt, er sey ganz unfähig gewesen und plötzlich toll geworden. Wer weiß aber, was geschehen wäre, wenn er am 23sten December seine Recognoscirung nicht vom linken, sondern vom rechten Flügel begonnen, also sich in Czarnowo befunden hätte, wie die Franzosen angriffen? — Wer kann zweifeln, daß der alte Haudegen die ganze Armee, also Gallitzin, Burhöwden, Anrepp dorthin, oder wenigstens nachher bei Pultusk concentrirt hätte?

Mittlerweile war ich in Königsberg krank wie alle Fremde, die damals hinkamen. Lord Hutchinson hatte sich mit seiner übergroßen Gemüthsruhe so lange aufgehalten, daß er erst 10 oder 12 Tage nach mir ankam.

Da wir uns mit England in einem Kriege befanden, in dem alles Unrecht auf unserer Seite war, und wir jetzt durch Denjenigen in's Unglück gestürzt waren, dem zu gefallen wir jenes Unrecht begangen hatten, so war es wohl an uns, Englands Großmuth anzuerkennen, das, bevor wir noch einen Schritt zur Aussöhnung gethan hatten, zuerst einen Friedens-Gesandten an uns abschickte.

Hutchinson konnte aber kaum sich Gehör verschaffen. Haugwitz war entfernt worden, aber die auswärtigen Angelegenheiten waren in keinen besseren Händen: nämlich in denen des Generals Zastrow, der nach nichts anderem trachtete als mit Napoleon, es koste was es wolle, Frieden zu schließen, d. h. sich ihm zu unterwerfen. Er ließ sich also auf nichts mit den Engländern ein.

Der König war zwar ganz anderen Sinnes; er dachte an keinen anderen Frieden als in Gemeinschaft mit Rußland, und es war nunmehr in keinem Fall von ihm zu befürchten, daß er nicht bis seine letzte Handbreit Landes, ja bis über die Gränzen hinaus mit den Russen aushalten würde, aber er verstand es nicht, eine Unterhandlung selbst einzuleiten, oder seinen Minister dazu zu zwingen.

In der Militair- und Civil-Verwaltung war dieselbe Stagnation, — ungeachtet Hannibal sich ante portas befand, sah man doch nirgends eine Spur von Anstrengung, oder auch nur von Thätigkeit. Das Unglück hatte uns nicht um ein Haar weiser gemacht, — es war genau wie im vorigen Jahre in Berlin.

Unter andern war der nicht gefangene und also allenthalben anzustellende Capitain Gneisenau nun schon zwei Monate dort und konnte keine Anstellung finden. Er wurde gar nicht gebraucht und mußte sich umhertreiben. Er ward der Sache überdrüßig und bat mich, ihn dem Lord Hutchinson vorzustellen, — er wolle in Englische Dienste, denn hier sey es nicht auszuhalten. Da er den Krieg in Amerika mitgemacht hatte und Englisch sprach, so stand diese Idee nicht durchaus in der Luft.

Nachdem ich Hutchinson davon prävenirt, und er eingewilligt hatte, führte ich Gneisenau ein. Er versuchte alles Mögliche, um in ein ordentliches Gespräch zu kommen, ließ auch sogar etwas von seiner Absicht fallen, aber Hutchinson hatte eben seinen ganz besonders groben Tag, antwortete beinahe nicht und sah ihn kaum an, so daß Gneisenau unverrichteter Sache wegging und sein Project aufgab, — für uns ein wahres Glück.

Brauchte man Gneisenau, der vollkommen disponibel war, nicht, so konnte ich mich eigentlich nicht wundern, daß es mir ebenso ging, der ich doch erst ausgewechselt werden mußte, bevor ich im Felde zu gebrauchen war. Indessen gab es viele

anderen Mittel, mich zu beschäftigen, wenn man nur thätig organisirt, oder mit den in unserem Interesse stehenden Mächten sich in einigen Verkehr gesetzt hätte, — zudem war ich allen Machthabern viel bekannter als Gneisenau damals, — ich war also höchst unruhig und ärgerlich. Ich besuchte die Generale Rüchel, Köckritz und Zastrow, den Obersten Kleist und Andere öfters, — ersterer hatte zu seinen Bureau-Geschäften genug Offiziere; und konnte mich daher vor geschehener Auswechselung nicht brauchen, die übrigen hatten aber keinen Eifer, der dem meinigen entsprochen hätte, und so wurde nichts. Ich warf daher alle meine Gedanken auf das, was man jetzt thun müsse, und je mehr die allgemeine Apathie alles Heil nur von den Russen erwartete, und sich selbst einer albernen Unthätigkeit hingab, um so mehr dachte ich daran, wie man hauptsächlich durch eigene Thätigkeit die Angelegenheiten wiederherstellen könnte.

Ich traf dabei mit dem Kamenskoi'schen, in denselben Tagen ausgedachten Project (welches mir aber erst 20 Jahre später bekannt wurde) zusammen, indem ich vorschlug, mit dem L'Estocq'schen Corps und mit allen andern in der Formation begriffenen Truppen über die frische Nehrung und über Danzig uns dem Feinde zu entziehen, so durch Pommern auf Wagen nach Berlin vorzubrechen und dort Alles in Aufstand zu bringen.

Mit Jugendfeuer, wenngleich mit unvollständiger Kriegserfahrung arbeitete ich diese Idee aus. Der Plan wurde gelobt, aber an seine Ausführung nicht gedacht.

Ich hatte, nachdem es mir bei allen andern fehlgeschlagen, wirklich nichts Geringeres im Sinn, als den Prinzen Wilhelm, der im Kriege zu jedem Wagestück geneigt ist, nachdem man den König nach Rußland persuadirt oder wenn ihn die Kriegs-Ereignisse dorthin geführt haben würden, dahin zu bringen, seinem Bruder selbst wider dessen Willen sein Königreich wie-

der zu erobern. Und ich brachte ihn so weit, — daß, wenn Jemand ihm die Truppen hätte in die Hand geben und sagen können: „da sind sie", er mit selbigen losgezogen wäre. Seit der Zeit hat der Prinz Wilhelm mich immer mit besonderer Zuneigung beehrt.

Aber bald folgte auf Bennigsen's übertriebene Siegesbotschaft von Pultusk sein Zurückweichen und in Folge dessen mußte auch das L'Estocq'sche Corps nach Osten hin ausweichen, so daß in der That der Weg nach Königsberg dem Feinde vollständig offen stand. Er konnte es besetzen, sobald er wollte. Sein Zustand und das Uebermaaß von Koth in der Gegend der Narew, die ihn festhielten, waren in Königsberg natürlicher Weise nicht bekannt, und so geschah es, daß die Abreise des Hofes und der Oberbehörden nach Memel beschlossen wurde.

Es war vorherzusehen, daß der Aufenthalt in Memel nicht lange dauern, und daß man bald weiter zurückgehen, d. h. nach Rußland auswandern würde. Dies und da durchaus keine Spur von Thatkraft und von Entschluß zu finden war, brachte mich zu der Ueberzeugung, daß, wenn ich doch dazu verdammt seyn sollte, unsern Untergang thatenlos mit anzusehen, ich dies besser zu Hause thun könne, als in Rußland, und dabei doch nicht die Existenz meiner ganzen Habe und meiner Familie und Angehörigen nutzlos Preis zu geben brauchte, wie ich denn auch nicht einmal die Mittel besaß, meinen Unterhalt, am wenigsten in einem fremden Lande, bestreiten zu können; ich hatte wirklich keinen Groschen Geld mehr. Ich schrieb also an den König, bat ihn, nach Hause gehen zu dürfen, weil Er in den fremden Ländern, wohin wir nun zögen, doch noch weniger als hier von meinem Dienste Gebrauch machen könne. Wenn er aber befehle, so bliebe ich bis an's Ende bei ihm, nur hätte ich kein Geld mehr. Ich erwartete, daß das Erste bewilligt werden würde, welches auch, da man sich doch nicht rührte, unstreitig das Angemessene gewesen wäre. Der König

aber befahl mir, nach Memel zu gehen, und schenkte mir 200 Friedrichsd'or. Dies war ungeheuer und viel zu viel für einen gefangenen Rittmeister.

In Memel saß ich nun in völliger Geschäfslosigkeit und ohne daß man sich um mich bekümmert hätte, um mich doch wenigstens die 1000 Thlr. abverdienen zu lassen, vom 8ten Februar an, volle $2\frac{1}{2}$ Monate, und hatte um so mehr Gelegenheit, mich über unsere gänzliche Apathie zu ärgern, als in der kleinen Stadt Alles weit deutlicher in die Augen fiel, als in dem großen Königsberg.

Alle Regiments-Depots aus der Mark, aus Pommern und Westpreußen waren sammt dem größten Theil der Montirungskammern glücklich über die Weichsel gekommen, dazu eine Menge Rekruten, und der Zulauf von ranzionirten Soldaten hörte gar nicht auf.

Dieser Zulauf und die in Preußen selbst ausgehobenen Rekruten müssen wenigstens angeschlagen werden auf	25,000 M.
An Truppen, die nicht nach Deutschland marschirt waren, existirten noch:	
26 Bataillons, die complettirt seyn konnten auf 800 Mann	20,800 „
65 Escadrons ebenso, auf 150 Mann . . .	9,750 „
ohne die Artillerie.	
Wir hatten also Menschen . . .	55,550.

Rechne ich davon ab 15,000 Mann für Danzig und 3000 für Graudenz = 18,000, so mußten wir im Januar (3. Monate nach Ausbruch des Krieges) in's Feld stellen können 37,000 Mann. Da aber das L'Estocq'sche Corps, mit allen Detachements, die dazu gehörten, nie über 12,000 Mann, — und meistens darunter, — stark gewesen ist, so folgt, daß von den neuen Aushebungen gar nichts mitgefochten hat, ja nicht

einmal die alten Truppen complettirt worden sind, — denn es standen 25,000 Mann weniger im Felde, als hätten stehen können. Die Complettirung wäre um so nöthiger gewesen, als die darunter befindlichen Polnischen Regimenter (2 Infanterie- und die Towarczyz) sehr an Desertion litten, und fast nur die Ausländer, d. h. die Hälfte der Mannschaft, behielten.

Es verhielt sich in der That so: Alle Depots waren mit Menschen angefüllt, aber es wurde nichts ausgerüstet.

Man sagte, es fehle 1) an Waffen. Wir konnten aber aus England so viele erhalten, wie wir nur begehren mochten. Der Englische Gesandte war da, um Frieden und Bündniß zu schließen. Warum schlossen wir nicht ab? 2) Es fehle an Pferden. Von allen unseren Provinzen ist Preußen diejenige, wo die meisten Pferde zu finden sind. Wir nahmen sie aber nicht. Sie wurden von den Russen gestohlen oder von ihren Transporten zu Schanden gefahren. Ja, hinter jeder Russischen Armee sind Pferde, allemal in Menge, und wohlfeil zu haben, denn sie verkaufen Alles, unbekümmert darum, ob es ihnen selbst oder dem Kaiser gehört, und stehlen es sich wieder zusammen. 3) Es fehle an Montirungen. Montirungen waren aber in der That im größten Ueberflusse vorhanden. Nicht nur hat jedes Preußische Regiment jederzeit zwei Montirungen (solche, bei denen genaue Wirthschaft getrieben wird, sogar drei), sondern es war auch der größte Theil aller Montirungskammern zwischen Elbe und Weichsel glücklich gerettet worden. Da nun im Felde jeder Soldat nur eine Montirung mitnehmen kann, so waren (nach der vorhin berechneten Truppenzahl) 30,000 Montirungen in Preußen vorhanden, und sicherlich noch 20,000 hingeschafft worden. Unglücklicher Weise hatte aber der König, als er im Frühjahr die Russischen Truppen, die, aus Hannover kommend, in Stettin eingeschifft wurden, gesehen hatte, an ihren, vom Kaiser Paul eingeführten, eigentlich altpreußischen Uniformen, an dem zugeknöpften Rock,

ohne Rabatten, vorn mit zwei Reihen kleiner Knöpfe, so gesetzt, daß in jeder Reihe immer zwei und zwei näher beisammen standen, und an den Tzako's Gefallen gefunden, und da nun eine neue Formation eintrat, so konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, neue Uniformen der ihm so wohlgefälligen Art einzuführen. Demnach mußten alle alten vorhandenen Uniformen umgeändert werden. Unsere alten Infanterie-Uniformen mit farbigen Rabatten und angenähter weißer Weste mußten nun zusammengestückt werden, um bis unten zugeknöpft zu werden. Natürlich wurden nun zwei verbraucht, um eine vollständig zu machen. Die weißen kurzen Beinkleider wurden weggeworfen, da graue Pantalons eingeführt wurden. Von den hohen schwarzen Stiefeletten ward die Hälfte abgeschnitten, denn zu den Pantalons paßten nur halbe Stiefeletten. Die Hüte wurden weggeworfen und Tzako's angefertigt.

Bei den Kürassieren wurden die Borten von den bisher zugehakten Colletten abgetrennt, und ein Tuchstreifen angesetzt, um ebenfalls mit zwei mal acht Knöpfen übergeknöpft zu werden.

Die Röcke der Dragoner mußten ebenso verändert werden, wie die der Infanterie, und zu Colletten verkürzt. Die Hüte wurden ebenfalls weggeworfen, um durch Tzako's ersetzt zu werden.

Dasselbe geschah bei den Husaren. Ihre bisherigen Filzmützen oder Bärenmützen mußten fort.

Endlich wurden die bisher bei einigen Cavallerie-Regimentern blau, bei anderen weiß getragenen Mäntel abgeschafft. Jetzt mußten sie grau seyn.

Da aber ungefähr bis an den Pregel Krieg war, so mußte dies alles in dem kleinen Winkel nördlich desselben besorgt werden, d. h. in den Städten Königsberg, Tilsit und Memel. Es gab gar nicht so viele Schneider, vorzüglich gab es lange nicht genug graues Tuch, und die wenigen ungeschickten Hutmacher

konnten keinen Tzako zu Stande bringen; sie sahen alle aus wie waschlappige Düten. So kam nichts zu Stande. Erst im Frühjahr wurden einige Bataillons nach Colberg geschickt und einige Schwadronen stießen zur Armee. Der größte Theil der vorhandenen Mannschaft wurde aber bis zum Frieden von Tilsit nicht fertig, und konnte daher auch nicht gebraucht werden.

Die Friedenspartei war sehr stark am Hofe, ja man könnte sagen, daß der König der einzige war, der von einem Separatfrieden nichts wissen wollte.

Wie nun Bennigsen nach unendlichem Zögern endlich vorgerückt war und die vordersten Truppen der Franzosen zurückgeworfen hatte, brach Napoleon los, trieb ihn zurück bis Preußisch-Eylau, 6 Meilen von Königsberg, wo am 8ten Februar eine der blutigsten Schlachten, die je gefochten worden sind, geliefert ward.

Nach furchtbaren Anstrengungen wurden beide Russische Flügel geworfen, während die Mitte, vor Eylau, noch immer fest stand.

Indem kam aber L'Estocq mit den Preußischen Truppen von der rechten Flanke her marschirt, hinter den Russen weg, und griff, wenn gleich nur 8000 Mann stark, das Davoust'sche Corps so entschlossen und unerwartet an, daß er es bis gegen Eylau zurückwarf, und den linken Russischen Flügel degagirte. Hätte er 30,000 Mann gehabt (und wir haben gesehen, daß er sie haben konnte, wenn man vom 1sten November ab fleißig gewesen wäre), so konnte die Schlacht am andern Morgen erneuert werden, und der Krieg wurde vermuthlich auf diesen Feldern beendigt. — L'Estocq und einige Russische Generale wollten wirklich am andern Morgen die Schlacht erneuern, aber Bennigsen, der am besten wußte, wieviel er verloren hatte, und daß ihm die Munition zu Ende ging, zog noch in der Nacht ab nach Königsberg. Er konnte nicht wissen, in welchem Zustande sein Gegner sich befand; die Wahrheit aber war, daß

es bei ihm ungefähr eben so schlecht aussah, als bei den Russen. Er war zwar stärker in die Schlacht gegangen, als diese, hatte aber bei seinen brutalen Angriffen begreiflicher Weise auch mehr verloren. Daß er nicht im Stande war, seinen Sieg zu verfolgen, ergiebt sich am besten daraus, daß er es nicht that, sondern blos seine Cavallerie nachschickte, und dann seine Armee in Winterquartiere hinter die Passarge zurückführte.

Daß Bennigsen nach Königsberg und nicht nach Wehlau u. s. w. retirirte, rührte wahrscheinlich von dem Befehl her, den ihm der Kaiser einen Monat früher auf unsere Beschwerde, daß er so weit ostwärts ausgewichen wäre, gegeben hatte.

Uebrigens muß man es dem Bennigsen zum Ruhme nachsagen, daß er es verstand, mit Russen Defensiv-Schlachten gegen Napoleon zu liefern, wie bis dahin noch keiner. Die beiden Schlachten von Pultusk und Eylau sind sich, bis auf das günstigere Terrain in ersterer, sehr ähnlich. Wenn er Verstärkungen im zureichenden Maaß fortwährend erhalten hätte, wäre er wohl dazu gemacht gewesen, daß sich die furia francese des Napoleon an ihm hätte brechen müssen*).

*) Bis vor nicht langer Zeit hat man geglaubt, daß man angreifen müsse, um zu siegen; jetzt wird behauptet, man müsse sich angreifen lassen und die Vertheidigung sey stärker als der Angriff. — Meine Meinung aber ist, daß man einen langsamen, bedächtigen, oder gar unentschlossenen Gegner angreifen, von einem raschen, oder gar turbulenten und tollkühnen aber sich angreifen lassen muß. Daher hatte Friedrich der Zweite Recht, daß er den Prinzen Carl v. Lothringen und Daun, und die ungeschickten Fermor und Soltikow immer angriff, und die Gegner Bonaparte's, die ihn endlich besiegen lernten, der Erzherzog Carl bei Aspern, Blücher bei Laon und Ligny, Wellington bei Belle-Alliance hatten Recht, daß sie sich angreifen ließen. Nur wenn man eine solche Uebermacht hat, wie bei Leipzig, muß man auch einen Napoleon angreifen. Cavallerie aber muß jedesmal angreifen, das liegt in ihrer Natur, und wo sie nicht angreifen kann, da muß sie weggehen.

Napoleon blieb über drei Monate in seinen Winterquartieren hinter der Passarge, während welcher er seine Armee restaurirte und verstärkte, und nachher das Ende der Belagerung von Danzig abwartete. — Daß er den Winter so verbrachte, war natürlich, aber im Mai war das schönste Wetter, alle Wege trocken, und er vollkommen stark genug, um ungeachtet jener Belagerung, die auf dem andern Ufer der Weichsel statt fand, den Kampf wieder aufzunehmen.

Während dieser Zwischenzeit suchte er unsern König zu einem Separatfrieden zu bewegen, und es fanden beständige Communicationen statt. — Diese wurden von unserm Minister Zastrow sehr freudig aufgenommen und gesucht. Das ganze Land lechzte danach, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich in der Provinz Preußen (die Armee und einzelne Individuen ausgenommen) Patriotismus angetroffen hätte. Nach Ruhe strebten sie, ohne einen Blick in die Zukunft, und ohne Nachdenken, welcher Art denn wohl die Ruhe seyn möchte, die sie herbeiwünschten! Wie immer waren die größeren Städte und diejenigen Klassen, die von Speculation, Handel und Industrie leben, am schlechtesten gesinnt. — In Königsberg, wie man die Franzosen um Neujahr zu sehen fürchtete, oder vielmehr erwartete, wurde schon die Contribution zurecht gelegt, die Napoleon ohne Zweifel gefordert haben würde. — Wenn aber der König eine Contribution zur Fortsetzung des Krieges gefordert hätte, würden sie Zeter Mordio geschrieen haben. — Die einzige Last, die ihnen der Krieg auflegte, die gar nicht zu vermeidende Einquartierung, wurde mit höchstem Unwillen getragen, und der schmählichste Friede würde von diesen Unpatrioten mit Entzücken aufgenommen worden seyn.

Sie haben ihn nachher gehabt, und eine sehr harte Strafe für ihren Egoismus in ihm gefunden, denn von der Zeit her datirt sich der Verfall des Handels, der Industrie und des Ackerbaues in Preußen.

Indessen scheiterten alle Unterhandlungen, und selbst die Sendung eines Vertrauten Napoleon's, des Generals Bertrand, nach Memel, an der Treue des Königs. Ein Separatfrieden, um seinem Verbündeten die Last auf dem Halse zu lassen, die er selbst ihm hingeführt, das widerstrebte seiner Brandenburgischen Natur zu sehr!

Indessen folgte doch auf diese Unterhandlungen eine Auswechselung der wenigen Gefangenen, die wir gemacht hatten, die sich aber bis in den März hinzog und die auch mich befreite*).

Die vorgedachten Unterhandlungen wurden, wie sich versteht, dem Kaiser Alexander mitgetheilt, der eifrigst daran war, den Krieg mit aller Macht fortzusetzen. Es fehlte ihm an Geld, und er bedurfte einer Anleihe. Sie konnte in England gemacht werden, aber die Darleiher verlangten die Garantie des Englischen Gouvernements, und da trug es sich unbegreiflicher Weise zu, daß dasselbe Gouvernement, welches seit 14 Jahren zu den Kriegen mit Frankreich nicht nur Anleihen in Masse garantirt, sondern auch Subsidien in ungeheueren Sum-

---

*) Wir hatten nämlich zwei Französische Generale in unserer Gewalt, welche, oder wenigstens deren einen Napoleon froh war, wieder los zu bekommen. Diese waren 1) der General Victor, der bald darauf **Maréchal de France** wurde. Auf der Reise nach Danzig hatte er die Nähe von Colberg, wo Schill hausirte, vermieden und war quer durch's Land, durch den nördlichen Zipfel der Neumark, mit Vorspann gereist. In einem Dorfe (es ist unglaublich, daß dessen Name nicht einmal ist bekannt worden!) hatte er Pferde verlangt, und war dabei (er oder seine Adjutanten) ungestüm und grob geworden. Da hatten denn die Bauern bedacht, daß es doch besser sey, nicht zu fahren, hatten ihn festgenommen und nach Colberg gebracht. Wären sie schon zu der Höhe der Bildung des berühmten Mittelstandes und der Industriösen emporgestiegen gewesen, so würden sie ihn köstlich bewirthet, und seine Reise aus allen Kräften befördert haben. 2) Der General Foultrier. Der Rittmeister Alvensleben (von dem ich bei unserm Rückzuge nach Prenzlau geredet) hatte bei einem Streifzuge die Stadt Marienwerder überfallen, und dabei diesen General fortgeführt.

men gezahlt hatte, — dasselbe Gouvernement, welches in demselben Augenblick gegen uns, mit denen es im Kriege war, und welches die gerechtesten Beschwerden gegen uns hatte, so zuvorkommend war, daß es seinen Gesandten schlecht behandeln und 4 Monate lang bei der Nase umherführen ließ, da es von uns doch niemals wesentliche Erfolge gegen Frankreich erwarten konnte, — daß dieses Gouvernement dem Kaiser von Rußland, auf dessen Macht doch allein die Möglichkeit der Erfolge beruhte, nicht nur diese Garantie verweigerte, sondern überhaupt sich ziemlich fremd und geringschätzend betrug. Daß der Kaiser dies sehr übel empfand, daß es Einfluß auf sein Betragen nach dem Frieden von Tilsit, und der Geldmangel auf den Fortgang der jetzigen Operationen hatte, ist natürlich.

Der unbegreifliche Minister, der damals an der Spitze des Brittischen Cabinets stand, war kein anderer, als Lord Howick, der bald nachher Lord Grey wurde, — derselbe Mann, der 23 Jahre später im hohen Alter durch eine unbedachte, auf dem Pseudo-Philosophismus gegründete Parlaments-Reform sein Vaterland in den Abgrund der Revolution stürzte! Indessen wurde er noch während des Winters abgesetzt, und Canning trat an seine Stelle, der zwar auch hinreichend vom Liberalismus und der Pseudo-Philosophie angesteckt, doch weit mehr Staatsmann war, als Grey.

Ich vegetirte unterdessen in Memel, und wenn die Ausarbeitung meines Tagebuches über den Feldzug in Deutschland, und die vielen Nachforschungen, die ich deshalb anstellte, mich nicht beschäftigt hätten, so hätte ich vor Langerweile vergehen müssen. Ich gerieth, nachdem ich einen vollen Monat in Memel zugebracht, in eine Art von Verzweiflung über meine erzwungene Unthätigkeit und über den Zeitverlust. Geschäfte wurden mir auch nicht aufgetragen, und von Hause kamen lauter Klagen über Noth, Elend, Einquartierung, Lieferung, Fuhren, Geld-Erpressungen und Contributionen, alles für den

Feind. — Ich grübelte daher hin und her, was ich denn wohl beginnen könne, und da fiel ich denn endlich darauf, daß, da der Feind keinen einzigen der in der Capitulation von Prenzlau festgesetzten Punkte gehalten, vielmehr ihnen diametral entgegen gehandelt hatte, wir auch an unser nur auf diese Bedingungen gegebenes Ehrenwort, nicht gegen ihn zu dienen, nicht gebunden wären. Ich entwarf darüber einen Brief an den König, in welchem ich die Umstände auseinandersetzte, und darauf antrug, ein Ehrengericht niederzusetzen, welches darüber entscheiden sollte, ob ich solchergestalt an mein Wort gebunden wäre oder nicht? Und wenn es (wie kaum zu bezweifeln) sich für letzteres erklärte, mir zu erlauben, daß ich dies öffentlich und dem Napoleon bekannt machen dürfe, worauf ich denn ohne Weiteres in den aktiven Dienst wieder eintreten wollte. Der Rittmeister v. Borstell, der zweite (jetzt General und Commandant von Stralsund), der inzwischen angekommen war, der sich mit mir im gleichen Fall befand, unterschrieb mit mir den Brief, der am 11ten Februar abging.

Unterm 13ten kam die Antwort, worin der König uns sehr lobte, uns Recht gab, aber darauf aufmerksam machte, daß Napoleon ohne Zweifel gegen die Menge der in seiner Gewalt befindlichen Offiziere ungerechte Repressalien ausüben würde. Er fügte hinzu, daß, wenn, wie er hoffe, das Kriegsglück eine andere Wendung nehmen (d. h. wir Gefangene zur Wiedervergeltung in Händen haben) werde, — er selbst die Capitulation von Prenzlau für null und nichtig erklären, uns von unserm gegebenen Worte entbinden, und sowohl Offiziere als Soldaten wieder einberufen werde. Das war mir gar nicht recht; ich war nicht der Meinung, daß der König durch einen Machtspruch von einem gegebenen Worte entbinden könne, daher auch nicht das Recht habe, mich oder Andere wieder zum Dienst einzuberufen, wenn nicht unsere eigene Ueberzeugung uns davon frei spräche, — und in einer so kitzlichen Sache hatte ich

meiner eigenen Ueberzeugung nicht einmal allein vertrauen wollen.

Ich war im Begriff, dies dem König zu schreiben, als desselben Tages ein Capitain Merkatz von der Artillerie aus der Gefangenschaft zurückkam, den Napoleon eigenmächtig und ohne den König zu fragen, gegen einen ebenfalls auf's Wort gefangenen und nach Berlin gekommenen Französischen Offizier, der wieder in Dienst trat, losgegeben hatte. — Ich schrieb also schnell, wenn Napoleon das Recht sich anmaße, einen gefangenen Offizier wieder dienen zu lassen, ohne den König zu fragen, ob er ihn auch gegen den Capitain Merkatz losgeben wolle, so könne der König auch den ersten besten Franzosen loslassen, ohne den Napoleon zu fragen, ob er auch den Rittmeister Marwitz dafür losgeben wolle? Ich bäte also, es zu thun.

Dies war am 15ten Februar, eben wie der General Bertrand in Memel war. Am 16ten antwortete der General-Adjutant Oberst Kleist, der König werde mich jetzt auswechseln lassen. Napoleon hatte in die Auswechselung der Gefangenen gewilligt, und Kleist reiste am 17ten ins Französische Hauptquartier ab. Offenbar wollte jener noch mit uns in Verbindung bleiben, spioniren, dem Kaiser von Rußland Jalousie geben, und vielleicht einen günstigen Augenblick zu einem Separatfrieden erhaschen.

Wir hatten ungefähr 20 Offiziere in unserer Gewalt, mehr konnten also auch nicht ausgewechselt werden. Die Sache wäre also gar nicht der Rede werth gewesen, wenn nicht zwei Generale darunter befindlich waren. Es wurden also ausgewechselt: Der General Blücher gegen den Marschall Victor; der General Tauentzien gegen den General Foultrier; und unter den übrigen wenigen Offizieren befand ich mich.

Mein Auswechselungsbrief war vom 27sten Februar datirt, und ich erhielt ihn am 10ten März*).

Während meines langen Wartens und meiner vielen Sollicitationen war es mir schon längst klar geworden, daß man mich ganz nutzlos in Preußen zurückgehalten hatte, — denn bei dem gänzlichen Unterlassen aller Vertheidigungs-Anstalten waren schon viel zu viele Offiziere in Preußen angekommen, und man hörte nur Klage, daß man nicht wisse, was man mit ihnen anfangen solle. Ich sah also wohl ein, daß es höchstens zum Nebenherreiten kommen würde, und ich sann, wie ich mir eine Wirksamkeit verschaffen könne. Offenbar gab es kein anderes Mittel, als mir selbst einen Haufen zu verschaffen, mit dem ich losziehen könne.

Ich schrieb daher einen Aufsatz über Freicorps, in welchem ich Alles zusammenstoppelte, was sich in damaliger Zeit zu deren (d. h. Corps von Freiwilligen unter strengster militairischer Disciplin) Gunsten sagen ließ, und in welchem ich vorzüglich

*) Beiläufig muß ich erwähnen, daß Napoleon mit seiner Auswechselung nicht einmal Wort hielt. Blücher war nicht in seiner Gewalt, da er von Lübeck gleich nach Hamburg gegangen war. Dieser kam also an, sobald er es erfahren hatte. Tauentzien aber hatte es versäumt, sich, so wie er (und wie ich) gleich von Prenzlau aus, aus dem Staube zu machen, welches ihm auch viel schwerer geworden seyn würde. Er wurde also irgendwo unter Aufsicht gehalten. Es dauerte lange, ehe er seine Auswechselung erfuhr, und noch länger, ehe ihm abzureisen erlaubt, oder vielmehr, ehe er langsam nach Preußen transportirt wurde. Endlich, wie er bis zur Weichsel (oder schon hinüber) gekommen, und sein Gegenmann (Foultrier) schon längst frei war, kam Gegenordre. Er wurde zurückgebracht bis in das Fort Jour, zwischen Genf und Lyon, wo er schon nach dem Frieden von Tilsit ankam und sehr schlecht behandelt wurde. Der Vorwand war, daß er gegen Napoleon conspirirt habe. Von hier wurde er nach vielen Intercessionen, wie aus Gnade, nach Nancy gebracht, wo das Haupt-Depot der Preußischen Gefangenen war, deren vielen er Schutz und Hülfe gewährt hat. Alle Gefangenen sollten nach dem Frieden zurückgegeben werden, aber das waren für Napoleon leere Worte. Er hielt sie noch beinahe zwei Jahre zurück, und Tauentzien mit ihnen.

darauf aufmerksam machte, daß deren Errichtung manche Leute in den Dienst bringen würde, die bei unserer damaligen Organisation und Rekrutirungsart nimmermehr Soldat werden würden, und daß man deren Chefs bei der Ausrüstung von den Fesseln des Kriegs=Departements befreien, auch ihnen einen Stamm gedienter Soldaten geben müsse.

Dieser Aufsatz lag schon seit dem Anfange des Februar bereit. Wie ich nun wirklich frei war, übergab ich ihn sogleich dem Obersten Kleist, mit der Bitte, ihn dem König vorzulegen, und erbot mich, entweder unter einem älteren Offizier, den man damit beauftragen würde, zu dienen, oder selbst den Versuch mit der Errichtung zu machen. Unterm 20sten erfolgte eine äußerst gnädige Antwort; der König lobte mein Vorhaben, setzte jedoch hinzu: „er könne von hier aus nichts zur Realisirung „meiner Ideen erlassen; ich sollte nach Königsberg zum Gene= „ral Rüchel gehen, und meinen Weg über Tilsit nehmen, um „mit dem Prinzen Wilhelm zu sprechen, ob dort noch brauch= „bare Pferde zum Stamm der Cavallerie vorhanden seyen."

Der König hatte nämlich seinen beiden Brüdern, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Formation der Reserven übertragen, dem erstern für die Infanterie in Insterburg, dem zweiten für die Cavallerie in Tilsit.

Ich beschloß also gleich abzureisen. Nachdem ich mich beim Könige gemeldet, wurde ich zu Tisch eingeladen. Es war eine große Auszeichnung, da sowohl damals als jetzt (außer seinen eignen Adjutanten) nur Staabs=Offiziere mit ihm speisen.

Nach Tisch erlebte ich eine Szene, von der ich auf's höchste bedauere, sie nicht bald nachher zu Papier gebracht zu haben, und von der ich jetzt, nachdem 29 Jahre darüber verflossen, nur die Hauptmomente angeben kann; — denn ich habe fast mit Niemand darüber gesprochen.

Der König nahm mich nach Tisch in ein Fenster und sagte: ich hätte in meinem Aufsatze bemerkt, daß wir zu wenig

leichte Truppen hätten, und dadurch gegen den Feind im Nachtheil ständen; darin hätte ich Recht, und es würde nöthig seyn, sie zu vermehren. Daraus entspann sich ein Gespräch über den Krieg im vorigen Herbst, wie bald unsere Füsilier-Bataillons aufgerieben, und von den Husaren zu wenige gebraucht worden wären, von wo er sich denn dahin wendete, daß auch einige unserer Haupt-Operations- und politischen Fehler zur Sprache kamen. — Ich weiß nicht, welches der allerauffallendsten der König erwähnte; — ich erstarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?“ — „Freilich! müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte! Warum verwundern sich so?“ — Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig versehen hatte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich — wie denn ein König die Wahrheit erfahren sollte, wenn man sie, sogar aufgefordert, ihm verhehlen wolle, — und antwortete: „Ew. Majestät befehlen es, also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben.“ — Das war nun, um bei einem andern Könige sogleich fortgejagt zu werden, oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu seinem ewigen Ruhme muß ich es sagen, daß er auch nicht im mindesten böse wurde, vielmehr stellte er mir vor: ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte, als alle übrigen Menschen? wenn man so viele ältere und erfahrenere Leute um sich hätte, die doch auch schon ihren Ruhm bewährt hätten, wie der Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Kalckreuth, Hohenlohe, daß man alsdann auf deren Rath höre, und die eigene Einsicht und geringere Erfahrung der ihrigen unterwürfe? — Aber leider hätten sie sich nicht so bewährt, wie er gehofft hätte.

Ich war bis zu Thränen gerührt, und ob ich gleich sehr wohl wußte, daß der Fehler nicht an dem Befolgen guten Rathes

überhaupt, sondern daran gelegen hatte, daß er heute den, morgen jenen gehört, und keinen Rath ganz und consequent befolgt hatte, so konnte ich doch nichts antworten. Ich war von Bewunderung hingerissen über dieses milde Gemüth, über einen König, der sich so zu seinem Rittmeister herabließ, der noch obenein sieben Jahre jünger war als er selbst.

Dadurch riß das Gespräch ab; — der König fragte nur noch: was ich wohl meine, wie das Verhältniß der leichten Truppen zu den schweren zu stehen kommen müsse: ob ⅙ oder ¼ oder ⅓; Einige hätten nämlich vorgeschlagen, das dritte Glied zum Tirailliren zu verwenden; aber ob das nicht zu viel wäre? — Ich erwiederte, daß ich zwar im Allgemeinen die Ueberzeugung gewonnen, daß wir zu wenig leichte Truppen hätten, aber über das Verhältniß im Großen in der ganzen Armee hätte ich nicht nachgedacht. „Bei Gelegenheit mal daran denken", sagte er, und damit hatte die Unterredung ein Ende.

Dies geschah den 21sten oder 22sten März 1807, und den 23sten reiste ich ab*). Wenige Meilen von Memel begegnete ich dem eben zum Major avancirten Gneisenau, der nach Memel berufen war; ich konnte ihm nicht sagen wozu, es war aber, um als Commandant nach Colberg geschickt zu werden, welches

*) Anmerkung des Herausgebers: Während dieser Zeit machte v. d. Marwitz auch die nähere Bekanntschaft seiner nachherigen zweiten Frau, geb. Gräfin Moltke, damals Hofdame der Königin. In einer von Beiden in gleicher gehobenen Stimmung getragenen, schweren Zeit hatte bald Gleichheit der Gesinnung und ihr eingehendes Verständniß seiner Lebensrichtung sie einander näher geführt, und sie verlobten sich in der Zeit höchster Spannung im März 1807 — ungeahnt von beider Umgebung. Der bald darauf erfolgende Frieden, der v. d. M. die Rückkehr zu seinem Heerde verstattete, machte bei der völligen Zerrüttung der Verhältnisse eine Verbindung noch nicht möglich, und erst nachdem v. d. M. mit seiner gewöhnlichen Energie die Spuren des Krieges einigermaßen verwischt hatte, fand seine Vermählung statt, am 19ten April 1809 zu Charlottenthal, dem Gute des Stiefbruders der Braut, Herzogs von Holstein-Beck.

ohne Zweifel binnen Kurzem in Feindes Hände gefallen wäre, wenn er nicht Commandant wurde.

Schon früher war der General Kalckreuth nach Danzig geschickt worden, wo er früher Gouverneur gewesen, und wo es mit dem alten Manstein auch nicht gehen wollte. Er brachte wieder Ordnung hinein, und hielt die Belagerung wie ein braver Soldat aus. Aber so etwas Außerordentliches, wofür man es hat ausgeben wollen, ist es nicht gewesen, — namentlich betrug er sich sehr schwach, wie der (freilich viel zu schwache) Entsatz unter dem jungen General Kamenskoi anrückte. Davon kann der General Rauch Zeugniß geben, der mit dabei war.

Ich kam bei sehr schlechten Wegen erst spät nach Tilsit, wo der Prinz Wilhelm am andern Tage mich zu Tisch zurückhielt, sehr vielen Antheil nahm, und mir so viele Cavalleristen anbot, als ich nur immer haben wollte, aber Pferde — die hätte er selbst nicht. Darüber verging der 24ste, — den 25sten reiste ich sehr früh, sah den Prinzen Heinrich in Insterburg, der mir gar nicht helfen konnte, und langte noch in der Nacht in Königsberg an.

Kapitel 7.

1807.

Das v. d. Marwitz'sche Freicorps.

Der General Rüchel hatte des Königs Ordre noch nicht, sie kam indeß: er faßte die Sache mit seinem gewohnten Feuereifer auf und trieb mich weit tiefer hinein, als ich gewollt hatte.

Er fing damit an zu erklären, daß ein paar Hundert Mann zu nichts helfen könnten, bestimmte die Stärke auf 2000 Pferde, und 600 Mann leichte Infanterie, beorderte den Prinzen Wil-

helm sogleich, mir 200 unberittene Kavalleristen zu schicken, und versprach mir leichte Kanonen.

Ich mußte mich wegen der Bewaffnung und Bekleidung mit dem Oekonomie-Departement in Verbindung setzen, welches aber erklärte, durchaus nichts geben zu können, als 300 alte Säbelklingen. Nun mußten sie angeben, wieviel ihnen Mann und Pferd, excl. der Bewaffnung, kosteten, und es ergab sich: das Pferd 15 Frd'or., der Kavallerist 60 Thlr., der Infanterist 25 Thlr. Rüchel gab mir jetzt die ausgedehnteste Vollmacht, Alles selbst für diesen Preis anzukaufen, und offenen Credit an Gelde bei der Ostpreußischen Kammer.

Ich eröffnete sogleich Werbe-Plätze in Königsberg, Wehlau, Tilsit und Memel. Schon den 2ten April stand meine Bekanntmachung wegen der Werbung, von Rüchel auf's kräftigste unterstützt und empfohlen, in der Zeitung, alsdann folgte eine Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen, die aber keinen glänzenden Fortgang hatte, ungeachtet ich sie dem Magistrat und den (damals sehr reichen) Kaufmannschaften in Königsberg und Memel, so wie den vornehmsten Gutsbesitzern zuschickte. Es kamen in Summa nur 979 Thlr. Gold, und 1717 Thlr. 19 Sgr. 3 Pf. zusammen, wozu die Gutsbesitzer verhältnißmäßig das Meiste gaben, vorzüglich durch die Bemühungen des Obermarschalls Grafen Dohna (Vaters des nachherigen Ministers), ungeachtet die Güter des bei weitem größten Theiles derselben in den Händen des Feindes oder Kriegs-Schauplatz waren. Die mehrgenannten großen Städte dagegen hatten noch gar nichts gelitten, aber sie waren eben nicht patriotisch gesinnt. Leute liefen in Masse zu, weniger von Freiwilligen, die noch nicht gedient; als von Soldaten von aufgelösten Regimentern, die, wenn sie sich nach Preußen durchschlichen, immer zuerst nach Königsberg kamen. Ich muß dabei bemerken, daß diese Ranzionirten, — sowohl die bei mir, als die früher angekommenen in den Königlichen Depots, — in

überwiegender Mehrzahl Ausländer waren. Die Inländer, nach unserer damaligen Verfassung meist Beurlaubte, blieben ruhig in ihrer Heimath. — Von Offizieren war ein unmäßiger Zudrang, und eben so von Leuten, die, ohne gedient zu haben, Offizier werden wollten, so daß ich mit Abweisen die meiste Noth hatte.

Mit dem Pferde-Ankauf ging es Anfangs schwach, da der Vorrath schon sehr von den kriegführenden Armeen in Anspruch genommen war. So wie ich aber Offiziere hinter der Russischen Armee stationirt hatte, hatten sie in 14 Tagen ein paar Hundert von den vortrefflichsten Polnischen und Russischen Pferden wohlfeil gekauft. Indessen trieben es die Kosacken so arg, daß ein sehr strenges Verbot erging, und Commando's stationirt wurden, die es verhinderten. Da unterdessen der Russische Kaiser bei der Armee eingetroffen war, so ging ich nun den 15ten April in das Hauptquartier nach Schippenbeil ab, um mir die Erlaubniß zu verschaffen, in Rußland Pferde kaufen zu dürfen.

Ich wurde dem Kaiser Alexander vorgestellt, und hatte in seinem Zimmer eine Unterredung mit ihm ganz allein, die wohl eine halbe Stunde dauerte. Nur sein Adjutant Lieven stand an der Thür (der jetzige Fürst, der seit 1814 Gesandter in England gewesen ist). Ich richtete nichts aus. Der Kaiser erklärte, er brauche seine Pferde selbst, war dabei äußerst herablassend, erzählte von seinen Rüstungen, wie in den vorderen Provinzen die Pferde schon rar würden, und er zu dem Ende kirgisische Pferde aus Asien kommen lasse, ließ sich auf alle meine Einwürfe ein, z. B., daß ich schon genug Leute zusammen habe, die fechten würden, sobald sie nur beritten wären, was doch zu demselben Zweck führe, den er verfolge. Endlich gab er scheinbar in so weit nach, daß ich wieder nachfragen könne, wenn er neuere Rapporte über die Remontirung erhalten haben würde.

Ich sah sehr wohl ein, daß ich hierbei nichts gewinnen, und diese Rapporte entweder nicht kommen, oder ihm so vorgetragen werden würden, daß gewiß nichts mehr für mich zu machen seyn würde. Ich kam also höchst unzufrieden nach Königsberg zurück, mit dem Vorsatze, den Ankauf im Einzelnen, so gut es gehen würde, fortzusetzen, und weiter herum hinter der Bennigsen'schen Armee weg, im Rücken der kleineren Armee, mit welcher der General Essen unweit Bialystok stand, Offiziere zu senden, wo ich weniger Ordnung voraussetzte, als hier unter den Augen des Kaisers. Der General Rüchel war dem nicht entgegen, befahl mir aber, noch einige Tage zu warten, weil andere Dinge im Werke seyen. Welche, sagte er nicht.

Unterdessen fingen auch schon an die Wolken sich zu erheben, die allemal über denjenigen sich zusammenziehen, der etwas vom gewöhnlichen Wege Abweichendes unternimmt. — Es hatten sich in Königsberg einzelne Detachements von Commandirten aus verschiedenen Regimentern dadurch gebildet, daß man, so wie man sie eben unter der Hand hatte, selbige einzelnen Offizieren zu vorfallenden Commando's untergeben hatte.

Vorzüglich waren sie unter dem Obersten v. Bülow (sieben Jahr später General der Infanterie Graf Bülow von Dennewitz) auf der frischen Nehrung gebraucht worden zu Demonstrationen gegen die Belagerungs-Armee von Danzig, die sämmtlich unglücklich abliefen. Solcher Detachements gab es mehrere, unter einem Rittmeister Möllendorf, Rittmeister Raven u. s. w. Da sie von den Regimentern abhingen, von welchen die Mannschaften commandirt waren, — so sah es mit der Ergänzung der schadhaften Montirungsstücke schlecht aus, und sie fingen an neidisch zu werden, wie meine neugeworbenen Leute anfingen sich in neuen Montirungen zu zeigen. — Unglücklicher Weise hatte der General Rüchel die Gewohnheit, sie Partisane zu nennen, und sie benutzten dies, um

neue Equipirung zu verlangen, da selbige mir gereicht werde, der ich erst ein Partisan werden wolle. Der Unterschied zwischen einer neuen Formation und einem Commando von alten, schon formirten und bewaffneten Leuten war zu sehr in die Augen fallend, als daß ihr Verlangen hätte erfüllt werden können, aber sie kamen wieder. Sie stellten nun vor, daß ihre Pferde durch die vielen Verschickungen, Ordonnanzen und Commando's ruinirt würden, welche sie allein verrichten müßten, wodurch sie in unangenehme Verhältnisse kämen mit den Regimentern, zu denen ihre Leute gehörten. — Und Rüchel, um keine Partialität zu zeigen, befahl, daß sämmtliche Partisane (wozu er mich rechnete) die Commando's zu gleichen Theilen geben sollten.

Dies geschah 14 Tage, nachdem die Erklärung wegen Errichtung des Corps in den Zeitungen gestanden hatte, wo also noch nichts formirt seyn konnte, und mußte der Ruin der ganzen Formation werden.

Ich hatte einen Stamm von 50 Berittenen bekommen, theils Herzoglich Weimarscher Husaren, die sich nach Preußen verirrt hatten, theils Husaren von Bila, welche die Unteroffiziere und Gefreiten abgeben, und dem jungen Volk Exerzitium und Pferdewartung beibringen sollten. Diese wurden nun größtentheils auf Commando geschickt, so daß das geworbene Volk mit einigen Offizieren allein war. Für diese waren die Montirungen in Arbeit. Ich hatte etwa 200 gekaufte Pferde; für diese waren Sättel und Zaumzeug in Arbeit. Es war also sowohl von Leuten als von Pferden für den Augenblick begreiflicher Weise noch nichts zu gebrauchen. Ich stellte die mir drohende Desorganisation vor. Rüchel, um sich kein Dementi zu geben, antwortete zwar ablehnend, aber er verlegte den Ort der Formation von Königsberg nach Wehlau, wohin die Commandirten bald zurückkehrten, und wo Niemand war, der mir ein Commando abfordern konnte. Hier bekam ich noch

circa 150 unberittene Dragoner vom aufgelösten Regiment Hertzberg, so daß ich alte Leute genug hatte.

Dieser Stamm behielt seine Montirungen, wie natürlich, und nur die neugeworbenen wurden montirt. — Da das graue Tuch, von dem jetzt alle Beinkleider gemacht werden mußten, höchst verschieden in der Farbe ausfiel, und so viele Montirungsstücke, von den verschiedensten Schneidern angefertigt, nothwendiger Weise verschieden und meistens schlecht saßen, so gab ich, mit Rüchel's Bewilligung, polnische blaue Litewken, sowohl der Cavallerie als Infanterie, welche diese Fehler verdeckten.

Nun war zwar durch die Verlegung nach Wehlau das eingetretene Hinderniß gehoben, aber die Leute und Pferde waren von den Handwerkern entfernt, und nichts konnte angepaßt, sondern alles mußte zuvor 6 Meilen weit transportirt werden. — Indessen sollten bald größere Hindernisse eintreten.

Gegen den 23sten April, wie noch keine Woche seit meiner Zurückkunft von Schippenbeil verflossen war, sagte mir der General Rüchel, er reise nach Bartenstein, wohin das Hauptquartier verlegt war, ich solle auch hinkommen, es würden dort ohne Zweifel auch Anordnungen in Betreff meiner getroffen werden, und zwar solle ich nun auch die Montirung meines Corps anziehen, denn ich hatte bisher noch immer die Adjutanten-Montirung getragen, die freilich nicht zu meinem jetzigen Verhältniß paßte.

Ich machte mich also wieder auf den Weg.

Wie ich zum König eintrat und mich bei ihm meldete, war er über meine Montirung sehr ungehalten. Ich ließ mich indessen nicht decontenanciren, sondern erwiderte, daß, da er mich ganz ausschließlich an den General Rüchel gewiesen, und dieser die Montirung approbirt habe, so sey mir nicht eingefallen, besonders deshalb anzufragen, und gab die Ursache an, wodurch ich auf die Litewka gefallen wäre. Der König ließ sich in eine Erörterung darüber ein, und die Folge war, daß

gleich nach dem Frieden alle Kürassiere, Dragoner und Ulanen (den Parade-Anzug ausgenommen) in ähnliche Litewken gekleidet wurden, und sie über 10 Jahre lang getragen haben. 1813 wurden sämmtliche Landwehren, Cavallerie und Infanterie, in dergleichen gesteckt und machten alle Feldzüge in selbigen, wie es denn in der That ein sehr bequemer Anzug für Soldaten ist. In Preußen hatten sie solchen Beifall gefunden, daß 1813 das Preußische National-Kavallerie-Regiment (welches den Stamm der jetzigen Garde-Husaren ausmacht) ganz genau in die Montirung meines Freicorps gekleidet war. Es sah aus, als wenn dieses wieder auferstanden sey. Nachher hat die Würtembergische Armee sie angenommen, und jetzt hat sogar die Französische Nationalgarde seit ihrem glorreichen Juli-Verbrechen sie unserer Landwehr abgesehen.

Hardenberg war unterdessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden, und allerdings war er in den damaligen Geschäften brauchbarer als Zastrow, und nun wurde in Bartenstein endlich der Tractat zwischen uns, Rußland, Schweden und England am 26sten April abgeschlossen. Während der Zeit hieß Rüchel mich immer warten. — Vom Kriege war nichts zu merken. Napoleon lag noch ruhig hinter der Passarge und Bennigsen fing nun sein Spiel an, das er einen Monat lang fortsetzte, nämlich immer den Tag zu bestimmen, an dem er angreifen wollte, scheinbar Anstalten zu treffen, den Kaiser und den König zu hintergehen, sie auch auf die Vorposten, oder auf der Armee gegebene Rendezvous zu führen, und dann immer Ursachen zu finden, weshalb man in die Quartiere zurückgehen müsse.

Ich hatte die Ehre, beim Könige und auch beim Kaiser zu speisen, und erhielt hier mehrere Offiziere, die der König theils mir zuwies, theils deren Anstellung genehmigte.

Nach dem Tractate sollte der König von Schweden mit 20,000 Mann den Krieg in Deutschland führen, England eben-

falls 20,000 Mann dorthin senden, wir 10 oder 12,000 Mann. Alle diese Truppen sollten unter dem Befehle des Königs von Schweden stehen, auf Rügen landen und von Stralsund aus auf Berlin losgehen. Von unserem Corps wurde dabei mit Recht erwartet, daß wir das ganze Land in Aufstand bringen und bewaffnen würden. Rüchel ambitionirte sehr, das Preußische Corps zu commandiren.

Da übrigens, wie schon erwähnt, das Englische Ministerium sich durchaus nicht auf Subsidien an Rußland, oder auf eine Anleihe für selbiges einlassen wollte, es diesem aber durchaus an diesem Nervus rerum fehlte, so blieb nichts übrig, als daß **wir** Geld vorschießen mußten. Alle unsere Kassen, der Schatz, die Bank und Seehandlung waren nach Preußen gerettet worden.

Hardenberg aber bedachte sich keinen Augenblick, Hand an die Depositen der Land- und Seehandlung zu legen. Er schoß den Russen mehrere Millionen vor, und wie denn der erste Schritt erst geschehen war, so zwang die nachfolgende Noth, weiter zuzugreifen, und beide Institute wurden auf 10 Jahre, wenn nicht banquerott, doch zahlungsunfähig.

Um zu mir selbst zurückzukehren, so kam Rüchel eines Abends eilig aus der Conferenz zurück und befahl mir, mich mit dem frühesten nach Königsberg aufzumachen. Er folge im Laufe des Tages nach, und dann werde es für mich zu thun geben. Dies geschah auch, und nun erhielt ich die Nachricht, daß ich auch zu der Expedition nach Pommern gehören, und daß die Einschiffung mit nächstem vor sich gehen solle. Letzteres störte die Formation des Corps über alle Maaßen, denn ich durfte keine Pferde mehr ankaufen, weil die Ueberschiffung sehr kostbar war, keine Rekruten mehr annehmen, weil diese besser in Preußen gebraucht werden konnten, und es an Zulauf in Deutschland nicht fehlen würde, und endlich mußte ich alle bestellten, aber noch nicht in Arbeit begriffenen Mon-

stungen und Ausrüstungs-Gegenstände abbestellen, weil sie nicht mehr fertig werden konnten, ja das schon in Arbeit Begriffene mußte auf's Aeußerste pressirt werden. Es blieb also nichts übrig, als einen Offizier mit den nöthigen Geldern nach Stralsund vorauszuschicken, um alles dies dort von neuem anzufangen. Nur für meine Infanterie war es vortheilhaft, weil diese in Preußen gar keinen Zulauf fand, — alle alten Soldaten, welche sich ranzionirt und die Linien des Feindes glücklich passirt hatten, wurden sogleich unter die activen Regimenter gesteckt, und deren Abgang durch sie ergänzt, Freiwillige aber meldeten sich nur zur Cavallerie.

Diese war nun in Wehlau versammelt, wo ich sie den 1sten Mai sah, und in 4 Schwadronen eintheilte; — die Hälfte war ungefähr beritten, und ich hatte alle Ursache, zufrieden zu seyn. Ich ordnete den Dienst, mußte aber nach Königsberg zurück, wegen der vielen Geld-, Ausrüstungs- und Einschiffungs-Geschäfte, — denn kaum war ich den 2ten Mai dort wieder angekommen, so hatte ich auch die Ordre, alle Unberittenen und den kleinen Stamm Infanterie nach Pillau marschiren zu lassen, wo sie sogleich eingeschifft werden sollten. Ich schickte also auch alle Offiziere mit, und behielt nur die 4 Schwadron-Chefs mit dem berittenen Theil ihrer Schwadronen. Dazu hatte ich die ganze Masse der in Arbeit begriffenen Ausrüstungs-Gegenstände auf dem Halse. Am 8ten Mai erhielt ich meine Ernennung zum Major. Dies war offenbar eine mir sehr günstige Protection Rüchel's. Mein guter Wille ward dadurch im Voraus belohnt. Es ist übrigens die einzige Protection, die mir je zu Theil geworden, und kam ungesucht, wie ich denn auch nie nach einer getrachtet habe. Dies war der letzte frohe Augenblick in dieser Freicorps-Periode; nun folgten lauter Unannehmlichkeiten.

Gleich darauf kam die Nachricht, daß der König von Schweden sich ausdrücklich ausgebeten hatte, daß der so eben gegen

den Marschall Victor ausgewechselte General Blücher das Preußische Corps commandiren sollte. Der König wollte ihm nicht das Commando geben, weil er in dem hoffentlich bevorstehenden Organisationsgeschäft in der Mark, Rücheln mehr Capacität und Savoir-faire zutraute, als Blüchern. Allein, da die Schwedische Gesandtschaft darauf bestand, gab der König nach und Blücher war unser Chef.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den eben erwähnten Punkten Rüchel passender gewesen wäre, — neben der Organisation der Truppen mußte wenigstens im Anfang auch eine ganze Masse Administrations-Geschäfte dem commandirenden General in die Hände fallen, und dazu war Blücher der Mann nicht. Dagegen war er des ersten Eindrucks und des zu hoffenden Zulaufs wegen vorzuziehen. Er war schon damals wegen seines langen Widerstandes und wegen seiner tapfern Vertheidigung von Lübeck von Allen als ein Held angesehen, wogegen Rüchel, schon wegen seines Stolzes weniger populär, seinen Ruf eigentlich verloren hatte; denn man stand in dem Wahne, daß jeder, der bei Jena gewesen, bei dem bloßen Anblick des Feindes davon gelaufen sey.

Auch wäre der König wohl den General Rüchel gern aus Preußen los gewesen, und auch für das Allgemeine wäre dies zu wünschen gewesen, denn er war dem König förmlich über den Kopf gewachsen und sein Hochmuth kannte keine Gränzen mehr. Es war freilich des Königs Schuld. Er hatte gleich nach seinem Regierungsantritt den mit einem sehr vortheilhaften Ruf und mit schnellem Avancement aus der Rhein-Campagne zurückgekehrten, also verhältnißmäßig sehr jungen Rüchel, der ein Regiment in Anclam hatte, nach Potsdam berufen und ihm das Commando der Garden übergeben. Dort war er allmächtig. Sein Exerziertalent, sein Feuer und seine schöne soldatische Manier erregten die Bewunderung der ganzen Armee und aller Fremden. Er dirigirte die großen Manöver in

Potsdam, war Chef aller Bildungs-Anstalten der Armee, und nichts geschah in selbiger und selbst in den großen politischen Angelegenheiten ohne seinen Rath.

Seit der Katastrophe im Sommer 1806, die ich zu ihrer Zeit erzählt habe, hatte er in Preußen dann während des Krieges einen Theil der Armee commandirt, und jetzt war er General-Gouverneur in Preußen, d. h. er vereinigte die höchste Militair- und Civil-Autorität, und der König verwies, wie schon erwähnt, alle Geschäfte an ihn, weil sie ihm selbst unter diesen traurigen Umständen höchst unangenehm waren. Dabei aber fehlte es nicht an tüchtigen Hemmschuhen, damit Rüchel nicht zu schnell vorschreiten konnte, — z. B. die Politik wurde in Memel mit der bekannten Erbärmlichkeit geleitet, worüber Rüchel immer aus der Haut fahren wollte; — die Organisation der Truppen stand, wie schon erwähnt, unter des Königs Brüdern, und diese konnten damit nicht vorwärts kommen, weil sie immer auf die Montirungsproben aus Königsberg warten, oder bei Mangel an Arbeitern das Vorhandene wieder umarbeiten und abändern mußten, — neue Ursache für Rüchel, um aus der Haut zu fahren! oder er brauchte Geld zu den nothwendigsten Armeebedürfnissen, und bekam keins, während es den Russen gegeben wurde, wegen deren Erzesse und Plünderungen er andererseits täglich mit Klagen überlaufen wurde, — kurz, Rüchel war bis in's Innerste erbittert über die Art, wie Alles betrieben wurde, und die ihn, trotz der großen ihm anvertrauten Macht hinderte, vorwärts zu kommen. Von Natur schon stolz, und seine in der That eminenten Fähigkeiten noch überschätzend, war es, inmitten solcher Schlaffheit und Erbärmlichkeit, kein Wunder, daß er sich für den capabelsten Mann in der Welt hielt, und seinem Unmuth, daß er nicht in freie Wirksamkeit gegen den Feind kam, freien Lauf ließ.

Ich für meine Person verlor bei diesem Wechsel einen Gönner und Beschützer, dem ich ewig Dank schuldig bin. Er

hat sich immer gegen mich wie gegen so Viele höchst edel und wie ein väterlicher Kriegsfürst benommen. In Berlin und Potsdam war ich ihm kaum bekannt geworden, und seine Protection für mich datirte nur von dem Schlachtfelde von Jena. Dies ist auch eine von den großen Kriegernaturen, die durch die Zeitumstände zu Grunde gingen. Was würde Friedrich der Zweite in seinen jüngeren Jahren aus Männern, wie der Herzog von Braunschweig, Hohenlohe, Rüchel, und auch aus Schmettau, Prinz v. Oranien (König Wilhelm I. der Niederlande) und L'Estocq gemacht haben? Nur Blücher ist es gewesen, der sich seinen eigenen Weg gemacht hat.

Kaum hatte Blücher das Commando, als ich Befehl erhielt, nach Pillau zu marschiren, wo ich sogleich und zuerst eingeschifft werden sollte. Ich bat nur um einige Tage Frist, um die in Arbeit befindlichen Effecten übernehmen zu können, aber vergeblich; — das wäre meine Sache. Ich mußte also während der vier Marschtage von Wehlau aus in Königsberg theils halbfertige Sachen, theils rohes Material von Schneidern, Schustern, Posamentieren, Sattlern, Hutmachern, Zeugschmieden u. s. w. übernehmen, verpacken, nach Pillau transportiren, und diese Leute auszahlen lassen, ohne Leute zu haben, die damit Bescheid wußten, nur mit einem einzigen, einigermaßen sachverständigen Menschen, der aber die Menge der einzelnen unfertigen Stücke zu übersehen gar nicht im Stande war. Natürlich fehlte Vieles, war von schlechter Beschaffenheit, oder verdorben auf der Reise. Indessen war Alles am bestimmten Tage (es war ungefähr am 13ten Mai) in der angewiesenen Cantonnirung bei Pillau eingetroffen. Unterdessen waren aber die vorräthigen Schiffe zu einer Expedition verwendet worden, die der Russische General Kamenskoi (der jüngere) zum Ersatz von Danzig führte; und deren Rückkehr mußte erwartet werden. Hierdurch und durch die nachherige Ueberfahrt selbst gingen über 3 Wochen für die Orga-

nisation des Corps verloren, welche ich zum Einererziren der wenigen berittenen Mannschaft verwendete.

Der Entsatz mißglückte. Danzig fiel am 27sten Mai, und nun wurden die Schiffe seit dem 22sten, wo die Capitulation geschlossen wurde, wieder gebraucht, um Verwundete und Kranke dieser Garnison (mehrere Tausend) von dort wieder nach Pillau zu schaffen. Unterdessen waren ein Schwedisches Linienschiff (welches ein ganzes Regiment aufnahm) und einige Transportschiffe eingetroffen. Ich bat nun, mit diesen der vorigen Bestimmung gemäß zuerst absegeln zu dürfen, aber vergebens; nun sollten wieder die alten Truppen zuerst übergehen; ich wurde der letzte und der erzwungene Stillstand aller Arbeiten wurde größer.

Ich stand also mit meinem neuen Chef nichts weniger als gut. Mir war es Anfangs unerklärlich, da ich dem General Blücher länger und weit genauer bekannt war, als dem mir so gewogenen Rüchel, wie er mich denn noch vor wenigen Monaten, bei seinem Durchmarsch durch Strelitz, fast wie einen Freund behandelt hatte. Ich kannte ihn schon seit 1793, wo er als Commandeur des Husaren-Regiments von Goltz, welches er bald als Chef erhielt, auf dem Marsch nach dem Rhein mehrere Wochen in Berlin stand. Von 1795 an war er als commandirender General in Westphalen und der Truppen an der Demarcationslinie im Winter öfters in Berlin, und bei seiner Lebenslust und jovialem Charakter hielt er sich mehr zu jungen Offizieren, als seinem Range eigentlich gemäß war, und die Offiziere der Gensd'armes waren damals in gesellschaftlicher Hinsicht die angesehensten. Er tanzte öfters ganze Abende, obgleich General und den Sechszigen nahe, was etwas Unerhörtes war — wo denn die Königin auch nicht verfehlte, ihn mit einem Tanz zu beehren. — Aus dieser Zeit stammte unsere Bekanntschaft.

Er hatte es niemals Hehl, und auch in seinen letzten ruhmvollen Jahren nicht, daß die Details der Armeeführung nicht seine Sache waren, — er überließ dies frei und offen seinen Rathgebern, und bekümmerte sich beinahe nicht darum, bis er den Feind vor Augen sah. So habe ich ihn auch zu jener Zeit, von der ich rede, mehreremal sagen hören: „Ohne Scharnhorst (den er bei Lübeck bei sich gehabt) kann ich nichts machen!" Er hatte darauf bestanden, daß er ihm mitgegeben werde, und es wäre für mich sehr gut gewesen, wenn man seinen Wunsch erfüllt hätte, denn dieser Organisationsmann hätte leicht den Unterschied eingesehen, der zwischen einer in der Formation begriffenen Truppe und einer schlagfertigen stattfindet, und die Zeit und die Mittel erwogen, die erforderlich sind, um erstere in schlagfertigen Zustand zu versetzen.

Aber der General L'Estocq, bei dem Scharnhorst jetzt war, wollte ihn nicht loslassen, worauf denn der König entschied, daß derjenige den Scharnhorst behalten sollte, der ihn schon hatte, wie denn auch der Posten en face des Napoleon offenbar wichtiger war, als der in der Mark Brandenburg gegen irgend einen Französischen Marschall ohne hinreichende Truppen.

Blücher erhielt einen andern, sehr rechtschaffenen und tüchtigen Generalstaabs-Offizier, den er aber nicht leiden konnte, und der neben den Geschäften stand. Diese wurden von dem Regiments-Adjutanten seines ehemaligen Regiments geführt, den er mitgebracht hatte, theilweise auch von seinem (Blücher's) ältesten Sohne, der 1815 als General von seinen Kopfwunden toll wurde. Beide nun waren neidisch auf den Vorzug, den ich, ihrer Meinung nach, bis jetzt genossen hatte, ohne zu bedenken, daß jedes Hinderniß, was sie mir in den Weg legten, ihren Vater und Chef um einen Theil der Truppen brachte, die ihm zu seiner Expediton als effectiv zugewiesen waren!

Während ich bei Pillau stand und auf die Einschiffung wartete, erfolgte für mich ein Schlag nach dem andern.

Vom Regiment Ziethen-Husaren stand eine eben organisirte Reserve-Schwadron in Königsberg unter dem Rittmeister v. Sohr (der sich als Oberst und Commandeur der Brandenburgischen Husaren in den Jahren 1813 und 1814 einen Namen machte, 1815 aber zwei arge militairische Fehler beging). Diese Schwadron bestand aus einem aus der Türkei zurückgekommenen Remonte-Commando, und ranzionirten Leuten.

Sohr hatte mich gebeten, ihn mit seiner ganzen Schwadron in mein Freicorps aufzunehmen. Dies war mir natürlich sehr willkommen; ich hatte einen förmlichen Vertrag deshalb mit ihm geschlossen und der General Rüchel hatte ihn bestätigt. Kaum aber hatte Blücher das Commando, als es ihm schimpflich erschien, daß alte Truppen Anhängsel eines Freicorps seyn sollten. Er trennte ihn alsbald und commandirte die Schwadron anderswo hin. Vorstellungen, daß es nie meine Absicht gewesen, Gesindel zusammen zu treiben, sondern unbeschäftigte Soldaten zu mobilisiren, halfen nichts, und ich konnte nicht einmal verschiedene Equipements-Gegenstände zurück erhalten, die ich dieser Schwadron gegeben hatte.

Es hatten sich auch einige ranzionirte Blücher'sche Husaren im Freicorps anwerben lassen, die an den alten Dolmans oder Pelzen, die sie mitgebracht, kenntlich waren. Wie er einen derselben zu sehen bekam, glaubte er, ich hätte sie abspenstig gemacht (das Regiment existirte aber seit Lübeck nicht mehr, nicht einmal ein Depot desselben) und befahl mir, sie herauszugeben, denn er werde in Pommern sein Regiment wieder errichten. Es waren nur 3 oder 4 Mann, für deren Equipirung ich auch keinen Ersatz bekam. Kurz, es war eine Behandlung, die einen reichen Mann um sein Vermögen, einen armen aber, wie ich war, um Ehre und Reputation bringen konnte!

Vorstellungen halfen wenig, und ich bat nun förmlich um meine Entlassung, und trug darauf an, dem Corps einen andern Chef zu geben, und es einem andern Truppentheil einzu-

verleiben. — Ich glaube, daß der General Blücher mir damals recht gern meine Entlassung verschafft und das Corps untergesteckt hätte, aber er konnte es nicht wagen, darauf anzutragen, und sich mit dem, was der König selbst angeordnet hatte, förmlich in Opposition zu stellen. Er antwortete lieber gar nicht, und wie ich mich ein paar Tage darauf, am 26sten in Pillau ihm vorstellte, war er freundlich, zutraulich wie immer, wenn ich mit ihm sprach. Die Unannehmlichkeiten kamen immer schriftlich.

Am letztgenannten Tage fing meine Einschiffung in Pillau an; den 27sten und 28sten sollten wir unter Segel gehen, allein nun kamen die Blessirten von Danzig, und da die Ausfahrt aus dem Pillauer Hafen so schmal ist, daß immer nur ein Schiff auf einmal einlaufen kann, so mußten wir 3 Tage eingeschifft im Hafen liegen, bis die Schiffe mit den Blessirten herein waren. Blücher aber fuhr sogleich mit der Schwedischen Post-Jacht ab. Der König war in Pillau.

Wie ich den letzten Tag allein am Strande spazieren ging, und dem mühsamen Einlaufen der Schiffe bei schwachem Winde zusah, begegnete ich ihm. Er war ganz allein. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein über die Lage der Dinge (wie er sonst nicht pflegt), — über unser Unternehmen in Deutschland, und sagte mir solche Dinge, solche Worte des Vertrauens zu mir, daß ich oft schon bereut habe, sie nicht aufgeschrieben zu haben. Sie erfreuten und betrübten mich zu gleicher Zeit, denn sie gaben mir die Ueberzeugung, daß, wenn dieser König, wie er, 27 Jahre alt, den Thron bestieg, Helfer und Rathgeber gefunden hätte, die ihm die Geschäfte leicht gemacht hätten, ohne sie ihm aus den Händen zu winden, und die „schlichte Ehre in treuer Brust" gehabt hätten, und wenn seine Regierung in eine weniger bewegte und gewaltsame Zeit gefallen wäre (die nicht alle Augenblicke Entschlüsse über Seyn und Nichtseyn von ihm gefordert hätte) — er der wahre Wohlthä-

ter seiner Unterthanen geworden wäre. Er reichte mir die Hand und ich schied mit dem Versprechen, alle meine Kräfte und mein Leben für seinen Dienst und des Vaterlandes Ehre einzusetzen.

Endlich, am 29sten Mai, an meinem 30sten Geburtstage, stachen wir in See. Ich war auf einem der größten Schiffe, d. h. auf einem solchen, wo 60 Pferde mit der nöthigen Mannschaft eingepackt waren. Die Schiffer wußten mit dem Transport der Pferde nicht Bescheid, wir natürlich auch nicht; auch fehlte es an Schiffen; die Pferde waren zu eng gestellt und fraßen und soffen nicht. Dabei hatte der Capitain des Schiffes, auf dem ich war, den 60 Pferden ein weit größeres Gewicht zugetraut, als sie hatten, und demnach zu wenig Ballast eingenommen, so daß das Schiff wenigstens um 4 Fuß zu hoch aus dem Wasser ging.

Bei dem Ausschiffen mußten die Pferde in's Wasser gelassen und durch's Wasser eine Viertelmeile an's Land geritten werden.

So wurde unsere ganze Cavallerie, die ungefähr 800 Pferde stark war (wovon 200 mir gehörten) ausgeschifft.

Die Folge der Hitze im Schiff, des schlechten Wassers, des Mangels an Nahrung (weil die Pferde während der Ueberfahrt beinahe nicht fraßen) und des nun unmittelbar folgenden kalten, angstvollen Wasserbades war, daß der Rotz ausbrach, und wohl ein Viertheil dieser Pferde verloren ging, die aber auf Rügen und aus Schwedisch Pommern durch Ankauf leicht ersetzt wurden.

Bei meiner Ankunft auf Rügen fand ich Alles in gutem Gange. Vorzüglich hatte sich die Infanterie in so weit complettirt, daß ich sie in 2 Compagnien Füsiliere formiren konnte. Deren Commando gab ich dem damaligen Capitain, jetzigen Generalmajor v. Zglinitzky, welches der thätigste, einsichtsvollste und getreueste meiner Mitarbeiter war. Ich konnte leider nicht dasselbe von den ältesten Offizieren der Cavallerie sagen.

Der Eine, dem ich den Pferde-Ankauf und die Anfertigung der Montirungen übertragen hatte, war, nachdem ich ihn von Bartenstein abgefertigt, dem eben von Hamburg kommenden General Blücher begegnet, und hatte, da er vom Regiment Ziethen-Husaren war, ihm eröffnet, daß er trachten werde, bei der Werbung Leute von diesem aufgelösten Regiment zu bekommen. Der Alte, hierüber sehr erfreut, lobte ihn und sagte, er solle von diesen nur zusammenbringen, so viel er könne, — und wie hierauf mein Offizier sich herausnahm zu fragen: ob er sie in die Uniform dieses Regiments kleiden dürfe? hatte er auch dies gebilligt. Kaum war nun mein Urian in Stralsund angekommen, so hatte er nach Berlin geschickt (vielleicht ist er selbst da gewesen) — wo das Regiment sein Standquartier gehabt, und wo dessen Ranzionirte sich versteckt hielten, — und hatte diesen den Wink nach Stralsuud gegeben, wo sich denn auch gleich eine Anzahl, nebst anderen von den Märkischen Kürassier-Regimentern und den vorgedachten Infanteristen eingefunden hatten. Urian hatte sich dann vorzüglich mit seinen Husaren beschäftigt, — und sie, wie ich 4 Wochen später ankam, bereits vollständig in die theure Husaren-Uniform eingekleidet, und auf die besten von den angekauften Pferden gesetzt, die ebenfalls vollständig ausgerüstet waren. — Kurz 80 Pferde waren fix und fertig, — den übrigen Leuten mit der Freicorps-Montirung fehlte aber noch beinahe Alles, wenn es gleich in Arbeit war.

Mit dieser allerliebsten Nachricht wurde ich empfangen, und mit der Bitte seiner Seits, daß ich ihm doch diese Leute als eine Schwadron lassen und sie vervollständigen möchte! — Ich war sehr unzufrieden, nicht nur wegen des eigenmächtigen Streiches und der Geldverschwendung (statt der 80 wären 120 Pferde in meiner Montirung auszurüsten gewesen), sondern weil ich auch voraussah, daß ich sie eben so wenig behalten würde, wie die andere Schwadron unter dem Rittmeister Sohr.

Wirklich erschien schon den Tag nach meiner Ankunft der Befehl, daß diese neue Schwadron von Ziethen-Husaren unter das Commando des Schwagers des Generals Blücher, des Lieutenants, jetzigen Generalmajors, v. Colomb (der älterer Offizier als mein Urian, von demselben Regiment war und sich im Hauptquartier aufhielt, wo er auf Anstellung wartete) treten, zu der andern Schwadron des Rittmeisters v. Sohr stoßen, und vom Freicorps getrennt seyn. Da waren wir nun alle beide angeführt. Dies ist der Stamm des jetzigen Brandenburgischen Husaren-Regiments. Ungeachtet es aber ganz von alten Leuten formirt wurde, hat der König doch nicht zugegeben, daß es unter die alten Regimenter gezählt wurde.

Ich verlangte nun natürlich wiederum Erstattung oder Abbürdung der darauf verwandten Kosten, aber der Alte lachte wieder pfiffig, und meinte, es würde sich finden!

In denselben Tagen zeigte sich auch, daß man das Blücher'sche Corps sehr schlecht mit Gelde ausgestattet hatte, ich glaube, man hatte ihm nur 100,000 Thlr. mitgegeben. Von diesen hatte ich wenigstens 30,000 Thlr. schon verbraucht. Natürlich fing die Feld-Kriegskasse an zu schreien: sie werde bankerutt werden an meinem Freicorps! — Sogleich setzte Blücher — und er konnte nicht anders — meinen großen Rüchel'schen Etat herab auf 500 Mann Cavallerie und 300 Mann Infanterie.

Dies war mir angenehm, denn nun war ich mit einem Male nahe am Ziele. Die Werbung und der Pferde-Ankauf hörte mit einem Male auf und ich mußte sogar einige Pferde verkaufen und nicht wenige Mannschaft entlassen; natürlich von beiden die schlechtesten.

Aber womit sollten denn nun die alten Regimenter formirt und besoldet werden, die Blücher im Kopf hatte —? Und wie viel Geld war bei mir unnütz verschwendet worden! — Alles war auf 2500 Mann eingerichtet und bestellt. Es versteht sich, daß sogleich abbestellt wurde, was noch nicht in Ar-

heit, sondern nur verdungen war, aber dennoch mußte ich weit mehr Montirungen, Sättel, Stiefeln, Schabracken, Lederzeug annehmen und bezahlen, als ich nun Mannschaft behielt. Das ganze Corps konnte nun uniform montirt werden, da sonst ein großer Theil in den Montirungen geblieben seyn würde, in denen ich die Leute bekommen hatte. Von diesen Montirungen lieferte ich über 200 dem Commissariate ab. — Wäre der Zuschnitt gleich von Anfang an auf die nunmehrige Stärke gemacht worden und die Geschichte mit den beiden Husaren-Schwadronen nicht vorgefallen, so wären dem König wenigstens 60,000 Thlr. erspart worden und mein Corps wäre eben so stark und eben so gut im Stande gewesen, wie jetzt! — Das sind die Folgen davon, wenn dieselbe Sache aus einer Hand in die andere geht und nach verschiedenen Grundsätzen beurtheilt und gehandhabt wird.

Zu gleicher Zeit, denn alles dieses geschah in der ersten Woche nach meiner Ankunft auf Rügen, verlangte der König von Schweden, der den Waffenstillstand, den er mit den Franzosen geschlossen, aufkündigen wollte, es sollte diesen gezeigt werden, daß die Preußen dort und unter seinem Commando wären, und ein Regiment sollte an die Gränze rücken und den Vorpostendienst mit den Schweden thun. Ganz unbegreiflicher Weise bestimmte Blücher mein Freicorps dazu. Ich stellte vor, daß es zwar in 4 Wochen ein Regiment seyn würde, aber in diesem Augenblick sey es noch ein zusammengelaufener unbekleideter Haufen (unter andern, — 300 Pferde ohne Sättel) und wenn wir jetzt Dienste gegen den Feind mit den glänzenden Schweden thun sollten, streite das nicht nur mit der Unmöglichkeit, sondern wir würden noch obenein verspottet werden!

Das half aber alles nichts; es sollte dabei bleiben und zum Ueberfluß befahl er, daß wir den andern Morgen übergeschifft und in Parade vor dem König von Schweden durch Stralsund marschiren sollten, wobei er guten Anzug empfahl,

ungeachtet ich bewies, daß gar kein Anzug möglich sey, vielweniger ein guter! Er meinte: ich würde das schon machen.

In der Verzweiflung nun, mein ganzes Werk zerstört und mich obenein blamirt zu sehen, ging ich zu meinem alten Gönner vom vorigen Herbst, dem Feldmarschall und General-Gouverneur Baron Essen, erzählte ihm offenherzig die Lage der Sache. Er meldete mich sogleich beim König. Der König schickte mir seinen intimen Secretair, den Grafen Wetterstedt, in's Vorzimmer (Wetterstedt wurde bald darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten und ist es wenigstens 20 Jahre, noch unter Carl dem Dreizehnten und unter Bernadotte gewesen).—Diesem trug ich dasselbe vor; er ging zum König hinein, kam gleich wieder und gab den Bescheid, daß sogleich Befehl an Blücher ergehen würde, eine formirte Truppe an die Gränze rücken zu lassen und meine Organisation abzuwarten.

Wenn ich nun gleich nichts gesagt hatte, als was den andern Tag die ganze Schwedische Armee mit Augen gesehen haben würde, und nichts erfolgt war, als was auch ohnedem unausbleiblich erfolgen mußte, so war es doch eine Art von Verrätherei, die ich hätte unterlassen sollen, wozu mich aber nur der äußerste Aerger über den ungeheueren Unsinn vermocht hatte. Ich war auf einen ungeheueren Sturm von Seiten des alten Blücher gefaßt. Er erfolgte aber nicht. Mein Marsch wurde abbestellt, meine Cantonnirungen nach dem äußersten Ende von Rügen, jenseit Bergen, nach Wittow hin verlegt, wo wir weit besser standen, als bisher, und ich wurde vor der Hand nicht weiter cujonirt und konnte alle meine Zeit zu Vollendung der Equipirung und zu tüchtigem Exerziren verwenden, Vormittag, Nachmittag, — Infanterie, Cavallerie. — Ich war auf den Beinen von Morgens 4 Uhr bis Abends nach 10. Wenn ich nicht zu Pferde war, so hatte ich zu schreiben, zu rechnen, anzuweisen, — und viele Mühe, regelmäßige Ordnung und Zucht einzuführen.

Wie ich nach Rügen eingeschifft werden sollte, hatte ich meinem Bruder Eberhard und meinem Schwager Fritz Brühl geschrieben, sie sollten dorthin kommen. Der König hatte beide als Lieutenants bei mir angestellt. Mein Bruder kam aus der Ecole militaire nicht anders heraus, als wenn er sein Ehrenwort gab, in der und der Zeit zurückzukehren. Aber dieser brave Junge wußte sich zu helfen. Er verabredete sich mit einem gewissen Stwolinski; es gelang ihnen, verkleidet, ohne ihr Wort zu geben, aus dem Hause zu entkommen. Meine Mutter erfuhr nichts davon. Zu Hause fanden sie ein Pferd, das ich meinem Bruder zu dem Ende gelassen, kamen glücklich zum Thore hinaus und setzten ihren Weg ohne alle Rast, immer abwechselnd, der eine zu Fuß, der andere zu Pferde, mit solcher Eile fort, daß sie schon in 24 Stunden die 20 Meilen bis Lenzen und über die Mecklenburgische Gränze zurückgelegt hatten. Nach kurzer Rast wanderten sie weiter bis in's Holsteinische. Hier waren sie erst in Sicherheit, aber das Pferd auch so ruinirt, daß sie es verschenken und beide zu Fuß gehen mußten. In Kiel fanden sie ein Fischerboot und legten auch die nicht unbeträchtliche Seereise glücklich zurück, dergestalt, daß mein Bruder, sechs Tage, nachdem er Berlin verlassen, auf diesem weiten Umwege schon unerwartet bei mir anlangte. Er trat sogleich ein und war ein so brauchbarer, herrlicher Junge, daß er die Liebe aller seiner Kameraden gewann. — Brühl, weniger beschränkt, war nach Wien gegangen, von da mit einem Courier unserer Gesandtschaft nach Preußen und von dort kam er auch nach Rügen. Er kam zur Cavallerie, mein Bruder zur Infanterie *).

*) Ich lernte auch in Stralsund den famosen Schill kennen, der damals noch inmitten seiner Glorie war.

Wie ich eines Tages, auf dem Marktplatz in Stralsund stehend, davon redete, daß ich wünschte, seine Bekanntschaft zu machen, kam er geritten und stieg ab, um zum General Blücher zu gehen. Ich ließ mich ihm vorstellen, und nachdem ich einige Worte

Es dauerte nicht drei Wochen nach den vorher erzählten unangenehmen Geschichten, so war ich mit meiner Formation fertig; Alles war gut equipirt, einexerzirt und vor dem Feinde brauchbar. Es war ein complettes Cavallerie-Regiment von 500 Pferden, und zwei Jäger-Compagnien, zu 150 Mann eine jede.

Ich meldete nun, daß ich fertig und zu jedem Dienste brauchbar sey. Außerdem sollte noch eine geringe Mannschaft und eine ganze Menge durch alle die Teufeleien, die man mir gemacht, übercomplet gewordener Montirungsstücke auf Rügen zurückbleiben.

Unterdessen war auch eine Flotte mit angeblich 30,000 Engländern, unter Lord Cathcart (demselben, der im folgenden Jahr Vliessingen nahm, wo sein ganzes Heer am Sumpffieber

gesagt, denke man sich mein Erstaunen, als dieser Mann mit einem Schwall von Worten und mit unterthänigen Bücklingen meinen Ruhm und meine Thaten zu preisen anfing, von denen er lernen wolle! Dabei sah er so verschmitzt aus, daß ich alsbald genug hatte. Ich sagte ihm, daß er recht gut wissen müsse, daß ich keine Thaten vollbracht, also auch weder Ruhm habe, noch haben könne; ich hätte nur ganz einfach gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, da er sich selbst Gelegenheit geschaffen, und sich darin gezeigt habe, und daß ich geglaubt haben würde, ihn unangenehm zu berühren, wenn ich von seinem Ruhm hätte reden wollen. Statt mich zu verstehen, fuhr er in seinen albernen Complimenten fort. — Ich war überzeugt, daß viel zu viel von ihm geredet würde und nicht viel dahinter stecke, und so war es in der That. Er war sehr tapfer, auch listig, aber unglaublich dumm, wodurch bald Hochmuth erregt wurde, den er unter einer erheuchelten Bescheidenheit zu verbergen trachtete. Zu nichts weniger war er geschaffen, als zu einem Feldherrn, und den wollte er spielen. Daran ist er gescheitert. Im Frieden, als Commandeur des 2ten Brandenburgischen Husaren-Regiments, war er an seinem Platz, im vorgeschriebenen Dienst, ohne Raum für Projecte, ohne Gelegenheit, den Feldherrn zu spielen. Er brachte das Regiment auf einen sehr guten Fuß und erweckte einen militairischen Geist. Sein Ende aber war durch seine Kopflosigkeit völlig verschuldet. Ich kenne den Zug ganz genau, weil mein Bruder Alexander ihn mitgemacht. Er verließ jedoch Schill noch bei Zeiten, wie er eingesehen, daß das Unternehmen zu keinem andern Resultat führen konnte, als zu einem schmählichen Ende.

zu Grunde ging) auf der Rhede von Perth angekommen und landete auf Mönchguth. Dem zu Folge hatte der König von Schweden 60,000 Mann unter seinen Befehlen. Er kündigte am 1sten Juli den Waffenstillstand und am 15ten sollten die Feindseligkeiten beginnen. Da uns nur der Marschall Brune mit 15,000 Mann entgegenstand, so war für den Anfang wenigstens ein glücklicher Erfolg vorherzusehen, und wir hofften, nach Berlin zu kommen und Alles in Aufstand zu bringen.

Dies wäre um so eher geschehen, da Oesterreich in demselben Augenblick mit 80,000 Mann loszuschlagen bereit stand. Aber schon war am 14ten Juni die Schlacht bei Friedland verloren worden, der der Frieden von Tilsit unmittelbar folgte. Es war ein großes Unglück für den König von Schweden, daß in dieser Zeit ein so heftiger Westwind blies, daß kein Schiff von Preußen her nach Stralsund oder Greifswald gelangen konnte, so daß wir ganz ohne Nachricht von dort her waren. Bald nach Aufkündigung des Waffenstillstandes kam aber die Nachricht von der Niederlage der Russen, kurz darauf die vom Waffenstillstand, dann die vom Frieden. Bei Kündigung des Stillstandes hatte Brune eine Unterredung mit dem König von Schweden verlangt und gehabt, in der er alles Mögliche versuchte, die Fortdauer des Stillstandes zu erlangen, weil er sich zu schwach fühlte und weil Napoleon so weit hinter seinem Rücken gern Ruhe gehabt hätte. Jetzt kehrte sich das Blatt um. Der König von Schweden trug auf Erneuerung des Stillstandes an und Brune wies ihn hochmüthig ab.

Ich hatte Ordre bekommen, auf's feste Land zu rücken, und stand ungefähr seit dem 8ten Juli auf der südlichsten Spitze von Rügen, der Halbinsel Zuder, um über die Glewitzer Fähre gesetzt zu werden. Den übrigen Theil der Insel hatten größtentheils die Engländer inne. Aber mit dem Frieden von Tilsit war auch der Befehl an den General Blücher gekommen, die Schweden zu verlassen und nach Colberg zu rücken, auch

in Frieden und Freundschaft mit den Franzosen zu leben. Ich wußte nun gar nicht, wie ich über den Meeresarm auf's feste Land kommen sollte, denn die Schweden wollten uns durch Stralsund nicht mehr durchlassen und schickten uns keine Schiffe. Endlich kamen zwei offene Böte und die sehr schlechte Fähre. Das Wasser ist eine halbe Meile breit. Die Fahrzeuge faßten nur 50 Pferde eng zusammengepreßt, und konnten in einem halben Tage nur dreimal hin- und herfahren, so daß ich mit den letzten erst am 15ten Juli herüberkam.

Statt daß wir früher an diesem Tage über die Peene und Trebel (die Schwedisch-Pommern umfließen) hatten vorbrechen wollen, war nun Brune hereingebrochen und trieb die Schweden vor sich her, auf Stralsund zu, welches er am folgenden Tage umlagerte. Unser Marsch ging nach Greifswald, wo Blücher's Hauptquartier war, also mitten durch das Gefecht der Franzosen und Schweden hindurch. Daß diese Letzteren glaubten, wir gingen zum Feinde über und uns Verräther schimpften, war ganz natürlich, aber auch in den Augen der Franzosen spielten wir keine ehrenvolle Rolle. In solche Lagen kommt man in solchen hundsföttischen Zeiten! In den vorangehenden Tagen hatte ich an den General Blücher geschrieben, da der König gewiß zum Frieden gezwungen worden (man kannte damals die gänzliche Zertrümmerung der Russischen Macht noch nicht) und er in dem Augenblick, wo er den Befehl gegeben, die Schweden zu verlassen, auch wohl von der günstigen Lage, in welcher wir uns hier befanden, nicht genau unterrichtet gewesen, so würde es gewiß für ihn und das Vaterland am besten seyn, ihm auch wider seinen Willen zu dienen, jenen Befehl nicht zu befolgen, und mit den Schweden und Engländern, wie verabredet, auf Berlin vorzudringen. Hätten wir hier, wie fast nicht zu zweifeln, Succeſſe, so würde der Krieg in Preußen auch gleich wieder losgehen, u. s. w. Wenn er (Blücher) dies also unternehmen wolle, so könne er auf mich und

auf meine Truppen sicher rechnen. Darauf antwortete er: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich herzlich vor die biedere Art, womit Sie sich gegen mich erklähren. — glauben sie mich, daß ich bei der ersten Nachricht gleich Uhrteilete, daß unser König in seiner der mahligen Laage keinen eigenen Willen zu handeln hatte aber um gottes Willen, warum lest man mich bei diesen grausamen Waffenstillstand*) mit dem waß ich bey mich habe nicht auß dem spihl, da man ia ohne hin da nicht wissen konnte wie zu handeln ich hier gezwungen wehr, indessen komt alles darauf an, daß ich erfahre wo zu die Engländer entschlossen sind, ob sie mit agiren, oder sich wieder einschiffen wollen — so vihl bleibt gewiß, daß ich mich von den Francosen nicht unanständig behandeln lasse. — nimmt der König von Schweden antheill am Waffenstillstand, nun denn ist alles entschihden. bewahren sie diesen Brief und vernichten ihn nicht, auch ich will den Ihrigen treulich auf heben, wer weiß, wozu sie einst dienen können, aber ums Himmelswillen kein word zu Irgend einen menschen von allem was unter uns vorgeht. daß übellste ist, daß in unserm ganzen Corps der Waffenstillstand bekannt ist, indessen so ich nuhr gesund bin, und selbst agiren kann, so soll Schon alles trit halten. Bleiben Sie mein Freund ich bin wahrhaftig nach ihren Gesinnungen,

Greifswalde
den 11ten Juli 1807.

ganz von HErtzen
der Ihrige
Blücher."

Der Brief zeigt deutlich: 1) daß der Alte die größte Lust hatte, los zu brechen, aber nicht allen seinen Untergebenen traute; 2) daß er auch die große Verantwortlichkeit voraussah, die ihn würde getroffen haben, und wenigstens alsdann wollte beweisen können, daß man ihm bereitwillig gefolgt sey.

*) Nur dieser (nach der Schlacht von Friedland) war erst bekannt.

Er redete mit dem Englischen Gesandten, dieser aber erklärte, daß die Englischen Truppen unter so veränderten Umständen nicht mitwirken würden. In der That schifften sie sich auch alsbald ein, segelten nach Kopenhagen, bombardirten und nahmen es, und führten die Dänische Flotte weg. Jetzt, mit nur 30,000 Mann, war das Unternehmen nicht mehr ausführbar. Der König von Schweden verzichtete selbst darauf, und bat Blücher, dem erhaltenen Befehl zu folgen, welches denn, wie erwähnt, geschah.

Ich selbst war durch den Schritt, den ich gethan, vollständig wieder in Blücher's Gunst gestiegen und bin darin geblieben bis an sein Ende.

Bei einer nachträglichen Anfrage in Sachen des Freicorps vom 20sten December 1811 erhielt ich noch folgendes Postscript von ihm:

„Es hat mich sehr leid gethan, ihnen mein verEhrter Freund in Berlin nicht gesehn zu haben. Ich hoffe aber, daß sie mich nicht vergessen, und sich überzeugen wollen, daß niemand ihnen mit wahrhafterer Freundschaft ergeben ist, als

Blücher."

Das Schreibe-Regiment ging jedoch noch immer neben dem alten Blücher her. — Ich hatte stets Unannehmlichkeiten. Wenn ich diese vorhersehen konnte, so brauchte ich nur in's Hauptquartier zu reiten und ihm die Sache vorzustellen, alsdann genehmigte er und befahl, was geschrieben werden sollte. Kamen sie aber unerwartet (welches natürlich fast immer der Fall war), so half keine Vorstellung; was einmal geschrieben war, wurde nicht wieder geändert, und wenn es noch so unpassend und verderblich war.

Ueberhaupt macht man sich von diesem alten Helden eine ganz falsche Vorstellung. Es ist gewiß, daß er und der Kaiser Alexander eigentlich den Napoleon gestürzt haben. Alle anderen Feldherren und Häupter in dem großen Drama der Jahre

1813 bis 1815 konnten ersetzt werden, — ja, bei mehreren wäre es besser gewesen, wenn sie nicht dabei waren, — nur diese beiden waren unersetzlich. Hätten sie gefehlt, so wäre es nicht gegangen. Nun glaubt man allgemein, da Blücher einen so gewaltigen Einfluß auf die Soldaten übte, daß er sich viel mit ihnen beschäftigte, sie gemustert, exerzirt und in allen Stücken für sie gesorgt habe. — Nichts weniger als dies. Sie bekamen ihn vielmehr kaum anders zu sehen, als im Gefecht. In dieser Pommerschen Expedition vom Jahre 1807 hat er meines Wissens keinen einzigen seiner Truppentheile gemustert, viel weniger exerziren lassen. Mein Freicorps, bei welchem es doch wahrlich darauf ankam, zu untersuchen, was denn für alle das Geld geleistet worden, und ob die Kerls auch zu brauchen seyn würden, hat er eigentlich gar nicht gesehen; denn ich nenne es nichtsehen, daß er es zweimal, wie wir sein Hauptquartier passirten, hat vorbeimarschiren lassen, einmal in Wolgast, das anderemal in Treptow an der Rega. Er lobte es, denn es sah wirklich recht gut aus, mehr als nöthig, auch in einer Ordre an die versammelten Offiziere, aber wie wenig erkennt man am bloßen Aussehen? Daß er es ordentlich gemustert hätte, konnte ich nicht erlangen. Es war auch nicht etwa Altersschwäche, die ihn daran verhindert hätte, denn er ging nachher, wie wir in Ruhe bei Colberg standen, täglich auf die Jagd, und oft zwischen meinen Cantonnirungen.

Im Jahr 1813, vor Ausbruch des Krieges, hat er sein Corps nicht gesehen. Er war krank und konnte nicht, wie ich selbst in Breslau gesehen habe, wo die Truppen schon am Gebirge standen. Was er während des Waffenstillstandes gethan, weiß ich nicht; nachher ist er in Bewegung geblieben bis Paris.

Im Jahre 1815, wo ich wieder unter seinen Befehlen stand, hat das dritte Armeecorps ihn nicht mit Augen gesehen, außer zweimal auf dem Marsch, wo er mit seiner Suite vorbeiritt. Ich allein mit meiner Brigade habe ihn in der Schlacht

von Ligny gesehen, wo er mich holen ließ und mich besonders instruirte. Und eben so ist es allen übrigen Truppen ergangen.

Was war es denn, was den Soldaten so mächtig an ihn kettete? — Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmäßiges Wesen, seine grauen Haare, — seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten einige Scherzreden von sich gab, — die Gewißheit, daß er in dem Augenblick da seyn würde, wenn es Noth thäte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze. —

In den Tagen nun, wo ich mit der beschwerlichen Ueberfahrt beschäftigt war, kam noch obenein der Befehl, das Depot an uns zu ziehen, die überflüssigen Effecten aber in Stralsund abzuliefern. Ersteres geschah, die zweiten wollte Niemand speciell übernehmen, und Offiziere und Mannschaften dabei zu lassen, duldeten die Schweden nicht. Dann belegten sie alles Preußische Eigenthum mit Arrest, gaben es nachher wieder los, und nach 4 Wochen hieß es: Alles sey in Colberg angekommen, wir sollten es in Empfang nehmen und in das dortige Magazin abliefern. Der Stralsunder Schiffer aber hatte bereits ausgeladen, Alles am Ufer auf die Straße hingeworfen, und da mußte man zusammensuchen, was noch da war, und großentheils verdorben abliefern. Ein schöner Belag zu einer abzugebenden Rechnung!

Die Franzosen hatten uns den Strich an der Meeresküste zwischen Greifswald und Wolgast eingeräumt. Hier standen wir bis zum 23sten wegen der Schwierigkeiten, welche die Franzosen machten, uns durch die Inseln Usedom und Wollin nach Hinterpommern marschiren zu lassen. An diesem Tage passirten wir die Peene bei Wolgast. Vor Swinemünde, wo ein Regiment Holländer zur Besatzung stand, das beinahe ausschließlich aus Preußischen Soldaten, die gefangen und zum Dienst beredet oder gezwungen worden waren, bestand, hatte ich mit diesen armen Leuten viele Noth, da meine Compagnie-

und Escadrons-Chefs einige von ihnen ohne mein Wissen angestellt hatten. Ich mußte sie herausgeben; nur einer ward durchgebracht.

Wir passirten die Diwenow auf der Brücke an der Stadt Wollin und den 25sten früh kamen wir in Cantonnirung bei Cammin, ich in Schwirsen, bei einem alten Grafen Wartensleben. — Hier blieben wir bis zum 9ten August stehen, wo wir durch Treptow an der Rega, wo das Hauptquartier war und blieb, in die Gegend von Colberg marschirten. — Ich stand beinahe 2 Monate in Groß-Gestin.

Da die Franzosen den Meister in allen unsern Provinzen spielten, so mußten wir uns mit dem begnügen, was sie uns gnädigst einräumen wollten, und das war wenig genug. Sie hatten Wollin, Greiffenberg und Cöslin besetzt. Linkerhand machte eine Linie von letzterem Orte zum Meere, hinter uns das Meer selbst, rechterhand die Oder, vor uns die Linie von Greiffenberg nach Cöslin, unsere Gränze.

Wir waren also wegen Quartier und auch wegen der Verpflegung (denn sie ließen nichts herein) auf die Städte Colberg, Treptow an der Rega und Cammin und die zwischenliegenden Dörfer beschränkt, eine Gegend, die schon durch das Approvisionnement von Colberg und dessen Belagerung gänzlich ausgesogen war.

Ich stand vorn gegen die Gränzlinie in sehr engen Cantonnirungen und hatte eine Art von Vorposten-Chaine an derselben, die ungefähr längs der von Stettin nach Cöslin führenden Landstraße hinlief; die Franzosen wurden zurückgewiesen, wenn sie in unseren Landstrich hinein wollten. Die andern Truppen hinter mir hatten Ruhe und standen etwas besser.

Vor uns hatte das Commando der General Durosnel, ein Adjutant Napoleon's, mit dem Blücher in gutem Vernehmen war. Er hatte einige Infanterie in Greiffenberg und

Cöslin, und dazwischen war nur ein Chasseur-Regiment, überhaupt wenig Truppen. Er selbst stand in Plate.

Niemand glaubte, daß es Frieden bleiben würde; die Bedingungen waren zu schmählich, und die Verhältnisse, die dazu gezwungen hatten, noch nicht bekannt. Ich that also alles Mögliche, um meinen Truppen einen wahren Soldatengeist einzuflößen und die wahre Disziplin, die auf der Ehre beruht, hineinzubringen, und ich kann sagen, daß es mir gelang. Ich habe nie wieder so brauchbare Kerls in Händen gehabt, als diese hier geworden waren. Die Vorpostenkette gab beständige Uebung im Felddienst und Haß gegen den Feind, den sie vor sich sahen; ich visitirte sie täglich und exerzirte außerdem täglich, heute den, morgen den, so daß ich in beständiger Bewegung und Alles immer in Athem war, denn Niemand war auch nur einen Augenblick sicher, daß ich nicht da war. Sie hingen mir auch an und trugen mich auf Händen, wie allemal geschieht, wenn der Befehlshaber immer bei den Soldaten ist, sich nicht schont, für sie sorgt und dabei strenge Disziplin hält, aber mit Gerechtigkeit. Dies ist die wahre Art, sich die Liebe der Soldaten zu verschaffen, denn sie entspringt aus Ehrfurcht*).

*) Ich war in dieser Zeit einen Tag in Colberg, bei meinem Freunde Gneisenau, der in den verflossenen 2 Monaten ein berühmter Mann und Oberstlieutenant geworden war. Sein großes Verdienst war, daß er einer erschlafften Garnison Muth und Leben eingeflößt hatte, und den gewöhnlichen Brusquerien der Franzosen jedesmal mit größerer Keckheit entgegengetreten war. Dadurch war ein Krieg außerhalb der Festung entstanden, in welchem der Feind das Meiste verloren hatte. Alles hatte sich eigentlich um den Besitz des Wolfsberges gedreht. Ich dachte mir unter diesem eine sehr wichtige, wohlbefestigte Stellung, wie wohl ein Jeder damals gedacht hatte. Es war aber nichts anderes als ein miserabler, kleiner, niedriger Sandhügel in der Ebene; von den Verschanzungen sah ich nichts mehr. Nächst den undisziplinirten Schill'schen Leuten hatte Gneisenau Nettelbeck die meiste Noth gemacht. — Unter dem vorigen schwachen Commandanten Loucadou hatte er das große Wort geführt, und auch jetzt nicht ablassen wollen, ungebetenen und unzweck-

Die Bedingungen und Folgen des Friedens von Tilsit und die gänzliche Unmöglichkeit, vor selbigen den Krieg fortzusetzen, viel weniger ihn jetzt zu erneuern, wurden immer bekannter. Damit verschwand einer der mächtigsten Antriebe, der die Soldaten zusammengehalten hatte, die schlechte Verpflegung und die engen Quartiere kamen dazu, im Angesicht der im Ueberfluß schwelgenden Franzosen; die Desertion riß zuerst unter den Schill'schen Truppen ein und unter dem Südpreußischen Infanterie-Regiment, dann verbreitete sie sich unter den anderen Truppen. Die meinigen hielten sich am längsten, theils aus Ehrgefühl, theils weil ich die Langeweile nicht aufkommen ließ, welche die andern plagte. Aber die Franzosen bezahlten Pferde und Armatur theuer und stellten die Deserteure sogleich ein. Diese gelangten also durch einen Gang oder Ritt von einer halben oder einer Meile, sobald sie nur wollten, aus einer schlechten Verpflegung in eine so ungemessene, als sie nur von ihrem Wirthe zu fordern für gut fanden, und bekamen noch ein gutes Stück Geld obenein (der Cavallerist über 50 Thlr.). Die Versuchung war also zu groß und meine Leute fingen ebenfalls an, mit Sack und Pack zu desertiren.

Es ist überhaupt eine Chimäre, daß nur die Nationalität und die Vaterlandsliebe (bei dem großen Haufen) gute Kriegsheere erzeuge, gegen welche die sogenannten Söldner von Hause aus zurückständen, wie die ersten Revolutionskriege bewiesen haben sollen. Aber nicht nur, daß die Franzosen (die Garden und Kürassiere ausgenommen) sich sehr gern und wo sie nur konnten, complettirten, ohne ihre Conscription abzuwarten, wie die vielen Deutschen, Holländer, Schweizer, Italiener und Polen beweisen, welche bei ihnen gedient haben, — so widerspricht auch diese Erfindung müßiger Schreiber (die selbst am

mäßigen Rath zu ertheilen, bis denn das Bombardement zu Hülfe gekommen ist, wo ihm Gneisenau die Direction der Löschanstalten übergeben hat, der er mit Eifer, Sachkenntniß und Muth vorgestanden.

wenigsten geneigt sind, dem Vaterlande mit irgend etwas anderem zu dienen, als mit Redensarten) der Erfahrung aller Zeiten. Asiatische, Germanische, Britische und Spanische Legionen fochten mit den Römern, Schweizer Jahrhunderte lang für die Franzosen; — der 80jährige Freiheitskrieg der Holländer wurde nur mit geworbenen Truppen geführt und gegen lauter Spanier durchgesetzt; — Gustav Adolph's Heer bestand zu drei Viertheilen aus geworbenen Deutschen, ebenso die Heere seiner Nachfolger; — endlich Friedrich's des Zweiten siegreiche Heere zur größten Hälfte. Alle diese besiegten die gegenüberstehenden Nationalheere. Die Vaterlandsliebe ist überhaupt ein Gefühl, dessen nur edlere Seelen fähig sind. Was man bei dem großen Haufen so nennt, wenn er nach langer Unterdrückung gegen seine Peiniger aufgerufen wird (wie wir 1813), ist ganz einfach die Rache und die Begierde, ferneren Verlust und Noth abzuwenden.

Die Masse der Eingebornen wird bei den Fahnen erhalten durch den gewohnten Gehorsam gegen den Landesherrn. Wo dieser entweicht, sehen wir Soldaten-Aufstände und Revolutionen. Die Masse dient allemal ungern und nur die unruhigen Geister unter ihr, und die, welche gar nichts zu verlieren haben, sind es, welche gern Soldat werden, und bei diesen ist es begreiflicherweise ganz gleichgültig, wo sie geboren wurden. Der Gehorsam, die Disziplin, die Ehre und treue Vorsorge der Vorgesetzten halten sie ihr Leben lang zusammen und sie finden auch nirgends ein angemesseneres Unterkommen für ihre Gewöhnung und Gemüthsart. — Ist es nun nicht weit besser, diese Art Menschen Soldat seyn zu lassen, als daß sie im Lande herumlaufen und vagabundiren? und diejenigen bei ihrem Eigenthum, oder bei ihrem stillen Fleiß zu lassen, die nicht gern Soldat sind? — Wo aber die Ideologen herrschen, da soll ein Jeder (sie selbst ausgenommen) aus seinen Verhältnissen herausgerissen werden, und eine möglichst kurze

Zeit das Vaterland vertheidigen, und alle Die, welche frühere Verhältnisse nicht wieder anknüpfen können, mögen im Lande umherlaufen und betteln und stehlen, wenn nur die Idee aufrecht erhalten wird. Im Befehlshaber müssen dagegen ganz andere Elemente wirksam seyn.

Wie die Desertion einzureißen begann, versammelte ich das ganze Corps, stellte in einer Rede die Schmach vor, und bot Jedem den Abschied an, der nicht ferner dienen wollte. Sie kannten mich hinreichend, um gewiß zu seyn, daß sie ihn ohne Vorwurf erhalten hätten. Aber es meldete sich keiner, vielmehr ließen sie mich hochleben. Ich ließ nunmehr die Kriegsartikel vorlesen, und kündigte an, daß jeder Deserteur, der zurückgebracht werden würde, erschossen werden solle, da ich den ehrliebenden Soldaten nicht die Schmach anthun wolle, ihren Kameraden Spießruthen laufen und dann weiter dienen zu lassen. Beim Rückmarsch in die Quartiere sprach ich, wie gewöhnlich, mit vielen gemeinen Soldaten (versteht sich die alten) und fand überall den höchsten Abscheu gegen den Treubruch, den ein Deserteur begeht, und Billigung der verdienten Strafe. „Es geschieht ihnen ganz recht" meinten sie.

Es dauerte vielleicht 10 Tage und ich fing schon an, an allgemeine Besserung zu glauben, als ein Kerl von der Infanterie vom Posten mit Wehr und Waffen in der Nacht zu den Franzosen herüberlief (es war ein Berliner). Ich bot 50 Thlr., wer ihn mir zurückschaffen würde, und bald hatten sie heraus, daß er in Cöslin bei den Franzosen eingestellt sey. Ich verzichtete also darauf, ihn wieder zu sehen, aber siehe da! am dritten Tage brachten sie ihn geschleppt; der Feldwebel der Compagnie hatte, mit Hülfe der Bauern, die nach Cöslin zu Markt gingen, sein Quartier herausbekommen, hatte sich in der Nacht verkleidet mit Mannschaft und einem Wagen in die Stadt begeben, ihn überfallen, geknebelt, auf den Wagen geworfen und hinausgeführt. — Ich weiß noch nicht, wie er bei der

Französischen Wache vorbeigekommen ist. Es ging offenbar um sein und seiner Begleiter Leben; in wenigen Stunden wären sie erschossen worden, wenn man sie entdeckte.

Genug, der Kerl war da. Ich sah nun erst die Uebereilung ein, die ich mit Androhung der verschärften Strafe begangen hatte, denn es stand nicht in meiner Macht, sie zu vollstrecken. Ich mußte das Urtheil dem General Blücher vorlegen, — der durfte es ebenso wenig bestätigen, und er antwortete mir auch, wie er mußte: — ich solle Kriegsrecht halten und dieses nach den Kriegs-Artikeln sprechen lassen. — Ich sah ein, daß er die Kriegsgesetze nicht ändern könne, da kein Krieg war, also die unumschränkte Macht des Feldherrn nicht stattfand. Der Deserteur lief also 24mal Spießruthen und nachher jagte ich ihn fort.

Ich war über diese Unannehmlichkeit höchst verdrießlich und ihre bösen Folgen blieben nicht aus. Die Desertion nahm reißend überhand. Wir verloren an 40 Mann; die besten Unteroffiziere gingen mit Pferd und Waffen über, und das Verhältniß mit dem schreibenden Hauptquartier gab überdies Antriebe genug dazu.

Während die erwähnten Leute desertirten, kamen genug andere, welche Dienste nehmen wollten; es wurde mir abgeschlagen, sie annehmen zu dürfen, so daß das Corps augenscheinlich den Weg der Auflösung offen sah; ebenso wurde jedesmal abgeschlagen, wenn ich Quartiere oder Verpflegung bessern wollte, z. B. leer stehende Ortschaften bequartieren, die besser waren, als die belegten, oder die ungleich repartirte Verpflegung auf die mir zugewiesenen Ortschaften gleichmäßig vertheilen, u. s. w. Kurz, der Dienst wurde mir auf alle mögliche Weise verleidet. Dazu kam, daß meine Anwesenheit zu Hause immer nothwendiger wurde. Mein Bruder Alexander kam zu mir, und ich sah wohl, daß er sein Mögliches that; aber er konnte nicht hexen, der Geldmangel brach herein. Fer-

ner hatte ich Unannehmlichkeiten mit zweien meiner Chefs, die grobe Subordinationsfehler begangen hatten, denen ich aber verzieh, um sie nicht unglücklich zu machen, wodurch meine Stellung sehr erschwert wurde. So zog ich es vor, jetzt den Abschied zu nehmen, wo mein Werk noch bestand und man meinen Austritt bedauern würde, als später, wo ich doch keinen Nutzen mehr stiften konnte, wohl aber noch mehr Zeit und Mühe verschwendet haben würde.

Während ich nun noch einige Wochen wartete, um nicht den Schein zu geben, als ob ich bloß wegen dieses Vorfalls abginge, kam die bekannte Cabinets-Ordre vom 3ten September zum Vorschein, welche (eigentlich hatte sie nur auf die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Offiziere Bezug) „denjenigen Offizieren, welche durch ihre Verhältnisse oder aus sonstigen Ursachen verhindert werden, fortzudienen, aufgiebt, sofort ihre Entlassung nachzusuchen, damit Se. Maj. der König, bei der Unmöglichkeit, alle vorhandenen Offiziere selbst auch erst in Zukunft wieder in Thätigkeit zu setzen, bald in den Stand gesetzt werden, übersehen zu können, unter welchen Offizieren behufs der künftigen Anstellung eine Auswahl zu treffen bleibt". Ich benutzte diese Gelegenheit und schrieb gleich nach Bekanntmachung dieser Cabinets-Ordre am 12ten September um meinen Abschied.

Ich machte darin bemerklich, daß mein Austritt nützlich werden würde, weil jeder alte Offizier, der jetzt ohne Anstellung wäre, bei dem hohen Etat, den ich genösse, sich sehr belohnt halten würde, wenn der König ihn an meine Stelle setzen wolle. Es fiel mir nämlich und Niemandem im Blücher'schen Armeecorps ein, daß man darauf verfallen könnte, ein völlig formirtes Cavallerie-Regiment und halbes Bataillon Infanterie, welches eben erst so viel Geld zu formiren gekostet hatte, in einem Augenblick aufzulösen, wo man doch noch neue Truppen

formirte, um nur den geringen Etat aufzubringen, den Napoleon uns zu halten erlaubt hatte.

Der General Blücher hatte bei Uebersendung meines Abschiedsgesuches zwar nicht den König geradezu gebeten, aber doch insinuirt, daß er es gern sehen würde, wenn das Cavallerie-Regiment nach meinem Abgange seinen Sohn, den Major Blücher, zum Chef erhielte, und rechnete mit Gewißheit darauf.

Aber am 28sten September kam die gnädige Gewährung meines Abschiedsgesuches für mich mit dem Beisatze: „Ich erkenne mit Dank den Eifer, womit Ihr bemüht gewesen seyd, dem Vaterlande nützlich zu werden, und bin Euer wohlgeneigter König."

Für den General Blücher aber war beigefügt: „und da das Corps hierdurch ohne Chef ist, so müßt Ihr es auflösen, denen Offizieren und Soldaten, die den Abschied verlangen, selbigen bewilligen, und diejenigen, die weiter dienen wollen, bei den andern unter Eurem Befehl stehenden Regimentern anstellen."

Nun entstand ein allgemeines Lamentiren, sowohl im Hauptquartier, wo sich mehrere Stabsoffiziere ohne Anstellung befanden (z. B. die Majore v. Katzler und v. Oppen, welche beide nachher, der eine mit der Avantgarde des York'schen Corps, der andere mit der Cavallerie des Bülow'schen, in den Jahren 1813 und 1814 sich einen Namen erworben haben, welcher der Preußischen Armee ewig im Gedächtniß bleiben sollte) — und welche sehr froh gewesen seyn würden, wenn sie meine bisherige Anstellung bekommen hätten, — als auch in meinem Corps selbst.

Der General Blücher ergab sich in die Auflösung der Infanterie, obgleich sie auch einen weit besseren Stamm zu einem Füsilier-Bataillon gegeben haben würde, als manche von denen bekamen, die ganz neu formirt werden mußten. Aber das Cavallerie-Regiment wollte er nicht missen; er verschob also dessen

Auflösung und stellte dem König noch einmal vor, wie Schade es sey, ein so complet formirtes Regiment aufzulösen; er fügte hinzu: „es sey das beste unter denen, die er bei sich habe", (was er auch laut und öffentlich sagte), und bat es sich zur Gnade aus, es bestehen zu lassen.

Indessen mußte er mir das Commando abnehmen. Er bestimmte dazu den Major v. Oppen, und das Corps hätte sich gratuliren können, wenn es diesen ausgezeichneten Cavalleristen zum Chef bekommen hätte.

Der Tag der Uebergabe war der 1ste October und Blücher hatte angekündigt, daß er selbst kommen würde. Wir waren aber kaum auf dem Platz angekommen, so war auch Oppen schon da, eine Stunde früher, als befohlen war, und zeigte an, daß Blücher nicht kommen würde. Ich formirte nun das Corps in ein Quarré, Front nach inwendig, und hielt eine Abschiedsrede. Gegen den Schluß wurde die allgemeinste Rührung sichtbar; dem alten Oppen liefen die Thränen über das Antlitz; zuletzt kamen alle Offiziere, weinend, bezeigten mir ihre Anhänglichkeit, und sogar die ganze Masse brach in ein Lebehoch aus, was damals ganz ungewöhnlich war, und nahm am Nachmittag durch Deputationen von mir Abschied.

Nun wollte ich das Corps in Front aufstellen, salutiren und es dem Major Oppen übergeben, — er lehnte es aber durchaus ab, und nun erfuhr ich erst, daß Blücher gegen die Auflösung remonstrirt hätte, die doch von mir so eben erst öffentlich angekündigt worden war!

Oppen bat mich dringend (und nahm es mir eigentlich über den Kopf weg, da er sich durchaus in nichts einließ) — und im Namen des Generals Blücher, daß ich das Commando behalten möchte, bis der nach Memel (zum Könige) gesendete Feldjäger zurück sey. Ich kam also in den sonderbaren und vielleicht noch nie dagewesenen Fall, als ein Verabschiedeter,

also eigentlich ohne vom König ausgehende Autorität, mein Commando fortführen zu müssen!

Dieser sonderbare Zustand dauerte bis zum 8ten October, wo die abschlägliche Antwort des Königs eingetroffen war, und die Auflösung vor sich gehen mußte.

Ich ging nun gleich nach Treptow in's Hauptquartier, und Oppen mußte die Auflösung vollziehen.

In der Zwischenzeit hatte ich meine oftmaligen Gesuche um Rechnungs-Abnahme und Décharge dringend erneuert, — und endlich erklärte der alte Blücher, daß er sich nun gar nicht mehr damit befassen werde; ich sollte meine Rechnung dem Ober-Kriegs-Collegio ablegen. Dem ging nun die bisherige laufende Verpflegung nichts an, sondern dem Feld-Kriegs-Commissariat, und dies wollte sich so schnell nicht damit befassen, sondern mußte erst mit der General-Kriegs-Kasse in Königsberg correspondiren. — Mein bisheriger, jetzt auch entlassener Regiments-Quartiermeister erklärte geradezu, darauf könne er (ganz ohne Unterhalt) nicht warten, brachte mir Kasse und Rechnungen und reiste ab. Eben so stoben alle meine gewesenen Offiziere, theils angestellt, theils verabschiedet, in alle vier Weltgegenden auseinander, und so war jede Rückfrage unmöglich, noch mehr jeder Zwang und Autorität, um befriedigende Antworten zu erhalten. Ich mußte also die ganze Last allein auf meine Schultern nehmen.

Nach Hause konnte ich nur mit einem Französischen Paß gelangen, den Blücher vom General Durosnel verlangt hatte; dieser kam aber erst am 17ten an. In der Zwischenzeit war ich täglich zu Mittag bei Blücher, von ihm mit Auszeichnung behandelt. — Jetzt war Frieden; er spielte also den ganzen Tag, von früh 11 Uhr an, wenn er nicht auf der Jagd war. Seine Truppen sah er gar nicht. So lange aber Krieg war oder Krieg werden sollte, und die Armee versammelt stand, rührte er keine Karte an.

Am 18ten also brach ich auf, zu Pferde, mein Bruder und mein Schwager Brühl, die auch den Abschied gefordert, mit mir, und den 21sten war ich zu Hause in Friedersdorf angelangt, nach einer Abwesenheit von genau 13 Monaten, und an demselben Tage, wo ich 2 Jahre früher in Potsdam war, um Antwort auf mein Dienst=Anerbieten zu bekommen. Um wie viele bittere Erfahrungen war ich in diesen zwei Jahren reicher geworden!

Kapitel 8.

1807—1808.

Leben auf Friedersdorf. — Noth des Landes. — Die Revolution von Oben. — Veränderungen in der Armee.

Am 21sten October 1807 also zog ich in mein verwüstetes Eigenthum wieder ein, abermals nach vergeblichen Anstrengungen für das Vaterland.

Die Trümmer der Brandstelle neben dem Schlosse lagen noch da, unaufgeräumt wie ich sie verlassen. Ich ließ sie auch volle zwei Jahre unangetastet liegen, und erst 1809 wurde der jetzige Garten an der Stelle angelegt. Es hatte auch seinen Nutzen, denn die Franzosen, die bei mir in's Quartier kamen, riefen jederzeit: Ah! que c'est vaste, ah! que c'est horrible! Ihnen wurde dann aufgebunden, ihre Landsleute hätten es aus Uebermuth angezündet.

Viele Ackerpferde waren geraubt, alles Geld theils durch die ersten Plünderer, theils durch die nachfolgenden Contributions=Ausschreibungen erschöpft, Rindvieh geschlachtet, Korn hinweggeführt, der noch von meinem Vater herstammende Weinkeller geraubt, im Schloß alle Betten und Meubles ruinirt.

Allen diesen Anforderungen hatte mein Bruder Alexander beim Ausbleiben aller Einnahmen gar nicht genügen können, und hätte davon laufen müssen, wenn er nicht die Feuerkassengelder gehabt und dazu verwendet hätte; im Uebrigen aber fand ich die Wirthschaft selbst in vielen Stücken in besserem Gange, als nach der kurzen Abwesenheit im Jahre 1805, und ich mußte selbst erstaunen, wie er (ein 19jähriger Jüngling, der sich nie um Landwirthschaft bekümmert) bloß durch Fleiß und festen Willen, sie durch so schwierige Zeiten hatte hindurch führen können.

Er ging im November 1807 mit einem Empfehlungsschreiben von mir an den Minister Stein nach Memel; dort fand er ungemeinen Beifall und machte viele Bekanntschaften. Er war überhaupt höchst liebenswürdig im Umgange und ein ausgezeichneter Mensch. Er war ungefähr 9 Zoll groß, gut gewachsen, hatte ein sehr feines, jugendliches Gesicht mit schönen, dunkeln Augen, und nahm alle Menschen ein, mit denen er umging. Sein Unglück war nur, daß er zu früh Successe hatte. Alle seine Lehrer und die Professoren zeichneten ihn aus und zogen ihn in ihr Haus. Wenn er gleich dadurch nicht arrogant wurde, so fing er doch bald an, in seinem Innern sich zu überschätzen und Andere neben sich gering zu achten. Seine Schul- und Universitäts-Kameraden überragte er und dominirte unter ihnen. In Memel war er nun unter die neu emporkommenden pseudo-philosophischen Staatskünstler gerathen, unter denen es geistreiche Leute gab, — dadurch gerieth er in den „Tugendbund"; er sah aber tiefer als sie, und war auch besser als sie. Schon im Jahre 1810 hatte er die tiefste Verachtung gegen ihre ganze Clique, steckte aber doch noch immer mit ihnen zusammen, aus Haß gegen die Franzosen, wenn er gleich seinen eigenen Weg ging. Er hätte eine frühe Laufbahn im Staatsdienst machen können, denn schon im Sommer 1808 wollten sie ihn zum Staatsrath machen (Niebuhr war

es, der es ihm vorschlug), aber er wollte nicht, um noch mehr zu sehen und noch mehr zu lernen. Aber er hatte ein solches Bedürfniß nach geistreicher Gesellschaft, daß er ohne eine solche eigentlich nicht leben konnte, selbst zum Studiren und Arbeiten wollte er täglich durch solchen Umgang angeregt seyn, aber wo ist denn der in solcher Masse vorhanden, daß man täglich etwas Neues mit ihm verhandeln kann? So war er eigentlich des Lebens früh überdrüßig, und ich muß es ein Glück nennen, daß Gott ihm verlieh, in seinem 27sten Jahre für das Vaterland zu sterben. Ersprießlich für ihn wäre gewesen, wenn ich in dem Kriege von 1806 und 1807 geblieben, oder wenigstens nicht nach Friedersdorf zurückgekehrt wäre, so daß die geregelte Thätigkeit, in die er sich so schön gefunden, für ihn fortgedauert hätte, und er gezwungen gewesen wäre, beständig für Andere zu sorgen. So aber stand er mit einem Male wieder allein, auf einer ungemessenen Bahn, in der bewegtesten Zeit, die je gewesen, zu sehr bewundert und geschmeichelt, abgestoßen von den Widerwärtigkeiten und Schlechtigkeiten, und ermüdet vom täglichen Einerlei, wenn das Gewaltigste sich nicht von Tag zu Tage jagte; dabei war er höchst reizbar und von unbeugsamem Willen. Nur gegen mich behielt er immer eine Art von Deferenz.

Bei meiner Rückkehr hatte ich Haus und Gut von Einquartierung frei gefunden, aber es dauerte keine 14 Tage, so wurden wir wieder damit heimgesucht. Es waren die beiden Kürassier-Divisionen Nansouty und St. Germain, die aus Preußen zurückkehrten und sich zwischen Frankfurt und Freienwalde im Oderbruch und in den anstoßenden fruchtbaren Dörfern der Höhe niederließen. Sie mußten mit Mann und Roß verpflegt werden, und zwar ad libitum, so viel sie verlangten. Natürlich fand das ad libitum in Hinsicht der Pferde sehr bald seine Gränze; gegen die Mannschaft und Offiziere mußte man im buchstäblichen Sinne den Gastwirth spielen. Schon im Laufe

des Winters wurde der Futtermangel so groß, daß wir Commissionen von Seiten des Kreises ernennen mußten, welche die Böden visitirten und wegnahmen, was sie fanden. Anfang Mai war auch das Ergebniß jener Visitationen rein aufgezehrt, so daß wir hofften, diese unangenehmen Gäste los zu werden. Wir wurden zu einem Kreistage nach Frankfurt berufen. Der dort stehende General St. Germain, eine wahre Bestie, verlangte, wir sollten für Verpflegung sorgen. Antwort: „Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren." „Wir sollten Lieferanten annehmen." Antwort: „Wir haben kein Geld!" Sogleich erschienen zwei Gensd'armen mit einem Lieferanten und erklärten, es käme kein Einziger von uns zur Thür hinaus, ehe wir mit diesem abgeschlossen hätten; er werde Credit geben bis nach der Ernte.

Diesem Kerl mußten wir demnach 80 Thlr. für den Wispel Roggen und 60 Thlr. für den Wispel Hafer bewilligen. Er wollte aber nur die Hälfte Credit geben, die andere Hälfte aber bezahlt haben (es waren über 100,000 Thaler). Wir erklärten nun wieder, was wir nicht hätten, könnten wir nicht geben und wenn wir Alle in dem Zimmer verhungern müßten. Antwort: „Das hat keine Noth, hier ist ein Mann, der wird Euch borgen." Dieser Edle war ein großer Frankfurter Banquier, welcher sich herbeiließ, gegen 10 pCt. Zinsen das Geld auf ein halbes Jahr vorzuschießen, jedoch nicht dem Kreise, sondern nach geschehener Repartition jedem Einzelnen seine Quote gegen Wechsel, und zwar so, daß er die 10 pCt. Zinsen im Voraus abzog. Diese werthen Französischen Gäste behielten wir ein volles Jahr, bis Napoleon im Herbst 1808 nach Spanien zog, und nun diese Kürassiere in Süd-Deutschland gegen Oesterreich aufstellte, wo sie denn fast alle in der Schlacht bei Aspern ihr Grab fanden.

Bei mir standen abwechselnd Mannschaften vom 10ten und vom 12ten Regiment. Von dieser Einquartierung will ich Eini-

ges erzählen, um von der Französischen Armee einen Begriff zu geben. Im Allgemeinen waren die Offiziere rohe Emporkömmlinge; unter den Wachtmeistern (Maréchaux de Logis) fand man aber Leute von Erziehung und selbst von Familie; so war in Dolgelin ein Wachtmeister, Mr. Dupin, in der That ein Marquis de la Tour du Pin, seine Offiziere aber waren Schuster. Bei mir war längere Zeit ein Maréchal de Logis mit Namen Vialette, ein Creole aus St. Domingo, ein großer, schöner, blonder Mensch mit einem ganz Deutschen Gesicht. So gebildet und wohlerzogen dieser Vialette war, ein solch dummer und rüpelhafter Mensch war sein Vorgesetzter und Lieutenant, ein kleiner und garstiger Zwerg mit Namen Bottu; er hatte ewigen Streit mit der Haushälterin, einer dicken Trudel, die glücklicherweise Französisch schwatzen konnte wie eine Elster; bald war ihm dieses nicht recht, bald jenes: man hörte sie immer zanken. Endlich beschwerte er sich bei mir. Ich versicherte der Wahrheit gemäß, daß ich vom Hauswesen und vom Kochen gar nichts verstände, und auch keine Zeit habe, es noch zu lernen; wer also in meinem Hause sey, müsse sich schon mit der gewöhnlichen militairischen Beköstigung begnügen. Nun schrie der Kerl arrogant: das wäre meine Sache, er werde sich bloß an mich halten. Ich antwortete sackgrob, so daß ich eine Herausforderung erwartete. Mein Rüpel schwieg aber, ritt den andern Tag nach Seelow zum Staabe, und blieb den ganzen Tag fort; den dritten Tag kam der Brief, kurz, grob, was ich wollte? „Je suis prêt." Nun wollte ich ihn herausfordern, saß und schrieb das Kartel, als Vialette kam, fragte, was ich thun wollte und mich beschwor, es zu unterlassen. Das Offiziercorps sey versammelt gewesen und habe sich verabredet, wenn ich den Rüpel forderte, beim Duell gegenwärtig zu seyn, über mich herzufallen, und mich zu zerprügeln. Ich wollte es gar nicht glauben, weil dies der Französischen Art bei solchen Corps, wo noch eine Spur von Ehre

vorhanden ist, ganz zuwider ist. Allein er versicherte es hoch und theuer, und freilich war die ganze Nachbarschaft voll von den Rohheiten und Mißhandlungen dieses Corps. Hülfe gegen ein solches Attentat hätte es durchaus nicht gegeben, und da denn doch das Herausfordern eigentlich an dem Rüpel war und nicht an mir, so unterließ ich es und wartete ab.

Einige Tage darauf kamen 6 Offiziere angeritten, und traten darauf mit meinem Rüpel mit vielem Getöse in das große Zimmer vor dem meinigen ein, etablirten sich auf Sopha und Stühle, lärmten und lachten. Ich dachte, nun geht die Geschichte los, und stellte meinen Degen zurecht, aber sie kamen nicht in mein Zimmer, sondern entfernten sich nach einer halben Stunde wieder. Ich reite nachher aus, um nach den Arbeitern zu sehen, und finde die Gesellschaft am Vorwerk, wie sie mit Pistolen nach einem an der strohbedeckten Scheune befestigten Bogen Papier schießt. Ich weiß nicht, ob das eine Bravade seyn sollte, wenigstens war es höchst feuergefährlich; hätte ich mich darein gemischt, so hätten sie wahrscheinlich gerade in's Dach geschossen; ich ritt also fürbaß und damit hatte die Geschichte ein Ende. —

Einige Zeit nachher ergrimmte Bottu über den Kaffee, stürzte mit der Reitpeitsche in die Küche und zerhieb die dicke Haushälterin. Die stürzte nun heulend und schreiend zu mir herein; da sie wohl ein verzweifeltes Getränk mochte gekocht haben, so mischte ich mich nicht hinein, sondern ließ anspannen und schickte sie direct nach Frankfurt zum General St. Germain, ihr empfehlend, lauter Französisch zu reden und so viel zu heulen als möglich. Der Erfolg war nicht zweifelhaft, da es in Frankreich für die höchste Schande gilt, ein Frauenzimmer zu schlagen, sogar wenn es die größten Insulten begangen hat. — Auch kam Bottu auf acht Tage in Arrest nach Seelow, dann in ein anderes Quartier unter dem Capitain und ich bekam keinen Offizier wieder. —

In Müncheberg war ein Commandant, der zugleich den größten Theil des Kreises gouvernirte, ein Dieb erster Klasse, für den Tafelgelder und Geschenke vom Kreise aufgebracht werden mußten, förmlich per Circulair. Wenige Wochen schon nach meiner Rückkehr mußte Klage gegen ihn eingelaufen seyn, denn es erschien eine Anfrage per Circulair vom Landrathe: ob und wieviel Geschenke diesem Commandanten gemacht worden wären? Es war eine bloße Feigheit von Seiten des Landraths, denn da er die Geschenke selbst ausgeschrieben hatte, konnte er die genaueste Antwort selber geben, ohne weiter zu fragen. Die Feigheit wirkte fort und Alle schrieben auf, sie hätten nichts gegeben. Wie es zu mir kam, schrieb ich die Wahrheit: dann so viel; abermals; dann so viel; dann monatlich so viel. Und als ich mit gutem Beispiel vorangegangen war, schrieben alle Nachfolger die Wahrheit hin. —

Wie nun der Commandant mochte zur Rechenschaft gezogen worden seyn, erschien eines Abends bei mir ein Gens-d'arm mit dem Befehl, morgen früh in Müncheberg mich vor dem Commandanten zu stellen. Ich ritt hin, man ließ mich im Vorzimmer warten. Nach einer Weile flog die Thüre weit auf und herein schritt mit zurückgeworfenem Haupt, hochmüthig wie ein Gewaltiger, der Herr Commandant (NB. ein Capitain) auf mich los, stellte sich vor mich hin und maß mich mit den Augen von oben bis unten. Ohne Zweifel wollte er imponiren; aber ich stand auch kerzengerade und maß ihn auch meinerseits. Endlich fuhr er los: „Vous ai-je jamais rien demandé?“ — „Non, je vous vois pour la première fois.“ — „Comment donc avez vous pu écrire, que vous me donniez tant par mois? — „Parceque c'est la vérité.“ — „Qui vous l'a demandée?“ — „Le conseiller du cercle (Landrath).“ — „Que me fait votre conseiller? je ne sais pas ce qu'il a fait de votre argent!“ „Ni moi non plus, au reste comme il l'a demandé pour vous, j'ai dû croire, premièrement, que vous le

receviez, et en second lieu que vous ne prendreriez rien, que vous ne soyez en droit de prendre. Ainsi je ne comprends pas, ni pourquoi j'aurais dû mentir, ni comment vous pouvez vous offenser, de ce que j'ai dit la vérité. Car si j'avais voulu mentir, ce ne pouvait être qu'en supposant que vous preniez ce qui ne vous revient pas. Je suppose au contraire, que vous êtes en droit de prendre cette somme, dont tout le monde sait, que vous la receviez!" — Diese ganz einfache Argumentation machte den Kerl so stutzig, daß er ganz ruhig sagte: „Certainement je ne reçois rien, que je ne sois en droit de recevoir." — Und so wurde aus der Haupt- und Staatsaction eine ganz ruhige Unterredung. Ich ritt nach Hause und erfuhr, daß er Tages zuvor alle Diejenigen dort gehabt hatte, die die Wahrheit geschrieben, sie theils intimidirt und zum Widerruf gezwungen, theils eingesperrt habe, unter andern hatte er Einen, der sich sträubte, durch Gensd'armen mit Kolbenstößen über die Straße in's Gefängniß schleppen lassen.

Zwischendurch will ich erwähnen, daß diese bei uns stehenden Kürassiere noch sämmtlich die alten Regimenter de grosse Cavalerie aus der Königlichen Zeit waren, und, sonderbar, sie alle, Gleichgültige und Republikaner, sprachen sämmtlich mit Entzücken von dieser guten alten Zeit, wie vortrefflich sie gehalten worden, wie ehrenvoll behandelt, und wie ihre ehemaligen Offiziere ganz andere und bessere Leute gewesen wären, als die jetzigen. Erwiderte ich, ich hätte immer gehört, es wären unwissende, junge Laffen gewesen, die nichts verstanden und den gemeinen Mann verachtet hätten; offenbar hätten doch ihre jetzigen Anführer bessere Proben im Kriege abgelegt — so lachten sie und meinten, ich solle mir doch dergleichen nicht aufbinden lassen; das wären nur Lügen gewesen, um sie zu vertreiben und sich ihrer Stellen zu bemächtigen, — sie hätten mehr gewußt, als die jetzigen, wären herablassend und affable

gewesen; die jetzigen Emporkömmlinge wären hochmüthig und verachteten den gemeinen Mann, als ob nicht doch ein Jeder wüßte, daß sie selbst um nichts besser gewesen wären, und was die Probe im Kriege anbetreffe, so würden die ehemaligen Offiziere sie eben so gut abgelegt haben, wenn sie nur eben so gut und oft wären herangebracht worden, vorzüglich von Napoleon *).

*) Einmal hatte ich auch einen alten **Maréchal de Logis** bei mir im Quartier, einen ächten Franzosen. Er hatte bei **Les Houssards de Berchiny** gestanden (die mit Dumouriez übergingen), wollte aber nachher gefangen, zum Dienst bei den Chasseurs gezwungen und erst spät zu den Kürassieren gekommen seyn. Als Chasseur nun habe er im Jahre 1794 im Annweiler Thal auf Vorposten gegen unsere **Houssards d'Ebenn** gestanden: **C'étaient de fameux gaillards**, meinte er, und nun hatte er hundert Geschichten, wie sie sich tüchtig mit ihnen herumgehauen, und nachher wieder mit ihnen getrunken hätten. **Les chasseurs**, sagte er, **avaient alors de petits casques recouverts de peau de loutre; et quand ils voulaient nous fâcher, ils nous nommaient toujours — Catzecop, ce qui veut dire**, setzte er noch halb piquirt hinzu, **tête de chat!** — Ich sagte ihm, ich wolle ihn einen ehemaligen Unteroffizier dieses Regiments sehen lassen, dann könne er die alte Bekanntschaft erneuern. Dies war der Grabenmeister Merten, der eben in meinen Wiesen Graben räumte.

Wir ritten nun zusammen hinunter und fanden den Merten bei der Arbeit. Ich fragte, ob er für seine Person mit im Jahre 1794 auf Vorposten im Annweiler Thal gestanden? — „O, ja, mehrere Monate!" — Ob er sich noch der Chasseurs erinnere, die ihm gegenüber gestanden? Hier wäre einer von diesen, der wolle die alte Bekanntschaft erneuern. — „Ach, sagte Merten, das waren die verfluchten Katz'köppe, das waren rechte Schlingels, sahen aus wie die Narren." — **Ah, voyez vous, Monsieur, il me nomme encore Catze'kop, il ne l'a pas encore oublié.** — Ich sagte: Ihr habt ja immer gute Freundschaft gehalten und mit einander getrunken. „Was, sagte Merten, getrunken? ich sollte mit so 'nem infamen Racker von Katz'kop trinken? nein, wir haben nicht mit ihnen getrunken; abgeschmiert haben wir sie recht tüchtig; sie durften sich nicht vor uns sehen lassen!" — **Qu'est ce qu'il dit, qu'est ce qu'il dit?** fragte der Franzose immer dazwischen. — Ich sagte: Er erinnert sich Alles noch recht gut und freut sich noch darüber. — **Eh bien! adieu camarade**, sagte der Franzose, und wendete das Pferd. Aber Merten brummte: „Was Kamerad, gehe Er doch, ich will mit einem Katz'kopp nichts zu thun haben."

Da die Weltverhältnisse unmöglich lange im status quo bleiben konnten, so hatte ich gehofft, bis dahin meinen jüngern Bruder Eberhardt bei mir beschäftigen zu können. Ich gab ihm Unterricht und zugleich besorgte er mir Aufträge in der Wirthschaft. Aber wenn gleich er der trefflichste Junge von der Welt war, ein freies, offenes Gemüth, richtigen Verstand, ein feines Gefühl von Recht und Ehre, die Gabe, sich in allen Verhältnissen des Lebens zurecht zu finden, streng gegen sich selbst, gesund wie ein Adler, von fast riesigem Körperbau und freundlichem, fast kindlichem Sinn, so war das Studiren doch einmal nicht seine Sache; er mußte im Freien zu thun bekommen und an das lebendige Handeln gebracht werden. Endlich, wie im Frühjahr 1808 die Schändlichkeiten zu Bayonne und zugleich die Gewaltthaten gegen den Papst verübt wurden (was die Französische Herrschaft über ganz Italien ausdehnte) und Oesterreich sich ganz offen zum Kriege rüstete, weiß ich nicht mehr, ob mir oder ihm selbst einfiel, daß er in Oesterreichische Dienste gehen solle. In jedem Falle, wenn Gott ihm Leben und Gesundheit erhielt, hätte er es gegen den allgemeinen Feind zum Nutzen des allgemeinen Deutschen Vaterlandes in einer nützlichen Thätigkeit und zu seiner eigenen Ausbildung verwendet. Nachher aber konnte er entweder dem speciellen Vaterlande seine Dienste wieder widmen, oder bei reifem Alter sich etabliren, wobei ich die Idee hatte, mein Gut Friedersdorf naturaliter mit ihm zu theilen. Er fand eine Anstellung bei dem Regiment Klenau Chevaurlegers; ich nahm Abschied von ihm, ach! um ihn nie wieder zu sehen! — Mit ihm ist auch ein Stück von meinem Herzen aus dieser Welt geschieden.

Im Juli 1808 brachte ich meinen Bruder nach Wien*). Auch mein Schwager Fritz Brühl trat damals in Oesterreichische Dienste. Im September desselben Jahres starb meine Mutter.

*) Auf meiner Reise nach Wien nahm ich die Gelegenheit wahr, die Schlachtfelder von Collin und Prag recht gründlich zu besichtigen. —

Sonst läßt sich aus dieser Zeit nichts erzählen. Ich blieb zu Hause und stand meinen Angelegenheiten vor, ohne Herr

Sowie man auf der Straße nach Collin aus Prag herauskömmt, befindet man sich auf unserem Schlachtfelde von 1757. Die höchste Platte des Ziskaberges, auf welchem die Oesterreicher vor der Schlacht standen, hat man zur Linken. Unter selbiger geht jetzt die Straße von Lowositz, bei dem großen Invalidenhause, vorbei. — Wenn man nachher Hrdlorzes passirt und Kyge zur Linken hat, ist man genau auf dem Fleck, wo der Angriff des Prinzen Heinrich die Schlacht entschied, und vielleicht eine Viertelmeile rechts ist der Ort, wo Schwerin fiel, und noch weiter rechts, bei Sterbohdi war es, wo Ziethen, nachdem die Oesterreichische Cavallerie gänzlich aus dem Felde geschlagen, mit seiner ganzen Cavalleriemasse (die das Oesterreichische Lager plünderte) so unverständig und ohne etwas zurückzulassen, nachrückte, daß er den König um die besten Früchte des Sieges brachte, weil dieser, nachdem er das Schlachtfeld gewonnen, keine Cavallerie auffinden konnte, um den Feind zu verfolgen. So wurde dieser nicht verhindert, nach Prag hinein zu laufen, woran er durch die Ziethen'sche Cavallerie sehr leicht verhindert werden konnte. Nicht weit über das Schlachtfeld hinaus kommt man schon nach der ersten Station Piechowitz, dann die zweite, Böhmisch-Brod, und die dritte, Planian. So wie man Planian ungefähr eine Viertelmeile hinter sich hat, ist man auf einer Ebene, ziemlich nahe rechter Hand, begränzt von den steilen, mit in den Schluchten liegenden Dörfern besetzten Höhen, auf welchen Daun am 18ten Juni 1757 stand. Das Wirthshaus Slatislunz (goldene Sonne) stand noch eben so zweistöckig da, wie die 60 Jahre früher, wo Friedrich der der Große aus dem zweiten Stock die Stellung der Oesterreicher überschaute. Es liegt ungefähr auf dem halben Wege von Planian nach Collin; seine Lage ist ganz geeignet, um jene Stellung zu übersehen. Die Umgehung, so nahe, dicht unter den Augen des Feindes, wäre ganz unmöglich gewesen gegen minder unbewegliche Truppen, als die Oesterreicher damals waren. Aber so wie sie nun einmal waren, mußte die Schlacht nach des Königs Plan gewonnen werden, wenn er nicht selbst davon abgewichen wäre. Ich glaube nicht, daß dies aus unüberlegter Hitze geschehen ist, wie behauptet wird, sondern daß er sich in dem Terrain geirrt hat; denn die Dörfer zwischen den dortigen krummen Bergen verschieben sich so sonderbar, daß man, wenn man den Standpunkt gewechselt, ungemein leicht das eine für das andere halten kann. Ich bin dreimal den Weg zwischen Collin und Planian passirt, habe mir jedes Mal die Dörfer Chotzemitz, Krzehorz zeigen lassen, und im Weiterfahren jedesmal wieder Brzistwy und Kamaik damit verwechselt. Es ist mir daher weit wahrscheinlicher, daß Friedrich, nachdem die Tete über Brzistwy hinausgekommen, geglaubt hat, es sey Krzehorz, und er

in meinem Hause zu seyn. Bis zum December 1808 blieb die Französische Einquartierung. Ausgaben und Verluste kamen von allen Seiten und es ist ein Wunder, daß ich nicht Banquerott machte.

Wie der Frieden von Tilsit in allen seinen Theilen gebrochen wurde, ist bekannt. In Art. 5 war hinterlistiger Weise bestimmt: „Alle Revenüen des Preußischen Landes fließen **vom Tage der Auswechselung der Ratificationen** an in die Kasse des Königs, und sind für Rechnung Sr. Majestät zu erheben, **wenn** die vom 1sten Nov. 1806 **bis zum Tage der Auswechselung der Ratificationen** schuldigen und fälligen **Contributionen** abgeführt sind."

Nun waren aber sehr viele ausgeschriebene Contributionen noch rückständig und das Land nicht im Stande, sie zu bezah-

---

werde nun im Vorrücken mit Hülsen zusammentreffen, als daß er aus bloßer Hitze seinen eigenen Plan sollte vergessen haben. Nächstdem ist es aber auch wieder die Unthätigkeit Ziethen's, die die Sache verdorben hat, wie bei Prag. Nachdem er den Nadasty mit seiner Cavallerie nach Collin hin geworfen, ist es unbegreiflich, wie er ihn wieder nach Radowesnitz konnte gelangen lassen! und wie er dann ihm dort mehrere Stunden gegenüber stand, und Hülsen rechts vor ihm gegen den Eichbusch hinter Krzehorz sich abquälte, wird man doch irgendwo über den Ravin haben kommen, oder ihn und das Dorf Radowesnitz umgehen können! Der eine lahme Versuch, der gemacht wurde, beweist nichts, — eben so wenig der lahme Gegenversuch Nadasty's. — Warf Ziethen seinen Gegner, wie er ihn doch an dem Tage schon einmal geworfen, und störte der König nicht seinen eigenen Entwurf, und kam statt **einzeln** von Brzistwy bis gegen Brzezan, mit der **Masse** hinter Krzehorz bei Hülsen heraus, so war der glänzendste Sieg gewonnen, die in Prag eingeschlossene Armee gefangen, und vermuthlich hatte der Krieg ein Ende. — Maria Theresia hat dies wohl erkannt, denn auf dem Denkmale Daun's, in der Kapuziner-Kirche in Wien, steht in der sehr langen Inschrift: **proelio apud Planianum patriam liberavit.** — Da Ziethen sich nachher, bei Torgau, wieder als einen zögernden Schlachtenverderber zeigte, so spreche ich ihm alle Talente ab, große Massen zu führen, aber den **kleinen** Krieg verstand **er**, der Vater der Preußischen Husaren.

len, — Napoleon ratificirte auch nicht, also wurde auch das Land nicht geräumt, dessen Revenüen auch dem König nicht überliefert, sondern Napoleon bezog sie nach wie vor, gab auch unsere Kriegsgefängenen nicht los.

Wir blieben also, wenn auch nicht im Kriegszustande, doch in dem weit schlimmeren der vollständigsten Unterdrückung und Willkür, — bis endlich, nachdem die Franzosen noch genug erpreßt, die Einkünfte aus dem Lande gezogen und die Contributionen vermehrt hatten, und Prinz Wilhelm, den der König nach Paris geschickt hatte, um endlich die Räumung des Landes und Frieden zu bewirken, dort 5 oder 6 Monate ohne Erfolg verweilt hatte, am 8ten September 1808 der Tractat geschlossen, oder vielmehr das Decret Napoleon's promulgirt wurde, nach welchem der König versprechen mußte, noch 120 Millionen Franken (30 Millionen Thaler schwer Geld oder 34 Millionen 285,714 Thlr. Preußisch) zu zahlen, worauf endlich die Mark Brandenburg, als die letzte Provinz, im Monat December 1808 geräumt wurde, und um jene Zeit auch erst die Kriegsgefangenen aus Frankreich zurückkamen, nachdem man viele an die Spanische Gränze geführt und durch Hunger und schlechte Behandlung gezwungen hatte, Dienste in den fremden Regimentern zu nehmen, die in den ungerechten Spanischen Krieg geschleppt wurden.

Diese Summe der 120 Millionen Franken hatte Napoleon aus den Contributionen, die willkürlich den Provinzen aufgelegt wurden, und aus den rückständigen Revenüen von 1806 bis 1808 herauscalculiren lassen. Denn bei unserer allerliebsten Methode, dem Feinde die vollständig organisirten Behörden und alle Beamten in den eroberten Provinzen zurückzulassen, waren ihm die Etats unserer Einnahmen genau bekannt, die Kassen standen unter seiner Aufsicht, und da die Contributionen und Leistungen mit Strenge eingetrieben wurden, so blieben natürlich manche von den gewöhnlichen Lan-

desabgaben in Rückstand. Rechtschaffene Beamte sahen hierzu durch die Finger, damit der Rückstand dem Könige nach dem Abmarsch des Feindes zu Gute kommen möchte; manche fanden auch Gelegenheit, Gelder nach Preußen zu schaffen, die denn in den Büchern noch als Reste figurirten. — Dieses Alles rechnete Napoleon zusammen, fügte einen willkürlichen Zuschlag hinzu und profitirte nun, über die Friedensbedingungen hinaus, 120 Millionen, die in fünf Vierteljahren eingekommenen Einkünfte des Landes und eben so lange die Verpflegung seiner Armee!

Für die Mark Brandenburg hatte die Sache nachstehende Folgen:

Ihr waren aufgelegt worden:

1) an Contribution	2,866,659 Thlr.	21 Gr.	— Pf. Cour.
2) Requisitionen	6,872,881 „	12 „	— „ „
3) Transportkosten für die feindliche Armee	91,036 „	4 „	2 „ „
4) Lagerkosten	155,578 „	18 „	4 „ „
Summa	9,986,156 Thlr.	7 Gr.	6 Pf. Cour.
excl. dessen, was die einzelnen Kreise und Ortschaften bezahlt und naturaliter geleistet hatten.			
Um diesen Forderungen zu genügen, waren gegen Schulddocumente (Interimsscheine) aufgenommen worden in Gold	1,618,960 „	— „	— „ „
das Gold mit 15 pCt. und in Courant	15,350 „	12 „	— „ „
Baar waren zur Zeit des Friedens von Tilsit etwa erhoben und gezahlt worden	1,000,000 „	— „	— „ „
Summa abgetragen	2,634,310 Thlr.	12 Gr.	— Pf. Cour.
Die Provinz war also noch schuldig	7,351,846 Thlr.	19 Gr.	6 Pf. Cour.

Sie weigerte sich, zu bezahlen, und auf das Andringen und die Drohungen des Feindes schickte sie eine Deputation an den König nach Memel, bestehend aus den Landräthen v. Pannwitz und v. Ziethen und dem Bürgermeister Freitag (von Frankfurt), denen sich auch der Herr v. Itzenplitz angeschlossen hatte. Diese fragten an, was sie thun sollten? und erhielten eine Cabinetsordre (vom 29sten August 1807), in welcher es heißt: „Nächstdem muß es Eure erste Sorge seyn, die rückständigen Contributions-Forderungen mit Anstrengung aller Eurer Kräfte zu befriedigen, weil davon allein es abhängt, wie bald wir die Früchte des Friedens genießen und, durch das erlittene Unglück enger als je verbunden, in den Stand kommen können, die großen Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen hat. Um Euch dies zu erleichtern, will Ich die Schulden, die das Land wegen Abführung der baaren Kriegs-Contribution hat machen müssen, oder noch zu machen genöthigt seyn wird, nicht allein verzinsen, sondern auch allmählig tilgen."

Nun waren aber die vorangeführten Summen alle baar gezahlt worden, oder noch zu zahlen, und das ständische Comité ging nun eifrig daran, das Fehlende zusammenzubringen, um den Feind los zu werden. Das Königliche Versprechen wurde aber nicht gehalten und die Provinz in eine große Schuldenlast gestürzt.

Zurück zu den allgemeinen Staatsangelegenheiten. — Der Feind zog sich nach dem Frieden vorläufig nur bis hinter die Passarge zurück. Der König ging wieder nach Memel und war beinahe ohne Land und ohne Einkünfte. Für seine Person ließ er es an Sparsamkeit nicht fehlen. Sein Hof war nie glänzend gewesen, — schon während seines ganzen Aufenthalts in Preußen hatte er höchst eingezogen und einfach gelebt, es wurde noch mehr erspart, und er lebte weit schlechter als viele

Bürgersleute. Aber wie geringen (oder vielmehr gar keinen) Einfluß konnte das auf den ganzen Staat haben?

Es kam also darauf an, vor allen Dingen den Feind los zu werden, und daher war am nöthigsten, in alle Provinzen Commissarien zu senden, um zu erfahren, was der Feind noch alles fordere, und dann die Mittel zu finden, ihn zu befriedigen; denn je länger dies aufgeschoben wurde, um so länger blieb der König ohne Revenüen und je höher stieg die Forderung des Feindes. Alles Uebrige war bis dahin Nebensache.

Es war aber nicht des Königs Art, dergleichen selbst zu besorgen, und er war beinahe ohne Minister. Die in Berlin verbliebenen waren verabschiedet, — Hardenberg mußte auf Napoleon's Geheiß verabschiedet werden, — Rüchel (der ihm wenigstens Preußen regiert hätte) ging im Unmuth auch ab, — es blieben also nur die Minister Voß und Schrötter. Zu Ersterem, scheint es, hatte der König kein Vertrauen, — der Andere war kein Mann zu solcher Aufgabe. Der König ließ also den verabschiedeten Minister Stein kommen, machte ihn allmächtig, und da ging Voß (der weit älter im Platze war) auch ab.

Man hegte die größten Erwartungen von dem Minister Stein, denn er war ein Mann von Kenntnissen, vielem Verstande und von Energie. Auch war er (obwohl ein Reichsritter) lange genug in unserem Dienst, als Präsident in Westphalen und zuletzt als Minister, gewesen, um die Verfassung und die Bedürfnisse des Landes zu kennen. Wenigstens, was das nächste Bedürfniß betraf, nämlich die Summe der Forderungen des Feindes in allen Provinzen kennen zu lernen und sie dann um jeden Preis herbeizuschaffen, wozu nur Thätigkeit und Bekanntschaft mit dem Geldwesen gehörte, dazu schien er gerade der rechte Mann zu seyn. Ich halte es für ganz gewiß, daß man im Herbst 1807 den Feind mit einigen 20 Millionen Thalern hätte abfinden können, d. h. mit der Summe,

auf die anderthalb Jahre später die Schulden der Kurmark allein gestiegen waren.

Man täuschte sich aber. Er förderte diese Sache gar nicht. Statt dessen brachte er uns die Revolution in's Land, deren Resultate dem Lande so viel gekostet haben, daß die Erpressungen Napoleon's dagegen verschwinden wie ein Gaukelspiel vor einer schreckenvollen Wirklichkeit. Es scheint, daß er gar nicht Willens war, die Contribution zu bezahlen, vielmehr trachtete er darnach, Napoleon zu stürzen, und zu diesem Zwecke förderte er den Tugendbund. — Die Franzosen haben von dessen großen Macht geschrieben und von dem Schaden, den er ihnen gethan; Andere: es sey nur eine Verbindung Gleichgesinnter gewesen, ohne politischen Zweck; noch Andere: letzterer sey zwar vorhanden, aber die Sache nur ganz unbedeutend gewesen und die Verbindung habe sich bald aufgelöst. Alle diese Erzählungen sind richtig, denn es war mit dem Tugendbund, wie mit allen geheimen Verbindungen; es gab darin Betrüger, Getäuschte, und leichtsinnig Gutwillige: Is habitus animorum est, ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur. Der Letzteren war denn natürlich die größte Zahl; sie wurden gebraucht, um allenthalben Nachrichten einzuziehen, gegen die Franzosen aufzuhetzen (was nicht schwer war, da diese selbst alles Mögliche thaten, um sich verhaßt zu machen) und dann Berichte abzustatten, wie unzufrieden man hier, und wie unzufrieden man dort sey, — wie hier oder dort nächstens ein Aufstand losbrechen werde, u. s. w. Eine Menge listiger Gesellen verschafften sich dadurch leichten und angenehmen Lebensunterhalt, und es ist kaum zu glauben, welche Summen diese Leute dem Preußischen Schatz gekostet haben. Man sah unbärtige Jünglinge und unbeschäftigte Männer, die nicht einen Groschen im Vermögen hatten, mit allen Bequemlichkeiten weite Reisen unternehmen, zurückkehren, mit Behaglichkeit und geschäftslos leben, oder mit wichtigen Mienen sich bald hierhin,

bald dorthin begeben, und wenn man fragte, woher denn die Mittel kämen? so wurde geheimnißvoll auf Verbindungen mit hohen Staatsbeamten hingewiesen. — Mit diesen Leuten erreichte Stein aber weiter nichts, als seinen eigenen Sturz.

Der König selbst war dem Tugendbunde nicht fremd; man hatte ihm die nichtssagenden Statuten der Verbindung vorgelegt und er hatte sie genehmigt. Auch hat er wohl die Berichte angehört, ohne daß er jedoch jemals entschlossen gewesen ist, selbst Hand anzulegen. Aber die höheren Klassen des Tugendbundes dachten anders; — die Getäuschten waren überzeugt, daß man den König in die allgemeine Bewegung (die sie vor der Thür glaubten) mit fortreißen würde; die Betrüger aber wollten zuerst Macht und Geld, sodann ferner, wenn der Zeitpunkt eintrete, ihn benutzen und ausbeuten, wenn nicht mit dem König, auch ohne alles Bedenken gegen ihn. Dies waren also die Verräther.

Mit ihnen (und an Gehülfen aus den andern Klassen fehlte es nicht) fing Stein die Revolutionirung des Vaterlandes an, den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des Beweglichen gegen das Stabile, des crassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, des (eingebildeten) Nutzens gegen das Recht, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft, des Individuums gegen die Familie, der Speculanten und Comtoire gegen die Felder und Gewerbe, der Bureaus gegen die aus der Geschichte des Landes hervorgegangenen Verhältnisse, des Wissens und eingebildeten Talents gegen Tugend und ehrenwerthen Charakter.

In dieser Richtung verfuhr Stein, als ob die bekriegten Kategorien, das Eigenthum, der Ackerbau, die stabilen Verhältnisse, die alte Ordnung, das Recht, die Gemeinschaftlichkeit der Standesgenossen und das Prinzip der Tugend und Ehre die Ursachen unseres Falles gewesen wären!

Er machte nun den Anfang zu seiner sogenannten Regeneration des Preußischen Staats mit allerhand auf die Rousseau'schen und Montesqieu'schen Theorien gegründeten Gesetzen, solchen, wie sie aus der Französischen Revolution, sammt dem Schaden, den sie angerichtet, längst bekannt waren.

Aber abgesehen von dem diesen Gesetzen anklebenden Verderben, konnte kein Augenblick ungünstiger gewählt seyn, um sie in Wirksamkeit zu setzen, als der gegenwärtige, in einem vom Feinde besetzten Lande, der nur auf Zeit und Gelegenheit lauerte, um seine Forderungen zu steigern und Vorwände zu finden, um nicht abzuziehen; — denn alle solche neu constituirenden Gesetze führen ihrer Natur nach im Anfang Unordnung herbei, weil sie damit anheben, das aufzuheben, was da ist, ohne eine Gewißheit zu haben, daß das, was eingerichtet werden soll, sich in der Wirklichkeit so einrichten wird, wie es auf dem Papiere scheint. Und wenn der Erfolg fehl schlägt, so ist der Umsturz der alten Einrichtungen und Verwirrung die einzige Folge solches unvorsichtigen Versuches. Würde es aber auch nicht so schlimm, so dauert Verwirrung und Unordnung doch immer so lange, bis das Neue alle Hindernisse überwunden hat, die ihm die gewohnte Wirklichkeit und das bis dahin anerkannte Recht bei jedem Schritte entgegensetzt. Und was war den Preußischen Ländern in dem Augenblick wohl nothwendiger, als Ordnung, Einigkeit und Festhalten am Rechte?

Es erschienen also:

1) Am 9ten October 1807 das Edict über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner und den freien Gebrauch des Grundeigenthums.

Schon diese fremdartige Benennung und Erschaffung einer Menschenklasse, die in dieser Art gar nicht existirte, ist bemerkenswerth. Es gab auf dem Lande Königliche Domainen, Edelleute und unterthänige Bauern, alle mit ganz verschiedenen Rechten und Pflichten; und in den Provinzen, die uns nach

dem Frieden geblieben waren, nur an äußerst wenigen Orten eigentliche Bauern. Dies waren also sehr bestimmt unterschiedene Klassen, die noch niemals collectiv Landbewohner genannt worden waren, da es nicht auf den Platz ankam, wo ihr Haus stand, sondern auf ihre Rechtsverhältnisse.

Im Eingange wurde, genau eben so, wie Turgot dreißig Jahre früher in dem ersten revolutionairen Edict, das er Ludwig den Sechszehnten unterschreiben ließ, es gemacht hatte als Zweck des Gesetzes der größere Wohlstand angegeben, der dadurch erreicht werden würde. Wenn die Französische Contribution darauf hätte warten sollen, so wäre sie heute noch nicht bezahlt.

Um nun zu diesem ersehnten Wohlstande zu gelangen, sollte:

a) Jeder Edelmann Bauergüter, jeder Bürger und Bauer Rittergüter kaufen können. Damit fiel die bisherige Sicherheit der Bauern in ihrem Grundbesitz weg; jeder reiche Gutsbesitzer konnte sie jetzt auskaufen und fortschicken. (Zum Glück war beinahe Niemand mehr reich.) — Ferner wurden Gerichtsbarkeit, Polizei und Kirchenpatronat für jeden hergelaufenen Kerl käuflich, der Geld hatte, statt daß es bis dahin des landesherrlichen Consenses bedurft hatte.

b) Die Vertheilung jeder Besitzung in beliebig kleine Portionen wurde erlaubt. Dadurch entstand die jetzige ungeheure Masse der kleinen Grundbesitzer, die von ihrer kleinen Scholle nicht leben können, und die keinen Schutzherrn mehr haben, der bei ihrer Erhaltung interessirt und dazu verpflichtet ist.

c) Sogar Lehn- und Fidei-Commiß-Güter durften nun einzelne Stücke vererbpachten, und das Recht der Anwarter auf die unveränderte Succession wurde mit einem Federzuge vernichtet.

d) Das Unterthänigkeits-Verhältniß wurde für alle Bauern, die Eigenthümer ihrer Grundstücke waren, sogleich, und für die übrigen Laßbauern (Nießbraucher) zum Martinstag 1810 aufgehoben. Daß die größte Masse der Bauern zu letzteren ge-

hörte und es der ersteren nur äußerst wenige gab, ist schon erinnert worden. — Hierdurch wurden nicht nur Mißverständnisse erregt, indem die Bauern glaubten, auch ihre Dienste und Abgaben seyen aufgehoben (in Oberschlesien kam es zum Aufruhr und die Kriegsmacht mußte einschreiten), sondern, was das Uebelste war, die Vollendung der Erziehung der Bauerkinder fiel weg. Diese geschah nämlich, nachdem sie eingesegnet waren, durch den dreijährigen Dienst (bei geringem Lohn) in einer geordneten Wirthschaft. Jetzt laufen sie mit 14 Jahren in die weite Welt, daher die vielen Armen, Vagabunden und Verbrecher.

Zum Schluß folgte der pomphafte Ausruf: „Mit dem Martinitage 1810 giebt es also in unsern Staaten nur freie Leute!" (worüber die Ideologen und Philosophanten von der Garonne bis zum Niemen ein Loblied anstimmten und den Minister Stein verherrlichten) gleich als ob bis dahin irgendwo in unserm Lande Sclaverei oder Leibeigenschaft existirt hätte! — Letztere fing vielmehr alsbald zu entstehen an, nämlich Leibeigenschaft des kleinen Besitzers gegen den Gläubiger, — des Armen und Kranken gegen die Polizei und Armen-Anstalten, — denn mit der Pflichtigkeit war natürlich die Verpflichtung des Schutzherrn zur Vorsorge aufgehoben.

2) Am 19ten November 1808, zwar erst nach Stein's Katastrophe, aber doch noch während seiner Anwesenheit promulgirt, erschien die Städte-Ordnung, durch welche jede Stadt der Monarchie in eine kleine Republik verwandelt wurde. Ein gewählter Magistrat ohne Macht (in den kleinen Orten wurde die Stelle des Bürgermeisters sehr bald an den Mindestfordernden übergeben) und neben ihm eine allmächtige Stadtverordneten-Versammlung, so zahlreich, daß nothwendig der große Haufen und die Schreier das Uebergewicht haben mußten. Hierdurch wurde nicht nur Haß und Zwietracht unter die Bürgerschaften gesäet, sondern auch die Macht von denen ge-

Wenn alle diese Pläne würden ausgeführt seyn, so schloß Stein, dann wäre das goldene Zeitalter da. Natürlich wurde vorausgesetzt, Napoleon werde so lange warten.

Aber der paßte besser auf! — Ehe es so weit kam, wurde der Koppe, der im Feldzuge von 1806 bei Hohenlohe angestellt war, mit den beiden bekannten Briefen an den Fürsten Wittgenstein erwischt.

Der Fürst Wittgenstein, der sich damals gewöhnlich in Hamburg, auch im Mecklenburgischen aufhielt, hatte verschiedene Stationen von getreuen Preußischen Offizianten (Förster, Postmeister u. dgl.) von der Mecklenburgischen Gränze bis Königsberg, durch welche die Correspondenz befördert wurde. Das Wichtigste aber wurde, wie er mir selbst erzählt hat, durch die Frau des Postmeisters in Prenzlau besorgt, welche in solchen Fällen statt eines Couriers hin- und herreiste, und welche denn, selbst bei den Postämtern, wo die Franzosen Aufseher oder Spione hatten, keinen Verdacht erregte. Jetzt aber hatte Stein den windigen Koppe geschickt, und dieser hatte nicht ermangelt, durch Prahlen und Wichtigthun sich verdächtig zu machen!

Bald nachher erschien im Moniteur das Kaiserliche Acht-Decret gegen Stein. Ein solches Verfahren gegen den Premierminister einer anderen Macht war unerhört im Europäischen Völkerrechte, wie so vieles Andere, was Napoleon that.

Bei unserer Schwäche, und da wir keinen Krieg seinethalben führen konnten, konnte er nicht im Amte bleiben; der König und Jedermann erwarteten, daß er seinen Abschied begehren würde, aber dies geschah nicht. Der König ließ ihm zu verstehen geben, er möchte gehen; er aber drang vielmehr darauf, der König sollte ihn, dem Napoleon zum Trotz, behalten, und bei des Königs Unentschlossenheit zog sich die Sache wohl zwei Monate hin. Dies konnte uns wahrlich nicht bei Napoleon in besseren Credit setzen. Wie endlich gar in der Königsberger Zeitung vom 27sten October 1808 ein Gedicht

erschien, in dem Stein aufgefordert wurde, Napoleon zum Trotz zu bleiben, das bei den damaligen Verhältnissen gar nicht ohne Genehmigung der Regierung gedruckt seyn konnte, konnte der König nicht länger zögern, wenn er nicht Napoleon's ganzen Zorn wollte auf sich losbrechen sehen. Er verabschiedete ihn also endlich.

Welche Dummheit gehörte dazu, den König öffentlich aufzurufen, zu seiner Sicherheit in Gefahren diesen Minister zu behalten den der Herrscher Napoleon schon vogelfrei erklärt hatte! Wie sollte es denn Stein anfangen, um den Napoleon zu verhindern, ein Decret zu erlassen: „La maison de Prusse a cessé de regner", und es augenblicklich zu vollstrecken? — Stein konnte wohl einen Aufstand an einigen einzelnen Orten hervorrufen, aber gegen die Französische Uebermacht sich behaupten konnte er damals nicht. Dazu mußte der Beistand Gottes abgewartet, und die siebenjährigen Sünden (von 1799 bis 1806) durch siebenjährige Knechtschaft erst abgebüßt werden.

Stein mußte also gehen, nachdem er dem König ein Ministerium und Behörden aus seinen Anhängern zusammengesetzt hatte, fast lauter Fremdlinge, — mit denen es zwei Jahre lang ganz schlecht ging, bis sie ein anderes Haupt bekamen. So lange ward zwar vielfach gequält, aber beinahe gar nicht regiert, und die Verwirrung, durch die neue Gesetzgebung gesteigert, erreichte den höchsten Grad. Der neue Minister des Innern, ein junger Graf Dohna, bisher Präsident in Marienwerder, war ein ziemlich endoctrinirter Liberaler, qui se battait les flancs pour s'enthousiasmer. Den Finanzminister v. Altenstein hatte ich noch zwei Jahre früher als eine Art von subordinirtem Secretair bei Stein gesehen, der ihm Bücher holte und sie wegtrug. Mit dem mattherzigen Goltz für das Auswärtige waren demnach alle Ministerien besetzt, on ne peut pas plus mal!

So wenig in der Civilverwaltung eine gänzliche Veränderung (noch weniger eine totale Umkehr) nothwendig gewesen, so unabweislich war sie bei dem Militair.

Neben den wenigen alten Regimentern, die übrig geblieben waren, standen nun (eben fertig und nicht gebraucht) eine ziemliche Anzahl von neuen Formationen, die eine feste Gestalt gewinnen mußten; sodann mußte der Stand der Armee mit den Hülfsquellen der wenigen Provinzen, die uns übrig geblieben, und mit der Zahl, welche zu überschreiten Napoleon uns verboten hatte, in Uebereinstimmung gebracht werden; ferner ließ sich unser bisheriges Rekrutirungs-System nicht mehr fortsetzen, weil es nicht möglich war, die Hälfte der Armee durch Rekrutirung im Auslande (das heißt im Deutschen Reiche) herbeizuschaffen, seitdem es Napoleon seine Contingente stellen mußte, und endlich hatten sich die Mängel unserer Fechtart viel zu deutlich gezeigt, als daß ein Zweifel über die Nothwendigkeit, sie abzuändern, hätte übrig bleiben können.

Was nun die Formation anbetrifft, so abstrahirte der König gänzlich davon, die alten, berühmten Regimenter wieder aufzurichten, selbst die, von denen ein hinlänglicher Stamm übrig geblieben, und deren Canton, aus dem sie von jeher ihre Mannschaft an Einländern gezogen, noch in unseren Händen war. Dagegen blieben diejenigen bestehen, welche noch wirklich vorhanden waren, auch solche, deren aus Polacken bestehende alte Mannschaft desertirt und durch neue Rekruten ersetzt worden war. Beides halte ich für einen großen Fehler.

Die weitere Organisation der Armee rührt größtentheils von Scharnhorst her. Die Ideologen und Philosophen haben ihn viel zu sehr gepriesen, als sey er der größte Held gewesen und als habe er allein den Preußischen Staat gerettet. Das ist zu viel gesagt! Aber es war doch ein wahres Glück für das Land, daß er um den König und an's Ruder der militairischen Angelegenheiten kam, denn alles Dauerhafte und We-

sentliche, was zwischen 1807 und 1813 eingerichtet ist, rührt von ihm her. Er hatte ein eigenes Talent, mit dem Könige umzugehen. Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie den andern Tag wieder vor, und den dritten Tag wieder, und wenn der König sagte: „Schon hundert Mal gesagt, will's nicht haben", oder: „Bleiben mir vom Halse! Gar nicht mehr davon reden hören!" so schwieg er wieder und rückte nach 14 Tagen oder 3 Wochen auf's Neue damit hervor, bis der König in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut seyn, weil Scharnhorst so sehr darauf versessen sey, zuhörte und nachgab.

Auch war er ganz unermüdet arbeitsam und dachte an nichts Anderes, als an seine Geschäfte.

Man hat ihm ein immenses Verdienst daraus gemacht, daß er die bösen Ausländer abgeschafft und ein Nationalheer gegründet habe. Das ist aber gar nicht richtig. Kein Ausländer wurde weggeschickt, vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß auch ferner Ausländer angenommen werden sollten, aber sie konnten aus den Ursachen, die ich bereits angegeben, nicht mehr rekrutirt werden. Also mußte man wohl mit den Einheimischen sich begnügen. 1813 wurde kein einziger Ausländer zurückgewiesen und wir würden recht froh gewesen seyn, wenn wir 100,000 Ausländer hätten bekommen können.

Man muß aber nicht glauben, daß die Scharnhorst'schen Einrichtungen diejenigen sind, die gegenwärtig noch in der Armee bestehen; es ist Alles modificirt und verdorben worden. Es war ein viel zu vernünftiger und redlicher Mann, als daß er solche soldatenmörderische Einrichtungen, wie manche der jetzigen sind, hätte erdenken und einrichten sollen.

Daß die Infanterie-Regimenter das Doppelte ihres Bestandes stark gemacht und abwechselnd immer beurlaubt wurden (die Krümper) ist ebenfalls seine sehr vernünftige Einrichtung, und auch (diesmal mit Recht) gepriesen worden. Die Waffen-

Fabrikation, Gewehre und Kanonen (eine Sache, die er gründlich verstand), hat er ebenfalls nach Kräften, und gut, betrieben, aber nicht so enorm, wie man gefabelt hat. Dazu fehlten ihm die Mittel. Wir hatten den Bedarf für die doppelte Stärke; für die gesammte Landwehr war aber 1813 nichts da. Die Engländer lieferten theils die Waffen, theils wurden sie dem Feinde abgenommen.

Er war ein Artillerist, daher wurde die Artillerie ganz anders und zweckmäßiger eingerichtet; aber die Einrichtung allein hätte wenig oder nichts geholfen, wenn nicht die Disciplin darin wäre aufrecht erhalten und sie nicht zum Gebrauch wacker wäre eingeübt worden. Daß Ersteres geschehen, verdanken wir dem Prinzen August, der damals zur Artillerie überging und später deren Chef wurde. Er hat die Artillerie in eine Masse zusammengehalten und sie nicht unter die andern Waffen zersplittern lassen, wie ohne ihn seit 1816 gewiß geschehen wäre; er hat auch von ihr die neue, jede Subordination, jede Ordnung und Unterordnung zerstörende Gesetzgebung weit mehr entfernt gehalten, als es den einzelnen Befehlshabern der anderen zerstreuten Waffenarten möglich gewesen ist. Das Exercitium aber und den raschen und kräftigen Gebrauch, womit unsere Artillerie in dem Kriege von 1813 bis 1815 so viel geleistet, hat sie vorzüglich dem als Generallieutenant verstorbenen Major v. Holtzendorf zu verdanken, der bald nach Verabschiedung der sehr alten und unbrauchbaren, der älteste Offizier dieser Waffe wurde. Neben und unter ihm haben sich Schmidt, Braun u. s. w. ausgebildet.

Es ist also unrichtig, wenn man dem General Scharnhorst die günstige Veränderung, die mit unserer Artillerie vorgegangen, ganz und allein zuschreiben will.

Dagegen war er, und seine Lehren fielen leider auf einen nur zu empfänglichen Boden beim König, der Mörder der Preußischen Cavallerie. Ich habe die Mißgriffe, die fortwäh-

rend mit ihr vorgenommen worden, so vielfach beleuchtet, daß es unnütz wäre, es hier zu wiederholen.

An der Ergänzung der Armee wurde nichts geändert, vielmehr das alte, sehr gute und milde Cantonsystem beibehalten, nur mußten die Cantons weit schärfer angegriffen werden, als früher, weil die Ausländer nicht mehr zu haben waren, und wegen der auszuererzirenden doppelten Stärke.

Es giebt jetzt schon Unwissende, welche sich einbilden, der jetzige dreijährige Dienst rühre aus jener Zeit und von Scharnhorst her. Dazu war er aber zu verständig. Dieses Uebel kam erst nach dem Kriege von 1815, wie die Redensarten die Oberhand gewannnen über die Thaten.

Das Avancement wurde geändert. Für's Erste wurde hierbei den Liberalen ein Freudenschmaus gegeben, indem declarirt wurde, daß Jedermann, ohne Rücksicht auf Geburt, Offizier werden könne, — und da alle sich steif und fest einbildeten, der Preußische Staat wäre nur durch die adligen Offiziere zu Grunde gegangen, und wenn es bürgerliche gewesen wären, würden wir den Napoleon nach Frankreich hinein und zum andern Ende wieder hinausgejagt haben, so ermangelten sie nicht, einen Lobgesang anzustimmen und das größte Heil von dieser Maaßregel im Voraus zu verkündigen. In der That und Wahrheit konnten Bürgerliche bis dahin eben so gut Offiziere werden, wie von da ab, — nämlich bei der Artillerie und bei den Husaren, und die Erfahrung hat gelehrt, daß noch heute diese beiden Waffen vollkommen hinreichend wären, die Bürgerlichen aufzunehmen, die sich den Beschwerlichkeiten und Aufopferungen des Offizierstandes unterziehen wollen.

Durch die zu gleicher Zeit eingeführten Studien und Examina war aber das vollständige Correctiv dafür gegeben, daß der Bürgerstand die Offizierstellen nicht alsobald überschwemmte, — denn wer unter ihnen die Fähigkeiten zu jenen Wissenschaften und zu noch mehr hatte, der sah auch ein, daß er mit sei-

nen Fähigkeiten im friedlichen Erwerb weit mehr würde gewinnen können. Es kamen nur die, welche an einem guten Fortkommen im Erwerbsstande verzweifelten, oder Söhne von eitlen Vätern, und diese waren nicht, oder nur selten, im Stande, das Examen hinter sich zu bringen.

Zu den Exzessen in den Examinibus kam es freilich erst später, wie man das Wissen ganz und gar über das Können, und das Erlernte über Charakter und Betragen setzte. Im Jahre 1808 hatte man noch so vielen Menschenverstand, einzusehen, daß man alle verlangten Wissenschaften von Grund aus verstehen und doch ein unbrauchbarer Offizier seyn könne, weil dessen Dienst nicht in Anwendung gedachter Wissenschaften, sondern in Entwickelung eines kräftigen Charakters, persönlicher Autorität, Gehorsams, Selbstverleugnung und unverzagtem Muthe besteht. Daher wurden die Fähnriche noch nicht dem Dienst ganz und gar entzogen und zwei bis drei Jahre lang in die Quälstube gesperrt, sondern der Unterricht ging nur so weit, daß der Unwissenheit vorgebeugt wurde, und der praktische Dienst blieb die Hauptsache.

Es gab auch damals, wie der gebildete Mittelstand erst aufzukeimen begann, eine Anzahl ächt Preußischer Bürgersöhne, welche, von der Katastrophe des Vaterlandes ergriffen, nach Preußen oder nach Colberg geeilt waren, um gegen den Feind zu kämpfen, und die nun den Dienst lieb gewonnen hatten und Soldaten blieben. Hieraus wurden sehr gute Offiziere in den nachfolgenden Kriegen. Aehnliches geschah im Jahre 1813, wo aber das thörichte Institut der freiwilligen Jäger den größten Theil solcher jungen Leute ohne Nutzen absorbirte.

Im Ganzen aber zeigte es sich, daß auch hier die hochtönende Gleichheits-Phrase der Wirklichkeit und der Natur der Dinge widersprach, und zwar Schaden anderer Art stiftete, aber die Natur der Dinge nicht ändern konnte. Der Erwerbstand blieb bei seinem Trachten nach Erwerb, — der Ueberrest des

Adels beim Degen. Art läßt nicht von Art, — vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen:

Fortes creantur fortibus et bonis.
Est in juvencis et in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam!

So blieb also der Adel nach wie vor die Pflanzschule des Offizierstandes bis auf den heutigen Tag, — wenn gleich die hereinbrechende Noth und Verarmung der Grundbesitzer manchen angesessenen Edelmann zwangen, seine Söhne zum Erwerb anzuhalten und den Soldatenstand aufzugeben. Es blieb aber immer noch die große Masse der Offiziersöhne, die nichts besaßen, die nie irdisches Gut und Streben darnach gekannt und von ihren Vätern nur von Ehre und von dem Beruf reden gehört hatten, als Soldat zu leben und zu sterben.

Mögen immer die Ideologen, nach ihrer Art, einzelne Beispiele aufzählen, wo Söhne den Vätern in Sinn und Charakter ganz entgegengesetzt waren, und wo Leute von geringer Herkunft gute Offiziere und auch Feldherren geworden sind, so können, hier so wenig wie jemals, einzelne Beispiele die Erfahrung ganzer Geschlechter umwerfen.

Man kann unmöglich den Ursprung des Adels in etwas Anderem suchen, als im Kriegsdienste. Gunst oder Geld haben fürwahr nichts Edles an sich, geben also auch keinen Grund zum Adel. Könige können aus Gunst oder des Geldes wegen Titel beilegen, also auch den Namen des Adels vergeben, — sie können demnach vornehme Herren erschaffen, aber keine Edelleute. Durch die Kinder der Banquiers, der Kaufleute, der Ideologen und Weltbürger wird, neun und neunzig Mal unter hundert Fällen, der Spekulant oder der Ladenschwengel hindurchblicken, — der Krämersinn steckt in ihnen, der Profit ist immer vor ihren Augen. Der Sohn eines (meinetwegen dummen) Edelmannes

wird sich immer scheuen, einer Gemeinheit beschuldigt werden zu können. Ich traue im Kriege weit mehr auf den Sohn eines armen Landedelmannes oder Offiziers, die auf ihrem Schlosse oder in ihrer Garnison Mangel leiden, als auf den eines Reichen, der seinen Reichthum der Spekulation und wohl gar Bankerotten verdankt.

Auch das zu viele Lernen ertödtet den Charakter. Im Kriege aber fallen alle die Künste weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienstes bringen, weil der Krieg, besonders wenn er von Dauer ist, die Seelenkräfte der Menschen zum Vorschein bringt, welche, im Glück wie im Unglück, allein von entscheidender Wirkung sind. Diese Eigenheit des Krieges wird nicht erkannt, obgleich die allen Soldaten, vom Feldherrn bis zum Gemeinen, so nöthigen Eigenschaften, wie z. B. richtiger Blick und Urtheil unter erschwerenden Umständen, Entschlossenheit, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Ausdauer, nirgends anders als im Kriege gezeigt und erprobt werden können. Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menschen schließen. Er offenbart sich nur durch Thaten, und kann nicht, wie Verstandeskräfte, im Examen erprobt oder durch Reichthum ersetzt werden.

Solchen natürlichen, erworbenen Adel kann ein König anerkennen und durch Verleihung des Titels auf Nachkommen erstrecken, aber Edelleute nach Belieben zu machen, das ist er nicht im Stande, also auch die bloße Verleihung des Titels eine ungeheuere Absurdität!

So ist der alte Adel und mit ihm das Ritterthum entstanden, was sich nicht besser, als mit den Worten Montlosier's schildern läßt:

„Si, dans quelque contrée lointaine, on venait à découvrir une institution, qui eut pour statut la vérité, la fidélité, toutes les affections nobles de l'âme, portées au plus haut degré d'exaltation; — si on découvrait une institution qui, au milieu

d'un peuple avide de plaisir, proclamât l'amour des dangers et le dédain des richesses, qui eut pour premier précepte: „Ton coeur ne connaîtra point la cupidité, il ne sera j'amais atteint par la crainte, un mensonge ne sera jamais dans ta bouche, un artifice dans ton coeur; — tu obéiras, mais ton obéissance même sera illustre. Elle aura l'honneur seul pour mobile.“ Si on découvrait une institution, dont l'objet fût de faire les hommes sans peur et sans reproche, qui sût allier d'une manière magique la soumission à l'indépendance; — qui du sein de ses misères, élévât assez haut le coeur de l'homme pour le mettre au-dessus de ses deux attraits les plus puissants: l'amour des richesses et l'amour de la vie, que dis-je? qui l'élévât au-dessus même de l'Etat, en le rendant supérieur à ses récompenses et à ses menaces, à l'appareil de ses faveurs et à celui de ses disgrâces, comme on s'extasierait à cette découverte!

C'est ainsi qu'a brillé l'institution de l'ancienne chevalerie.

Les savans, les prêtres, les jurisconsultes, les rois sont parvenus à faire disparaitre (auch die Industrie vorzüglich durch Erfindung des Schießpulvers) ce beau monument.

L'esprit a voulu se conserver, lors même que l'institution a été effacée.“

Aber in der That hat es niemals eine Institution gegeben, in welcher das Ritterthum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offizierstande Friedrich's des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vortheils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit, — ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb! Dagegen jede Aufopferung für diese, für seinen König, für sein Vaterland, für seine Kameraden, für die Ehre der Preußischen Waffen! Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge. Welcher andere Stand, wie viele überhaupt in jetziger Zeit können sich gleicher

Gesinnung rühmen? Trachtet darnach, ihr Nachkommen, daß man sie an Euch rühme!

Die Rechtspflege, Disciplin, Belohnungen und Strafen wurden gänzlich verändert. Die barbarische Strafe des Spießruthenlaufens wurde abgeschafft, was zu loben ist, desgleichen die Stockschläge und Fuchtel, womit, wie mir scheint, etwas zu übereilt vorgeschritten wurde. Es war auch ein Opfer, welches dem allerliebsten Zeitgeist gebracht wurde, welcher weichlich ist, und dem es entsetzlich dünkte, seinen Buckel hinzuhalten, selbst wenn er es vollkommen verdient hatte. Zwar wurden statt der Stockschläge andere Strafen eingeführt, die weit strenger waren, als ein paar sogenannte Jagdhiebe: Arrest und die Latten. Eigentlich war also für den Bestraften nichts gewonnen; es giebt aber Kerls von so fauler Natur und mit so dickem unempfindlichen Fell, daß sie lieber auf den Latten faullenzen, als sich beim Exerciren Mühe geben, wogegen sie durch die Erschütterung von ein paar Hieben, a tempo, augenblicklich aus ihrer Apathie erweckt werden. Man kann dies schon bei Kindern bemerken, welche durch langweilige Strafen in ihrer Unart bestärkt, aber durch die Ruthe augenblicklich zur Besinnung gebracht werden, woher auch der Spruch:

Ach, du liebe Ruthe!
Was thust du mir zu Gute!

Natürlich darf man weder Kinder noch apathische Kerle verprügeln, das heißt, sie an Schläge gewöhnen, welches aber meines Wissens in der Preußischen Armee nie geschehen, sondern nur von Schriftstellern erfunden worden ist. Es wurde für solche Incorrigibles eine zweite Klasse gebildet, in welche sie durch Standrecht hinunter gesetzt werden konnten, allwo sie den Schlägen unterworfen waren.

Es wäre besser gewesen, die Sache umzukehren und die ehrliebenden und dienstbrauchbaren Soldaten durch eine Commission in die erste Klasse *hinauf zu setzen*, — die Rekruten

aber sämmtlich durch die zweite Klasse hindurch gehen zu lassen. Sie würden sich ganz anders angestrengt haben, und die zweite Klasse wäre weniger zahlreich geblieben, als jetzt. Denn was soll es bedeuten, einen faulen Bauerbengel, der gestern noch von seinem Bauer zur Arbeit gestoßen und geohrfeigt wurde, oder einen durchtriebenen Racker aus der Stadt, den die Polizei öfters hat auspeitschen lassen, gleich mit süßer Milde zu behandeln, wie einen gefühlvollen Herrn? und von Ehre mit Dem zu reden, der nur thierischen Trieben zu folgen gewohnt ist?

Ferner wurde das Militair in allen Sachen, die nicht den Dienst betrafen, nach der neuen Gleichheits-Theorie, der Civil-Gerichtsbarkeit unterworfen. Dies war der größte Verderb, denn weil das Civilrecht auf Gleichheit gegründet ist und nur den angerichteten Schaden bestraft, das Militairrecht aber, auf die durchgreifendste Ungleichheit basirt, schon den kleinsten Mangel an aufopfernder Pflichterfüllung bestraft, — so konnte den Soldaten nichts Verderblicheres eingeimpft werden, als die demagogischen, egoistischen Gleichheitsgedanken und die Listen und Pfiffe, mit denen er bei den unbedeutendsten Einlassungen vor Gericht bekannt werden mußte. Außerdem unterlag er nun bei jeder Erbschaft (bestehe sie auch in Nichts) und bei jeder unbedeutenden Zwistigkeit den Prozeßkosten, von denen bis dahin im Militair niemals die Rede war.

Aber das Uebel ging weiter. Die Auditeure bei den Regimentern (gleich damals, oder später?) wurden abgeschafft und für die vereinigten Divisionen bei deren Stäben angestellt. Dadurch bekamen sie einen ganz anderen Charakter und eine andere Stellung. Bisher waren sie Theile der Truppen und eigentlich selbst Militairs gewesen; — sie hatten nur mit dem Regiments-Chef zu thun, kamen täglich auf Parade, lebten mit den Offizieren, kannten also den Dienst, die Disciplin und deren Erfordernisse, bekamen Soldaten-Gedanken und mußten sich

in ihren Untersuchungen und bei ihren Vorträgen an Stand- und Kriegsgerichte, an ihr Gesetzbuch, die Kriegsartikel, binden.

Jetzt gehörten sie keinem Truppentheil mehr an, sie waren nur dem Namen nach Militairs, sie hatten auf der Parade und mit den Offizieren nichts mehr zu thun und lebten in den größeren Städten (denn in kleineren waren keine Divisions-Stäbe) mit dem Civil, hatten nur Civil- und Allgemeine Landrechts-Gedanken, und wußten nicht ein Wort mehr vom Dienst, von der Disciplin und deren Erfordernissen. Die Untersuchungen wurden weitläuftig; sie fanden immer Gründe, warum die Kriegsartikel auf den vorliegenden Fall nicht paßten und warum auf den Gleichheits-Coder, das Allgemeine Landrecht, zurückgegangen werden mußte, und verlangten, daß die Stand- und Kriegsgerichte nach ihren langen und spitzfindigen Deductionen und nach den an den Haaren herbeigezogenen Civil-Gesetzen sprechen sollten. Dadurch wurde in den seitdem verflossenen 30 Jahren die alte Unterordnung und der Gehorsam gänzlich gebrochen, und jeder schlechte Kerl, der die gröbsten Subordinationsfehler begangen hat, ist im Stande, wenn er schon genugsam vor Gericht unterrichtet worden, den Vorgesetzten, der ihn zur Rechenschaft zieht, auf die Festung zu bringen, wie auch täglich geschieht, um so mehr, da nach und nach alle die strengen Scharnhorst'schen Strafen abgeschafft wurden, so daß nur gelinder Arrest und Festung, d. h. für faule und schlechte Kerle nicht nur gar keine Strafe mehr übrig blieb, sondern man auch den Vorgesetzten nach und nach alle Strafgewalt abnahm und alle Vergehen, die über 3 Tage des gelindesten Arrestes nach sich ziehen, vor die Auditeure und zur gerichtlichen Untersuchung brachte.

Hierzu ist noch Zweierlei zu bemerken. Erstens, daß die Justiz, so wie für die Schuldigen beinahe null, jetzt für die Unschuldigen hart wurde; denn die Auditeure wurden mit Ge-

schäften überhäuft, und da die alte Einrichtung blieb, daß jeder Beklagte in Arrest kam und während der Untersuchung darin verblieb, so saß der Unschuldige oft 14 Tage oder 4 Wochen, bevor er freigesprochen wurde, was sonst in 48 Stunden geschah. Zweitens blieb für die Offiziere die alte strenge Ordnung und Gesetz. Sie blieben verantwortlich für ihre Untergebenen, sie sollten noch Alles regieren und wissen und verhindern, ungeachtet ihnen alle Mittel genommen waren, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Der kleinste Fehler brachte sie auf die Festung, vorzüglich, wenn es ihnen einfiel, ihr Ansehen und ihre Ehre behaupten zu wollen. Nur dem Gemeinen war Alles erlaubt.

Was die Besoldung anbetraf, so blieb es in Ansehung der Gemeinen bei den Dragonern, Husaren und der Infanterie beim Alten, nämlich für erstere bei 2½ Thlr., für die Infanterie bei 2 Thlr. monatlich. Die Kürassiere aber, welche 3 Thlr. monatlich hatten, verloren einen halben Thaler und mußten sich mit 2½ Thlr. begnügen.

Die Lieutenants wurden etwas besser gesetzt, als sie gewesen; vom Capitain und Rittmeister aufwärts wurde aber Alles herabgesetzt. Daß der Schwadrons- und Compagnie-Wirthschaft ein Ende gemacht wurde, war gut und löblich, aber die übermäßige Herabsetzung der Gehalte hatte Vieles gegen sich. Die alten hohen Gehalte waren nicht bloß bestimmt, eine Belohnung langer und treuer Dienste zu seyn, und ein Mittel, für das höchste Alter, wenn der Dienst aufhören mußte, zu sparen (wodurch dem Andrang auf Pensionen gesteuert wurde, die überhaupt gering waren), sondern sie hatten auch zwei andere Zwecke, die sie auch vollkommen erfüllten, nämlich, erstens, die Offiziere von schlechten Gesellschaften abzuhalten und die Befehlshaber in den Stand zu setzen, ihren Charakter und ihre Denkungsart kennen zu lernen, wovon bekanntlich auf dem Exercirplatz nichts zum Vorschein kommen kann. Denn es war

Gewohnheit und Niemand entzog sich dem, daß die Rittmeister die Offiziere ihrer Schwadron täglich, die Regiments-Commandeure und Generale die ihrer Regimenter täglich zu Mittag, letztere auch zu Abend bei sich sahen, wo denn bald an den Tag kam, weß Geistes Kind ein Jeder war.

Zweitens, den alten Befehlshabern es möglich zu machen, den Dienst bis in ein höheres Alter fortzusetzen. Dazu dienten die vielen Rationen. Jedes Cavallerie-Regiment hatte einen Stallmeister, welcher außer dem Unterricht der Offiziere und Junker, der ihm oblag, des Generals Pferde zureiten mußte. Generale vom höchsten Rang und solche Infanterie-Generale, welche hoch genug herauf waren, um mehr als eine Brigade zu führen, hielten sich einen eigenen Stallmeister, welchen zu salariren sie hinreichend besoldet waren. Sie konnten sich also mehr Pferde halten, als sie selbst in ihrem Dienst zu reiten nöthig hatten, und erwarten, bis sie thätig genug gemacht waren, daß solche alte Herren ohne Erschöpfung ihrer Kräfte, und ohne durch ihr Pferd vor der Fronte turbirt zu werden, ihren Dienst versehen konnten. Diese beiden wesentlichen Vortheile fielen nun weg. Die Befehlshaber sahen ihre Offiziere nicht mehr in ihrem Hause, lernten sie also nur von Außen, nicht mehr von Innen kennen, und konnten nicht mehr länger dienen, als ihre Kräfte zureichten, ihre eigenen Stallmeister zu seyn und ihren Dienst auch auf halbrohen Pferden zu versehen.

Davon abgesehen aber und davon, daß man die Besoldung von 1808 nicht mehr wie eine Belohnung langer Dienste betrachten konnte, war sie doch noch vollkommen hinreichend, damit ein Jeder seinem Range gemäß leben konnte.

Dies änderte sich aber nach den Feldzügen von 1813 bis 1815 (gleichsam zur Belohnung) und Alles wurde heruntergesetzt.

Die jetzige Besoldung steht gegen die Scharnhorst'sche so:

Jährlich.	Scharnhorst. Infant.	Cavallerie.		Jetzt. Infant.	Cavall.
	Thlr.	Thlr.		Thlr.	Thlr.
Seconde-Lieutenant . . .	204	240	—	204	240
Premier-Lieutenant . . .	300	360	—	300	360
Die jüngere Hälfte ders.	—	—	—	204	240
Capitain und Rittmeister	1360	1474	—	1200	1300
Die jüngere Hälfte ders.	—	—	—	600	650
Staabsoffizier	2040	2351	—	1800	1900
Oberst, als Regiments-Commandeur	2833	2946	—	2500	2250
Generalmajor	3400	3400	—	3000	3000
Zulage als Brig.-Comm.	1360	1360	—	300	300
Generallieutenant	4533	4533	—	4000	4000
Zulage als Div.-Comm.	2720	2720	—	1200	1200

und in Ansehung der Rationen:

	Rationen.	Rationen.		Rationen.	Rationen.
Ein Lieutenant	—	2	—	—	2
Rittmeister	—	4	—	—	3
Staabsoffiziere	2	4	—	2	4
Regiments-Commandeur	4	6	—	4	5
Brigade-Commandeur . .	8	8	—	6	6
Divisions-Commandeur .	10	10	—	8	8

und nur der Kriegsminister, dessen Geschäft am Schreibtische ist, behielt 12 Rationen, nach dem Spruche: Wer das Kreuz hat, segnet sich. Man sieht also, daß die Sparsamkeit auf den höchsten Punkt getrieben wurde, und daß Niemand mehr seinem Range gemäß leben konnte. Jedermann war gezwungen, sich abzuschließen und allein zu leben; die alte Kameradschaftlichkeit verschwand und Vorgesetzte und Untergebene sahen sich nur auf dem Exercirplatze, zum größten Schaden der Letzteren und des Dienstes.

Dabei war höchst inconsequent, daß die Heirathen eben so sehr begünstigt wurden, als sie früher gehindert worden waren. Ein großer Theil der Lieutenants ist jetzt verheirathet aus Langerweile und Ermüdung des ewigen Rekrutendressirens, weil es keinen anderen gesellschaftlichen Umgang für ihn giebt, als kostspieligen. Dies geschieht, ungeachtet auch selbst die Hauptleute zweiter Klasse noch nicht im Stande sind, eine Frau zu ernähren, und die Folge ist Hunger und Kummer und gänzliche Mittellosigkeit bei Märschen und im Krieg, wenn der Mann auf der Landstraße und Frau und Kind in entfernten Garnisonen Wirthschaft führen sollen! Wer kann frohen Muthes in den Krieg ziehen, wenn er seine Angehörigen in solchem Elende zurücklassen muß?

Dies waren ungefähr die Hauptveränderungen, welche mit dem Preußischen Militair vorgenommen wurden; denn was die Fechtart anbetrifft, so habe ich von der Cavallerie schon anderwärts das Nöthige, und wie sehr sie verdorben, beigebracht, und was die Infanterie betrifft, so kann ich mir ersparen, von den wesentlichen Verbesserungen zu reden, die sie erfuhr, weil alle militairischen Schriften voll davon sind.

II.

H a u s b u c h.

1809—1827.

K a p i t e l 1.

1809—1812.

Die Zeit der äußeren Knechtschaft und der inneren Revolutionirung. — Der Geist der Hardenberg'schen Verwaltung. — V. d. Marwitz tritt für das Recht des Landes ein; seine Haft in Spandau.

Im April 1809 schritt ich zu meiner zweiten Heirath. — Zu dieser Zeit glaubte das Land sich von dem Drucke der Französischen Truppen, welche es eben verlassen hatten, erholen zu können und unter der Leitung unserer, durch Leiden belehrten und nun wieder eingesetzten Regierung den vorigen Wohlstand bald wieder zu erlangen. — Ich aber glaubte dieses nicht und hoffte nur Rettung von dem Allmächtigen und von einer Verkettung von Begebenheiten, zu der mir die Welt nicht reif schien und welche ich daher nicht mehr zu erleben hoffen konnte. — Ich glaubte daher, mich auf meine Familie und auf den näheren Kreis meiner Provinz beschränken zu müssen.

Schon im Winter 1809 wurde ein allgemeiner Landtag aller Kur- und Neumärkischen Stände nach Berlin zusammenberufen. Ich ward nebst dem Herrn v. Prittwitz auf Quilitz zum Deputirten der Ritterschaft des Lebusischen Kreises erwählt. Die Königlichen Forderungen waren: Zur Tilgung der an Frankreich versprochenen Contribution eine Garantie von zehn Millionen Thalern zu übernehmen, wogegen Königliche Domainen den Ständen wiederkäuflich überlassen werden sollten.

Die Stände dagegen forderten eine allgemeine Liquidadation der Kriegsschäden durch alle Provinzen und Ersatz dessen, was für das Allgemeine geleistet sey. Es ward versprochen, aber die Königliche Forderung sehr dringend gemacht. Ich selbst half die große Zahl derer besiegen, die aus der Verlegenheit der Regierung Vortheil ziehen wollten. Der Contract wurde geschlossen, die Garantie übernommen und der Landtag aufgehoben, so wie die Regierung ihre Absicht erreicht hatte. So wurden die Provinzen ihrem Schicksal überlassen. Ich selbst hatte den Landtag schon früher verlassen, weil mit meinem Mitdeputirten gar nichts anzufangen war.

Um die Zeit brach der Oesterreichische Krieg aus. Ich verlor meinen Bruder Eberhardt durch die Schlacht von Aspern. —Mein Bruder Alexander machte erst den zwecklosen Zug des kopf- und planlosen, wenngleich gutgesinnten Schill mit, den er auf demselben kennen lernte, wie ich ihn schon früher kannte, und ging nachher auch nach Oesterreich, seinen Bruder zu ersetzen. — Ich fühlte keinen Beruf, Haus und Hof zu verlassen, um unter den Fahnen einer Nation Krieg zu führen, deren Geist ich nicht kannte. Sonst hätte ich dort eine Anstellung haben können, die mir der Erzherzog Carl schon im Sommer 1808 anbot, wie ich meinen Bruder Eberhardt dorthin brachte. Wenn unser König sich für die gute Sache erklärt hätte, wäre ich mitgegangen. Er kam aber nicht zum Entschlusse.

Der Tugendbund hatte Gelegenheit gegeben, daß mehrere wahre Patrioten, der General Scharnhorst, Oberst Gneisenau, Grolmann, Boyen, eine ganze Familie Röder ꝛc. dem Könige näher kamen und Einfluß auf ihn gewannen. Diese, die nie mit dem entschlafenen Tugendbunde etwas gemein gehabt hatten, wurden nun von dessen Gegnern, den Franzosenknechten, mit ihm verwechselt und gleich ihm gehaßt.

Der König, dessen Gesinnung ganz von den Franzosen abgewendet war, ließ sich mit diesen Männern ein, ohne sich

jedoch von ihnen zum Handeln treiben zu lassen. Daher kam es, daß von der Zeit an zwischen den Gesinnungen unseres Hofes, die sich durch einzelne Anordnungen kund gaben, und zwischen dessen wirklichem Betragen ein so auffallender Unterschied sichtbar wurde. Der König ließ sich von dem sogenannten Tugendbunde allerlei einflößen, erlaubte die Rüstungen in seinem Lande, Nachforschungen und Verbindungen allerlei Art; als er sich aber öffentlich erklären sollte, trat er zurück. Dadurch kómpromittirte er sich immer mehr gegen Napoleon, der von Allem unterrichtet war, glaubte, es fehle dem König nicht an Willen, sondern nur an der Macht, und man müsse ihm diese je mehr und mehr benehmen. — Er drückte also das Land je länger je mehr und spannte seine Forderungen immer höher.

Der Minister Stein war noch immer die Hoffnung dieser Männer, welche sich nun größtentheils in Berlin aufhielten und an dem Grafen Arnim von Boitzenburg einen rastlosen Mitarbeiter fanden, in dessen Wohnung sie zumeist zusammenkamen.

Man suchte auch mich mehrere Male in diese Verbindung hineinzuziehen (welche, wie schon erwähnt, der Tugendbund nicht war, aber vom Volke dafür gehalten wurde, und welcher man einen viel größeren Wirkungskreis zutraute, als sie besaß); allein ich widerstand ihnen, denn sie konnten mir auf meine bestimmten Fragen keine Antwort geben, — denn wenn ich fragte: „was wollt Ihr?" so hieß es: „Befreiung des Vaterlandes". — „Auf welche Weise?" — „Durch offene Gewalt und Empörung von Deutschland gegen Napoleon." — „Wie wollt Ihr die zu Wege bringen?"— „Durch den König." — „Wie wollt Ihr das machen?" — „Einfluß auf ihn gewinnen und ihn in den Krieg stürzen." — Das könnt Ihr nicht, er läßt sich nicht hineinstürzen. Siehe 1805, siehe 1809". — „O, er wird schon handeln, wenn die Umstände nur darnach sind." — „Wenn er es aber nicht thut, was thut Ihr dann?"

Hier schwiegen sie immer. Ich hielt für Zeitverlust, mich in Dinge einzulassen, von denen kein Erfolg abzusehen war und von denen ich glauben mußte, daß, wenn sie auch wirklich zur Reife kämen, sie doch augenblicklich durch schlechte oder leichtsinnige Führung gegen die besonnene Uebermacht Bonaparte's scheitern mußten.

Ich hatte aber Unrecht; der Himmel half und führte den König in den siegreichsten Krieg, der je gefochten worden ist.

Der General Scharnhorst wurde die Seele dieser Partei, unermüdet, unbemerkt, durch keine Zurücksetzung, durch keine ihm in reichem Maaße zugefügte Kränkung irre gemacht, arbeitete er fünf Jahre lang an der Wehrhaftmachung des Landes und entwickelte dann plötzlich eine Kraft, die alle Welt in Erstaunen setzte.

Ich erfuhr hievon wenig und lebte sehr eingezogen auf dem Lande meiner Familie, der Wirthschaft und der Erziehung meiner Tochter.

Im Sommer 1809 ward ich meinen Mitständen mehr bekannt durch die von mir und dem Herrn v. Prittwitz unternommene und bewirkte Absetzung eines Landrathes. — Im Sommer 1810 kam ein Befehl, die durch den Krieg ganz zu Schanden gemachten Landstraßen wieder zu bauen. Ich übernahm den Auftrag und richtete eine ganz neue ein von Müncheberg bis Cüstrin. — Im Winter 1810 hatte ich Gelegenheit, den Hof recht von Nahem zu sehen. Ich war bei seiner Rückkehr aus Preußen, bei seinem Einzuge in Berlin, und sah den Jubel des Volkes und wie wenig man verstand, diesem entgegenzukommen. Meine Frau hielt ihre erste Niederkunft in Berlin. Die Königin war Pathin meines ältesten Sohnes Rudolf, den ich 1811 wieder verlor.

Seit dem Abgange des Ministers Stein war die Landesadministration in den Händen Dohna's für das Innere und Altenstein's für die Finanzen, denen noch obenein Beyme mit

der Justiz beständig entgegenarbeitete, ganz und gar zu Grunde gegangen. Unter der Leitung eines kräftigen Mannes wären sie vermuthlich brauchbar gewesen.

Immer von Bonaparte wegen der Contributionszahlungen gedrängt und bedroht, sah der König ein, daß er zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht Jemand fände, der ihm regieren hülfe, und so fiel er dem Minister Hardenberg in die Hände.

Der Kaiser von Rußland hatte es nämlich nach und nach bei Bonaparte dahin gebracht, daß er dem König erlaubte, ihn wieder anzustellen. Dieser hatte unterdessen selbst an Bonaparte geschrieben, ihm sein Glaubensbekenntniß abgelegt und die Motive seines früheren Verfahrens auseinandergesetzt, die denn freilich nicht auf das Recht gebaut waren (wie schon der von ihm geschlossene Baseler Frieden zeigte), sondern nur auf den besten zu erlangenden Vortheil, so daß, wenn Bonaparte 1805 nicht durch das Anspachische marschirt wäre, und uns Hannover bei Zeiten versichert hätte, Hardenberg auch nicht für den Krieg gegen ihn gestimmt haben würde. Er unterschied sich also von den Anderen nicht durch das Prinzip, sondern durch etwas helleren Blick. Bonaparte hätte ihn zum Anhänger haben können, wenn er nur Preußen unter seinem Ministerium etwas mehr Ehre erwiesen hätte und ihm etwas mehr Lebensodem hätte lassen wollen.

Uebrigens war Hardenberg von hellem Blick, einnehmendem Wesen, aber leichtsinnig, liederlich, und hatte die Art und die Unerfahrenheit eines Jünglings mit in sein graues Alter (er war 60 Jahre) hinübergetragen, daher, wenngleich nicht faul, doch immer seinen Geschäften nicht gewachsen und jederzeit von augenblicklichen Eindrücken bestimmt.

Mit ihm machte nun der König einen förmlichen Vertrag, durch welchen er ihm eine fast unbegränzte Gewalt übertrug. Hardenberg wurde Staatskanzler, erhielt große Güter, eine un gemessene unbestimmte Besoldung und das Recht, daß alle

Staatsangelegenheiten, die inneren, die äußeren, die Civilsachen, die Militairsachen, die Justiz, die Finanzen, theils von ihm geleitet wurden, theils doch jederzeit zu seiner Wissenschaft und zu seinem Einfluß gelangen mußten. Der König versprach, niemals den Glauben an ihn aufzugeben, und Alles, was ihm Nachtheiliges oder klagend gegen Hardenberg berichtet werden möchte, diesem sogleich mitzutheilen.

So bekam er die ganze Regierung in die Hände und jeder Möglichkeit, ihm, wenn es schlecht ginge, beizukommen, war im Voraus der Weg versperrt. Nur durch die Gerichtshöfe hätte es geschehen mögen; oder auch dies ward verhütet, indem ein dem Herrn v. Hardenberg völlig ergebener Mann Justizminister wurde.

Alle bisherigen Minister wurden entlassen und alle Stellen mit Anhängern Hardenberg's besetzt.

Im ganzen Deutschland, zumeist aber im Preußischen, hatte schon lange ein großer Zwiespalt bestanden zwischen der Erziehung des Volkes und der Regierungsverfassung. So wie der Geist der Zeit sich überhaupt auf die Seite des Verstandes hinlenkte und Alles zu erklären und zu erforschen begierig war, so war auch die Erziehung die liberalste, die Grundsätze des Unterrichts die freiesten und die Art, zu denken, die kühnste. Je weiter aber dieses Streben nach Einsicht und nach dem Forschen ging, um so weiter wendete es sich ab vom Handeln, welches oft die Zeit hinwegnimmt, welche der Geist auf das Forschen verwenden möchte, um so weiter wendete es sich ab von den Staats-Angelegenheiten, welche ihrer Natur nach durchaus irdisch sind und in welchen der Augenblick muß in Acht genommen und erfaßt werden.

Es bildete sich der Wahn aus und verbreitete sich weit, daß man ein Weltbürger seyn könne (Kosmopolit) ohne ein ordentlicher Staatsbürger zu seyn, und eben daher kam es, daß die Staats-Angelegenheiten nur von dazu besoldeten Dienern

betrieben wurden, ohne eigentliche lebendige Theilnahme von Seiten der Staatsbürger, daß diese letzteren sich je mehr und mehr isolirten, und daß, je freier die Gedanken wurden, um desto mehr die Regierung einseitig und despotisch gehandhabt wurde.

Da nun in Preußen die lange und große Vorsorge Friedrich's des Zweiten und der Ruhm seiner Regierung dem Volke erstlich die Nothwendigkeit ganz entnommen hatte, sich um die Staats-Angelegenheiten zu bekümmern, und sodann auch glauben gemacht hatte, daß es vollkommen unnütz sey, indem es den Einzelnen gar nicht berühre, so war auch bei uns nothwendiger Weise die doppelte Isolirung der Staatsdiener in ihren Aemtern und der Bürger in ihrem häuslichen Kreise merkbarer geworden, als anderswo.

Schon in den alten Tagen Friedrich's des Großen, noch mehr unter seinem Nachfolger, zumeist aber unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, der sich viel zu sehr in seinem häuslichen Zirkel isolirte und dadurch keine Individuen seines Volkes kennen lernte, die er zu Staatsdienern hätte gebrauchen können, wenn die alten abgingen, — war der alte Mechanismus der Verwaltung erst abgenutzt, zuletzt ganz todt und unbrauchbar geworden.

Wie nun gerade zu derselben Zeit der grübelnde und spekulirende Geist anderswo zum Ausbruche gekommen und, lange ungekannt und ungeachtet, endlich auch gegen das Preußische Staatsgebäude angerannt war, hatte er es ganz unhaltbar gefunden und erst seine Militairmacht, gleich hinter ihr aber seine ganze Verwaltung vernichtet, in welcher jeder an seinem Theil sich isolirte, seinen Platz fahren ließ, und auf kleinliche Art nur für sein Häusliches zu sorgen trachtete.

Da nun wieder aufgebaut werden sollte, konnte es nicht anders geschehen, als im Geiste der Zeit; dieser erblickte in seinem bloßen Verstande viele Mängel des Alten und neue

Theorien, die dem Uebel abhelfen würden; das aber sah er nicht, daß diese zwar ausgeführt werden, niemals aber Leben erhalten könnten, wenn nicht das Volk selbst vaterländischer gemacht und sein innerstes Leben mit dem Staatsleben verflochten würde.

Schon seit 1807 waren mit manchen dieser Theorien Versuche gemacht worden, deren keiner Vollendung fand, weil der Minister Stein gestürzt wurde und seine Nachfolger den Hauptanstoß immer vom König erwarteten, der ihn nie gab, aus einem richtigen Instinkt, daß es nicht gut sey. Als aber der leichtsinnige, eingebildete Hardenberg das Ruder in die Hand bekam, da brach eine wahre Revolution aus und den verderblichsten Neuerungen wurde Thür und Thor geöffnet. Er wollte den Staat regeneriren und that es (gewiß in guter Absicht) im Geiste der Zeit auf die verderblichste Art.

Er war in Folge seines leichtfertigen Lebens von gemeinem Volke umringt (denn kein wahrer Mann von Stande und der von edler Sitte durchdrungen war, kam ihm je recht nahe: solche flößten ihm eine Art von Scheu ein). Diese Umgebungen warfen sich nun in die gemeinste Verbesserungs-Methode, in die, die vom Gelde ausgehen sollte. Sie hatten den Adam Smith studirt, aber nicht eingesehen, daß er nur vom Gelde redet, weil man in einem so durchaus gesetzmäßigen, eine lebendige Verfassung habenden Lande, wie England ist, wohl das Geldstudium auf's Höchste treiben kann, ohne die Verfassung umzuwerfen, daß aber in einem Lande ohne Verfassung und ohne lebendige Gesetzgebung, welches noch obenein unter dem härtesten äußeren Drucke seufzte, eine auf die Geldtheorie gegründete Staatseinrichtung entweder gar nicht zu Stande kommen könne, oder den Staat ganz umwerfen müsse. Es wurden nun den Smith'schen und seiner Nachfolger Theorien gemäß viele Einrichtungen gemacht, die auf der einen Seite das Volk in einen großen Wohlstand bringen und

auf der andern durch darauf gegründete neue und schwere Abgaben die Staatskassen füllen und die gegen Bonaparte eingegangenen Verbindlichkeiten lösen sollten. Nur Schade, daß dieser den Wohlstand, wenn er wirklich eingetreten wäre, sogleich wieder an sich gerissen haben würde, und daß man ihn auch gar nicht abwartete, sondern mit den erschöpfenden Abgaben anfing, und dadurch den letzten Rest des alten Wohlstandes zerstörte.

Ich war durchdrungen von der Richtigkeit dieser Ansicht und von der Verderblichkeit dieses Beginnens, und sah ein, daß dem Staate nur zu helfen sey durch eine ordentliche Verfassung, durch Theilnahme der Staatsbürger an den Staats-Angelegenheiten und durch eine feste Gesetzgebung, entgegengesetzt den willkürlichen Edicten, welche heute wieder umwarfen, was sie gestern befahlen, und daß alles dieses mit Gerechtigkeit und also mit der Hoffnung des Bestehens nur gegründet werden könne auf die alte, immer noch rechtlich bestehende, wenngleich im Dunkeln liegende Landesverfassung. Was ich in dieser Ansicht Alles gethan und gelitten habe, wie wenig Unterstützung bei meinen Mitständen, welche Despotie und Knechtschaft zugleich bei den Staatsbehörden ich gefunden habe, dieses findet man umständlich und mit Aktenstücken belegt, in meinem Archiv in den vielen darüber verhandelten Akten, vorzüglich in denen: „Ueber den Schuldenzustand der Kurmark ꝛc." und in der Schrift: „Ueber vier Reden des Staatskanzlers von Hardenberg ꝛc."*). — Ich will hier also nicht darauf zurückkommen, sondern nur bemerken: daß auf keine der Bittschriften der Landstände geachtet oder geantwortet wurde, daß, als uns unser Eigenthum, die Land-Armen-Kasse, geraubt ward, als man die uns verkauften Domainen zum zweiten Male an Andere verkaufte, als man uns unsere landschaftlichen Einkünfte nahm,

*) Siehe diese Schrift. Anm. d. Her.

die darauf fundirten, für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten aber ließ, als man uns unsere Hypotheken-Registratur raubte, meine Klagen nicht gehört wurden, und daß ich auch da keine Antwort erhielt, als ich dem König seine, bei seinem Regierungs-Antritt uns herkömmlich gegebene Assecuration, die uns in allen unsern Rechten und Freiheiten bestätigte, und nach deren Ertheilung erst, wie allen seinen Vorfahren, ihm gehuldigt worden, durch den General Köckeritz vorlegen ließ; — daß Hardenberg, ich weiß nicht, ob aus bösem Willen oder aus Verblendung, oder, um durch Nachgiebigkeit nicht seinen Posten zu verlieren, in seinem System beharrte, die Verfassung umwarf, alle Rechte mit Füßen trat, indem er von Regeneration des Staates redete, die Tyrannei Bonaparte's in allen Stücken und selbst seine Gesetze (namentlich die Westphälischen) nachahmte und nicht etwa die einmal angenommene Theorie durchführte, sondern zwei Jahre lang von System zu System und von Gesetz zu Gesetz, je nachdem ihn der Geldmangel drückte, umherschwankte, daß er im Sommer 1811, wie die Hauptkatastrophe eintrat und alle Provinzen mit Bittschriften an den König erschienen, denen Vieles nachgab und sie beschwichtigte, die nur von ihrem Geldverlust redeten, daß er aber den König bewog, mich und den Grafen Finckenstein aus der Mitte der Lebusischen Stände (in deren Vorstellung vom Recht und von Hardenberg's schlechter Verwaltung die Rede war) herauszugreifen und 5 Wochen lang auf der Festung Spandau eingesperrt zu halten; daß überhaupt und vorzüglich hierbei unsere Mitstände zeigten, daß sie verdienten, daß ihnen so mitgespielt wurde, wie geschah; daß endlich der größte und unheilbarste Schaden sich in den Gerichtshöfen offenbarte, welche keine Ahnung mehr von ihrer Würde hatten, daß der Justizminister Kircheisen der blinde Diener Hardenberg's war, und daß sogar das Kammergericht zu unserer Arretirung, zu einem

Gewaltstreich ohne Urtheil und Recht sich mißbrauchen ließ, und die Gewissenlosigkeit so weit trieb, uns sehr hoch angesetzte Kosten wegen unserer Verhaftung mit Execution abzunehmen.

Unsere Gefangenschaft in Spandau war im Juli 1811.

Während derselben starb in zwei Tagen mein Sohn Rudolf und eine später geborene Tochter Elisabeth. Ich kam los, machte mit meiner, wie zu erachten, ganz vernichteten Frau eine Reise durch Böhmen und Schlesien und zog mich von allen ständischen Geschäften zurück, denn ich sah ein, daß es vergeblich sey, halten zu wollen, was seiner Natur nach nicht mehr zu halten ist.

Unsere Gefangenschaft war indessen doch eine Zeit des Triumphs gewesen. — Ich genoß seitdem eine weit verbreitetere Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als Einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann.

Die neuen Hardenberg'schen Abgaben, das Verkaufen der Domainen um Spottpreise an Juden, die Einziehung aller geistlichen Güter, alle diese Ungerechtigkeiten, dieses Verzehren des National-Kapitals, konnten unsere Finanzen nicht in die Höhe bringen, kaum erhalten: einmal, weil seine Administration gar zu schlecht, die Verwirrung und Verschwendung bodenlos war, und sodann, weil Bonaparte immer neue Forderungen machte und verschlang, was hier erpreßt ward, und durch sein Continentalsystem Alles zu Grunde richtete, was durch die Hardenberg'schen Gesetze noch nicht ganz entseelt worden war. —

Während alles dieses auf's Schlechteste und Trostloseste ging und sich dahinschleppte; verfolgte Scharnhorst unbemerkt, aber rastlos thätig sein militairisches Ziel. Die Armee ward in einem vortrefflichen Zustande erhalten und durch das Krümper-System ohne Aufsehen auf das Doppelte der Stärke gebracht, die sie nach den mit Bonaparte geschlossenen Traktaten haben durfte.

Bonaparte, der schon seine Vorbereitungen gegen Rußland machte, beobachtete uns, merkte alles dieses und mehrere Male schien der Augenblick nahe, wo er Preußen verschlingen würde.

Hardenberg hatte seit dem Anfange seines Ministerii nach einer Allianz mit Napoleon getrachtet, war aber niemals einer Antwort gewürdigt worden. Seit dem Frieden von Tilsit hatte der König neunmal und die Königin dreimal eigenhändig an Napoleon geschrieben, das Elend des Landes vorgestellt und um Schonung gebeten; beide hatten aber auch nicht eine Sylbe zur Antwort bekommen.

Wie nun im Sommer 1811 Napoleon's Rüstungen immer bedenklicher wurden und sein Stillschweigen eben so hartnäckig blieb, vermochte Scharnhorst den König, sich zur Gegenwehr zu bereiten und lieber ehrenvoll unterzugehen, als sich wehrlos verschlingen zu lassen. Die Truppen wurden zusammengezogen, Spandau mit neuen Verschanzungen versehen und bei Colberg und bei Glatz große verschanzte Lager errichtet. Hardenberg, so gern er im Bündniß mit Napoleon still gesessen, oder wenigstens günstigere Zeiten abgewartet hätte, hatte keinen andern Ausweg und mußte einstimmen. Gneisenau, welcher nach dem Frieden von Tilsit als heimlicher Gesandter in England und Schweden gewesen war, nun aber seit einem Jahre sich auf seinem Gute in Schlesien aufhielt, wurde nach Berlin gerufen und zum Schein zum Staatsrath ernannt. Wie aber im Herbst Alles fertig war, und man den Angriff täglich erwartete, erschien plötzlich, wie vorherzusehen war, eine donnernde Ordre Napoleon's, das Heer zu entlassen, die Festungswerke wieder zu demoliren und alle Vertheidigungsanstalten einzustellen. Der König gab nach und entließ Scharnhorst und Gneisenau und seinen General-Adjutanten Boyen.

Scharnhorst behielt aber heimlich die Leitung der Festungs- und Waffenangelegenheiten, und ging nach Schlesien, wo er im

Verborgenen sehr viel that. Gneisenau ging später wieder als heimlicher Gesandter nach England.

Ich hatte alle diese Dinge mit angesehen, aber keinen Theil genommen, weil ich zu gut vorher wußte, wie es kommen würde.

Indessen bemächtigte sich eine unbegreifliche Langmuth des Bonaparte. Sein Gewalt- und Glücksstern fing an zu weichen. Er verschlang uns nicht und sey es, daß er bei allen Anstalten gegen Rußland dennoch hoffte, durch bloße Demonstrationen jenes zur Unterwürfigkeit zu bewegen und es deshalb durch einen Gewaltstreich gegen uns nicht reizen wollte, sey es, daß er eine verzweifelte Gegenwehr erwartete und die Kräfte nicht opfern wollte, die ihre Ueberwältigung ihm würde gekostet haben; genug, wie er im Frühjahr 1812 gegen Rußland zog, wurden wir dennoch zur Allianz zugelassen; wir mußten ihm, außer den immer noch besetzten Oder-Festungen, noch Spandau und Pillau einräumen, wir mußten unser Contingent stellen und der König verfügte sich mit dem Kronprinzen und Hardenberg nach Dresden.

Murat war schon früher durch Berlin gekommen, hatte in rothen Hosen und gelben Stiefeln in Charlottenburg beim König gegessen, und ihn beim Willkommen und Abschied wacker geherzt und geküßt, worauf denn der König, nachdem jener sich entfernt, gesagt hatte: „der Mann ist ein Liebhaber von einem curiosen Anzug!" — Sonst nämlich nannte er jeden Prinzen, auch den kleinsten: „der Herr".

Ich war den ganzen Winter von 1811 zu 1812 in Friedersdorf, leitete meine Wirthschaft und die Erziehung meiner Tochter und fing instinktartig an, mich wieder mit Politik und Kriegskunst zu beschäftigen. Ich schrieb einen Commentar über Stutterheim's Werk vom Kriege 1809, und Verschiedenes über den Krieg in Rußland. Meine Meinung war, daß Ruß-

land unbesiegbar sey, doch glaubte ich, daß es viele Fehler machen und Napoleon dadurch Sieger bleiben würde.

Im Mai 1812 gebar meine Frau einen Sohn, Conrad.

Dieser Krieg gegen Rußland brachte das höchste Maaß von Elend über unser Land. Es mußte Alles hergeben, Alles liefern und die höchste Arroganz und Hochmuth ertragen, nicht nur von den Franzosen, sondern auch von jedem kleinen, elenden Sünder, der mit ihnen verbündet war.

So wirkte Alles zusammen. Der Verlust der Ehre und der Macht 1806 und 1807, die harte Bedrückung 1808, die Ausplünderung durch Napoleon und Hardenberg 1810 und 1811, und nun neue Zahlung und neue Schande.

Es war offenbar von der Vorsehung so eingeleitet, daß Hardenberg ein schlechter Minister seyn und dem Volke den letzten Groschen aus der Tasche ziehen und die letzten Stützen der alten Verfassung umwerfen mußte. War er sparsam, so konnte er noch Vieles retten, das Volk wurde nicht arm bis zur Verzweiflung; war er weise, so konnten Viele noch einen Halt suchen im Innern und wurden nicht gewaltsam nach Außen getrieben.

Dazu kamen noch zwei merkwürdige Umstände, — der eine, daß unser Heer sich äußerst tapfer in Rußland schlug und dadurch Vertrauen auf dasselbe geweckt wurde; der andere, daß die Nation der Regierung nicht den Theil des Unheils zuschrieb, den sie doch offenbar zu verantworten hatte, sondern daß es die Franzosen als die einzige Ursache alles Unglücks betrachtete, dergestalt, daß es wähnte, Alles würde gut und vortrefflich seyn wenn nur diese nicht wären.

Die Russen führten den Krieg so erbärmlich wie möglich. Aber ihr Kaiser stand hoch über seiner Nation. Die Begeisterung, die 1805 und 1806 in ihm gewesen und die nur durch uns niedergeschlagen worden war, erwachte auf's Neue. Er bot alle seine Kräfte auf und beschloß, die Flecken, die seit dem

Frieden von Tilsit auf ihm hafteten, wieder abzuwaschen und nicht Frieden zu machen, so lange noch ein Feind in Rußland sey. Es gelang ihm, das Volk zu begeistern. Die Armee schlug sich im Einzelnen vortrefflich, die Anführung ihrer Feldherren war unter aller Kritik. Nachher gaben sie vor, mit Willen gethan zu haben, wozu Napoleon sie gezwungen hatte.

Dieser bewährte sein altes Feldherrentalent, aber auch seinen alten Eigensinn, der bis in's Tolle gewachsen war, und durch diesen schlug er sich selbst wieder aus Rußland heraus. Er operirte auf der richtigen Linie und schlug die Russen bei allen Hauptgelegenheiten; aber er bedachte nicht die Landesart, nicht das Klima, nicht den festen Sinn des Kaisers. Er war überzeugt, daß er in Moskau Frieden schließen würde. Alexander hielt ihn mit Unterhandlungen hin, bis die schlimme Jahreszeit da war, und brach sie dann ab. — Nun trat Napoleon, im Begriff, zu verhungern, den 200 Meilen langen Rückmarsch an. Sein Heer erfror und verhungerte, aber er kam mit einem kleinen Ueberrest davon, welches ganz unmöglich gewesen wäre, wenn die Russen nicht eben so erbärmlich operirt hätten, wie bei seinem Vordringen. Die Kosaken machten ihn zu Schanden, während die regulairen Truppen in geringer Zahl hinterher zogen, da sie doch vor ihm sein und ihm bei Smolensk oder an der Beresina den Weg versperren konnten.

Wie nun der Ueberrest der Franzosen die Gränze Preußens erreichte, waren die verfolgenden Russen ihnen an Zahl wenig überlegen (20= bis 30,000) und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie in Verbindung mit den 16= oder 18,000 Preußen unter York, welche nur bis Riga gewesen waren, also gesund zurückkamen, das Königreich Preußen, oder wenigstens die Weichsel vertheidigt und gehalten haben würden, zum Ruin unseres Landes und zur ewigen Befestigung der Knechtschaft. — Es ist also nicht genug zu preisen und wird lange nicht so erkannt, wie es sollte, daß der General York den mannhaf=

ten Entschluß faßte, die Franzosen zu verlassen und mit den Russen eine Convention zu schließen. — Hierdurch wurde die Flucht der Franzosen, die an dem Niemen würden Halt gemacht haben, bis an die Oder verlängert und der erste Anstoß zur Befreiung des Vaterlandes gegeben.

Kapitel 2.
1813—1815.

Die Erlösung Preußens. — Marwitz bildet und führt eine Landwehr-Brigade. — Neue Noth Deutschlands und Preußens in Wien.

Diese Vernichtung des ungeheuren Französischen Heeres und die Flucht Bonaparte's von Rußland nach Paris wirkten sehr verschieden. Das Volk jubelte und harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo ihm würde erlaubt seyn, über die durchziehenden Franzosen herzufallen und sie alle todt zu schlagen. Es erwartete jeden Augenblick, daß der König sich erklären würde. Hardenberg jubelte auch, glaubte aber, mit Napoleon sey es vorbei und man werde nun durch Demonstrationen und durch Traktate Alles erhalten können, was man nur wolle. Der König konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Wie nun die Nachricht von dem Uebertritt des Generals York kam, war alles Volk überzeugt, es sey auf Befehl oder mit Bewilligung des Königs geschehen, und es werde bald losgehen. Hardenberg freute sich innerlich, der König aber betrachtete das Benehmen des Generals York als Insubordination, setzte ihn ab, gab dem General Kleist, der auf ihn folgte, das Commando und stellte ihn unter die Befehle des Königs von Neapel, der die Französische Armee kommandirte. Die Russen waren aber so klug, keinen von des Königs an den General York geschickten Adjutanten durchzulassen, sondern sie

sämmtlich in das Hauptquartier des Kaisers zu schicken, von wo sie denn mit Freundschafts-Versicherungen zurückkamen; der General York aber hatte den Muth, wie seine Absetzung und die Königliche Erklärung in den Zeitungen in Preußen bekannt wurden, das Commando zu behalten und eine Gegenerklärung drucken zu lassen, nach welcher er die Zeitungen nicht für competent erachtete und eine direkte Botschaft vom Könige erwarten wollte, welche, wie gesagt, immer von den Russen aufgefangen wurde.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn schon damals der König das Land aufgerufen hätte, die Sache so gut wie beendigt gewesen wäre, denn alsdann wurden nebst einer größeren Zahl Unteroffiziere und Soldaten viele Tausend Französische Generale und Offiziere erschlagen, oder gefangen, die nun mit Extrapost, mit Vorspann, zu Pferde und zu Fuß durch unser Land nach Frankreich reisten und dort die neue Armee wieder besetzten, die Napoleon formirte. Was hätte er machen wollen ohne Marschälle, ohne Generale und ohne Offiziere?

Ich war in Friedersdorf und sah zwar, seit Bonaparte den Rückzug hatte antreten müssen, ähnlichen Ereignissen, doch nicht einem solchen Weltgericht entgegen. —

Die erste vollständige Nachricht von der gänzlichen Zerstörung der Französischen Armee erhielt ich von meinem Bruder Alexander. Dieser hatte in Oesterreich gedient, den Schlachten von Wagram und Znaim beigewohnt und war dort geblieben bis im Herbst 1810. Nun hatte er sich wieder in die Wissenschaften geworfen, in denen er erzogen und zur Meisterschaft gelangt war. 1811, während ich in Spandau war, verwaltete er wieder Friedersdorf.

Allein seine glühende Liebe zur Freiheit und die Ueberzeugung, daß alles Wissen in einem Sklavenlande nicht gedeihen könne, zogen ihn immer wieder ab. Er lebte in vielen Verbindungen, die ich mied, und glaubte, durch eine allgemeine

Umwälzung müsse das Bessere herbeigeführt werden. Jetzt war er als Referendarius bei der Regierung in Potsdam angestellt, nachdem er schon 1809 einen Staatsraths-Posten ausgeschlagen hatte, um mit Schill zu ziehen. Dieser nun sendete mir einen Boten; ich verfügte mich zu ihm. Er hatte viele Pläne zum Guten, die aber, sowie die Sachen von oben standen, unausführbar waren. Endlich schlug er mir vor, ich sollte zu Hardenberg gehen und mit ihm über die Lage der Sache reden; er sey schwach und hasse die Franzosen; vielleicht bedürfe es nur eines Anstoßes; schon mein Erscheinen, nach der unwürdigen Behandlung, die ich mit Würde getragen, müsse Etwas bewirken, und vielleicht würde ich die Hand in's Spiel bekommen.

Letzteres erwartete ich nicht, weil mir die gemeinen Umgebungen Hardenberg's, die Spekulanten, Juden und Wechsler zu genau bekannt waren; doch wollte ich mich keinem Guten entziehen. — Ich ließ mich bei Hardenberg melden und ward, unter dem Beifügen, es würde ihm sehr angenehm seyn, auf den nämlichen Nachmittag beschieden.

Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck mein Eintritt auf ihn machte. Erinnerung dessen, was er sonst und mir so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und gegen mich, und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Betragen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte: „Der gegenwärtige Augenblick müsse jeden „Preußen und jeden Deutschen ergreifen; jetzt käme es darauf „an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem „Lande gethan hätte; wenn die Regierung sich jetzt würdig be„trage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme „also, um zu vernehmen, wie er dächte, und um zu allem „Vaterländischen die Hand zu bieten."

Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele; er wurde sehr gesprächig und gab sich ganz preis: „Dies sey seine Meinung auch; schon lange habe er auf einen solchen Zeitpunkt gewartet" — er detaillirte mir alle seine geheimen Verbindungen mit England und (während des Krieges) mit Rußland, — „jetzt müßten und würden wir Alles wieder gewinnen, darum werde auch schon gerüstet. Wahrscheinlich aber werde man es nicht brauchen, Napoleon sey so herunter, daß er Frieden machen müsse, und wir würden ohne Blutvergießen blos durch Negociationen zu unserm Zweck kommen." Ich erstarrte! — Also noch nicht belehrt? die Zeit nicht begriffen? Napoleon noch nicht kennen gelernt? — Ich sagte: „Wenn dem auch so sey, so werde die Zeit vergehen, der Augenblick sey dringend, ihn müsse man ergreifen; wenn man jetzt alle Franzosen fest hielte, so ständen wir im Vortheil und ganz Deutschland würde entbrennen." Er: „Dazu sey der König nicht zu bewegen" —

Ich: „Er habe ihn ja doch während seines Ministeriums zu Allem gebracht, wozu er ihn habe bringen wollen, so werde ja auch dies möglich seyn in dem wichtigsten und dringendsten Momente der Zeit." Er: „Das möge ich nicht glauben, der König ließe sich wohl leiten bis auf einen gewissen Punkt, aber zuletzt behalte er seinen Willen."

Hierin hatte Hardenberg Recht; aber er hatte gerade das einzige Mittel in Händen, den König zu zwingen. Bei der gänzlichen dem König wohlbekannten Verwirrung aller Geschäfte und der Auflösung aller Formen konnte er Hardenberg gar nicht entbehren. So wie dieser also drohete, das Ministerium niederzulegen, mußte der König thun, was er wollte; aber dazu war Hardenberg zu eitel und zu sehr in seine Macht verliebt; er wollte sie nicht auf's Spiel setzen. Er liebte seinen Posten mehr wie das Land.

Das Gespräch drehte sich hierauf, so daß ich fallen ließ: „Wenn es so stehe, würden wir Alles verlieren und Alles ver-

säumen." Dieses verneinte er und versicherte, es werde fleißig gearbeitet, vorzüglich wären wir in Uebereinstimmung mit den Oesterreichern, und der König sey entschlossen, Alles zu thun, was diese thun würden. Man könne nichts übereilen; wenn es Zeit seyn würde, werde er es mich wissen lassen. Diese Unterredung geschah einige Tage vor Weihnachten 1812.

Ich verließ ihn und ging zu dem Capitain Thile, meinem alten Bekannten, der den militairischen Vortrag beim Könige hatte, um zu erfahren, wie es dort und in der Armee stehe. Er war geheimnißvoll und meinte: „Es gehe Viel vor, aber er dürfe es nicht sagen; wenn es Zeit seyn würde, werde er mich benachrichtigen." — Er benachrichtigte mich aber nicht.

Mein Bruder gerieth in Verzweiflung und reiste nach Preußen zum General York und zu den Russen. Ich ging nach Friedersdorf, einsehend, daß ein großer Moment versäumt werde, aber, auf Gott vertrauend, daß er sein großes begonnenes Wunder auch vollführen werde, und in diesem Glauben rüstete ich mich zum Kriege.

Hardenberg negociirte nun fleißig mit den Oesterreichern und erwartete von dorther die Bestimmung und den Impuls, den er selbst hätte geben sollen. Begreiflicher Weise wurde hier gar nichts abgemacht. Die Oesterreicher trauten uns nicht; seit 1809 hatten sie sich den Franzosen ganz in die Arme geworfen und wurden ziemlich gut von ihnen behandelt; auch hatten sie die Vernichtung der Französischen Armee nicht so vor Augen, wie wir; alles Ursachen, durch welche sie weniger aufgereizt und später zum Handeln bestimmt werden mußten, wie wir.

Da nun auf diese Weise nichts zu Stande kam, unterhandelte Hardenberg immerfort mit Napoleon und machte allerhand Forderungen, auf welche Art dieser den Staat gegen die andringende Russische Gefahr schützen sollte. Hätte Napoleon sich im mindesten hierauf eingelassen, wäre seine Armee nicht

so gänzlich desorganisirt gewesen oder hätte er sich nur entschließen können, Etwas aufzugeben, um das Uebrige zu erhalten, so hatte er uns fest und die Russen machten Frieden. Er brauchte z. B. nur Danzig und die Polnischen Festungen zu verlassen, den Vicekönig sammt den hierdurch gewonnenen Truppen nebst Poniatowsky bei Zeiten aus Polen herauszuziehen, alle Sachsen dazu stoßen zu lassen und so 50- bis 60,000 M. an der Oder aufzustellen (diese hatte er, denn in Danzig allein blieben 20,000), so rührte ihn Niemand an. So aber verblendeten ihn Stolz und Eigensinn. Er selbst bereitete sich sein Verderben, nicht unsere Maaßregeln. Er glaubte nicht an das Vordringen der Russen. Er glaubte sie durch ausgesprengte Lügen von großen Armeen, die er in Polen habe, aufzuhalten. Er zersplitterte seine geringen Kräfte, um allenthalben Etwas zu zeigen, und würdigte unsere Vorstellungen keiner Antwort.

So verging die Zeit bis Mitte Januar. Napoleon war schon sechs Wochen lang in Paris; wir hatten noch nichts gethan und es hatte sich schon eine ziemliche Anzahl Truppen unter Augereau in der Mark Brandenburg versammelt; die Division Grenier war aus Italien hierher im Marsch und Alles ließ erwarten, daß wir in der Knechtschaft beharren würden, als eine sonderbare Begebenheit den ersten Anstoß gab.

Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß die Franzosen Willens seyen, den König in Potsdam aufzuheben und fortzubringen. Gewiß ist, daß nicht ein Wort hiervon wahr war, aber ungewiß, ob dieses Gerücht zufällig entstanden oder von Gutgesinnten absichtlich ausgesprengt war. Genug, es regte den König an. Er verließ plötzlich den 22sten Januar 1813 Potsdam und reiste durch die Lausitz nach Breslau. Der größte Theil von Schlesien war nämlich durch eine im vorigen Jahre geschlossene Convention, während das ganze übrige Königreich den Franzosen preisgegeben wurde, gerettet worden. Hier waren alle unsere Truppen versammelt und kein Franzose hatte

es noch betreten. Nun marschirten unsere Garden, die so lange in dem gleichfalls neutralen Potsdam gestanden hatten, ebenfalls dahin und der ganze Sitz der Regierung wurde nach Breslau verlegt, wodurch der König aus aller Berührung mit den Franzosen kam.

Um die nämliche Zeit veränderten sich auch die Dinge bei den Russen. Sie hatten den Feind im Ganzen schlecht verfolgt, ihre Hauptmacht war also noch weit zurück, wie ihre leichten Truppen die Gränze von Preußen erreichten; dazu waren sie durch den Feldzug und durch den Marsch von mehreren hundert Meilen auch ermattet, erkrankt und zerstreut. Der Kaiser Alexander kam im December nach Wilna und nun regte sich die Frage, in welcher Art der Krieg fortgesetzt werden solle? Alle Russen stimmten, wie natürlich, dafür, an der Weichsel Halt zu machen und hier den Feind zu erwarten. Die Befolgung dieses Rathes hätte ihnen die Zeit gegeben, ihre Armee auf's Beste und Stärkste zu reorganisiren, und würde wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben. Der Minister Stein aber, der bei dem Kaiser war, und alle in Russischen Dienst getretenen Preußischen Offiziere stellten die höhere Ansicht auf, daß man Deutschland befreien und durch Hinstellung einer festen Vormauer Rußland auf immer vor dem Andringen Frankreichs sicherstellen müsse.

Glücklicherweise erwachte in dem Kaiser seine eigene deutsche Natur. Er folgte dieser. Wäre er ein Russe gewesen, er hätte es nimmermehr gethan.

Er begab sich den 21sten Januar 1813 über die Preußische Gränze, schickte, gleichsam zum Versuch, zwei leichte Reiter-Corps unter dem General Czernischeff und Oberst Tettenborn über die Weichsel. Diesen folgte die sogenannte Wittgenstein'sche Armee (12- bis 15,000 Mann), und wie Alles über Erwarten gelang, marschirte die Hauptarmee auf Kalisch, wo er selbst den 24sten Februar eintraf.

Mein Bruder Alexander hatte dies alles in Preußen mit angesehen, auch mitgewirkt, daß die Provinz Preußen sich für Rußland und den General York erklärte und ihre Landwehr errichtete. Nun kam er in den ersten Tagen des Februar nach Friedersdorf vorausgereist und kündigte mir die Nähe der Russen an. Die Russische regulaire Macht stand noch bei Bromberg, die Kosaken bei Schlochau; 40 Mann aber, sage vierzig Mann, waren 20 Meilen weit vordetachirt, und hatten zwischen Soldin und Landsberg eine Französische Colonne von 1400 Mann ruinirt. Wir hatten, wie alle die nächsten Dörfer um Seelow, französische Einquartierung, verhungerte Ueberreste des Oudinotschen Corps; Bösewichter, deren einer im vollen Ernst bedauerte, daß man in Rußland zu viel Rücksicht genommen und nicht früher Menschenfleisch gefressen habe, denn wenn man sich bei Zeiten entschlossen hätte, alle maroden Franzosen zu schlachten, so wären die Uebrigen gesund herausgekommen. Diese Kerls wußten nichts und stritten sich, ob die Russen schon an der Weichsel wären, oder nicht. — Ich machte mich mit meinem Bruder auf und reiste über Frankfurt, Drossen (durch den Vortrab der von Posen zurückkommenden Armee des Vicekönigs Beauharnais) und Landsberg zu Tettenborn, den wir in Soldin fanden.

Czernicheff war noch zurück und Tettenborn wollte es nicht wagen, beim Thauwetter allein über die Oder zu gehen, um nicht beim Fortgehen des Eises abgeschnitten zu werden. Ich beredete ihn dazu, weil die Franzosen keine Cavallerie hatten und er mithin allenthalben ausweichen konnte. Er ging bei Zellin über. Ich reiste zurück. — In Gusow (wo eine Kriegskasse im Schlosse war, im Dorfe nur 100 Mann), in Seelow, Friedersdorf, wußten die Franzosen noch gar nichts. In Frankfurt stand ein Regiment, welches auf den Vicekönig wartete, und vier Kanonen (oder mehr?) in der Gubener Vorstadt zu stehen hatte. Ich zurück zu Tettenborn, den ich in Neu-Lewin traf (sein Gefährte Benkendorf hatte eben in Wriezen einige

Hundert Pseudo-Westphalen gefangen), und schlug ihm vor, das Gusower Schloß mit der Kriegskasse zu überfallen (ich wollte ihn durch den Garten führen), dann die Franzosen in Seelow und Friedersdorf zu fangen und in der nächsten Nacht Frankfurt zu überrumpeln. Vom Felde hinten hätte ich ihn durch den Gasthof Neu-Dresden in die Gubener Vorstadt gebracht, dort erst die Kanonen genommen und nun das Thor gesprengt oder aufgeschossen. Die zitternden Franzosen hätten sich ergeben und nun hätten die Russen die Oderbrücke besetzt oder nöthigenfalls abgebrannt, wodurch der Vicekönig genöthigt worden wäre, auf Glogau oder über Crossen nach Sachsen zu marschiren. So wäre die ganze Provinz drei Wochen früher, als nachher geschah, von diesen Schandbuben befreit worden.

Tettenborn hatte aber keine Lust. Er war von Eitelkeit besessen und drängte ohne Zweck immer auf Berlin los, damit man von ihm reden und in den Zeitungen drucken sollte. Er trieb sich acht Tage lang herum auf dem Strich von 6 Meilen zwischen Wriezen und Berlin. — Ebenso wie meinen Rath auf Frankfurt, so verschmähte er auch unfehlbare Anschläge auf Berlin, die Andere ihm gaben, wo er das im Thiergarten bloßstehende Geschütz nehmen und mit seinen 1000 Pferden durch das offenstehende Brandenburger Thor hineinreiten konnte.

Unterdessen war Czernicheff herangekommen und nun jagte Tettenborn am 20sten Februar mit wenigen Kosaken durch die immer noch ungeschlossenen Thore in Berlin hinein. Wäre die ganze Masse hinterhergestürzt, so entstand ein Aufruhr und die Franzosen wurden alle erschlagen. So waren es aber zu wenige; sie mußten wieder heraus und schon des andern Tages kam der Vicekönig mit ungefähr 20,000 Mann über Frankfurt auf Berlin. Czernicheff und Tettenborn mußten in die Gegend von Oranienburg entweichen und die Franzosen hauseten in Berlin bis zum 4ten März, wo das Corps von Wittgenstein herankam und, ihnen folgend, die Hauptstadt besetzte.

Der König in Breslau hatte sich inzwischen zwar keinesweges zum Kriege entschlossen, hatte aber angefangen (wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorst's bestimmt), sich zu rüsten.

Er rief also unterm 3ten Februar die ganze Jugend seines Landes auf, um als Freiwillige in sogenannten Jäger-Detachements zu dienen, obwohl er nicht glaubte, daß Viele erscheinen würden.

Hardenberg hatte zwar Lust, mit Frankreich zu brechen: wenn er aber ohne Krieg hätte davon kommen können, wäre es ihm weit lieber gewesen, und hätte Napoleon ihm Vortheile geboten, so hätte er sich ohne Bedenken mit diesem alliirt und die Freiwilligen für Frankreich fechten lassen. Dieses geht ganz klar aus einer Art Manifest hervor, das er gegen Frankreich erließ, in welchem als Ursache des Krieges angegeben ward, nicht, daß wir unterdrückt waren und nun wieder frei werden wollten, sondern: „daß Frankreich uns gegen Rußland nicht geschützt habe, daß es uns sogar gehindert habe, uns selbst zu schützen, indem der Vicekönig von Italien dem Abmarsch der freiwilligen Jäger aus Berlin sogar Hindernisse iu den Weg gelegt habe! — daß Rußland weit großmüthiger sey, — wir uns also in dessen Arme würfen u. s. w." —

Noch wie Tettenborn in der Neumark stand (wenige Tage, nachdem die Freiwilligen aufgerufen waren), ward der Major Lützow zu ihm gesandt, um ihn zu bewegen, noch nicht über die Oder zu gehen. Dies weiß ich ganz gewiß, denn ich kam kurz darauf zu Tettenborn, nachdem Lützow wieder abgereist war.

Aber die Preußische Nation war nun durch Unglück dahin gekommen, wohin ich acht Jahre früher durch Ueberlegung. Sie leistete nun, was ich 1805, 1807 und 1811 (jedesmal unter verschiedenen Umständen, aber doch immer zu dem nämlichen Zweck) gehofft und zu bewirken versucht hatte. So wie nun des Königs Aufruf erscholl, lief Alles zu den Waffen.

Ungeachtet die Anstalten und Absichten noch sehr unbestimmt waren, so fiel doch keinem auch der leiseste Zweifel ein, daß es nicht sogleich gegen die Franzosen gehen würde.

Das ganze Land wurde augenblicklich ein Heereslager.

Wie nun gleich in den ersten Tagen die Freiwilligen nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden in Breslau eintrafen, da schwoll dem König das Herz. Er mußte gestehen, daß er das nicht erwartet habe. —

Nun blieb Bonaparte immer kalt und einsylbig wie ein Stockfisch, der Kaiser Alexander hingegen gab die besten Versprechungen. Da entschloß sich der König, seinen General-Adjutanten, den Obersten Knesebeck, nach Kalisch zu senden. Die Preußischen Forderungen waren aber so hoch getrieben, daß der Kaiser im Begriff war, abzubrechen und umzukehren, und daß der Minister Stein die größte Mühe hatte, ihn noch bei seinem Vorsatze zu erhalten. Er schickte nun Knesebeck in Begleitung des Ministers Stein nach Breslau zurück und ließ den König ersuchen, ihm den General Scharnhorst zu schicken.

Scharnhorst verständigte sich augenblicklich mit dem Kaiser und kam in wenigen Tagen mit dem abgeschlossenen Allianztraktat zurück.

So wie mein Bruder Alexander, der seine ganze Hoffnung auf Tettenborn gesetzt hatte und auf den Volksaufstand, den er zu Wege bringen würde, erkannte, daß er nichts war als ein tapferer Windbeutel, trieb ihn die Ungeduld nach Breslau. Hier wurde er jedoch lange hingehalten, reiste endlich zurück und ging später mit dem General Dörnberg. — Mir aber schickte er Ende Februar einen Brief von Hardenberg, welcher sagte: „Nun sey es Zeit, nun solle ich kommen". — Auch Scharnhorst (den ich beinahe nicht kannte) ließ mich einladen.

Ich säumte also keinen Augenblick und reiste nach Breslau. Es war aber noch nicht Zeit. Ich mußte mich beinahe vierzehn Tage lang dort herumtreiben. Statt mir gleich einen

Wirkungskreis anzuweisen, sollte ich nun meine Dienste erst anbieten. Ich entgegnete: Meine Gesinnung sey bekannt genug, und ich hätte sie so oft bewährt, daß der König gar nicht daran zweifeln könne. Nun kam es aber heraus: „Ich sey doch immer eine Art von Rebell, und seit der Spandauischen Geschichte könne ich doch nicht verlangen, daß der König den ersten Schritt gegen mich thue". Wenn ich nun auch die Sache anders ansah, so war es doch in diesem hochwichtigen Moment ein Geringes für mich, Hardenberg's Eitelkeit zu befriedigen. — Ich bot also meine Dienste schriftlich an, jedoch mit der Clausel: „gegen Frankreich", denn damals war noch nichts erklärt. —

Ich ward angenommen und in meinem alten Rang in die Armee einrangirt, wodurch ich einer der ältesten Majors wurde (aber zwei Tage darauf wurden meine Hinterleute, die Flügel-Adjutanten Wrangel und Graf Henckel, Oberstlieutenants), doch gab mir diese Wiederaufnahme keine wirkliche Anstellung. Ich erkärte, da alle Regimenter mit Offizieren überfüllt waren, am liebsten in der Landwehr, die errichtet werden sollte, dienen zu wollen, und reiste am 16ten März wieder nach Hause.

Des Tages zuvor war der Kaiser Alexander von Kalisch nach Breslau gekommen und hatte den König zu dem letzten Entschlusse fortgerissen.

Es erschien nun der Allianztraktat, die Kriegserklärung und nach vierzehn Tagen, durch Knesebeck so lange aufgehalten, das Landwehr-Edict.

Dieses machte eine Menge Unzufriedene. Aus allen Provinzen waren schon seit drei Wochen Deputirte in Breslau. Diese waren behandelt worden wie 1811. Sie kamen alle mit Anerbietungen zu freiwilligem Dienst, zur Errichtung von Landwehr-Truppen, Stellung von National-Regimentern &c. Keiner wurde gehört, keinem wurde gedankt, und dann erschien das Edict, welches gerade dasjenige befahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Alle gingen unzufrieden nach Hause, vorzüg-

lich aber wurden die Schlesier wüthend, die beinahe alle in Person zugegen gewesen waren. Die meisten gaben sich nun das Wort, nicht zu dienen, und bekümmerten sich um nichts, wodurch es geschah, daß drei Monat nachher für die Schlesische Landwehr noch beinahe nichts geschehen war und sie erst im Juli und August durch die Thätigkeit des General Gneisenau zu Stande kam.

Ich hatte seit 1811 mit meinen Mitständen gar nicht verkehrt. Wie nun aber Anfang April das Landwehr-Edict erschien, ging ich auf den Kreistag und trieb aus Leibeskräften. Da sie alle von der Sache nichts verstanden, wählten sie mich zum Deputirten, und wie sie einen Brigadier vorzuschlagen hatten, mich auch dazu. Ich hob nun in Gesellschaft des Landraths Lehmann Mannschaften und Pferde aus und organisirte Alles, nebenher auch den Landsturm*).

Wie ich mitten darin war, am 15ten April, starb nach kurzer Krankheit mein Sohn Konrad. Welchen Eindruck dieser unerwartete Verlust des dritten, sehr gesunden, starken und blühenden Kindes auf meine Frau machte, in dem Augenblick, wo ich eben in den Krieg ziehen sollte, läßt sich nicht beschreiben. Für mich war es die härteste Prüfung, die der Himmel mir hätte senden können. Ich wurde recht dazu gestempelt, Haus und Hof und Familie und alles Eigene hinten an zu setzen, um nur an das Vaterland zu denken. Ich erwartete einen langen, fürchterlichen Krieg wie den in Spanien. Ich zweifelte nicht an einer Irruption des Feindes in die Mark und verbarg und vermauerte, was mir geistig kostbar war — irdische Pretiosen hatte ich nicht — und marschirte in den letzten Tagen des April mit der ersten Landwehr in dem Preußischen Staate diesseits der Weichsel aus. Wie die Gefahr heran kam, flüchtete meine Frau statt nach Preußen

*) Details über diese Organisation haben sich leider nicht beschaffen lassen.
Anm. d. Her.

nach Schlesien, später nach Prag, gerieth dort in die retirirende Armee hinein und gebar dort im Juni eine Tochter, ging im September wieder nach Breslau, und nach der Schlacht von Leipzig nach Friedersdorf zurück, wo Alles unversehrt geblieben, weil kein Feind hingekommen war.

Wie ich vom Könige als Brigadier bestätigt wurde, wie ich, da nach der Schlacht von Lützen der General Bülow bis Trebbin zurückging, in Potsdam unter dem alten General Neander commandirte, darauf Ende Mai nach Sachsen vorrückte und am 8ten Juni das erste und glückliche Gefecht mit der Landwehr vor Wittenberg hatte, dieses ist in meinen militairischen Papieren zu lesen*). Hier aber, wo Niemand es lesen wird, als nach meinem Tode, kann ich wohl sagen, daß mein Beispiel und meine Thätigkeit, sehr lobenswerth unterstützt von dem Regierungs-Präsidenten v. Bassewitz, der Brandenburgischen Landwehr die Richtung gegeben haben, welche sie nahm.

Anfangs glaubten die Meisten, es werde eine Versammlung von Spießbürgern seyn, welche einige Wachen besetzen, und nachher davon laufen würde. Ich zeigte es ihnen aber anders, und wie ich voranging folgten sie nach.

Ich kehre zu den Staats-Angelegenheiten zurück. Die Allianz war geschlossen und der Krieg sollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Oesterreicher gewiß und wahrscheinlich hat ihm nur dieser Glaube den Entschluß zum Kriege gegeben. Der Oesterreichische Kaiser Franz war aber ein Mann, auf den sehr wenig zu rechnen war. Er hatte dieselben bürgerlichen Ansichten, dieselbe bürgerliche Lebensart, wie unser König, aber nicht seine Festigkeit und Ausdauer.

*) S. Tagebuch über den Feldzug von 1813. Anm. d. Her.

Sein Minister, der Fürst Metternich war ein Mensch wie Hardenberg, aber viel schlechter, eben so liederlich, eben so unordentlich, eben so dissipirt, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieser machte Hardenberg glauben, er werde mitgehen, rüstete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir, Frankreich und Rußland, uns schwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch vortheilhafte Unterhandlungen etwas Kleinliches für Oesterreich zu erlangen.

Für unser Land war es das größte Glück, daß Hardenberg ein so arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieser 65jährige Jüngling rettete das Vaterland als ein blindes Werkzeug des Allmächtigen, da ein besonnener und redlicher Minister es würde verdorben haben. — Er glaubte, daß Bonaparte so herunter sey, daß er keine Armee mehr würde zusammenbringen können. Er glaubte, die Russen kämen mit 200,000 Mann. Er glaubte, Oesterreich werde ihm beitreten. Er glaubte, der Krieg würde ein leichter Siegeszug seyn bis an den Rhein und dort einen hübschen Frieden, das Unterpfand aller Glückseligkeit zur Folge haben.

Ein erfahrener Staatsmann würde gewußt haben, daß Napoleon schon wieder 100,000 Mann auf den Beinen hatte, und zu Ende April damit in Thüringen erscheinen würde; er würde gewußt haben, daß die Russische Armee nur auf dem Papiere existirte und um die nämliche Zeit noch nicht 40,000 Mann von ihr in Sachsen würden stehen können; ein weiser Minister würde eingesehen haben, daß Oesterreich es nicht redlich meine und daß alle Deutschen Staaten (durch die Oesterreichischen Kraftäußerungen von 1809 irre geleitet), so wie er selbst gethan, sich nach dem Beispiele Oesterreichs richten und unterdessen von Bonaparte fortgerissen werden würden; ein redlicher und kluger Diener Friedrich Wilhelm's hätte unter diesen Umständen ihm niemals zum Kriege rathen können, denn

er hätte glauben müssen, daß die Schlacht in Sachsen verloren gehen, Napoleon uns überlaufen, und, durch alle seine Festungen gesichert, bis an die Weichsel vordringen würde, wo denn ein für uns höchst nachtheiliger Friede unfehlbar zu Stande gekommen wäre.

Der leichtsinnige Hardenberg aber, Alles falsch sehend, Alles falsch calculirend, stürzte seinen Herrn in diesen Krieg, welchen die Weisheit Gottes, der Enthusiasmus der Nation (den Hardenberg selbst durch seine verkehrtesten Maaßregeln nicht hatte dämpfen können), die Tapferkeit der Armee und der redliche Eifer Scharnhorst's und derer, auf denen nach seinem Tode sein Geist ruhete, zum glücklichen Ziel brachten.

Wir rückten in Sachsen ein; dessen König erklärte sich nicht. Wir verloren die Schlacht von Lützen. Napoleon verfolgte uns nicht, weil er zwar dieselbe Planlosigkeit wie sonst erblickte, aber doch den übermenschlichen Muth, den die mittelmäßig geführte Armee gezeigt hatte, hatte respectiren lernen. — Wir verloren die Schlacht von Bautzen; er folgte etwas rascher, aber der Tod Durocs, der an seiner Seite fiel, und das Gefecht von Haynau machten ihn wieder stutzen. — Er wußte, daß er in zwei Monaten noch 200,000 Mann mehr unter den Waffen haben würde; Hardenberg glaubte dies nicht und hoffte dagegen auf Vollendung der Landwehr und auf den Beitritt Oesterreichs; die Russen waren des Krieges müde, und so kam der Waffenstillstand zu Stande, von dem Jeder seinen Vortheil hoffte.

Die Landwehr kam zu Stande durch den hohen Eifer des Volkes, welches durch das bisherige Unglück keinesweges entmuthigt war. Der König hatte durch den eigenen Anblick der Tapferkeit seiner Truppen und durch die Erfahrung ihrer sittlichen Ueberlegenheit über die Franzosen ein Vertrauen gefaßt, welches er früher nie gehabt hatte. Jetzt war er, dessen Charakter es überhaupt nicht war, ein einmal Angefangenes so

leicht wieder zu verlassen, für den Krieg. Oesterreich war für die Unterhandlungen und glaubte, wie schon gesagt, in ihnen den Meister zu spielen und zu gewinnen. Durch die Fortschritte Napoleon's, der Meister von Sachsen war, und festen Fuß in Schlesien hatte, waren jedoch seine früheren Ansprüche schon sehr herabgesetzt. Es forderte jetzt, wie es sah, daß Napoleon seine alte Arroganz noch immer behauptete, weiter nichts als daß er Polen aufgeben solle. — Ueber den Rheinbund wagte es nicht, sich zu erklären, also wäre es beim Alten geblieben, und für Preußen war auch nicht die Rede davon, daß es diesseits der Elbe Etwas erlangen sollte.

So gemäßigt, oder vielmehr so erbärmlich waren die Forderungen; ganz geeignet, Napoleon's Herrschaft für die Ewigkeit wieder zu befestigen. Im Gefühl, wie viel er hierdurch zugestehe, glaubte Metternich noch bramarbasiren zu können und erklärte sowohl an Frankreich als auch an Rußland und Preußen, wenn Napoleon diese Forderung nicht zugestehe, dann werde er der Allianz beitreten. Er glaubte sie sich hierdurch auf immer abgestreift zu haben, aber wie groß war sein Erstaunen, als Bonaparte Alles rund abschlug und geradezu erklärte, auch nicht ein Dorf werde er herausgeben von Allem, was er bisher beherrscht habe! Nun konnte Oesterreich nicht anders, es mußte der Allianz beitreten. Noch machte es sich theuer wegen des Obercommando's, wegen Vereinigung aller Hauptarmeen in Böhmen. Alles ward zugestanden und nun war es mit im Kriege begriffen.

So leitete Gott das große Werk, daß trotz alles Ungeschicks, aller Kleinlichkeit, der Feind selber, der allein thätige, Alles zu seinem Untergange bereiten und sich die Gegner alle mit Gewalt zusammentreiben mußte. Nun trat auch Schweden zur Allianz, und auch hier war der Finger Gottes sichtbar. Der neue Kronprinz Bernadotte, von Haß gegen Napoleon getrieben, hatte im vorigen Jahre die Theilnahme gegen Ruß-

land versagt, vielmehr sich an dieses angeschlossen und das Versprechen erhalten, daß man ihm zum Ersatz des 1808 an Rußland verlorenen Finnlands zum Besitz von Norwegen verhelfen wollte. Um dieses zu erhalten, landete er jetzt mit 20,000 Schweden in Deutschland, wohl beflissen alle Umstände zu benutzen, aber nicht redlich mitzufechten. Wie nun Oesterreich noch nicht ganz entschlossen war, und die Russen gar keine Lust mehr zum Kriege hatten, so daß ihre vielen Schwierigkeiten den Kaiser Alexander selbst beinahe wankend machten, ward eine Conferenz in Trachenberg angesetzt, zwischen dem Kaiser Alexander, unserem König und Bernadotte.

Da dieser nun Norwegen von den Dänen ohne die Demüthigung Bonaparte's nicht erhalten konnte, so trieb er eifrig zum Kriege und stärkte jene beiden im Glauben. Weil er nun so gut geredet hatte, bekam er das Commando aller Truppen in Norddeutschland und versprach die Hauptstadt zu decken. Es ging ein ganz sonderbarer Geist vor ihm her. Ungeachtet er niemals Heldenthaten verrichtet hatte, so traute Jedermann in der Mark sie ihm doch zu und Keinem fiel es ein, daß wenn er anführe noch irgend eine Gefahr seyn könne.

So ging der Krieg los.

Mir war das Glück nicht beschieden, die Hauptbegebenheiten des Krieges mit eigenen Augen anzusehen, sondern ich bekam einen ganz andern Wirkungskreis, dem Ganzen vielleicht deswegen ersprießlich, weil ein Jeder diesem nicht so leicht hätte vorstehen können.

Die Landwehr war ursprünglich in Divisionen getheilt worden. Meine Brigade kam zu der des Generals Putlitz. Dieser alte Herr hatte den Ruf der Tapferkeit, weil er bei Bitsch verwundet war und im Jahre 1807 in Schlesien, wo er das verschanzte Lager bei Glatz kommandirte, sich hatte überfallen und in der letzten Redoute zusammenhauen lassen. Es fehlte ihm nicht an Verstand, er hatte Lebensklugheit und wußte

sich geltend zu machen. Er hatte Einiges gelesen .... ein großer Liebhaber von Münzen, vom Tabacksrauchen und vom Essen. Mit diesen drei Dingen beschäftigte er sich den ganzen Tag. Die Pfeife kam ihm nicht aus dem Munde und ohne sich jemals voll zu essen, ging er doch den ganzen Tag von einem kleinen Frühstück zum andern. Natürlich blieb ihm wenig Zeit, an den Dienst zu denken; er wußte nichts, was vorging, und bekümmerte sich um nichts. Was seine Tapferkeit betrifft, so ging er zwar da nicht fort, wo er einmal war, aber muthig vorwärts gehen habe ich ihn nie gesehen, und zwar aus der kleinlichsten Ursache, weil er ein erbärmlicher Reiter war.

Mit diesem Manne führte mich mein Unstern zusammen. Ich war im Juni 1813 Oberstlieutenant geworden. Meine Brigade war die einzige in seiner Division, die wirklich ganz fertig war. Wie man dem General Putlitz nun im Juli ein kleines Corps an der Elbe anvertraute, gab man mich ihm mit. Ich weiß nicht, ob er darum angesucht hat, oder ob man es so einrichtete, damit ich aushelfen sollte, wo er nicht zureichte. Genug, ich kam unter seinen Befehl und blieb die ganze Campagne darunter. Anfangs war die Bestimmung an der Elbe mir selbst angenehm, denn wir waren die Vordersten und hofften, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Es fügte sich aber Alles anders. Putlitz wurde immer gebraucht, sobald es vorwärts ging, die Löcher hinten zu verstopfen und ich war nun bei ihm fest.

Was dieser Mann mir für Herzeleid angethan hat durch seine Verkehrtheit und Kleinlichkeit, ist unbeschreiblich. Seine Umgebungen, der Oberstlieutenant Kyckpusch vom Generalstabe und Rittmeister Zeuner, trugen redlich dazu bei, indem sie ihm in den Kopf setzten, daß er ein commandirender General sey.

Je weniger Freude mit meinen Vorgesetzten, desto mehr hatte ich mit meinen Untergebenen. Ich fand überall regen Eifer, Dienstbeflissenheit, Tapferkeit, Folgsamkeit, kurz, ich

war wie ein Vater unter guten Kindern. Wir hatten eine Postirung an der Elbe. Wie der Waffenstillstand zu Ende ging, mußte Putlitz vor Magdeburg, ich mußte allein bei Havelberg bleiben. Er nahm mir meine besten Bataillone mit fort. Bald mußte ich zum General Hirschfeld (einem braven und tüchtigen Mann, der nur durch eine alte Blessur am Kopf bisweilen etwas confus wurde) stoßen.

Hier hatten wir nach einigen Hin- und Hermärschen die Schlacht von Hagelsberg bei Belzig am 27sten August. Putlitz war auch dabei, fiel aber gleich am Anfang vom Pferde, brach das Schlüsselbein und ward fortgebracht. Außer dem 1sten Ostpreußischen Reserve-Regimente war meine Infanterie-Brigade die einzige, welche in Ordnung war. Die Cavallerie commandirte an diesem Tage der Oberst Bismark. Das Reserve-Regiment hatte die Avantgarde, ich die Reserve. Es kam ein Augenblick, wo Alles davon lief und ich mit meinen drei Bataillonen allein Stand und Ordnung hielt. Dadurch decidirte ich die Schlacht, die offenbar schon verloren war. Nachher folgte der entscheidende Angriff, wo mein Lebuser Bataillon wieder das Beste that. Ich war zufällig nicht dabei, denn ich war zum Oberst Bismark geritten, um ihn zu bewegen, mit der Cavallerie auch vorzugehen. Er war aber unbeweglich. Das Uebrige in dieser Schlacht siehe in meiner ausführlichen Beschreibung derselben.

Ich kam gesund heraus und erhielt nur eine Kugel durch den Mantel. Nachher bekamen Viele und ich unter ihnen das eiserne Kreuz 2ter Klasse: auch erhielt ich den St. Annen-Orden 2ter Klasse mit Brillanten.

Hierauf mußte ich nach Mecklenburg zum General Wallmoden mit meiner ganzen Brigade marschiren, den Davoust vor sich hertrieb. Bernadotte ließ einen solchen Lärm machen von der rasenden Verstärkung, die er schicke, daß Davoust, wie ich kam, bis nach Ratzeburg zurückging. Sogleich wurde ich

zurückbeordert und kam den 14ten September wieder vor Magdeburg an, zu Putlitz, dessen Schlüsselbein wieder ziemlich heil war.

Jetzt ward ich mit meinem Cavallerie-Regiment über die Elbe in die Altmark geschickt, um die Westphälische Administration zu stören und die Communicationen zu beunruhigen. Ich that es, hob alle Präfecten und Kassen auf, fing alle Correspondenzen auf, auf den beiden Hauptstraßen von Magdeburg nach Wesel und von Hamburg nach Cassel, ging bis Braunschweig, überrumpelte und nahm die Stadt am 25sten September und machte über 600 Gefangene und über 20,000 Thaler Beute. Diese steckte ich nicht in die Tasche, sondern verwendete sie für Königliche Rechnung zu rückständigem Solde und nothwendigen Anschaffungen für die Truppen. Wir wurden in Braunschweig mit Triumph empfangen.

Ich kam zurück und erhielt von Bernadotte den Schwert-Orden, welcher damals etwas Seltenes war. Ich mußte in der Altmark stehen bleiben und eine Brücke nebst Verschanzungen bei Ferchland anlegen. Ich that es. Meine Vorposten hatte ich bei Wolmirstädt gegen Magdeburg.

Bald erhielt ich den Auftrag, gegen Magdeburg vorzugehen und die Communication mit einem Französischen Lager bei Calbe zu unterbrechen, welches Bernadotte von vorn wollte angreifen lassen. Er hatte aber gewindbeutelt und griff nicht an. Ich aber hatte zwei sehr glückliche Gefechte bei Atzendorf und bei Dalenwarsleben, den 10ten und 14ten October.

Nach der Altmark zurückgekehrt, wo ich mein Quartier in Grieben dicht vor meiner Elbbrücke nahm, hatte ich den ganzen October und November sehr unangenehme Geschäfte mit dem Schanzenbauen und einer Art von Organisirung der Altmark. — Meine Vorposten bei Wolmirstädt hatten viele kleine und glückliche Gefechte. Ich benutzte diese Art von Ruhe, um meine Brigade zu exerciren, zugleich hatte ich die unangenehm-

sten Querelen mit dem alten Putlitz. Er und seine Umgebungen waren neidisch auf die glücklichen Züge, die ich gemacht hatte, und auf die darin erworbene Beute. Er glaubte, ich hätte Alles für mich behalten, und stichelte erst, dann forderte er offenbar etwas für sich. Ich tauschte ihm drei schlechte Wagenpferde gegen drei gute aus und schenkte ihm ein Reitpferd, welches ich für baares Geld von dem Rittmeister Bornstädt kaufte. Es war ein so ruhiges Thier, daß er Wohlgefallen daran fand, und nun hatte ich einige Zeit Ruhe, aber nicht lange. —

Im December kam Frost; die Brücke mußte weg und die Schanzarbeiten eingestellt werden. Ich bekam daher zwei Bataillone, die bisher am Brückenkopf gestanden hatten, mit auf das linke Ufer und ging mit ihnen näher an die Festung. —

Nun gab es beinahe tägliche Gefechte, auch einige Querelen mit Putlitz, der eine ganz eigene Tendenz hatte, Alles zu zerstören, was ich in Ordnung oder in Gang gebracht hatte, und, in seinem Hauptquartier Burg, Taback rauchend, kaum wußte daß Krieg war.

Er hatte früher von Hohenziatz aus Magdeburg nicht bloquirt, sondern beobachtet. Wie die Brücke von Dessau, kurz vor der Schlacht von Leipzig, verloren ging, verlegte er sein Hauptquartier nach Burg, nahm den größten Theil seiner Truppen mit dorthin und ließ nur zwei oder drei Bataillone vor Mageburg. Das war vernünftig, denn da Tauentzien sich nach Berlin zurückgezogen hatte, so konnte Bonaparte jeden Augenblick über die Elbe gehen nnd Putlitz gegen Magdeburg quetschen. — Wie aber die Schlacht von Leipzig alle diese Umstände verändert hatte, war er mit 11 Bataillonen und 3 Schwadronen stark genug, sein Hauptquartier in Königsborn zu nehmen und Biederitz, Gübs, Prester u. s. w. stark zu besetzen.

Er that es aber nicht, weil es ihm und Kyckpusch in Burg gefiel, behielt 8 Bataillone unnütz zurück und ward Schuld,

daß die Dörfer Prester, Pechau, Zibbekleven, Gübs u. s. w. alle Augenblick von den Franzosen geplündert wurden. — Er hätte dieses Betragens wegen vor einem Kriegsgericht verantwortlich gemacht werden sollen.

Da nun in dieser Zeit die Armeen am Rhein standen und der Uebergang täglich erwartet wurde, so schickte ich einen Offizier nach Frankfurt am Main, mit Briefen, um zu bewirken, daß ich dorthin abgerufen würde. Hätte ich für meine Person Versetzung gefordert, so wäre ich wahrscheinlich durchgedrungen; da ich mich aber nicht entschließen konnte, mich von meinen wackeren Kriegsgefährten zu trennen und es demnach auf Abberufung der ganzen Brigade ankam, so scheiterte ich, ungeachtet der alte Blücher selbst an den König schrieb, um mich bei seiner Armee zu haben. Mit diesem war ich, ungeachtet der kleinen Neckereien von 1807, wozu ihn seine Adjutanten verführt hatten, auf's Beste daran, vorzüglich seit ich ihm 1809 einen wichtigen Dienst geleistet hatte.

Den 16ten Dec. wurde der älteste Graf Finckenstein in Wolmirstädt überfallen und beinahe eine ganze Compagnie gefangen genommen. Ich rückte aus, griff den Feind in Wolmirstädt an (der aber gleich wich) und folgte ihm bis Barleben auf dem halben Wege nach Magdeburg.

Nun sollte Magdeburg auch auf dem linken Ufer durch Hirschfeldt und Russen eingeschlossen werden, wir aber zu Bernadotte gegen die Dänen marschiren. Ich mußte also auf das rechte Ufer zurück, wohnte dort am 4ten Januar 1814 noch einem Ausfall bei und ging dann auf drei Tage nach Berlin, wo ich meine Frau und Kinder sah. Zurückgekehrt, ward ich mit 2 Bataillonen und meinem Cavallerie-Regiment vorausgeschickt zum Schweden. Ich kam bis Schwerin in Mecklenburg, wo der Friede mit den Dänen bekannt wurde, und nun ging es wieder zurück bis Braunschweig, wo uns Bernadotte zehn Tage ohne Ordre stehen ließ.

Den 14ten Februar aufgebrochen, um über den Rhein zu gehen*). Wir wurden beständig aufgehalten durch die im Zickzack marschirenden Schweden (Bernadotte wollte durchaus nicht über den Rhein), erhielten dann aber den niederschlagenden Befehl, Wesel zu bloquiren.

Wir kamen den 5ten März davor an. Rockpusch hatte für Putlitz die Disposition im Allgemeinen gemacht, welche recht gut war. Ich setzte die Posten aus und besorgte die Einschließung. Putlitz besah die Posten einmal oberflächlich, dann setzte er sich in die Stube und rauchte. Wir hatten schweren Dienst und wurden täglich allarmirt, was wir den Franzosen vergalten. Den 30sten März machten sie einen großen Ausfall, den ich zurückschlug. Putlitz sah zu und frühstückte. Ich bekam dafür später das eiserne Kreuz erster Klasse. — Kurz darauf wurde die Einnahme von Paris und der Frieden bekannt. Unser Kerl in Wesel, Burke genannt, kehrte sich aber nicht daran, sondern wurde nun erst recht toll; den ganzen April hindurch

*) Anmerk. d. Her.: In einem auf diesem Marsch geschriebenen Briefe aus Lemgo vom 20sten Februar erzählt Marwitz folgende charakteristische Geschichte: „Die Fürstin-Regentin hat Napoleon jederzeit auf das Treueste gedient. Da es ihm schlecht ging und Bülow in diese Gegend kam, wollte sie nicht liefern. Ein Herr von Harthausen aus dem Hannöver'schen, der sie haßt, erbittet sich von einem Russen 15 Kosaken, um sie zu zwingen, rückt in Detmold ein, marschirt vor dem Schlosse auf und geht hinein. Die Bürger, voller Freude, bewirthen die Kosaken, nehmen sie in die Häuser und machen sie betrunken. Harthausen expostulirt mit der Fürstin, beide werden grob, sie ruft den Bedienten, ihn die Treppe hinabzuwerfen, er an's Fenster – die Kosaken sind fort! Er wird nun die Treppe hinabgeworfen, in dem Rinnstein umgekehrt und in's Tollhaus gesperrt. Die Kosaken, die von ihrem Anführer nichts erfahren, ziehen den andern Tag ab, und er sitzt 5 Tage im Tollhause. Nun zieht General Thümen ein; Harthausen mit der Narrenjacke rennt den Essen bringenden Wärter um, auf die Straße, auf Thümen los. Dieser hält ihn in dem Kleide, und weil Alles hinter ihm her ist, auch für einen Tollen, erkennt ihn aber am Ende, macht ihn los, und zwiebelt Serenissima ein wenig, aber noch nicht genug. Sonst ist aber das Land mit der Regierung zufrieden."

lagen wir uns mit ihm in den Haaren, auf dem linken Ufer der Lippe, welcher Posten der exponirteste war, den Putlitz aber nie sah und immer noch schwächte. Endlich erfolgte die Uebergabe; Putlitz wurde als Commandant nach Glogau versetzt und mir das Commando gegeben. Den 12ten Mai zogen wir in Wesel ein*) und standen dann in Cantonnirungen bis Ende Juni zwischen Anholt, Emmerich und Rees. Ich lag in Anholt beim Fürsten Salm.

Unterdessen hatte ich in dem Gefecht von Montmirail, am 11ten Februar, den größten Verlust erlitten, der mich treffen konnte; ich verlor dort meinen braven, geliebten, rechtschaffenen, einsichtsvollen Bruder Alexander. Im Frühjahr 1813 hatte er sich zu Dörnberg gewendet und dem Gefecht von Lüneburg beigewohnt. Darauf hatte er sich zu Czernicheff begeben und diesem bei Halberstadt und bei der Expedition nach Leipzig wichtige Dienste geleistet. Während des Waffenstillstandes war er von Czernicheff zu allerhand politischen Missionen gebraucht worden. Gleich nach dem Waffenstillstand, am 21sten oder 24sten August, war er mit Czernicheff in der Gegend von Wittenberg, bei Bosdorf, attaquirte mit den Kosaken ein Quarré

---

*) Anmerk. d. Her.: Ueber den Einzug schreibt Marwitz in einem Briefe Folgendes: „Der Einzug war den 10. Morgens. Der Prinz von Homburg war dazu von Münster gekommen; auch Putlitz hatte sich ausgebeten, seine Heldenlaufbahn mit diesem Einmarsch beschließen zu können. Deputationen der Bürgerschaft, weißgekleidete Mädchen, und alles was zu dergleichen Freudenfesten gehört, war da, auch ein anredender Prediger, der noch 4 Wochen vorher von der Kanzel gesagt hatte: es müsse keinen gerechten Gott geben, wenn Napoleon nicht am Ende Sieger bliebe, — und der sogar in diesem Sinne seine Kinder katechisirt hatte; endlich in der Stadt über hundert Ehrenpforten (alle 50 Schritt war eine) und alle Straßen durch eingepflanzte Baumzweige in Alleen und Gärten verwandelt, — Mittags Diner, Abends Ball und Illumination, ungeheures Jubelgeschrei, — der Jahre lang ledige Rhein schon voller Holländischen Schiffe, kurz es fehlte nichts."

Polnischer Infanterie, wobei ihm das Pferd erschossen wurde, er unter demselben liegen blieb und die Kosaken hinter ihm umkehrten. In dieser hülflosen Lage kam ein Kerl aus dem Quarré heraus und hieb ihn zu Schanden mit 7 oder 8 Wunden, von denen er eine steife Hand behielt, und so wurde er in das Quarré hineingezogen und vor den Augen der Russen fortgeführt, welche keinen Versuch machten, ihn zu befreien. In Wittenberg ward er von den Polen gut behandelt, in Leipzig von den Franzosen schändlich, die ihn mit einem ganzen Haufen in das unterirdische Stadt=Gefängniß sperrten. Auf dem Transport nach Frankreich entsprang er bei Buttelstedt in einer stürmischen Nacht, und kam glücklich mit seinen Wunden bis nach Prag, den Tag, nachdem meine Frau abgereist war; doch fand er dort unsere Schwester Caroline. Hier ließ er sich kuriren und kam gegen Weihnachten nach Frankfurt am Main, wo er in unsere Armee, als Adjutant des Generals Pirch, aufgenommen wurde. Das Gefecht, in dem er blieb, war das erste bedeutende, dem er wieder beiwohnte. — Es scheint aus den eingezogenen Nachrichten, daß eine Flintenkugel in die Schläfe ihn auf der Stelle getödtet hat, er also nicht auf's Neue die Schmach erlebte, dem Feinde in die Hände zu fallen. Die Welt erlitt an ihm einen großen Verlust. Er war ein außerordentlicher Mensch im Wissen wie im Handeln. Er würde das Höchste geleistet haben, wenn er erst zu innerer Beruhigung gelangt wäre.

Wie unterdessen die großen Angelegenheiten gegangen waren, — wie die Oesterreicher durchaus zurück gewollt hatten, und wie sie nur von dem Kaiser Alexander und unserem Könige zurückgehalten worden waren, ist bekannt. Unser König rettete die Armee bei Bar=sur=Aube, wie er sie bei Culm gerettet hatte. Wie aber der Kaiser von Rußland bis zur Einnahme von Paris der Förderer alles Guten gewesen war, so ging

nach der Einnahme von Paris — wie beim Frieden von **Tilsit** — alles Ueble von ihm aus. In Paris, unter lauter **Franzosen**, kam seine Französische Erziehung zum Durchbruch; **er** sah und handelte wie ein Franzose aus der früheren, **etwas** besseren Zeit. Hier, in der Hauptstadt des Henri quatre, **wollte** er nichts ausüben wie générosité, magnanimité und dergleichen und verdarb Alles; unser König ließ ihn zu sehr machen, **was** ihm gefiel, und der Kaiser von Oesterreich, der überdem **nie** von ganzem Herzen bei der Sache gewesen war, kam erst **an**, wie schon Alles verdorben war. Auch hatte Metternich keine Lust, viel zu ändern, denn er spekulirte schon wie er sich wieder mit Frankreich alliiren wollte. So erfolgten die sonderbarsten Begebenheiten. Unsere siegenden Truppen mußten in Frankreich hungern, frieren und nackt wieder herausmarschiren, wie sie hineingekommen waren. In Paris selbst wurde kein Mann einquartiert, sondern die Garden lagen auf den Straßen, die Offiziere mußten für ihr Geld leben. Dann ließ man die Kriegsgefangenen los und schickte sie nach Frankreich hinein, unsere Truppen aber hinaus, so daß zuletzt die Franzosen in Paris eine Art von Uebermacht gewannen, die alliirten Offiziere Mißhandlungen erfuhren und selbst die Monarchen nicht sicher waren.

Den Bonaparte setzte man als Souverain nach Elba, schützte sein Leben unterwegs, wie ihn das Volk ermorden wollte, und gab ihm Schiffe, Waffen, Soldaten und Geld.

Man schloß einen Frieden, den man zwei Monate früher weit vortheilhafter hätte gebieten können, verzieh Frankreich alle Sünden, schenkte ihm allen Raub, ließ ihm seine ehemaligen Gränzen und gab noch einige der besten Landstriche des alten Deutschland obenein in den Kauf*).

---

*) Unter dem 10ten Juni 1814 schreibt Marwitz Folgendes höchst Charakteristische: „Die Russen eilen nach Hause und kommen nicht wieder; — ihr Reich ist auf lange gesichert. Oesterreich kehrt gleich

Ende Juli kehrte der König nach Potsdam zurück, nachdem er einen Monat in England und dann in Neufchatel gewesen war und hielt auf seinen Wunsch einen stillen Einzug in Berlin. Vierzehn Tage vorher hatte ich an der Spitze der

---

wieder zu seinen Finanzen zurück, und so wie es in der äußersten Gefahr nur mit Mühe zur Mitwirkung konnte gebracht werden, so ist begreiflich, daß es in der Folge, höchstens, neutral bleiben wird. Es bleibt nur Preußen, das denn wohl der Wortführer werden wird, in dem Wenigen, was von Deutschland wieder hergestellt werden kann. Dieses Deutsche ist ein wahres Chaos; es soll seine Bestimmung und sein Leben erst noch bekommen, Alles ist schlecht gesinnt, bis auf unsere ursprünglichen alten Provinzen; das linke Rheinufer ist ganz Französisch, Brabant und Flandern hält sich für unterjocht und wäre lieber bei Frankreich geblieben. Jeder Deutsche hofft auf Frieden und Glück, und hält die Sache für beendigt; Holland hat Sinn für nichts, als für Handel und Geld; es weiß aber nicht, daß man sich diese nur mit dem Schwerte verschafft. — Gegenüber steht ganz Frankreich in teuflischer Einheit, wüthend über die Einbußen, klug in der Politik und im Kriege. Mit seinen Gefangenen kehrt ein Heer von 300,000 Mann nach Frankreich zurück. — Froh, seine Geißel los zu seyn, hat es jetzt schon alle unsere Großmuth vergessen, und sieht nur den Verlust des Rheins und Belgiens! — Das Heer ist wüthend und denkt nur auf Rache; — der König müßte kein Franzose und auch toll seyn, wenn er dem Geiste seines Volks nicht folgte. Binnen Kurzem haben wir wieder Krieg in Flandern und am Rhein. — Du weißt, daß ich Bonaparte nie für verschieden gehalten habe von der Französischen Nation. Er war nur der Gipfel ihrer Verderbtheit. — Jetzt ist dem Baum zwar seine Krone genommen, aber Stamm und Wurzeln sind noch fest. Da wir diese nicht ausgerottet haben, werden sie von Neuem treiben. Daß dieser Sünde nur durch Tugend, dem tyrannischen Prinzip nur durch Freiheit widerstanden werden kann, ist klar. — Wie weit Europa davon entfernt ist, zeigt die Entlassung unserer freiwilligen Jäger, und was in Spanien geschieht. — Wir haben einen Anfang gemacht, aber wir sind lange nicht am Ende." — Ferner schreibt Marwitz unter dem 9ten Juli 1814 aus Diepenau: „Von Anholt mußte ich eine Reise nach Aachen zum General Kleist machen. Das Volk ist dort nichts werth und sehr dumm; ich habe wohl Zwanzig getroffen, welche behaupteten, die Stadt wäre vordem Oesterreichisch gewesen, und nicht begreifen konnten, daß eine freie Reichsstadt wohl Deutsch, aber nicht Oesterreichisch sey. Alle Katholiken in Deutschland hängen an Oesterreich, wollen nichts thun, desertiren u. s. w.

Berliner Landwehr, und noch früher die freiwilligen Jäger ihren Einzug gehalten, wo alle Straßen wogten, alle Fenster voll waren, die Blumenkränze flogen und das Jubelgeschrei die Luft erfüllte. Am meisten aber war ich mit meinen Lebusern in Frankfurt geehrt worden.

Seit dem Einmarsch in Paris war die Regierung noch gar nicht wieder in Gang gekommen. Auch jetzt geschah es nicht. Ende September werde der König und Hardenberg auf den Congreß nach Wien gehen, also sey keine Zeit dazu.

So erfolgte keine Vergütung der Kriegsschäden, keine Hülfe an zu Grunde gerichtete Einwohner, kein Erlaß der unerschwinglichen durchaus Französischen Abgaben, keine Versorgung der Invaliden, keine Aushülfe des Ackerbaues, keine Ergänzung des Heeres, keine Instandsetzung der Festungen, keine Anschaffung von Bekleidungs- und von Waffenvorräthen für die Armee. Die Landwehr ward zum größten Theil auf Urlaub entlassen, alle Abschiede verweigert und keine Ergänzung der Untauglichen durch Taugliche vorgenommen. In den wieder acquirirten Altpreußischen Provinzen wurde die Französische Verwaltung und die Französische Justiz beibehalten, und da endlich der Befehl erging, die Preußische Gerichtspflege wieder einzusetzen, kehrte sich der Justizminister Kircheisen nicht daran, sondern ließ es bei der Französischen.

Nun ging es Ende September nach Wien und der König sammt Hardenberg sind noch in dem Augenblick da, wo ich dieses schreibe (Ende März) also seit fünf Monaten, ohne daß die Verhandlungen glücklichen Fortgang genommen haben. Der alte Jüngling Hardenberg, der sich seiner Sache gewiß glaubte, und bei seiner Abreise geprahlt hatte, wurde in allen Stücken angeführt.

Der Hauptzweck hätte seyn müssen: Die Freiheit Deutschlands zu sichern, vornehmlich gegen Frankreich, aber nächstdem auch gegen alle andern Nachbarn. Um diesen Zweck zu errei-

chen, mußte Preußen stark gemacht werden, einmal, weil es schon stark war, und die Schwachen ihm zufallen mußten, sodann aber, weil das kräftigste Lebensprinzip sich in ihm geäußert hatte. Es kam also nur darauf an, das Verhältniß zu Oesterreich zu bestimmen und einen festen Bund zwischen beiden Staaten zu Stande zu bringen. Dies wollten alle Preußen redlich, wie sie nach Wien gingen.

Es geschah aber nicht, durch die Schuld Oesterreichs und Englands und durch die Zwietracht, die Frankreich säete.

Kaiser Franz gehorchte Metternich. Diesem grauete vor der schweren Rolle, die Oesterreich als Erster in Deutschland würde spielen müssen, und er hatte niedrige Eifersucht gegen Preußen, was die erste Rolle hätte spielen können, wenn Oesterreich nicht wollte. Er gab daher alles Deutsche auf und wendete sich ganz auf Italien, wo Oesterreich gehaßt wurde. Diese Richtung wird Oesterreich den Untergang bringen.

England sorgte für seinen Handelsvortheil, ließ sich aber durch miserable Hannöversche Rücksichten irre führen. Es errichtete ein Königreich in den Niederlanden und eins in Hannover, dem wir Abtretungen machen mußten wegen der erhaltenen Kriegsbedürfnisse und störte so die Einheit des nördlichen Deutschlands und durchschnitt unsere Macht auf das Empfindlichste.

Baiern wollte eine große Rolle spielen, war unverschämt und hatte das Glück, von Frankreich unterstützt, Oesterreich für sich zu gewinnen, welches die Natter nicht sah, die es in seinem Busen nährte. — Würtemberg war gut gesinnt, aus Haß gegen Baiern.

Rußland behielt Polen, wie natürlich, da es dieses Land allein erobert hatte, und bot uns mehremal, wie wir in der Klemme waren, seine Hülfe an, die der König aber jederzeit standhaft von sich wies.

So geschah es, daß auf diesem Congreß statt des angegebenen großen Gesichtspunktes ein durchaus kleinlicher verfolgt wurde, der der Entschädigungen, welche man sonderbarer Weise nach der Seelenzahl berechnete, also einen wahren Menschenhandel trieb, während man zugleich eifrig bemüht war, den Sklavenhandel in Afrika abzuschaffen. Diesem miserablen Gesichtspunkte zufolge zankte man sich erst viele Monate darüber, ob Sachsen an Preußen fallen sollte oder nicht, und äußerte viele Theilnahme gegen dessen in Berlin gefangenen König: nächst dem von Baiern der größte Verräther am Deutschen Vaterlande; nachher, wie man über die Theilung Sachsens einig war, wies man Preußen einen Landstrich am Niederrhein an, den es nie behaupten konnte, weil man dessen Vormauern, die Maasfestungen nebst Luxemburg und Mainz, an andere begünstigte Schwache verschenkte.

Nachdem dieses geschehen war, gerieth Oesterreich mit Baiern aneinander, weil dieses, welches schon dadurch übermäßig belohnt war, daß man ihm allen von Napoleon zugewendeten Raub ließ, noch die unverschämtesten Ansprüche machte. Es wollte wegen seiner 1814 gemachten Anstrengungen vergrößert seyn. Zugleich zerfiel Oesterreich mit Murat, dem König von Neapel, dem es einfältiger Weise 1814, wie an Baiern, die größten Versprechungen gemacht hatte, ungeachtet seine Verrätherei klar war, und jetzt sie nicht halten wollte.

Wie es so weit war, sendete der Himmel Hülfe. Bonaparte benutzte die Mittel, die man ihm großmüthiger Weise geschenkt hatte, verließ Elba, landete in Frankreich, reiste nach Paris und vertrieb dadurch die Bourbons von dem Thron. Die Nachwelt wird es nicht glauben, aber es ist buchstäblich wahr, die Französische Nation war so verfault, daß kein Arm sich für den rechtmäßigen König regte, daß unter 25 Millionen Menschen keiner sein Eigenthum, seine Freiheit und das Leben seiner Kinder gegen diesen Menschenfresser vertheidigte, sondern

daß die große Räuberbande, die Armee, ihrem alten Anführer sogleich wieder zufiel und in der Nation Niemand den Muth hatte, sich ihr zu widersetzen.

Sogleich waren die Mächte auf dem Congreß wieder einig. Wir, die bisher Verfolgten, waren sogleich die lieben Brüder; denn wir sollten nun wieder voran kämpfen, und der Kaiser Alexander that wieder das Beste, um Alles auf den richtigen Weg zu treiben. So gehen wir einem neuen Krieg entgegen.

Oesterreich geht offenbar zu Grunde. Es kann sich in Italien schon kaum mehr gegen Neapel behaupten; die erste Rolle in Deutschland, die man ihm von allen Seiten so bereitwillig antrug, hat es nicht annehmen wollen. Wenn Bonaparte Glück haben sollte, wird es wahrscheinlich binnen Kurzem mit diesem sich alliiren.

Es frägt sich also nur, ob wir die erste Rolle in Deutschland spielen werden? oder, ob es ganz zerfallen soll? Zu Jenem ist unsere Nation offenbar geschaffen. Nach diesem hin drängen die beiden feindlichen Elemente, die wir in Deutschland leider haben, Baiern und Hannover. Baiern will es durchaus Preußen gleich thun und gesteht diese seine Absicht unverholen; aber es ruht auf ganz andern Elementen und weil diese ungerecht sind, kann von dorther nur Zwiespalt kommen. Preußen verdankt seine Größe seiner Tapferkeit und größtentheils Diensten, die es dem Deutschen Vaterlande erwiesen hat, Baiern hingegen die seinige der Untreue und Diensten, die es dem Feinde wider das Vaterland geleistet hat. Hannover ist ganz undeutsch und nur auf das Geld gerichtet, wie England. Es will dahin gelangen, den Meister zu spielen in Norddeutschland, aber da es auch nur auf fremder Kraft ruht und nicht auf eigener, kann auch von dorther kein Heil kommen.

Von Wien her erscholl also wieder die Kriegstrompete, und da zeigte sich wieder recht lebhaft, wie hoch unser Volk steht. Trotz der Vernachlässigung, die es von der Regierung

erfahren, wie vorher geschildert ist, war kein Vorwurf, kein Unmuth zu hören und Alles lief augenblicklich wieder zu den Waffen, beinahe wie vor zwei Jahren.

Ich für meine Person war im Juli 1814 mit der Landwehr zurückgekehrt und hatte meine Angelegenheiten ziemlich vernachlässigt gefunden, doch hatte ich nicht viel Zeit darauf verwenden können, sie zu ordnen, weil ich immer noch ein Commando in der Landwehr behielt, vom October an eine Division (7 Regimenter), und dieses mich nöthigte, beinahe immer in Berlin zu seyn. Meine Neigung wäre gewesen, sogleich wieder den Abschied zu nehmen und mein Landwesen wieder fortzusetzen. Bei dem schlechten Zustande aber, in welchem mein Vermögen sich befand, konnte ich es gegen meine Familie nicht verantworten, ein Einkommen von 2500 Thlrn. jährlich, welches ich genoß, von der Hand zu weisen. Ich blieb also im Dienst, und da ich, ungeachtet der hohen Commando's, weit über meinem Rang, die man mir immer anvertraut hatte, im Avancement ganz übergangen worden war, schrieb ich eben um die Zeit, wie Bonaparte in Frankreich landete, an den König und bat um Wiederherstellung in meinen Rang, da ich schon im December 1813 hätte Oberst werden müssen. — Ich bekam eine sehr höfliche Antwort und wurde Oberst, jedoch war nicht die Rede von Zurückdatirung des Patents in jene Zeit. — Da in demselben Augenblick die Marsch-Ordre kam, blieb ich, obwohl keine Ursache war, warum ich mich gegen Hinterleute sollte zurücksetzen lassen, die man dazu nicht gebrauchte wozu ich fortwährend gebraucht wurde.

Ich bin im Begriff, nach dem Rhein abzugehen und wenn ich den Krieg überlebe, so wird es sich weiter finden. Der Oesterreichische raffte Eberhard, der vorige Alexander dahin, so käme nun die Reihe an mich. Ich würde auch recht gern sterben, wenn meine Söhne noch lebten, so aber sehe ich nicht gern Friedersdorf in fremde Hände kommen.

Kapitel 3.

1815.

Der Feldzug von 1815. — Marwitz's Theilnahme an demselben. — Elende Politik der großen Mächte.

Im vorigen Abschnitte ist der Zustand des Vaterlandes und meine eigene Geschichte gezeigt bis zum Ausbruch des Krieges 1813.

Ueber diesen Krieg, in welchem ich der Schlacht von Ligny, dem zweitägigen Gefecht von Wavre (der zweite Morgen war einer der heißesten, die ich erlebt habe) und dem Arriergarden-Gefecht von Namur beiwohnte*), über meinen Aufenthalt in Frankreich**) und über meine nachherige Reise nach England, von der ich im December 1815 nach Friedersdorf zurückkehrte, habe ich besondere Tagebücher geführt, deren Inhalt ich hier nicht noch einmal wiederholen werde***).

Nur Einiges, was dort übergangen oder nur kurz berührt ist, werde ich hier anführen.

So wie Napoleon den Ludwig den Achtzehnten durch seine Reise nach Paris aus dem Lande hinausgejagt hatte, wurde der Wiener Congreß einig. Man theilte sich die herrenlosen Länder, rüstete sich zum Kriege und dachte weiter nicht daran, das gemeinsame Vaterland durch ein festes Band für die Zukunft zu vereinigen.

Napoleon fand in Frankreich die vollständigste Unterstützung.

Es zeigte sich, was man im Auslande und wie ich den letzten Theil meiner Geschichte im vorigen Abschnitt schrieb, gar nicht ahnen konnte, daß die Bourbons gar keinen Zusammen-

*) Für das Gefecht von Namur erhielt M. den **Pour le Mérite** mit Eichenlaub, für den ganzen Feldzug den Wladimir 3ter Kl.

**) Siehe das Tagebuch über den Feldzug von 1815. Anm. d. Her.

***) Das Tagebuch über die Reise nach England ist für ein größeres Publikum nicht geeignet und daher ungedruckt geblieben. A. d. H.

hang mit der Französischen Nation hatten. Sie waren dort wie Fremde, die in einem Wirthshause leben. Es war nicht Apathie der Nation, welche diese verhinderte, sich dem einbrechenden Napoleon zu widersetzen, sondern es existirte vielmehr der innigste Zusammenhang zwischen der Nation und ihm, nicht durch eine Conspiration wider die Bourbons, wie Einige gefabelt haben, sondern durch eine vollkommene Uebereinstimmung der Meinungen, Gedanken und Wünsche. Die ganze Nation trachtete nach ungerechtem Erwerb und nach Sieg über die Fremden. Ebenso Napoleon; dabei war er der Klügste und Geschickteste in Frankreich. Kein Wunder also, daß die ganze Nation ihn als ihr Haupt anerkannte, sobald er sich nur zeigte; kein Wunder, daß die Bourbons hinausreisen mußten, sobald er hineinreiste; kein Wunder, daß die ganze Nation die größten Anstrengungen machte, um ihr Haupt gegen das Ausland aufrecht zu erhalten und um dereinst wieder unter seiner Anführung plündern zu können*).

---

*) Anm. d. Her.: Aus Briefen M.'s aus dieser Zeit theilen wir Folgendes mit:

Namur, 23sten Mai 1815. In Aachen wohnte ich bei einem reichen Kaufmann, welcher früher Russischer Consul in Antwerpen war, und dieser erzählte mir Folgendes: „Zu Anfang des vorigen Winters war er in Paris, wohin eine Deputation von Belgiern kam, einen Herzog von Aremberg an der Spitze, welche Ludwig den Achtzehnten baten, einzurücken und das Land in Besitz zu nehmen; sie wollten sich für ihn erklären. Die Unterhandlungen wurden durch den General Maison geführt, der Gouverneur von Paris war, und gesucht, auch mehrere Deutsche vom linken Rheinufer dafür zu gewinnen. So wurde dieser Mann zu einem Diner beim General Maison geladen, welchem alle diese Verräther, viele Generale, Minister, und selbst Monsieur und der Herzog von Berry beiwohnten. Wie nun die Sache dort laut besprochen wurde, erklärte endlich Monsieur Folgendes laut über Tafel:

Que si cela ne tenait qu'à lui, il se mettrait à la tête de l'armée, et entrerait l'épée à la main dans la Belgique, et que sûrement dans trois mois, on serait maître de toute la rive gauche du Rhin, mais que Monsieur (indem er auf den Minister Montesquiou zeigte) **avait déclaré, n'avoir point d'argent,**

Wir, England und Rußland meinten es mit dem Kriege redlich, die Andern ließen sich Zeit. Oesterreich hatte eine solche Truppenmasse in Italien vereinigt und zufällig einen unternehmenden General gewählt, Bianchi, daß es zu seiner eigenen Verwunderung Murat auf's Haupt schlug, dessen Armee zer-

---

et que Monsieur (der Kriegsminister Dupont) **manquait du matériel nécessaire pour l'armée, qu'ainsi il faudrait encore remettre ce beau projet.**"

Hierauf ist denn die Sache dem Könige vorgelegt und von Talleyrand der förmliche Bescheid ertheilt worden: daß es ihnen jetzt noch an Mitteln fehle, die Abgeordneten möchten daher nur nach Hause reisen und die Stimmung für Frankreich zu erhalten suchen. — In zwei Jahren aber werde Alles bereit seyn, und dann solle es los gehen! — Du siehst hieraus, daß die Bourbons nicht anders sind, wie alle übrigen Franzosen, und daß man eben nicht nöthig hat, sich für sie zu zerreißen. — Wie die Engländer von der Geschichte Wind bekamen, forderten sie eine Erklärung und Talleyrand verrieth seine Anhänger, indem er gestand, was sie angeboten hätten, aber seine Regierung rühmte, daß sie das Anerbieten ausgeschlagen hätte.

Humain bei Marche, den 18ten Juni 1815. Es scheint mir in dem Französischen Volke eine diabolische Einheit zu herrschen; die Anhänger Ludwig's sind sämmtlich alte Schwachköpfe, die viel schwatzen und nichts thun. Alle Uebrigen sind gegen uns, und daher für den Augenblick für Bonaparte. Es bleibt daher nichts übrig, als sie alle zu zertrümmern, denn sie sind alle gierig nach unserem Fleische. — Unbegreiflich ist, wie alle Pariser Zeitungen die Declarationen der Alliirten und Ludwigs des Achtzehnten, die Correspondenzen der Englischen Minister u. s. w. mit der größten Seelenruhe, beinahe unverfälscht und ohne Anmerkungen abdrucken, worin deutlich steht, Bonaparte sey ein Racker, ein Lügner; wir hätten es nur mit ihm zu thun, wir wollten uns in die Französischen Angelegenheiten übrigens nicht mischen u. s. w. Dann steht eben so ruhig daneben die Rede des Dubois auf dem Champ de Mars, welcher sagt:

Nous ne voulons pas du Souverain, que les alliés veulent nous donner, et nous voulons de celui, dont ils ne veulent pas! —

Hinterher kommt dann: **aux armes!** — und Napoleon, welcher seine Garde schwören läßt: **de se surpasser eux-mêmes!** welchen Schwur sie auch richtig ablegen, zuletzt Fingerzeige, daß wir **l'Alsace, la Lorraine** und **les forteresses de la Flandre** haben wollen, und dann halten sie zusammen wie Kletten.

streute und den Bourbonischen Ferdinand wieder auf den Thron von Neapel setzte. Um so mehr blieben Oesterreichs Blicke auf Italien gerichtet.

Die Zusammensetzung unserer Armee war merkwürdig; alle Landwehren wurden nackt und bloß, ohne Ergänzung und ohne Entlassung der vielen Unbrauchbaren, an den Rhein getrieben, dagegen die Garden und eine Menge alter Regimenter (diese zum 6ten Armeecorps) zurückgehalten. Die ganze Cavallerie ward (es ist merkwürdig zu sagen, aber doch wahr) in dem Augenblick ihres Aufbruchs zur Armee auseinandergerissen und zu neuen Regimentern dadurch formirt, daß jedes Regiment eine Schwadron abgab, welche zu einem neuen Regimente zusammenstießen. — Dabei wurden nun die meisten Offiziere versetzt, beinahe alle Befehlshaber gewechselt; sehr viele von diesen bekamen ihre neuen Truppen nicht eher zu sehen, als in dem Augenblick, wo es gegen den Feind ging. Nicht viel besser war es bei der Landwehr, die zwei Drittheile unserer Infanterie ausmachte. Ein großer Theil der Offiziere, der in den vorigen Feldzügen seine Civil-Posten aufgegeben, sein Vermögen zugesetzt und trotz erhaltenen Versprechens seine Posten nicht zurück erhalten hatte, der daher zurückbleiben und für seine Familie sorgen wollte, ward gezwungen mitzugehen, ebenso Alles, was das vorige Mal mitgewesen und wieder entlassen oder Offizier geworden war. — Nur die einzigen freiwilligen Jäger, die nicht Offiziere geworden waren, machten eine Ausnahme: es waren gerade die, die am wenigsten gethan hatten. Denn die erste Aufwallung der Brandenburger, Pommern und Schlesier bei Lützen abgerechnet, war durch sie nichts weiter geleistet worden. Die besten unter ihnen hatte man nach und nach zu Offizieren gemacht, die andern hatten sich fast sämmtlich verkrümelt.

Aller menschlichen Klugheit nach mußte diese Armee geschlagen werden. Aber Gottes Klugheit war größer. Seine

Fügungen und die angeborene Tapferkeit unseres Volkes gaben den Sieg, trotz aller schlechten Anstalten.

Napoleon wünschte den Frieden und bot ihn an, um sich erst recht fest setzen und vollständig rüsten zu können, auch um erst die Parteien niederschlagen zu können, die ihn zwar als Anführer wollten, nicht aber zum unumschränkten Despoten. Er hatte es früher aber gar zu arg gemacht. Die Könige und Minister, die in dieser Zeit nichts gelernt und eingesehen hatten, hatten das Einzige begriffen, daß ihm nicht zu trauen sey. Es blieb also beim Kriege.

Unsere Armee stand bei Namur unter Blücher. Rechts neben ihr, unter Wellington, die Englisch-Deutsche, zwischen Brüssel und Mons. Sie bestand aus einem Drittel Engländern und aus zwei Drittel Hannoveranern, Belgiern, Nassauern, Braunschweigern und Hanseaten. Diese Deutschen wurden für ihre Undeutschheit, lieber mit den Engländern als mit uns fechten zu wollen, hart bestraft. Mit ihrem kargen Solde unter der Englischen Disciplin sind sie nachher in Frankreich während des Sommers beinahe verhungert, während unsere Soldaten, die zwar noch weniger Geld bekamen, auf's Reichlichste umsonst verpflegt wurden.

Die Russen waren noch auf ihrem weiten Marsche begriffen, die Oesterreicher, Baiern und andere Deutsche zögerten so lange sie konnten, als Napoleon einsah, daß er sein Schicksal bestehen müsse, also losbrach.

Wir nahmen die Schlacht bei Ligny leichtsinnig an, fochten sie tapfer und wurden geschlagen, während Wellington, bei Quatre-Bras auch angegriffen, seine Armee nicht so schnell sammeln konnte, als er versprochen hatte. — Nun ergriff Napoleon der Siegestaumel; er verkannte das ihm verderblichste Element und wollte Alles auf einmal erreichen (gerade wie 1812 und 1813). Hätte er am 17ten die Engländer bloß beobachtet, und uns mit der ganzen Macht unablässig verfolgt,

so schmiß er uns ohne Zweifel ganz auseinander und war nachher den langsamen Engländern so überlegen, daß er sie gewiß schlug, wenn sie auch eben so tapfer fochten wie bei Belle-Alliance. Wenn er nach solchen Successen Frieden anbot, so ist kein Zweifel, daß er ihn und den Thron erhalten hätte. So aber war er blind, glaubte schon erreicht, was noch zu erreichen war, sendete uns den Grouchy nach, der erst zu handeln anfing, wie es schon zu spät war und fiel selbst wie ein wüthender Stier auf die Engländer los. Diese hielten Stand, Blücher fiel ihm in die Flanke und seine Armee ward zertrümmert, weil er den Augenblick nicht faßte, wo er sie noch retten konnte.

Blücher, dieser unersetzliche Feldherr, nicht durch tiefes Wissen, sondern durch seinen raschen, richtigen Blick, durch seine stets unverzagte Kühnheit, und durch seine erregende Einwirkung auf die Preußische Armee, hatte ihn zum zweiten Mal vom Thron geworfen, nicht Wellington, der mit Einsicht die Schlacht leitete, aber, fern von jener Adler-Kühnheit, sich nachher den Diplomaten hingab und vielen Schaden anrichten half. Kein Wunder, daß er von diesen und von ihren Nachbetern vorzugsweise gepriesen wurde!

Mit der verlorenen Schlacht verlor Napoleon auch die Besinnung. Er bekümmerte sich nicht um die Armee des Grouchy, der durch unsere Schuld mit 40,000 Mann entkam, sondern floh voran nach Paris, und wie er hier Widerstand fand legte er seine Krone nieder, dachte auf Rettung seiner Schätze, welche er acht Tage lang auf's Sorgfältigste einpackte, reiste ab, überlieferte sich den Engländern und wurde von diesen, wie ihm ganz recht war, betrogen.

Seine Armee hatte auf's Tapferste gefochten, und wie wir in Frankreich einrückten, sahen wir recht deutlich, wie sehr er und die Armee mit dem Volke zusammenhing. Trotz aller einfältigen Versicherungen unserer Diplomaten, daß wir nur mit

Napoleon Krieg führten und Freunde des Landes wären, wurden wir doch nirgends wie Freunde empfangen, sondern recht deutlich und allgemein wie Feinde. Wer nicht auf uns los schoß, hieb und stach, der schnitt uns wenigstens scheele Gesichter und hatte seines Hasses kein Hehl. Die Capitulation von Paris (welches sich noch wehren konnte) ist keine Widerlegung. Sie wurde bewirkt durch seine Machthaber, welche nun einsahen, daß sie ihre geraubten Schätze unter Bourbonischer Regierung sicherer würden bewahren können, als wenn sie der geschlagenen Bonapartischen oder republikanischen Sache noch länger anhingen. Blücher ging diese Capitulation ein, weil er hoffte, noch vor Ankunft der schnell reisenden Monarchen, deren mißverstandene milde Gesinnung ihm bekannt war, 100 Millionen Franken für die Preußische Armee erheben zu können. Diese Hoffnung schlug aber fehl. Jene kamen zu schnell und hatten Mitleid mit den unschuldigen, unglücklichen Parisern.

Eben so groß, wie der Haß gegen uns, war die Verachtung und der Spott über die Bourbonen. Die Verzagtheit, mit der sie davongelaufen waren, und in welcher auch nicht einer von ihnen sich entschlossen hatte, mit uns für seinen Thron zu kämpfen, hatte sie noch mehr wie je zuvor aus der Gemeinschaft der, wenngleich schlechten, doch tapferen Nation ausgeschlossen. Sie hatten aber Glück. Ludwig der Achtzehnte reiste, sowie die Schlacht gewonnen war und wie wir in Frankreich einrückten, hinter Wellington's Bagage her. — Bei Blücher durfte er mit seinem verächtlichen Anhang sich nicht einmal hinter dem Troß sehen lassen, denn dieser erklärte ihm geradezu, daß er mit ihm nichts zu schaffen habe; die Preußen führten Krieg mit Napoleon und mit dessen Anhängern, als welche nunmehr ganz Frankreich sich kundgegeben habe, es führe aber nicht Krieg, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, da es uns sehr gleichgültig sey, wer über unsere Feinde herrsche. —

So kam nun Louis dixhuit (den die Franzosen spottweise Louis tout de suite und Louis biscuit nannten, weil er gleich hinterhergezogen kam und gleichsam zum zweiten Male neu gebacken wurde) hinter der Englischen Armee her in Paris hineingezogen und traf dort mit den drei Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland zusammen.

Nun gewann die Sache gleich die Gestalt, als ob der ganze Krieg nur um seinetwillen geführt worden sey, und er nahm wieder von Frankreich Besitz.

Die Oesterreicher, Russen und anderen Bundesgenossen kamen auch so schnell wie möglich herbeimarschirt, um Theil an der Beute zu nehmen. Aber es bekam keiner etwas. Der Kaiser von Rußland spielte gleich wieder den Großmüthigen und ward der wärmste Freund Frankreichs, ebenso England, welches keinen Andern wollte mächtig werden lassen und weiter nichts im Sinne hatte, als seine Armee noch eine Zeit lang auf Kosten Frankreichs zu erhalten. Oesterreich, Baiern, Würtemberg wünschten sehr, Theil zu nehmen an der festen Gränze, die es nach unserem Siege leicht war zu behalten.

Elsaß, Lothringen, Flandern sollten, wie billig, abgerissen und getheilt werden, aber die andere Partei war zu mächtig, die Minister zu kleinlich gesinnt, unser König zu friedfertig. Es bekam keiner etwas. Die Franzosen stellten gleich vor: Wir hätten ja erklärt, nur gegen Napoleon Krieg zu führen, dieser sey nun fort, mithin der Krieg von selbst zu Ende! — Sie, als getreue Unterthanen Ludwigs, seyen vielmehr unsere Alliirten u. s. w.!! — Niemand fiel es ein, zu antworten: sie hätten sich ja keineswegs wie Alliirte und wie getreue Unterthanen Ludwigs gezeigt, sondern vielmehr wie Feinde und wie die verzweifeltsten Anhänger Bonaparte's, die nur durch Gewalt und nachdem wir 50,000 Mann auf dem Schlachtfelde gelassen hätten, wären besiegt worden, sondern man unterstand sich nicht, dergleichen zu entgegnen, und es wurde endlich we-

gen der Kriegskosten und wegen Sicherstellung für die Zukunft unterhandelt. — So kam denn endlich die elendeste Convention zu Stande, die je geschlossen worden ist. Alle das vergossene Blut, alle der Verrath wurde mit Geld abgekauft durch eine während fünf Jahren zu zahlende Contribution, welche die verbundenen Mächte unter sich theilten, und die sogenannte Sicherung für die Zukunft sollte erhalten werden durch Zurücklassung einer alliirten Armee in Frankreich, unter Wellington's Commando. Sie sahen nicht ein, daß sie eine solche Occupations-Armee gleichsam nur deswegen da ließen, um alle Franzosen im Haß gegen die Fremden zu vereinigen und um diese Armee von den schlechtesten unvaterländischen Gesinnungen anstecken zu lassen. — Während dieser Zeit sollten die vortrefflichen Bourbons sich recht unter dem liebenswürdigen Volke befestigen und die Occupation sollte auch schon nach drei Jahren aufhören können, wenn das Geld richtig gezahlt würde.

Muthige Minister würden geantwortet haben: Von Eurem Gelde, obgleich Ihr es uns geraubt habt, wollen wir nichts; wie Ihr, liebenswürdiges Volk, und Ihr, vortreffliche Bourbons, Euch untereinander vertragt, das ist uns ganz gleichgültig und lediglich Eure eigene Sache. Aber unsere Deutschen Länder, die Ihr seit 250 Jahren theils durch Gewalt, theils durch List uns abgenommen habt, die nehmen wir uns jetzt wieder zurück. Darin setzen wir unsere Sicherheit für die Zukunft. — Aber von solcher Gesinnung war nirgends eine Spur zu finden, als bei unserer Armee. Diese belagerte die Französischen Grenzfestungen auf Blücher's Befehl immer frisch weg, während man in Paris sich wie Alliirte behandelte; und eroberte eine nach der andern, jedoch ohne Nutzen, da sie zwar zum Theil noch drei Jahre lang von Engländern und Russen occupirt, nachher aber sämmtlich zurückgegeben wurden.

Ich hatte den Sommer über an der Loire, in Orleans und unweit Angers gestanden. Hier war man allenthalben

auf eine Theilung Frankreichs gefaßt oder auf Besetzung des Thrones durch einen fremden Prinzen. — Wenn man doch einmal Politik treiben wollte, so wäre es politisch gewesen, nicht Ludwig den Achtzehnten, sondern nach Bonaparte's Entfernung die Gegenpartei zu unterstützen, wo es denn leicht war, ein Königliches und ein Republikanisches Frankreich im Norden und Süden zu Stande zu bringen. Diese hätten sich einander in den Haaren gelegen und wir hätten unterdessen unsere Gränzen befestigt.

Kapitel 4.

1815—1819.

B. v. Marwitz erhält eine Cavallerie-Brigade, wird nach wiederholten Zurücksetzungen General. — Zunehmende Verschwendung der Hardenbergschen Verwaltung, Herrschaft der Wucherer, Untergang des mühsamen Erwerbs, zunehmende Auflösung der öffentlichen Verhältnisse, elender Zustand der Justiz. Die Armee die einzige Hoffnung für die Zukunft. — Traurige auswärtige Politik.

Wie der Krieg zu Ende war, nahm ich meine, zu Anfang desselben liegen gebliebene Angelegenheit meiner großen Zurücksetzung im Avancement wieder vor.

Ich stellte vor, daß ich als jüngster Oberst nicht anders stehe, denn als ältester Oberstlieutenant; daß ich nach meinem, während des Krieges 1813 gehabten Rang ältester Oberst seyn müsse und daher bäte, mein Patent dahin vorzudatiren. — Der König machte nun in Paris extraordinair fünf Generale, von denen vier den Krieg nicht mitgemacht hatten. Schon zu Anfang desselben waren, wie ich erst später erfuhr, deren dreizehn gemacht worden, alles meine und Anderer Hinterleute, ungerechnet Diejenigen, die während des vorigen Krieges über mich und Andere hinweggesprungen waren (worüber ich mich, da es theils Auszeichnung der Tapferkeit war, theils dafür

gelten konnte, nicht beschwerte). Da nun der König abreiste, so nahm ich auch Urlaub und reiste über England nach Hause.

Dort fand ich die Antwort auf mein Begehren: „mein Patent könne nicht vordatirt werden; der König wolle aber bei anderer Gelegenheit Bedacht auf meine Beförderung nehmen.“ Unterdessen waren noch acht Generale ernannt worden, so daß seit jener ersten Vorstellung im März nicht weniger als sechsundzwanzig dem Platze vorbeigerückt waren, der eigentlich der meinige seyn mußte. —

Ich forderte meinen Abschied und erhielt mein Schreiben zurück und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, für Wohlverhalten im Feldzuge. Den konnte ich mir nicht anrechnen lassen. Hatte ich ihn nicht verdient, so mußte man ihn mir nicht geben; bei der Profusion aber, mit der man die Orden wegwarf, hatte ich ihn verdient. Ich war von der Cavallerie des 3ten Corps der Einzige, der Etwas gethan hatte. Bei Ligny hatte ich durch Deckung des rechten Flügels gegen die von Quatre-Bras her anmarschirende Division einen wichtigen Dienst geleistet, bei Wavre mit dem 8ten Ulanen-Regiment am 19ten den exponirtesten Posten gehalten und am 20sten bei Namur ein sehr glückliches Gefecht gehabt, ein solches, daß ich die ganze Arrieregarde des Feindes würde vernichtet haben, wenn die Generale Hobe und Thielmann nicht unbegreiflicher Weise das Hereinbringen aller Truppen in's Gefecht gehindert hätten. — Ich erneuerte daher meinen Antrag. — Nun kam ein Cabinetsschreiben, welches mir Avancement bei der nächsten Beförderung verhieß. Dies war immer noch nicht hinreichend, aber ich ließ es mir gefallen, aus Rücksicht für meine Familie, und trat nun erst meinen Posten als Brigade-Commandeur in Crossen an, welche Brigade nachher nach Frankfurt a. d. O. verlegt wurde.

Das Avancement blieb aus, über ein Jahr lang, bis zum 30sten März 1817, dem Jahrestage der Schlacht von Paris.

— Ich konnte nach solchen Zurücksetzungen (um so wunderbarer, da sie eigentlich in der Zeit geschehen waren, Herbst 1813, wo ich dem Vaterlande, wenn jemals, Dienste geleistet hatte, und wo mir viel anvertraut worden war) wenigstens erwarten, der Erste zu seyn, der nun General wurde. Allein es wurden mir noch zehn vorgezogen. Ich ward der eilfte und man schien es mir hoch anzurechnen, daß ich gegen mein spätes Oberstwerden (welches Patent ich gar nicht angenommen hatte) doch nun wieder 27 eingebracht hätte.

Ich hätte nun eigentlich den Abschied nehmen sollen. Noch mehr als diese Zurücksetzung trieb meine Neigung mich zum ruhigen Landleben. Allein das schlechteste aller Motive, das Geld, vermochte mich, noch länger in der Sklaverei zu bleiben. Mein Vermögen war — wie nach dem Erzählten zu erwarten ist — gänzlich zerrüttet, und ich glaubte mich gegen Frau und Kinder verpflichtet, ein jährliches Einkommen von 3300 Thlrn. nicht ohne dringende Noth aufzugeben.

Wie nun ganz Europa beruhigt und der große Sündenbock auf Helena festgehalten war, hatten die Regierungen weiter nichts zu thun, als die Wunden zu heilen, welche das lange Elend und der entsetzliche Krieg geschlagen hatten.

Im Jahre 1810 waren die neuen Auflagen erdacht und eingeführt worden, um die Contribution an Frankreich zu bezahlen. Diese war aber damit nicht bezahlt worden, sondern sie fielen ganz und gar in den Abgrund der Hardenbergischen Verschwendung, welche nebenher noch einen großen Theil der Domainen verschlang, die auf das Unverantwortlichste gegen Staatspapiere verschleudert wurden, die man nicht vernichtete, sondern wieder ausgab.

Napoleon hatte damals nichts von uns bekommen, als die auf Domainen creirten 5 Millionen Pfandbriefe, die er verkaufte, und die große ständische Obligation der 5 Millionen Thaler, welche er im Jahre 1812 wieder herausgab gegen den

Approvisions=Vertrag seiner damals nach Rußland marschirenden Armee. Nachher hatte ein für uns glücklicher Sturm eine große Anzahl mit Englischen Waaren beladener Schiffe in unsere Ostsee=Häfen getrieben und mit diesen hatten wir abermals einen Theil dieser Contribution berichtigt.

Von dem Ertrage der deshalb auf das Land gelegten Abgaben war niemals auch nur das Mindeste zur Abtragung der gedachten Contribution verwendet worden. Unterdessen lag das Kurmärkische Schuldenwesen noch immer in dem alten Abgrund. Es wurde bewiesen, daß die Kurmark mehr, als diese ihre Schuldenlast betrage, an den Staat, aus der Französischen Occupationszeit her, zu fordern habe, und daß sie diese Schulden nur auf ausdrücklichen Königlichen Befehl (sie zeigte die Cabinets=Ordre de dato Memel vor) gemacht habe; es wurde aber nicht darauf geachtet. — Wie nun 1812 der Krieg mit Rußland war, mußte das Land so viel an die Franzosen zahlen, daß die ganze Contribution getilgt wurde. Dennoch blieben die Abgaben. 1813 machte das Land die Armee mobil und errichtete die Landwehr auf seine alleinigen Kosten.

Mit diesem Heere, mit dieser Landwehr wurde der Feind geschlagen, Paris zweimal erobert und, statt aller Sicherung für die Zukunft, eine Gegencontribution von Frankreich erstritten. — Diese hätte nun nach jedem Recht den Provinzen gehört, welche das Elend getragen, die Contribution gezahlt, das Heer gerüstet, den Krieg geführt und diese Gegencontribution erobert hatten. Sie fiel aber in den Abgrund der Staatskassen und die alten Provinzen zahlten fortwährend die zur Bestreitung der Contribution an Napoleon auf dieselben gelegten Abgaben. —

Die Kurmark erhielt ihre dem Staat gemachten Vorschüsse nicht zurück.

Während also die Französische Contribution, welche immer richtig gezahlt wurde, ganz und gar in die Staatskassen fiel,

sorgte Hardenberg nebst seinen Anhängern eifrig dafür, daß diese dadurch nicht gefüllt werden konnten. Der ganze Staat wurde neu zugeschnitten und die kostspieligste Civilverwaltung eingeführt.

Sämmtliche alte Provinzen wurden, ohne den Schein eines Grundes, auseinandergerissen und neue Regierungs-Departements eingerichtet. So kam die Altmark und Magdeburg zur Provinz Sachsen, die Lausitz dagegen größtentheils zur Neumark u. s. w.; auch unser Lebusischer Kreis sammt dem Beeskowschen wurde von der Kurmark (wozu sie seit Entstehung dieser Benennung gehört hatten) abgerissen und zur Neumark geschlagen. Ebenso wurden alle Kreise anders zugeschnitten, die einen vergrößert, die andern verkleinert, beides ohne Wunsch und Zustimmung der Eingesessenen, ja ohne irgend einen ordentlichen Grund, sondern aus bloßer Neuerungssucht. So wurde unser Lebusischer Kreis aus dem größten der Kurmark nun zu einem der kleinsten. Das Oderbruch wurde einem neu gemachten Küstrinschen Kreise, die Frankfurt zunächst gelegenen Dörfer einem neuen Frankfurtschen zugelegt.

Die aus diesen unnützen Veränderungen entspringenden Kosten und Verwirrungen waren unbeschreiblich. Letztere zeigten sich vorzüglich bei der Justiz und bei den ständischen Instituten. Die Justiz wurde allenthalben mit den Regierungsbezirken vereinigt, mithin gingen alle Prozesse, Acten, Depositen, Vormundschaften, Hypothekenbücher u. s. w. von einem Gerichtshofe an den andern über. — Kein Wunder, daß Alles verschleppt und durcheinandergeworfen wurde.

Das ständische Pfandbriefs-Institut und das neue Schuldenwesen ließen sich nicht so leicht trennen, wie Acten versendet werden, daher kam es, daß bei diesen die alte Eintheilung beibehalten werden mußte, wodurch denn neue Verwirrungen entsprangen, da doch die neuen Regierungen auf jene Angelegenheiten auch mit einwirken mußten.

Die neuen Regierungen wurden nun auch an neuen Plätzen eingerichtet. Da mußten denn neue Gebäude aufgeführt oder alte gekauft und verändert, die größten Bureau-, Registratur- und Versammlungs-Locale eingerichtet, auch Dienstwohnungen für die Präsidenten angeschafft und meublirt werden.

Dazu kam eine ungeheure Menge von Dotationen. Niemand wird tadeln, daß die Feldherren, welche das Heer zum Siege geführt hatten, und daß auch Hardenberg, dem doch der König wenigstens den glücklichen Ausgang großentheils zuschrieb, reich dotirt wurden: aber dabei blieb es nicht stehen.

Der Minister Humboldt bekam mehr als die Feldherren, Blücher ausgenommen. Der nichtswürdige Haugwitz erschien auch im Sommer 1817, klagte, daß man seit 1806 ihn nicht mehr gebraucht habe, da er doch jederzeit zu Befehl gestanden, und daß er seit der Zeit sein Gehalt von 8000 Thalern jährlich nicht erhalten habe. Sogleich übte Hardenberg Großmuth an seinem alten Feinde, gleich als ob er es aus eigener Tasche zahle, und Jener bekam das seit eilf Jahren angeblich rückständige Gehalt mit 88,000 Thlrn. auf einem Brett und von da ab richtige jährliche Zahlung. — Der getaufte Jude und Armeelieferant Crelinger bewies scheinbar, daß er bei den Lieferungen, die er geleistet, nicht betrogen und nicht genug gewonnen habe; sogleich erhielt er 15,000 Thlr. — Hardenberg's Günstling, Scharnweber, bewies, daß er bei dem vielen guten Rath, den er ertheilt, seine eigenen Angelegenheiten versäumt und dadurch großen Schaden gelitten habe; sogleich wurde ihm das an Friedersdorf gränzende schöne Amt Goltzow zu einem so niedrigen Preise in Staatspapieren überlassen, daß er, indem er es, ohne es anzutreten, sogleich wieder verkaufte, in demselben Augenblick 90,000 Thlr. gewann. Er hatte aber niemals etwas besessen, daher auch nie etwas verloren.

So ging es durch alle Klassen. Da Hardenberg niemals Leute von Geburt und von edler Sitte um sich leiden konnte,

sondern nur Emporkömmlinge, die er eben so schnell wieder wechselte, wie seine Pläne, seine Beschäftigungen und sonst seine Weiber, so mußten diese sammt ihrem Anhange immer zweimal ausgestattet werden. Zuerst, wenn sie zur Gunst gelangten, dann gab es neue Posten, neues Gehalt und wiederum neue Posten und neues Gehalt für ihre Angehörigen und Freunde. Sodann, wenn sie die Gunst verloren, wurden sie durch neue Günstlinge ersetzt, sie selbst aber behielten ihr Gehalt als Pension. Wohin das nach und nach führte, läßt sich begreifen. Staatsräthe und Geheime Staatsräthe, die nie viel gethan hatten und jetzt nicht mehr gebraucht wurden, behielten Gehalte von 3000 und 4000 Thlrn., während mit Wunden bedeckte alte Generalmajors und Generallieutenants nur ihre 800 und 1200 erhielten.

Das auffallendste Beispiel gab Hardenberg's Neffe, der junge Minister Bülow. Vom Magdeburgischen Kammerpräsidenten war er Westphälischer Finanzminister geworden. Hier wurde er vom Volke geliebt, weil er nicht stahl wie seine Französischen Collegen. 1814 ward er in unsere Dienste genommen und ward ebenfalls Finanzminister. Diesem Posten war er in keiner Art gewachsen, am wenigsten, da er keine Macht hatte, den Freigebigkeiten seines Oheims zu steuern. Wie er 1817 sah, daß es gar nicht mehr ging, forderte er den Abschied. Sogleich ward ein neues Ministerium für ihn errichtet, das des Handels, beinahe ohne Geschäfte, und er behielt sein Gehalt von 11,000 Thlrn. und seine große Dienstwohnung.

Ebenso wurde Hardenberg's Chirurgus, ein Jude, Koreff, Professor an der Universität und Geheimerrath und cumulirte so, ohne ein anderes Geschäft, als das der Pillenfabrikation für den alten Kanzler, mehrere ansehnliche Gehalte.

Es giebt überhaupt nichts Verderblicheres auch für die Finanzen eines Staates, als wenn die Gewohnheit einreißt, alle Stellen mit Parvenus zu besetzen; denn diese sind die

eitelsten und trachten immer nur nach vermehrter Einnahme und nach vermehrtem Flitterglanz. Wenn sonst ein im Lande angesessener Mann einen Posten zu verwalten hatte, so hatte er ein mäßiges Gehalt und betrieb seine Geschäfte in seinem eigenen Hause. Wurde er verabschiedet, so ging er auf seine Güter zurück und fiel dem Staate nicht weiter zur Last, es sey denn, daß er ein ganzes Leben ihm geopfert hätte. Der Parvenu hingegen will zuvörderst mit Allem ausstaffirt werden; er verlangt eine Dienstwohnung, daneben sucht er immer noch allerhand Profitchen mit Staatspapieren und dergleichen, und wenn er sich dann nach einigen Jahren Etwas gesammelt hat, so wird er übermüthig und weiß sich so zu drehen, daß er sein Gehalt, ohne weitere Geschäfte, auf Lebenslang behält.

Zu diesen Ausgaben kamen noch die für angekaufte Provinzen, gleich als ob das Geld im Ueberfluß vorhanden gewesen wäre. Auf dem Wiener Congreß hatte man sich nicht nur die neuen Provinzen an den verschiedensten Orten anweisen lassen, sondern wurde auch noch genöthigt, mit fast allen Nachbarn Conventionen einzugehen und besondere Ausgleichungs-Verträge abzuschließen.

So mit Hannover, welchem die Besetzung von 1806 durch Hildesheim, Goslar, Ostfriesland und andere einzelne Orte vergütigt werden mußte; so mit Darmstadt wegen des Herzogthums Westphalen, mit Nassau wegen Neuwied, Solms u. s. w.; so mit Weimar, dem fast der ganze Neustädter Kreis von Sachsen und mehrere andere Aemter überlassen wurden; so mit Schwarzburg, mit Mecklenburg-Strelitz, mit den Niederlanden; überall gab es Schulden zu übernehmen und Compensationen zu zahlen; auch von dem Königreich Sachsen mußten wir beinahe die Hälfte seiner Kassenbillets übernehmen.

Die lästigsten Traktate aber waren die mit Dänemark und mit Schweden. Von Schweden erhielten wir Schwedisch-Pommern und Rügen, welches dasselbe schon einmal an Dänemark

abgetreten hatte, und zahlten dafür 3,500,000 Thlr. Dann gaben wir an Dänemark das von Hannover erhaltene Lauenburgische auf dem rechten Elbufer zur Entschädigung und zahlten demselben auch noch 2 Millionen Thaler.

Dieser Preis überstieg den Werth des Landes weit. Daneben bewilligten wir hier, wie an einigen andern Orten, das Fortbestehen der Landes-Verfassung, die wir in unsern alten Provinzen je länger je mehr zerschlugen (hielten aber nicht Wort), und für Schwedisch-Pommern auch noch das Fortbestehen des Englischen Handels in der bisherigen Art, welche Art wir bei Abschließung des Traktates weder kannten noch erfragten, sondern erst nachher durch einen insgeheim nach Stockholm gesendeten Agenten zu erforschen suchten. Diese Bewilligung machte dann, wie sich leicht erachten läßt, ein gewaltiges Loch in unser ganzes Accise-System.

Wie sehr durch alle diese Operationen und durch das unbedachte Ausgeben von Tresorscheinen die Masse unserer Schulden und Staatspapiere vermehrt wurde, springt in die Augen.

Es wurde noch auf andere Weise nachgeholfen. Bülow hatte als Westphälischer Finanzminister dort eine gewisse Schuld contrahirt, zu deren Sicherheit Einkünfte aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen verpfändet waren. Den Wucherern, die den Vorschuß gemacht hatten, war nach Zerstörung des Westphälischen Staates ihr Capital mit vollem Recht verloren. Sie hätten sich billiger Weise nur an Hieronymus halten können. Sie kamen aber nach Berlin und fanden hier sogleich Hülfe. Es ward für nöthig erachtet, den Theil dieser Schuld (mehrere Millionen) zu übernehmen, für welchen Hieronymus Preußische Grundstücke verpfändet hatte.

Dies geschah zu derselben Zeit, wo die Kurmärkischen Stände die Uebernahme ihrer für den Staat, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, gemachten Schulden nicht erhalten konnten,

ja nicht einmal ein Eingehen auf ihre desfallsigen Vorstellungen und Berechnungen.

Ueberhaupt war das das Charakteristische der Hardenbergschen Regierung, daß sie vorzüglich den Wucherern günstig war. Aus dieser Begünstigung der Wucherer und Spekulanten entsprang denn auch die Folge, die sich freilich auch in den meisten Europäischen Staaten schon früher gezeigt hatte, nämlich, daß die Geldcirculation einen ganz andern Weg nahm, als ehemals. Ehemals war der Fleiß beinahe die einzige Bedingung derselben, jetzt ward es die Spekulation. Sonst konnte man nur erwerben durch Grundbesitz, indem man dem Boden seine Produkte abgewann, oder durch Arbeit, Gewerbe und Handel. Kurz, wer nicht arbeitete und nicht fleißig war, durch dessen Hände ging kein Geld. Jetzt ward es anders. —

Die heillose Einrichtung der Hypotheken, durch welche einer Menge Müßiggänger der Mitbesitz und der Erwerb der Fleißigen mit in die Hände gespielt wurde, hatte zwar schon seit langer Zeit den alten besseren Zustand der Dinge untergraben, aber die Menge der Staatspapiere setzte dem Uebel die Krone auf. Jetzt ward es leicht, ohne alle Arbeit, durch bloße Spekulation zu gewinnen. — Die Menge der Papiere wollte verzinst, die Menge der unnützen Staatsdiener erhalten seyn, daher die Nothwendigkeit hoher Abgaben und daher der Zufluß des Geldes an die Regierungen, statt daß es sonst nur durch den innern Verkehr circulirt hatte.

So traten also die Geldverlegenheiten und die Verschwendung der Regierung an die Stelle des nützlichen Verkehrs.

Es ward jetzt weit einträglicher, an der Börse zu lauern und Staatspapiere bald zu kaufen, bald zu verkaufen, als sich mit dem Ackerbau, mit Fabriken oder mit Handarbeit zu quälen, und so wurden der müßigen Spekulanten immer mehr, der fleißigen Arbeiter, die doch am Ende den Aufwand decken mußten, immer weniger. Es gab jetzt eine Menge Leute in

Berlin, die ohne das geringste Geschäft, ohne die mindeste Arbeit, bloß von der Börse — andere, die bloß vom Finanzminister lebten.

Des Letzten Wissenschaft war nicht mehr die einer strengen Ordnung und Sparsamkeit, sondern die eines Wucherers, der aus den Umständen Vortheil zu ziehen sucht und dessen ganzes Geschäft in Borgen und Wiederbezahlen besteht. Sobald nun dieser Mann in Geldverlegenheiten gerieth, welches aus den vorangeführten Ursachen alle Augenblicke geschah, so rief er seine Freunde, die Wucherer und Spekulanten, zu Hülfe. Diese kamen und streckten vor, natürlich niemals, ohne im Voraus den Gewinn sicher in der Tasche zu haben, indem sie entweder Papiere gegen eine Verschreibung in baarem Gelde gaben und diese Papiere, die dann der Finanzminister des andern Tages an der Börse oder anderswo verkaufen ließ, sogleich wohlfeiler wieder einhandelten, oder, indem sie große Zinsen im Voraus bekamen und was dergleichen wucherische Umschläge mehr sind. Hatte nun der Minister, wie gewöhnlich, zur Verfallzeit kein Geld, so brachte ein neuer Umschlag ähnlichen leichten Gewinn; — hatte er zufällig die Mittel der Zahlung, indem ihm etwa auch einmal eine Spekulation gelungen war, so strichen sie ihr Geld ein und konnten sicher seyn, daß er ihnen doch bald wieder in die Hände fiel.

Das Schlimmste dabei war, daß auch die Moralität hierbei verloren ging, indem bei der großen Allgemeinheit der Sache der Abscheu vor dem Wucher verschwand, und daß Leute mit diesen faulen und das Land offenbar verderbenden Umschlägen sich abzugeben anfingen, deren Väter solchen Gräuel mit Abscheu von sich gewiesen und einen Wucherer (jetzt hieß ein solcher Kerl ein Rentier) nicht in ihrem Hause gelitten haben würden.

Auch von der Seite des Königs, dem es mit Zunahme seiner Erfahrungen immer schwerer wurde, Einreden zu gestatten,

geschah Manches, das den Zwiespalt zwischen den öffentlich proklamirten Grundsätzen der Regierung und zwischen ihrem Thun, der schon durch Hardenberg's Leichtsinn und der Minister Unverantwortlichkeit groß genug war, noch steigerte. Es kam hinzu eine Neigung, Russische Einrichtungen nachzuahmen, daher Ordensfeste, Paraden und kirchliche Feierlichkeiten ohne Zahl, obwohl des Königs Inneres allen Ceremonien abgeneigt war, und er sie daher nur immer hastig zu Ende trieb. —

Höchst sonderbar kam bei dem Könige eine Vorliebe zur Russischen Kirche zum Vorschein, von welcher er behauptete, daß sie mit der protestantischen viele Aehnlichkeit habe. — Er hatte angefangen, das Militair öffentlichen Gottesdienst halten, Gedächtnißtafeln für die Gebliebenen aufrichten, Fahnen einweihen zu lassen u. dergl. Nun führte der König eine neue, der Russischen ähnliche Liturgie ein, welche in Wechselgesängen vor dem Altar, einem Gebet für den König, dem Segen (auf dieses folgend) und hinterher einer kurzen Predigt bestand. Die Liturgie wurde bei dem Militair und in den Garnisonkirchen eingeführt, hier theils mit Widerwillen, theils gedankenlos, in den übrigen Kirchen des Landes aber gar nicht angenommen. — Dennoch entstand Gutes daraus: die Soldaten wurden zur Kirche angehalten und im Singen geistlicher Lieder geübt, während sie sonst nichts als schlechte Lieder sangen, und da jetzt die ganze Bevölkerung mit dreijähriger Dienstzeit durch das Militair passirte, so konnte es nicht fehlen, daß die Sache doch mittelbar einen guten Erfolg hatte.

Hierauf wurde versucht, die beiden Confessionen der protestantischen Kirche in eine zu vereinigen. Es gelang zum Schein. Die Geistlichkeit und ein großer Theil der Gemeindeglieder an den meisten Orten des Königreichs genossen gemeinschaftlich das Abendmahl; es ward eine große Erklärung darüber gedruckt, der König ernannte zwei Bischöfe, und nachher

blieb Alles wieder, wie es zuvor gewesen war, nämlich jede Confession für sich.

Am schädlichsten wirkte die Nachahmung des Russischen auf das Militair. Jedes Jahr wurden mit den Montirungen, Benennungen und Einrichtungen Veränderungen vorgenommen, die zuletzt eine solche Verwirrung anrichteten, daß bald Niemand mehr wußte, welches Regiment man vor sich sah.

Durch alle die erwähnten Ausgaben war am Schlusse des Jahres 1817, trotz der in die Staatskassen fließenden Contribution, der Geldmangel so groß, daß man zu einer starken Anleihe in England schreiten mußte.

Da die Erfahrung schon gelehrt hatte, wie vortheilhaft jedes wucherliche Geschäft mit unserer Regierung sey, so kam sie bald zu Stande. Folgendes waren die Bedingungen: Man borgte von England 5 Millionen Pfd. Sterl. Für 2½ Mill., welche wir erhielten, wurden für jegliche 70 Pfd. deren 100 verschrieben (A); für 1¼ Mill. verschrieben wir für 72½ Pfd. St. abermals 100 (B); und für noch 1¼ Mill., die gezahlt wurden, verschrieben wir für 75 Pfd. auch deren 100 (C). Die Zinsen wurden für die verschriebene Summe mit 5 pCt. gezahlt.

Dies giebt folgende Berechnung:

A. Für erhaltene 2,500,000 Pfd. werden		
verschrieben	3,591,428$\frac{4}{7}$	Pfd.,
jährliche Zinsen gezahlt . . .	179,572	Pfd.
B. Für erhaltene 1,250,000 Pfd. werden		
verschrieben	1,725,517$\frac{2}{7}$	Pfd.,
jährliche Zinsen gezahlt . . .	86,276	Pfd.
C. Für erhaltene 1,250,000 Pfd. werden		
verschrieben	1,666,666$\frac{2}{3}$	Pfd.,
jährliche Zinsen gezahlt . . .	83,333	Pfd.
Wir bekommen also 5,000,000 Pfd.,		
werden dafür schuldig	6,983,612	Pfd.
und zahlen jährliche Zinsen . .	349,171	Pfd.

und zwar laufen die Zinsen vom 1sten April 1818, die geborgte Summe hingegen wird, von da ab, erst in 7 Terminen, jeden Monat mit $\frac{1}{7}$, das Letzte also erst am 1sten Nov. gezahlt.

Wir verlieren also, um dieser 5 Millionen Pfund habhaft zu werden, ein= für allemal 1,983,612 Pfd. oder 13,224,080 Thlr. und jährlich 349,171 Pfd. oder 2,328,106 Thlr., die wir, da wir sie nicht übrig haben, durch neue Auflagen vom Volke werden erheben müssen. Dabei wurde gepriesen, unter welchen vortheilhaften Bedingungen der Staat geborgt habe! *)

Im Lande selbst fingen die Folgen der 1811 in's Werk gerichteten unbesonnenen gänzlichen Emancipation der niederen Stände sich zu zeigen an. Sie waren nicht erfreulich. Die Gewerbe sanken. Der Meister ward der Knecht seiner Gesellen. Er hatte kein Mittel mehr, die faulen und liederlichen zu zwingen; sie liefen von einem Meister zum andern und wanderten bettelnd im Lande umher, obgleich es allenthalben Arbeit für sie gegeben hätte, wenn sie nur hätten arbeiten wollen.

Eben so ward der Bauer der Knecht seines Gesindes, der Herr der seiner Bedienten, weil alle zwingenden Gesetze aufgehoben waren und Jeder gleich davon lief, sobald man Ordnung und Fleiß von ihm verlangte. — In den Städten war kein Bäcker, Schuster und Schneider mehr, der nicht versuchte, seinen Sohn studiren zu lassen, um ihn im Dienste des Staates anstellen zu können, auf dem Lande kein Bauer, der den seinigen nicht in die Stadt geschickt hätte, damit er ein Handwerk lerne.

So entstand ein allgemeines Drängen von unten nach oben, allenthalben Liederlichkeit, ein Ueberfluß von brodlosen, leichten Erwerb suchenden Menschen in der Stadt, Mangel an

*) V. d. M. berücksichtigt dabei nicht, daß andere Staaten sich damals viel härtere Bedingungen bei Anleihen gefallen lassen mußten. A. d. H.

Arbeitern auf dem Lande. Die so schnell dienstfrei gemachten Bauern verbesserten ihre Grundstücke nicht, wie man theoretisch calculirend gehofft hatte, sondern sie verfielen in Faulheit, ließen ihren Acker für Geld bestellen und abernten und saßen zu Hause oder in der Schenke. Wer sonst im Sommer um 3 Uhr aufgestanden war, schlief jetzt bis 6 und 7 Uhr, wer sonst gearbeitet hatte, ging jetzt spazieren. Daher allenthalben der größte Mangel an Arbeitern und Tagelöhnern, während alle Landstraßen von Bettlern und von Handwerksburschen wimmelten, die um eine Gabe ansprachen. — Die Bauern halfen sich noch, da auf ihren Höfen jetzt Hypotheken eingeführt wurden, sie selbige also ganz leicht mit Schulden belasten konnten. Wenn aber erst eine Generation wird dahin gegangen seyn und das verschuldete Eigenthum ein paar mal in gleiche Theile wird getheilt worden seyn, dann werden unsere Kinder sie in demselben hülflosen Zustand erblicken, in dem jetzt (1819) die Rittergutsbesitzer leben. — Die reichen Bauern des Oderbruchs, denen diese Leichtigkeit des Geld-Aufnehmens auf erste Hypotheken am meisten zu statten kam, nützten sie so gut, daß man sie in die Städte fahren sah, um sich an „Voß-Yer un Schuumwien" (Fuchs-Eier und Schaumwein) zu laben: so nannten sie gebrannte Mandeln und Champagner.

Eine der übelsten Folgen muß dieses Unwesen in der Folge auf die Rekrutirung unserer Armee hervorbringen. Die Bauernsöhne und die jungen gesunden Tagelöhner waren die festeste Stütze unseres Heeres. Arme Colonisten, schwindsüchtige Schreiber und schwächliche Handwerker geben nie gute Soldaten. Jetzt ist Alles so gestellt, daß erstere verschwinden und letztere im Uebermaße zunehmen.

Unsere Justiz ging den Gang fort, auf dem sie schon lange begriffen war. Sie war todt für das Volk, weil sie nicht auf Deutsche Verfassung und Sitten, sondern auf Römische gegründet war. Selbst die eigentliche Rechtsgelehrsam-

keit war von ihr gewichen, seit an die Stelle des mühsamen Studiums der alten Römischen Gesetze die leichte Erlernung des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung getreten war. Das Landrecht war übrigens eben so wenig national, wie das Römische Recht, denn es hatte nicht den mindesten Zusammenhang mit der Verfassung, welches doch das erste Erforderniß einer den Geist des Volkes durchdringenden Gesetzgebung ist. — Die Rechtsgelehrten wurden nun gleichsam eine besondere Kaste, in welche man durch ein ganz leichtes Studium aufgenommen werden konnte, und dann ohne Verantwortlichkeit, ohne Zusammenhang mit dem Staat und mit dem Leben seiner Bürger, ohne Mühe, auf die faulste und leichteste Art bloß darauf bedacht seyn konnte, recht viele Sporteln zusammenzuschreiben, um dadurch reich zu werden. Dies einzige Ziel ihres Strebens erreichten dann auch beinahe alle Justizpersonen, vorzüglich die Justizcommissarien.

Eine wirkliche Justiz gab es im Lande nicht, am wenigsten seit dem Ministerium Kircheisen. Soll einmal eine ordentliche Justiz im Lande eingeführt werden, so wird das Erste seyn müssen, die gänzliche Absonderung, die gewissermaßen feindliche Stellung aufzuheben, in welcher die Justizpersonen gegen die übrigen Staatsbürger stehen.

Das Schlimmste bei diesem Unheil ist, daß es beinahe noch gar nicht erkannt wird. In der Armee herrschen noch die letzten Ueberbleibsel alter Deutscher Gerichtsformen, nämlich die, daß der Rechtsgelehrte nur den ordnungsgemäßen Gang der Sache leitet, der Urtheilsspruch aber niemals durch ihn, sondern durch die Gleichen (les pairs) des Beklagten geschieht. Diese Art und Weise wird noch in den Stand- und Kriegsgerichten beobachtet, aber doch auch seit den neueren Zeiten, die alles verbessern wollen, und nirgends in den Geist, weder der Dinge noch des Volkes eindringen, manches Ueble eingemischt. Die persönliche Autorität der Oberen ist geschwächt, nicht durch Un-

gehorsam der Niederen, sondern in Folge der herrschenden Gleichmachungsideen von oben, die auch den besten und erprobtesten Mann jederzeit für eben so schlecht annehmen, wie den umherlaufenden Gauner. Daher wird es schwer, daß ein Vorgesetzter irgend eine kleine Angelegenheit nach eigener Einsicht abmachen könne, denn er ist jedesmal nicht bloß mit der Rüge seiner Vorgesetzten, sondern mit einer gerichtlichen Untersuchung bedroht, die über die geringste Kleinigkeit verfügt wird. Daher befaßt sich auch niemand mehr mit augenblicklicher Abstellung auch nur der kleinsten Mißbräuche, sondern Alles wird vor Gericht gezogen, und da natürlicherweise die Kriegsgesetze hierbei nicht ausreichen, so geht das Unheil des allgemeinen Landrechts je länger je mehr auch auf die Militair-Gerichtsbarkeit über. — Hierbei ist die endlose Verschleppung, wegen der Menge der stets schriftlich zu verhandelnden Sachen, nur der kleinste Nachtheil; ein weit größerer liegt in dem Widerspruch zwischen der strengen Unterordnung im Militair und den Gleichheitsideen, die dem Landrecht zum Grunde liegen. —

Bei alle dem war in diesem Zeitraum die Militair-Administration von allen Zweigen der Staatsverwaltung offenbar noch die beste.

Das Gesetz über die Ergänzung des Heeres, welches jeden Preußen verpflichtete, in dreijähriger und bedingungsweise einjähriger Dienstzeit durch dasselbe hindurchzugehen, um, so ausgebildet, in die Landwehr zu treten, war eines der weisesten, die je gegeben worden sind. Es war, wenn es consequent durchgeführt worden wäre, fähig, den Geist in der Nation zu erhalten, der sie 1813 so hoch gehoben hatte, und vielen von den Uebeln entgegenzuarbeiten, welche durch unsere, nur eitlen Theorien huldigende, Alles auflösende Civil-Gesetzgebung nur zu sehr verbreitet wurden. Aber in den Ausnahmen, welche diesem Gesetz aufgedrungen wurden, regte sich auch schon dieser auflösende, verderbende Geist.

Sowie man 1813 den freiwilligen Jägern zu große Vortheile zugestanden hatte, so geschah es hier mit Denen, welchen erlaubt war, um ihren Studien nachgehen zu können, ihre Dienstzeit mit einem Jahre abzulösen. —

Der Zeitgeist setzte einen zu großen Werth auf eine sogenannte wissenschaftliche Bildung, die doch nur bei sehr wenigen Individuen eine wirklich wissenschaftliche ist, bei den meisten hingegen nur eine angelernte Verderbniß. Man erkannte noch nicht, daß die wirklich brave und tüchtige Gesinnung, auf welcher das Heil der Völker beruht, nicht besteht in vielem Erlernten, sondern in der Gewöhnung, immer recht und ehrliebend zu handeln. — Ob nun zwar eine wirklich durchgeführte wissenschaftliche Bildung gerade dahin führt, so ist doch die große Masse der Jünglinge, die dem Namen nach studirt, nicht auf diesem Wege, sondern sie sucht nur, wie hier schon früher bemerkt, ein bequemeres Auskommen, als durch ihrer Hände Arbeit. Da man nun denen, welche, eben weil sie studirten, nur ein Jahr zu dienen brauchten, auch zugleich die nächsten Aussichten auf Offizierstellen in der Landwehr eröffnete, so that man offenbar zu viel. Genug für Einen, der wirklich den Wissenschaften folgen wollte, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes ihm nur ein Geringes von seiner Zeit raubte; es brauchte darum nicht einem Jeden, der unter dem Schein der Studien nur seine Zeit leicht hinbrachte, noch eine Aussicht mehr zum bequemen Leben eröffnet zu werden!

Mit einem Wort: die nur ein Jahr Dienenden hätten, ganz im Gegentheil, gar keine Aussicht auf Offizierstellen haben sollen. Wer Offizier werden wollte, hätte durchaus die ganze vorgeschriebene Zeit in den Waffen und im Dienst sich unterrichten müssen. — So wäre man einer Menge loser Buben ledig gewesen und hätte tüchtige Leute an ihrer Stelle gehabt. Und ein wahrhaft der Wissenschaft Ergebener würde es sich

immer zur Pflicht gerechnet haben, bei entstehendem Nationalkriege an jedem Platz gegen den Feind zu ziehen.

Ein Hauptfehler unserer sonst guten Militairorganisation war die gänzliche Trennung der Landwehr vom stehenden Heere. Das gab einen doppelten, widerstrebenden Geist. Die Landwehr, in allem Aeußerlichen zurückgesetzt, sollte nachher von diesen unerfahrenen Offizieren geführt werden. Schon in den Exercirperioden zeigte es sich, daß diese Offiziere keinen Trieb hatten zum Befehlen und zur Ordnung, weil sie die Untersuchungen fürchteten, die die nothwendigen Folgen unserer mangelhaften Justizverfassung waren und die unausbleiblich bei dem kleinsten Streit oder Widerstrebung im Dienst eintraten. Auf der anderen Seite hatten die Gemeinen eben so wenig Trieb zum Gehorchen, weil sie, und oft mit Recht, sich für erfahrener im Dienst hielten, als diese Offiziere,

In dieser Anordnung liegt die Gefahr für unsere Landwehr bei langem Frieden. Wie leicht wäre es, dem abzuhelfen, wenn einestheils nur ausgediente Individuen zu Offizieren befördert würden (gerade die besseren würden sich dazu melden) und wenn andererseits die Landwehr-Regimenter brigadenweise mit der Linie so verbunden würden, wie sie in's Feld rücken sollen, dergestalt, daß der Commandeur des Linienregiments die ganze Ordnung der beiden zur Brigade stoßenden Landwehr-Regimenter mit versähe und sie auch exerciren müßte, wozu er mit seinen gedienten Offizieren und Unteroffizieren ganz andere Mittel in Händen hätte, als jetzt die nur auf vierzehn Tage zusammenkommende und dann ganz isolirte Landwehr!

Daß der Kriegsminister Boyen von der Cavallerie, dieser unserer nöthigsten Waffe in etwanigen Kriegen mit Oesterreich oder mit Rußland, nichts verstand und auch der König ihr keine Aufmerksamkeit zuwandte, ist in mehreren Schriften, die ich in

diesem Zeitraume aufgesetzt habe, zur Genüge dargethan. Die Infanterie blieb auf einem guten Fuß.

Da bei der äußerst geringen Stärke des stehenden Heeres (36 Reg. à 3 Bataillone à 520 Mann *) = 56,160 Mann Infanterie und 36 Reg. à 520 Mann = 18,720 Mann Cavallerie) dasselbe im Lande sehr zerstreut war, so konnten nur wenig Uebungen im Ganzen vorgenommen werden **).

Diese aber wurden natürlicherweise nach dem Muster der häufigen Berliner Uebungen eingerichtet, welche leider nicht ganz dem Geiste entsprachen, den man ihnen gewünscht hätte.

An die Stelle der genauen Musterungen (Specialrevuen) Friedrichs des Zweiten, wo er zu Fuß die Glieder durchging, die Rekruten und die Waffen prüfte und mit den Offizieren sprach, traten jetzt große Paraden Russischer und Französischer Art, wo die Truppen, wohlgeputzt, in Linie standen, der König unter Musik die Fronte hinunterritt und dann vorbeimarschirt wurde; bei den eigentlichen Manövern aber wurde Alles übereilt und keine eigentliche Belehrung, sondern nur, wo gefehlt worden war, Verweise gegeben, die dann natürlich sehr oft den Unschuldigen trafen, woher es denn kam, daß Diejenigen, die am meisten in Berlin manövrirt hatten, sehr oft auch am meisten ungewiß waren, und daß nicht selten die schlechtesten Regimenter, wenn sie nur gut angezogen waren, schöne Musik

---

*) Die damaligen 2 Reserve-Regimenter und die Garnison-Bataillone, sowie Jäger und Schützen sind vergessen. Anm. d. Her.

**) Dagegen konnten augenblicklich in's Feld rücken durch Kriegsreserve und Landwehr

36 Inf.-Rgt. (incl. Garde) à 3 Bat. à 800 M. =	86,400 M.
72 Regt. Landwehr, eben so stark =	172,800 M.
Infanterie	259,200 M.
36 Cav.-Regt. (incl. Garde) à 800 M. = 28,800 M.	
62 Schwadronen Landwehr à 200 M. = 12,400 M.	
= Cavallerie	41,200 M.
	300,400 M.

nebst einer sehr zahlreichen Artillerie. Diesem konnte folgen das zweite Aufgebot der Landwehr, eben so zahlreich, wie das erste.

hatten und gut vorbeimarschirten, die beste Revue hatten und denen vorgezogen wurden, wo wahre Ordnung und Kriegserfahrung war.

Die Unterrichtsanstalten im Militair waren vortrefflich eingeleitet. Bei jeder Brigade (nachher Division genannt) eine Schule für die Unteroffiziere und Portd'epee-Fähnriche. In Berlin eine allgemeine Kriegsschule für diejenigen Offiziere, die sich zum Generalstabe auszubilden wünschten, und noch besondere Schulen für Artilleristen und Ingenieure. Jeder Unteroffizier, der Fähnrich werden wollte, mußte vom Offizier-Corps seines Regiments dazu gewählt werden, nachher ein Examen bestehen, dann vom Regiments-Commandeur vorgeschlagen und vom König bestätigt werden. Ebenso jeder Fähnrich, der Offizier werden wollte. Wer im Examen zweimal durchfiel, konnte sich erst nach mehreren Jahren wieder melden, das drittemal hatte er alle Hoffnung verloren.

Aus den Offizieren der Kriegsschule und aus den Adjutanten wurden die Generalstaabs-Offiziere gewählt; das bloße Besuchen der Kriegsschule und selbst Fortschritte auf derselben gaben aber kein Recht zu dieser Beförderung, da die Zahl der Adjutanten immer zu groß war. Im Kriege ward nicht nach dem Wissen, sondern nach dem Betragen vor dem Feinde befördert.

In diesen Schulanstalten war nun sicherlich der beste, bis jetzt gefundene Maaßstab zur Beförderung im Heere gegeben. Denn obgleich das Wissen allein keineswegs die Brauchbarkeit eines Offiziers constituirt, so ist doch bis jetzt kein besserer Mittelweg zwischen dem Schlendrian der Anciennetät und dem noch größeren Unwesen der Beförderung nach Protektion gefunden worden. Dabei sicherte die nothwendige Wahl des Offiziercorps noch so viel wie möglich, daß ein vielwissender Schwächling, Philister, Kriecher oder Bösewicht nicht leicht Offizier werden konnte.

Auf diese Weise standen die Militair-Lehranstalten weit über denen des Civils. — Neben dem Unterrichte stärkten die Beschwerden des Exercirens und der Leibesübungen den Körper, die Disciplin hielt die Ehrbegierde aufrecht und allen schlechten und faulen Subjecten war gleich von Hause aus die Aussicht genommen, vorwärts zu kommen.

Wenn diese Anstalten im wahren Geiste erhalten werden, wenn der Geist wahrer Freiheit in der Armee bleibt, durch welche sie in den letzten Kriegsjahren so vor allen geglänzt hat, so ist es möglich, daß durch sie dereinst alle Uebel wieder gut gemacht werden, welche durch unsere schlechte Civilverfassung leider so sehr im Lande verbreitet werden. Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr vollendet werde, wie sie durch selbige begonnen worden ist.

Einen großen, aber, wie es scheint, unvermeidlichen Nachtheil hat das System der dreijährigen Dienstzeit; den nämlich, daß Offiziere und Unteroffiziere beinahe erliegen unter der Last des beständigen Exercirens, da sie jährlich den dritten Theil der ganzen Armee ausdressiren müssen. Diese wirklich ungeheuere Arbeit nimmt ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch, und wenn ihnen dadurch jede andere Beschäftigung beinahe unmöglich gemacht wird, so hat es wenigstens den guten Erfolg, daß sie zur Thätigkeit gezwungen sind und immer mehr Gewandtheit erlangen in dem Mechanischen ihres Berufs.

Wenn alle Minister der Civil-Departements sich so der Sparsamkeit beflissen hätten, wie der Kriegsminister, so hätten unsere Finanzen sehr bald wieder in den besten Zustand kommen müssen. So aber war der Contrast zwischen seinem redlichen Streben, daß die Armee dem Lande keine Last sein möchte, das wirklich in Knauserei ausartete, und zwischen der Verschwendung in allen übrigen Zweigen, wirklich merkwürdig. Friedrich der Zweite hatte 18 Millionen Einkünfte gehabt, da-

von 11 auf die Armee verwendet, mit den übrigen 7 die Civil-Administration bestritten und einen tüchtigen Schatz hinterlassen. Seitdem waren alle Bedürfnisse theurer geworden, man hatte den Sold erhöhen, und bei der Rücksichtslosigkeit der neueren Kriege die Kleidung verbessern müssen; dann hatten die im Lande eingeführten Theorien es mit sich gebracht, daß das Kriegs-Departement jetzt Brod, Fourage, Reisen, Einquartierung u. s. w. bezahlen mußte, was sonst in natura ohne Anrechnung geliefert worden war, daneben mußte es jetzt in den neuen Provinzen Festungen erbauen, und so war es denn wohl sehr begreiflich, daß die Armee jetzt 25 Millionen kostete. Dagegen verschlang die Civil-Administration von unseren jetzigen jährlichen 45 Millionen Einkünften nicht nur deren 20, sondern noch obenein den Ertrag der verkauften Domainen, die Französische Contribution, die Englische Anleihe und den Werth der unberechnet ausgegebenen Tresorscheine! —

Hieran gar nicht denkend, schrieen Staatskanzler, Finanzminister, Präsidenten, und das ganze Land hallte nach, daß die Armee zu groß und zu kostbar sey, indem sie mehr denn die Hälfte der Staats-Einnahmen verschlänge; sie müsse reducirt werden! — Diese Sünder bedachten weder unsere Lage, an jeden der mächtigsten Staaten von Europa gränzend, noch die Unmöglichkeit, die Volksmasse in einem kleineren Heere militairisch durchzubilden, noch die Gewißheit, daß dieser Staat zwischen übermächtigen Nachbarn untergehen müsse, wenn Kriegskunst und militairischer Geist in demselben nicht mehr gepflegt würden und nicht wenigstens in etwas ihren auflösenden Theorieen entgegenarbeiteten! —

In der That hätte man fragen können, was bedarf denn ein Staat noch mehr als Sicherheit von innen und von außen? Wird nicht erstere erzielt durch die Justiz, welche dem Staate nichts kostet, da sie sich durch ihre Sporteln selber erhält? Wozu denn also noch Abgaben, als für die Erhaltung der

Sicherheit nach außen, für die Armee? Hat es denn vordem Abgaben im jetzigen Maaße gegeben, als es noch keine stehenden Heere gab? Erhielten nicht die Domainen das Königliche Haus und würden sie allein es nicht jetzt auch noch erhalten? Sprecht also: was macht Ihr denn mit den 20 Millionen Einkünften, die Ihr nach Bezahlung der Armee jährlich noch übrig habt? — Verwendet Ihr sie denn nicht an ganz etwas Unnützes, an leere Schreiberei, die Ihr besser ganz unterließet? an Dinge, die Ihr besser den Provinzen und Ständen ganz überließet, ohne Euch weiter als ganz im Allgemeinen und also mit wenigen Kosten, darum zu bekümmern?

Nachdem im Jahre 1818 die drei ersten Jahre der Besetzung von Frankreich verflossen waren, während welcher es die Contribution immer richtig bezahlt hatte, so verlangte es, in Gemäßheit der ihm 1815 gegebenen Aussicht, gänzliche Räumung.

Hierauf versammelten sich im Herbst dieses Jahres die drei Monarchen nebst den Französischen und Englischen Ministern in Aachen und nahmen die Leiden des liebenswürdigen Volkes in Betrachtung. Dieses schrie nämlich, als ob ihm durch die Besetzung und durch die Contribution ein Leid angethan sey, das nie vorher erhört worden wäre, und man glaubte ihm, ungeachtet diese sogenannten Leiden noch nicht den zehnten Theil dessen betrugen, was wir von 1806 bis 1813 hatten erdulden müssen.

Man sagt, daß auf diesem Congreß noch allerhand andere Dinge zur Sprache gekommen sind, daß Rußland z. B. ganz Polen wieder habe herstellen wollen, und dazu von uns und von Oesterreich die nöthigen Abtretungen verlangt habe, daß auch wir, Oesterreich und England jeder seinen besonderen Plan neuer Einrichtungen gehabt haben; indessen ist bis jetzt

über alles dieses nichts bekannt geworden und wenn solche Pläne existirt haben, so sind sie wohl sämmtlich gescheitert. —

Die Haupsache wurde folgendermaßen abgemacht:

Frankreich bot Sicherheit für die noch zu zahlende zweijährige Contribution. Da man ihm aber nicht traute und da es bekannt war, daß die Bourbons im Lande so wenig Anhang haben, daß es beinahe nicht fehlen kann, daß über kurz oder lang neue Unruhen ausbrechen müssen, wenn sie die Stütze der 150,000 Mann fremder Truppen entbehren werden, so wollte man sich mit ihnen nicht einlassen und rief fremde Banquiers, vorzüglich die Herren Baring aus London und Rothschild zu Hülfe. Diese arrangirten sich ihrerseits wieder mit den Mächten, die das Geld empfangen sollten. Nun wurde der Befehl zum Abmarsch der Truppen gegeben. Kaum aber waren diese aufgebrochen und kaum hatten die Wucherer angefangen, die Effekten der Französischen Regierung in Paris zu versilbern, als der Cours so bedeutend fiel, daß die Herren Baring und Consorten erklärten, sie könnten ihre Verpflichtungrn ohne den größten Nachtheil nicht erfüllen, worauf man ihnen denn, statt der früher bedungenen zweimonatlichen, eine neunmonatliche Zahlungsfrist zugestehen mußte.

Die versammelten Minister glaubten sich nun rechtfertigen zu müssen und erließen eine gemeinschaftliche Erklärung, die so aussah, als ob sie von einem bankerutten Kaufmann verfaßt wäre. Sie setzten in derselben alle die wucherlichen Umstände auseinander, die es nöthig gemacht hätten, so und nicht anders zu kontrahiren, und priesen das Glück, welches für Europa daraus hervorgehen müsse, daß man fortan mit Frankreich in Friede und Freundschaft leben werde! —

So ward denn dem ganzen Europa das verdrießliche Schauspiel gegeben, daß Wucherer ihren Sitz zwischen Monarchen nahmen und mit ihnen über das verhandelten, was man das Interesse der Staaten nannte. Friedrich Wilhelm, Alexander,

Franz, Baring, Castlereagh und Richelieu kamen in Aachen zusammen. — Frankreich gewährte keine Sicherheit, aber Baring gewährte sie! und so ließ man Frankreich los, und die Monarchen schlossen einen Tractat mit Baring!

So wurde durch eine neue Schmach die des Friedens von 1815 beendigt. — Der reelle Vortheil, den niemand bedachte, war der, daß die Armee, dem verderblichen französischen Einflusse entzogen, in das Vaterland zurückkehrte.

Eine merkwürdige Erscheinung in Aachen war die, daß, während unser König den Rheinländern ganz fremd blieb, Kaiser Franz durch leutseliges Betragen sie ganz gewann. Es drängt sich hier nur die Bemerkung auf, daß die Zuneigung der Völker weit mehr durch die persönliche Erscheinung der Monarchen gewonnen wird, als durch ihre Thaten und durch ihre Verdienste um das Vaterland. Deutschland war von niemand mehr gemißhandelt worden, als von Oesterreich und namentlich von dem Kaiser Franz. Oesterreich hatte von jeher Deutschland nur benutzt, niemals beschützt, niemals erhalten, Kaiser Franz hatte es in allen Friedensschlüssen preisgegeben, die Kaiserkrone von sich geworfen, nicht den Muth gehabt, sie wieder zu nehmen, sich den Franzosen in die Arme geworfen, war 1813 nur durch Napoleon's Uebermuth gezwungen, der guten Sache zu helfen u. s. w. — Dagegen war Preußens Betragen von jeher erhaltend für Deutschland gewesen, 1813 hatte es beinahe allein das Ganze errettet, und wo es zu anderer Zeit bisweilen nicht genug gethan hatte, war es beinahe immer durch Oesterreich daran verhindert worden. Daher hätte man glauben sollen, Oesterreich und Franz müßten allenthalben gehaßt, Preußen und König Friedrich Wilhelm allenthalben geehrt werden, aber mit nichten. Preußen wurde gehaßt aus Neid, König Friedrich Wilhelm wegen seines kalten Benehmens, Franz hoch geliebt wegen einer gewissen Bonhommie in seinem Betragen.

Für Preußens Völker wird in finanzieller Hinsicht das Ende aller dieser Begebenheiten wahrscheinlich ein den Meisten sehr unerwartetes sein. — Das Land hofft mit Recht nach allen diesen Lasten, nach allen diesen Anstrengungen, nach allen diesen Siegen, nach allen diesen Zuflüssen von außen, Erleichterung seiner Abgaben.

Nach dem, was ich in diesen Blättern gesagt habe, darf es aber gar nicht befremden, wenn es nach kurzer Zeit mit vermehrten Auflagen belegt wird.

So eben ist, einer Theorie zu Liebe, wieder ein gewagter Versuch gemacht worden. Freier Verkehr ist ein großes Losungswort, von welchem viel Glück erwartet wird. Man will also, wie in England, welches eine Insel ist, und wie in Frankreich, welches zur Hälfte mit Meer umflossen und zur Hälfte schnurgrade Grenzen hat, im Innern die Accise aufheben und alle Waaren nur an den Gränzen belasten. Man vergißt die ungeheure Ausdehnung unserer allenthalben in Winkeln und Bogen aus- und einlaufenden Grenzen, nebst der Schwierigkeit und Kostspieligkeit ihrer Bewachung. Alle Sachverständige haben sich gegen dies neue Projekt erhoben. Daher hatte man erst in den Rhein-Provinzen, die etwas mehr Abrundung haben, den Versuch gemacht. Jetzt aber hat der König befohlen: die Sache solle vom 1sten Januar 1819 an überall im Gange seyn.

So wird sie denn nun über Hals und Kopf eingerichtet und ein Heer von Accise-Officianten und Aufpassern an den krummen Grenzen aufgestellt. Das Schlimmste dabei ist, daß man den Ausfall in der Einnahme schon vorhersieht und deshalb den Verkehr im Innern doch nicht ganz frei giebt. Es sollen daher sieben Gegenstände beim Eingang in den Städten doch nach wie vor besteuert werden, nämlich Bier, Branntwein, Fleisch, Tabak, Essig u. s. w. — Daraus folgt, daß die bisherigen Accise-Officianten an den Thoren beibehalten, und an

den Grenzen neue angestellt werden müssen. Wie nun überhaupt das grade das Lästigste an den indirekten Abgaben ist, daß sie so große Erhebungskosten verursachen, so läßt sich voraussehen, wie theuer uns die unsrigen werden zu stehen kommen, und wie viel im Ganzen wird erhoben werden müssen, damit den Staatskassen ihr Bedarf zufallen könne! Es scheint, daß Friedrich der Zweite die Lage, das Bedürfniß und die Kräfte seines Landes am besten gekannt hat.

Was nun meine eigene Person in dem bis jetzt beschriebenen Zeitraume betrifft, so habe ich von meiner militärischen Lage schon geredet. Deren Verbindung mit dem Oekonomischen betreffend, so konnte ich sie nicht angenehmer wünschen. Ich war Brigade-Commandeur in Crossen, welchen Posten ich, nachdem meine Rangstreitigkeit vorläufig beigelegt war, am 1sten März 1816 antrat. Ungeachtet der Entfernung von Friedersdorf war es doch die nächststehende Brigade von allen, und es war schon damals die Rede davon, daß sie nach Frankfurt verlegt werden sollte. Nachdem nun am Anfange des Mai die Besichtigungen der Regimenter und ihre Exercirzeit beendigt war, wollte ich einen Urlaub nach Friedersdorf nehmen. Der General Tauentzien bot mir aber selber an, dort zu bleiben, bis die Brigade nach Frankfurt verlegt würde, und, ohne Urlaub, meine Geschäfte von dort aus zu führen. Dies war auch in der That ohne allen Nachtheil für den Dienst, indem es offenbar ganz gleichgültig war, ob ich meine Briefe in Crossen oder in Friedersdorf schrieb. Die Bereisungen und Uebungen der Regimenter unternahm ich natürlicherweise ebenso von hier, wie von dort.

Der Posten eines Brigade-Commandeurs ist überdies einer der unnützesten in der Armee. Den Brigade-Chef über sich und die Regiments-Commandeure dicht unter sich, ist er ohne eigentliche Thätigkeit und Verantwortlichkeit, indem er nach

oben nichts ohne jenen, nach unten nichts ohne diese unternehmen kann, so daß er eigentlich ein unnützer Zwischenträger ist.

Mein Brigadechef war der General Brause, aus dem sächsischen Dienst in den unsrigen getreten. Dort war er 20 Jahre Lieutenant gewesen und dann in der letzten Zeit, durch die beinahe gänzliche Vernichtung der sächsischen Armee in Rußland, schnell avancirt. Es war ein moralisch guter, rechtschaffener Mann, fühlte sich aber im neuen Dienst nicht sicher.

Die Verlegung der Brigade nach Frankfurt verzog sich bis zum November, weil der dortige Magistrat unendliche Schwierigkeiten machte. Endlich ward mir die Sache übertragen, und ich brachte sie sogleich zu Stande. Dies erregte mir den Haß des Magistrats, der mir nun viele Streitigkeiten wegen meines Servis und Quartiers bereitete. Ich war also den Winter 1816—1817 in Frankfurt, am 30sten März 1817 ward ich, wie schon gesagt, General; die Monate Juni bis September war ich unter den nämlichen Verhältnissen wie im vorigen Jahr wieder in Friedersdorf, aber mit vielen Unterbrechungen und mit einem weit leichteren Geschäftsgange, wegen der großen Nähe von Frankfurt. Vom October 1817 bis Juni 1818 wieder in Frankfurt.

In meinem militärischen Verhältniß wurde ich geehrt, und zu allen Manövern nach Berlin berufen, wo ich jedesmal eine Brigade Cavallerie führen mußte. So im April 1817, wie der Großfürst Nicolaus da war, so im Juni 1817 bei dem Feste wegen des Andenkens der Schlacht von Bellealliance, im October 1817 zu den Herbstmanövern, im Frühjahr 1818 in Frankfurt, wohin der König kam, und im Herbst 1818 zu den Herbstmanövern in Berlin, wie der Kaiser von Rußland da war.

Wie der Gang der Wirthschaft in diesem Zeitraume gewesen, ergeben meine Bücher. Die Einnahmen verbesserten sich, wenn gleich nicht so, daß ich viele Schulden abbezahlen

konnte, doch dergestalt, daß ich keine neuen zu machen brauchte. Die Einnahme, die mir durch mein Tractament zufloß, gab mir die Möglichkeit, endlich einen Theil der 1806 abgebrannten Gebäude wieder aufzubauen; ich baute 1817 eine Scheune nebst Maststall und Tabacks-Schuppen, und 1818 einen Stall und Wagenremise beim Schloß, nachdem 12 Jahre lang meine Pferde bei den Ackerpferden und meine Wagen auf den Scheunfluren hatten umher stehen müssen, wodurch denn begreiflicher Weise letztere immer ruinirt, und die Reitknechte und Kutscher bei dem Herumtreiben auf dem Amt und unter den Knechten liederlich wurden.

Ich war nachher in Berlin und sprach mit mehreren Mitgliedern des Staatsraths über die Verfassung. 1815 nämlich, wie der Krieg ausbrach, hatte der König dem Volke (um es zum tüchtigen Kämpfen anzureizen), wahrscheinlich wider seinen Willen und auf Zureden Hardenberg's, in einer öffentlichen Kundmachung eine Verfassung förmlich versprochen (als ein Geschenk; die 1811 zertrümmerte war also gar nicht da gewesen.) — Nachher war ein Staatsrath angeordnet worden, der auch deren Einrichtung berathen sollte. 1816, oder zu Anfang 1817 erschien Hardenberg in demselben und kündigte an: der König wollte dem Lande eine Verfassung geben. Um nun die Wünsche der Einwohner zu erfahren, würden drei Minister die verschiedenen Provinzen des Reichs bereisen, und das Resultat ihrer Forschungen solle dann dem Staatsrath zur Entscheidung vorgelegt werden. Die drei Minister, Beyme, Klewitz und Altenstein, reiseten im Frühjahr und Sommer 1817, kehrten zurück, berichteten an den König; der Staatsrath wartet seitdem noch immer auf die Mittheilung.

Friedersdorf, 10ten Juli 1819.

Kapitel 5.
1819.

Die Folgen der bisherigen revolutionären Regierungs-Grundsätze kommen zu Tage. — Gewaltsame Umkehr, Repressiv-Maaßregeln ohne conservative Regierungs-Principien.

Im Verlaufe des Jahres trugen sich noch sonderbare Begebenheiten zu. Die seit dem Jahre 1808 und vorzüglich seit 1811 proclamirten Grundsätze der allgemeinen Gleichheit aller Staatsbürger, die Zerstörung aller verfassungsgemäßen Vorrechte, die schönen Versprechungen, welche 1813 und 1815 gegeben wurden, der Eifer, mit welchem am meisten bei uns, aber mehr und weniger auch in allen anderen Ländern, die neuen Gleichheits- und Glückseligkeits-Theorien dem Volke durch die Regierenden, der Jugend auf Universitäten und Schulen durch ihre Lehrer gepredigt wurden, — hatten natürlich nach und nach gewirkt, und da das Handeln der Regierenden im grellsten Widerspruche stand mit ihren Reden, eben so natürlicherweise Unzufriedenheit erregt. Diese fing an laut zu werden, wie schon längst beim Volke im Stillen über die Despotie der Beamten und über den Druck der Abgaben, so nach und nach lauter bei den Gelehrten, Bücherschreibern und bei der studirenden Jugend deswegen, daß sie überall die Wirklichkeit mit ihren Theorien und mit den gemachten Versprechungen der Regierenden nicht übereinstimmend fanden.

1813 hatte man dieser Jugend die Getheiltheit des deutschen Vaterlandes als den Grund seiner Schwäche dargestellt, nach Vertreibung der feindlichen Gewalt goldene Zeiten verheißen, und ihren Arm zur Herbeiführung derselben in Anspruch genommen. Schon seit länger her hatte man die Theorieen der Gelehrten und Schreiber als die richtigen angenommen und in allen Acten öffentlicher Autorität proclamirt. Kein

Wunder also, daß, da in keinem Fall das Versprochene mit dem Gegebenen übereinstimmte, jene die Vereinigung Deutschlands zum Ziel ihrer Wünsche machten, diese die Verwirklichung des so lange Gepredigten als das einzige Heil öffentlich darstellten. — Daß, so lange es Armee und Polizei gab, und so lange nicht Landes-Calamitäten eine Vereinigung des Volkes mit diesen wenigen Schreiern herbei führten, von ihnen allein kein Schatten von Gefahr zu besorgen war, mußte jedem Unbefangenen einleuchten.

Indessen hatten einige Machthaber, welchen jene entfernte wirkliche Gefahr dunkel vorschweben mochte, und andere, nicht von den mehrerwähnten unseligen Theorien hingerissene Köpfe gegen selbige geschrieben und dadurch den Unwillen jener gereizt. Da versammelten sich bei der Feier der Leipziger Schlacht am 18ten October 1818 einige Studenten auf der Wartburg, feierten den Siegestag, ermunterten sich zur Einigkeit, und zuletzt, im Taumel ihrer aufgeregten Empfindungen, warfen sie einige von jenen, ihnen nicht zusagenden, Schriften in die angezündeten Feuer.

Statt nun diese unschädliche Sache wie einen gewöhnlichen Studentenstreich zu betrachten, schlug man Lärm, sah und verkündete die größte Gefahr, verbot die künftige Feier des 18ten October, untersagte alle Zusammenkünfte der Studenten, hob die Turnplätze auf (denen man eine große Gefährlichkeit beilegte) und brachte Polizei-Spione hinter die Studenten.

Mittlerweile hatte der russische Kaiser, der stets die allerliberalsten Reden geführt, aber nie liberal gehandelt hatte, den Kotzebue nach Deutschland gesendet, um den Zustand der deutschen Universitäten und der deutschen Literatur zu beobachten und ihm darüber zu berichten. Zugleich hatte er einen gewissen Stourdza dazu gebraucht, um eine Schrift über diesen Gegenstand herauszugeben, in welcher, so wie in einem Wochenblatt,

welches Kotzebue schrieb, auf die vermeintliche Gefahr der einreißenden Demokratie aufmerksam gemacht wurde. Kein Wunder, daß Stourdza und Kotzebue von allen Theoretikern, und vorzüglich von der ganzen in den entgegengesetzten Grundsätzen erzogenen Jugend gehaßt wurden, und ihnen wie wahre Teufel erschienen. Stourdza wurde zum Zweikampf gefordert und entfloh, und Sand ermordete den platten Kotzebue.

Anstatt nun den erwiesenen und eingestandenen Mord nach den Gesetzen zu bestrafen, witterte man Conspirationen, verwahrte den Sand und forschte nach seinen Helfern, die er wahrscheinlich nicht hatte, und auch zu dieser That nicht gebrauchte. Die ganze Polizei kam in Bewegung, alle Briefe wurden erbrochen, die Papiere von Personen, die vielleicht durch unvorsichtiges Reden oder durch Schreiben an Freunde und sogar an ihre eigene Familie, sich verdächtig gemacht hatten, oder von denen nur bekannt war, daß sie den, am meisten durch die Regierung selbst verbreiteten, neuen Grundsätzen huldigten, weggenommen und sie selbst verhaftet. Da nun inzwischen noch ein neuer Mordversuch im Nassauschen vorfiel gegen einen Minister, der am eifrigsten in Anordnung neuer Glückseligkeits-Maaßregeln, als Abgaben, Länder-Eintheilungen u. s. w., gewesen war, und der sich dadurch dem Volke (also in entgegengesetzter Ansicht) verhaßt gemacht hatte, so erschraken die Regierenden auf's äußerste und sahen allenthalben nur Dolche, Verschwörungen und Mord. Alle ergriffenen Papiere wurden auf's eifrigste durchsucht, Gedanken, die man der Jugend selbst eingeimpft und bei den Schreibern, so lange sie dem Zweck nützlich schienen, immer gut geheißen hatte, wurden wie Thaten angesehen, und mit den Verhafteten Verhöre über ihre Gesinnungen gehalten.

Daß hierbei so viel wie nichts herauskommen konnte, lag in der Natur der Sache. Dazu gesellte sich der Zwiespalt unter den Regierenden. Der größte Theil von ihnen war durch

seine Erziehung, und weil er aus Emporkömmlingen bestand, von denselben Grundsätzen angesteckt; Hardenberg selbst hatte sie immer begünstigt, sie in der Administration verbreitet, und die Schriftsteller, theils damit sie schrieben, theils damit sie nicht wider ihn schrieben, besoldet. Ohne Beweise über Thaten ließ sich nicht richten, ohne Hardenberg ließ sich ohne Urtheilsspruch nicht vorwärts kommen. Man fand aber unter den Papieren seiner ehemaligen Söldner Spöttereien über ihn, über seine Sittenlosigkeit, Unzuverlässigkeit u. s. w. Diese legte man dem alten Minister vor, und nun war er umgestimmt.

In Oesterreich, dem einzigen Lande, in welchem die Neuerungen keinen Eingang gefunden hatten, in welchem man immer despotisch regiert, aber niemals die entgegenstehenden Grundsätze proclamirt hatte, faßte man das wahre Uebel klarer auf. Man sah, daß es weit tiefer lag und weiter verbreitet war, nämlich in den Gesinnungen aller der Völker, denen man seit dreizehn Jahren die Gleichheits-Grundsätze gepredigt und in den Schulen geimpft hatte, daß es aber keinesweges (wie man sie bei uns mit einem neuen Worte nannte) demagogische Umtriebe einiger Wenigen waren, die, wie alle Schreier, wohl Lust zum Reden, aber niemals zum Handeln haben, die also, wenn nicht Umstände ihnen die Masse zuführen, niemals gefährlich sind.

Oesterreich arbeitete also auf die übrigen deutschen Cabinette los und veranstaltete einen Minister-Congreß in Carlsbad, auf welchem die Ursachen der Unzufriedenheit in Erwägung gezogen und erkannt wurde, daß sie in den von den Regierungen versprochenen, aber theils gar nicht, theils eben in jenen Neuerungs-Grundsätzen eingerichteten Verfassungen und in jenen von diesen Regierungen öffentlich, vorzüglich aber in den Schulen gepredigten Grundsätzen lägen.

Wie war da herauszukommen? Sollte man gestehen: Wir haben uns geirrt; die Grundsätze, welche wir, von einer täu-

schenden Theorie irre geleitet, seit 10 Jahren öffentlich bekannt haben, taugen nichts, und wir sehen uns in die Unmöglichkeit versetzt, sie in Ausübung zu bringen, da wir den Staat nicht in Anarchie stürzen und einem ewigen Wechsel preisgeben wollen; wir wollen daher zu dem Bestehenden zurückkehren und nur das daran ändern, was nicht mehr zeitgemäß ist? Dann würden die Fürsten genöthigt gewesen seyn, alle diese Minister und den größten Theil der Beamten, da diese es eben gewesen waren, welche die gedachten Theorien in die Wirklichkeit einzuführen bemüht gewesen waren, zu entlassen; also half man sich mit halben Mitteln. Man erließ eine Declaration, welcher zu Folge mit dem 13ten Artikel der Bundesacte nichts anders sollte gemeint gewesen seyn, als die alten landständischen Verfassungen, die man selbst seit 10 Jahren gestürzt hatte, ordnete strenge Aufsicht über die Universitäten an, und erließ ein Preß-Gesetz, nach welchem kein Mensch irgend ein freies Wort mehr durfte drucken lassen.

Nachdem dieses für ganz Deutschland abgemacht schien, wurde in Berlin zur Entwerfung der ständischen Verfassung geschritten. Das wird nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk seyn, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend werden kann. — Man hat sich entschließen müssen, Alles, was man seit 10 Jahren gesagt und gethan hatte, alle Ansprüche, die man den untern Ständen gegeben, alle Schmach, die man den höheren und den Corporationen angehängt hatte, mit einem Male als nicht geschehen zu betrachten! Doch ist es das einzige Mittel, der hereinbrechenden Auflösung zu steuern!

Statt einer Masse Volkes mit gleichen Rechten und Pflichten, soll es nun mit einem Male wieder einen Adel, einen Bürgerstand, und wo möglich auch wieder Zünfte und eine Corporation der Geistlichkeit geben. Statt daß in der Versammlung der Stände das (ewig trügerische und nach jeder neu aufkommenden Theorie anders gedachte) Wohl des Ganzen

ohne weitere Rücksicht erzielt werden sollte, sollen nun wieder die Wirklichkeit und bestimmte, gesonderte Interessen von den Deputirten der Stände vertreten werden.

Wer weiß, wie es enden wird? Die unteren Klassen sind zu sehr aufgeregt. Man hat ihnen zu viele Ansprüche gegeben. Speculiren und gegen die höheren Klassen drängen ist leichter, denn arbeiten. Bleibt alles ruhig, so wird man sie durch Armee und Polizei wohl im Zaume halten. Aber wenn Calamitäten hereinbrechen? wenn ein unpopulairer Krieg entsteht, wie wird da die Landwehr fechten, deren Offiziere ein ganz eigenes Corps bilden, das mit der Armee nichts gemein hat und die sämmlich in jene Klasse gehören? — Wenn alsdann ein anderer Staat, z. B. Baiern oder Würtemberg, sich mit dem Feinde verbindet, sich für jene Grundsätze erklärt und sie, wenn auch nur zum Schein, realisirt? Woher dann das Gegengewicht? Eine unfehlbare Folge der jetzigen Maaßregeln wird sein: Vermehrung und Erneuerung des Hasses gegen den Adel. Nach allen Demüthigungen des Adels, und obwohl er selbst an seiner Herabwürdigung gearbeitet hat, steht doch allen Neuerern ein Phantom, Adel genannt, vor Augen, welches von ihnen verabscheut wird, weil es nach ihrer Meinung sich über seine Nebenmenschen erhebt, von seinen usurpirten Vorrechten durchaus nicht lassen will und allerhand anderes Unheil anrichtet. Kaum wird nun etwas dem Alten ähnliches, wenn auch ohne Erfolg, eingerichtet werden, so wird die Welt wieder von dem Geschrei ertönen: daß der Adel es durch seine Kabalen, zu ihrer Unterdrückung, dahin gebracht habe! — während es doch lauter Plebejer sind, die jetzt, so wie bisher, alles einrichten.

In diesem Augenblick ist man wieder in Wien versammelt, um dem eingebildeten Werke die Krone aufzusetzen.

Ich kann an Gottes Gnade nicht zweifeln, der, trotz aller in diesen Büchern genugsam geschilderten, verkehrten Anstalten, alles immer wieder zum Guten gewendet hat.

Er wird auch einmal wieder mit einem unerwarteten Schicksal dazwischen treten und die Nichtigkeit aller dieser Menschenreden leuchtend darthun.

Kapitel 6.

1820—1822.

Neue Finanz-Calamitäten; die Armee soll für Hardenberg's Unordnung büßen; verunglückte Operationen. Immer steigende Demoralisation der Staaten und Völker durch das Anleihe-System. — Die Wahrheit dringt endlich durch. Die Macht Hardenberg's sinkt. Ständische Organisationen. Die Armee hebt sich wieder. Unruhen über ganz Europa, die Fürsten verlassen sich selbst. Der Griechische Aufstand.

In Wien wurde zu Anfang des Jahres 1820 nichts abgemacht, was hier zu erwähnen nöthig wäre. Im ganzen Europa trugen sich in den seit meinem letzten Aufsatze verflossenen 2 Jahren die merkwürdigsten Begebenheiten zu. Für's Erste von dem Inneren unseres Landes.

Zu Ende des Jahres 1819 waren die 5 Millionen Pfund Sterling (33 Millionen Thaler) von der englischen Anleihe schon rein aufgezehrt, und Hardenberg wollte eine neue Anleihe machen. Dem aber widersetzte sich der König und verlangte, daß man mit den Einnahmen auskommen und die Ausgaben danach beschränken sollte. Hardenberg erklärte dies für unmöglich, und wie nun in der Eile Schulden und Einkünfte und Ausgaben zusammengerechnet und dem Könige vorgelegt wurden, um die vermeinte Unmöglichkeit des Auskommens zu beweisen ergab sich zum Schrecken des Königs, daß 180 Millionen verzinsliche und 11 Millionen unverzinsliche Schulden da waren. Er verlangte nun, daß unverzüglich reiner Tisch

gemacht und nach einem ordentlichen Etat gewirthschaftet werden sollte. Man warf die Schuld auf die Kostspieligkeit der Armee, und da der König in dieser genau Bescheid wußte, so fing er sogleich an, in ihr redlich und das Möglichste zu ersparen.

Die Stärke aller Bataillone wurde vermindert, die Rekrutenstellung vom Herbst auf das Frühjahr verlegt, wobei die Entlassung der Ausgedienten auf den Herbst verblieb, so daß die Mannschaft statt 3 Jahre, von nun an nur 2½ Jahr diente, mithin ein Drittel der Verpflegung auf ein halbes Jahr, oder ein ganzes Sechstheil derselben erspart wurde; die Rationenzahl aller Officiere wurde so vermindert, daß sie eben nur noch im Stande waren, ihren Dienst zu versehen und beinahe alle aggregirte (aus den Feldzügen nach Reduction der Landwehr übrig gebliebene) Officiere, ohne Berücksichtigung ob sie mit ihren Familien würden leben können, oder welche Dienste sie geleistet, mit ⅔ ihres Gehalts in die Inactivität versetzt, und endlich der Servis oder die Quartiervergütigung auf das Aeußerste beschränkt.

Diese letztere Maaßregel kam den Königlichen Kassen nicht einmal zu Gute, weil die Civil-Administration zugleich den Grundsatz einer allgemeinen Ausgleichung aufstellte und bewirkte, daß der Servis auf die Staats-Kassen übernommen wurde, wodurch denn die Zuschüsse aufhörten, welche die größeren zu Garnisonen dienenden Städte ihrem Militair hatten geben müssen; eine Abgabe, die seit Friedrich Wilhelm dem Ersten bestand, an die Jedermann gewöhnt war und über die Niemand sich beschwerte. Eine Aufhebung, die nur denen zu statten kam, die das meiste Geld hatten und die derselben also am wenigsten bedurften.

Da indessen die Ausgabe für das Militair nur den kleinsten Theil der Staats-Ausgaben betrug, so waren diese Ersparnisse nicht hinreichend, und das Civil sollte auch herhal-

ten. Aber da der Herr hier nicht so gut Bescheid wußte, so setzte er hier wenig durch. Hardenberg erklärte sich zum Sparen bereit. Es sey nur äußerst schwierig auszumitteln: wo denn wohl gespart werden könne, ohne die Wohlfahrt des Ganzen auf's Spiel zu setzen? Dies sollte durch eine Commission von Ober-Präsidenten und anderen, den neuen Theorien ergebenen Männern erforscht werden. Diese fanden denn doch, daß Sparen möglich sey, nur müsse die ganze Art der Administration verändert und die vielen Behörden vermindert werden. Hardenberg aber gelang es, zu beweisen, daß eine solche Veränderung sehr unheilbringend seyn würde, und so brachte er es dahin, daß wieder neue Abgaben bewilligt wurden. Es wurde eine Klassensteuer auf das platte Land gelegt, der Blasenzins auf dasselbe ausgedehnt und eine Steuer auf Tabacksblätter eingeführt.

Diese Steuern waren höchst verderblich, indem sie das baare Geld da suchten, wo es nicht war. Die Städte waren wieder ausgenommen, weil sie die Consumtionssteuer bezahlten, die auf dem Lande aufgehoben war. Aber da die Landes-Producte von Jahr zu Jahr im Preise fielen, statt daß sie um so viel hätten steigen müssen als die Consumtionssteuer betrug, so ist klar, daß nicht die Städte (denen auch noch der Servis geschenkt war), sondern das Land die Consumtionssteuer trug, denn es bekam von den Städtern so viel weniger für seine Producte, als diese zu jener Steuer beizutragen hatten. Dies waren die Folgen davon, daß nicht landeskundige und im Lande angesessene Männer, sondern hinter den Schreibtischen aufgewachsene Theoretiker die Regierung führten. Diese kannten begreiflicherweise nichts weiter, als die Städte, in denen sie beständig gelebt hatten, den Geld-Verkehr und den Geld-Wucher, und mißhandelten das Land, im guten Glauben, es zu beglücken.

Indessen konnte der König so nicht zufrieden gestellt werden, und man verordnete wirklich, daß bei den Regierungen keine neuen Anstellungen erfolgen und keine neuen Gehalte gegeben werden sollten. Diese wußten sich aber sehr gut zu helfen, indem sie für sogenannte extraordinaire Arbeiten extraordinaire Vergütigungen zahlten und Diätarien anstellten.*)

Ferner stellte Hardenberg zum bloßen Schein einen Einnahme- und Ausgabe-Etat oder sogenanntes Budget auf, nach welchem Einnahme und Ausgabe fortan sich aufheben, und die Schulden abgezahlt werden sollten.

Dies letztere zu bewirken, hatte er den König bewogen, alle seine Domainen zum Verkauf preiszugeben, bis auf so viele, als einen Ertrag von 2Millionen 500,000 Thlrn. zu seinem und des Königlichen Hauses Unterhalt gewährten. Die übrigen Domainen, deren Ertrag auf 5 Mill. 800,000 Thlr. angeschlagen ist, sollen alle zur Tilgung der Schulden verkauft werden. Die Ausgaben sind auf 50 Mill. 863,150 Thlr. festgesetzt und stimmen bei Heller und Pfennig mit der Einnahme. Von diesen sind allein 10 Millionen 143,000 Thlr. für Zinsen und Abtragung der Schuld bestimmt.

Also sollte der König sein ganzes Grund-Vermögen, seine Wurzel im Staate hergeben! Er that es wirklich und erklärte

*) Zwei von meinen Leuten waren Copisten bei der hiesigen Regierung geworden. Der Eine bekömmt seit 4 Jahren 1 Thlr. 8 Gr., der Andere seit 3 Jahren 1 Thlr. täglich. Ein Unterofficier vom Brandenburgischen Ulanen-Regiment, der einen Bruder-Copisten hier hat, ward ganz kürzlich mit 16 Gr. täglich angestellt. Das sind also Gehalte von 487, von 365 und von 243 Thlrn. für's bloße Abschreiben! — Während hier 12 Capitains, die im Felde Compagnien und 1200 Thlr. Gehalt gehabt, nach dem Frieden 600 Thlr. bekommen hatten, jetzt mit 400 Thlrn. fortgeschickt wurden, wurden, gerade zur selben Zeit, hier, an demselben Orte, zwei Regierungsräthe, ein alter Routinier, den man nie hatte brauchen können, und ein Sachse, der uns noch gar nicht gedient hatte, mit ihrem vollen Gehalt, 1200 oder 1400 Thlr., in den Ruhestand versetzt, und so allenthalben.

sich für einen abgefundenen Pensionair, ohne die Zukunft zu berücksichtigen. Eben so war es nun klar, daß er für $\frac{1}{5}$ der Staats-Einkünfte nur der Cassirer war, und daß die arbeitenden Staatsbürger jährlich 10 Millionen zusammenbringen mußten, um sie in die Kisten der Geld-Oligarchen zu schütten, welche den Staat beherrschten.

Aber Hardenberg wußte sehr wohl, daß er mit 50 Millionen jährlich doch nicht auskommen würde. Deshalb hatte er sich eine Reserve von 40 Millionen hinterlegt, die er nach und nach ausgeben und so seine Wirthschaft noch einige Jahre decken wollte. Dies waren verfertigte, aber noch nicht ausgegebene, der Schuld aber schon zugezählte Staatsschuldscheine, die man nach und nach in's Publikum bringen und das dafür gelösete Geld verzehren wollte.

Wie dieses Project zur Ausführung kommen sollte, so sah man ein, daß, wenn so große Summen Papier verkauft werden sollten, sie eben dadurch im Course sinken und weniger einbringen würden. Um dies zu vermeiden, wurde im Januar 1821 eine Prämien-Lotterie eingerichtet. Dreißig Millionen Staats-Schuld-Verschreibungen sollten verkauft, oder vielmehr den Theilnehmern durch allerhand Berechnungen und Umschläge überlassen werden, und dann in zehn halbjährigen Ziehungen, also in fünf Jahren 11 Millionen 164,800 Thlr. Prämien darauf verloost werden, dergestalt, daß die Inhaber der höchsten Prämien ihre Staatsschuldscheine, zum Betrage von 3 Millionen, herausgaben, die übrigen aber selbige behielten.

Gesetzt nun, diese Papierzettel wären sämmtlich verkauft worden, so war die Einnahme . . . 30,000,000 Thlr.

Prämien wurden darauf herausgezahlt	11,164,800	„
Blieb Einnahme . .	18,835,200	Thlr.
und man ward schuldig	27,000,000	„

welche, à 4 pCt., also mit 1,080,000 Thalern jährlich verzinst werden mußten.

Man schenkte also den Wucherern 11,164,800 Thaler, oder mit anderen Worten, um 18,800,000 Thlr. zu bekommen, verschrieb man 27,000,000, d. h., um zwei Drittel zu bekommen, verschrieb man ein Ganzes und lud dem Staat die Zinsenlast dafür auf. — Dies wäre der glücklichste Ausgang gewesen. Es ging aber weit schlimmer, denn es wurden von den Wucherern gleich Umschläge gemacht, nach welchen die Prämienscheine wohlfeiler als für den Nominalwerth zu haben waren. Man bekam also weit weniger ein. Zudem scheint es nicht, daß man die ganze Summe der 30 Millionen los wurde, denn die Prämienscheine werden noch immer ausgeboten, ungeachtet man bei der zweiten Ziehung ist.

Dieses Spiel ist also zu einem Wagniß geworden, wo der Staat die höchsten Prämien verlieren kann, ohne die Einnahme zu bekommen, welche das Ganze liefern sollte.

Solchergestalt verstanden diese neuen Finanziers nichts, als alle National-Kapitale zu verzehren und durch allerhand wucherische Umschläge sich von einer Zeit zur andern hinzuhalten.

Der König aber, der diese Speculationen nicht verstand und nicht verstehen konnte, wurde dadurch von seinem löblichen Eifer abgebracht und wieder mit der Hoffnung getäuscht, daß die Sache nun wohl in Ordnung gebracht seyn werde.

Bei'm Frieden von Tilsit hatten wir Schulden gehabt	51 Mill.
Jetzt hatten wir	217 „
Von 1807 bis 1820 in 13 Jahren gemacht	166 Mill.

Dabei war die Contribution an Frankreich vom Lande gezahlt worden, die Contribution von Frankreich in die Staatskassen geflossen, geistliche und Ordensgüter und Domainen verkauft, alle zu Gebote stehenden Kapitalien verzehrt, die letzten jener Güter jetzt zum Verkauf gestellt, der König um das Vermögen seines Hauses gebracht, mit einem Wort, die Zukunft in allen Stücken der Gegenwart aufgeopfert und für die Be-

quemlichkeit der eben am Ruder Sitzenden das Vermögen und die Wohlfahrt der Nachkommen dahingegeben worden.

Diese Verfahrungsart, die mehr oder weniger in allen Staaten dieselbe war, hatte den nachtheiligsten Einfluß auf die Moralität der Völker, und war ganz geeignet, weil Alles von der Gegenwart auf die Zukunft gewälzt wurde, Revolutionen vorzubereiten.

Es hatte sich eine Europäische Geld-Oligarchie gebildet, welche eigentlich die Staaten beherrschte. Durch die Macht, welche das Geld über alle menschlichen Verhältnisse seit 300 Jahren nach und nach — und vorzüglich seit den letzten 30 Jahren — erlangt hatte, hatten sich diese Oligarchen in den Stand gesetzt, die Staaten zu zwingen, Abgaben zu erheben, um sie ihnen zu überliefern. Nach einer in den Zeitungen erschienenen Uebersicht betrugen diese in Europa nicht weniger als 340 Millionen Preußische Thaler jährlich. Bei uns, wie wir gesehen haben, gehen von allen Abgaben nur ¾ an den Staat, ¼ an jene Oligarchen.

Diese operiren dabei ganz gefahrlos, denn indem sie eine Anleihe abschließen, machen sie gleich solche Bedingungen und Umschläge, daß sie ihren Gewinn in demselben Augenblick schon in der Tasche haben und jene Abgaben, unter dem Namen von Zinsen, ihnen hinterher noch obenein zufallen. Die Minister sind aber so kurzsichtig, daß sie ihr einziges Heil bei diesen Oligarchen suchen und die arbeitenden Klassen des Volkes fort und fort mit neuen Abgaben belasten, zum Nutzen jener faulen Spekulanten.

Um dieses Verfahren zu beschönigen, wird die Sache unter einen juridischen Gesichtspunkt gebracht und jeder Einwurf mit dem Spruch niedergeschlagen: „was man geborgt hat, das muß man bezahlen.“ — Ist der hier anzuwenden?

Die Gläubiger haben sich beinahe jedesmal als Wucherer bewiesen, indem sie einen sicheren Profit vorwegnahmen, ehe sie ihr Geld losließen. Nun giebt es aber Gesetze gegen den Wucher, welche man um so mehr gegen sie in Anwendung bringen müßte, als sie bei solchen Darlehnen sich gleich von ihrer ersten Pflicht als Bürger ihres Staates losmachen, sich außerhalb desselben stellen und auf diese Weise ihn sich dienstbar machen.

Man wird es keinem Bürger oder Bauern erlauben, Einquartierung oder Fuhren, oder Lieferungen im Kriege zu verweigern, bis er Bezahlung oder sicheren Profit in Händen hat; aber den Geldhändlern ist es erlaubt, sie werden jederzeit angesehen wie eine Puissance die außerhalb des Staates steht, die keine Bürgerpflichten hat, mit ihm unterhandeln kann, wie sie will, und die sich dadurch von allen ihren Mitbürgern unterscheidet, welche verpflichtet sind, ihr Leben und ihr Vermögen für das Vaterland daran zu setzen.

Aber gesetzt auch: die Anleihe sey zum Nutzen des Staates geschehen, die Geldhändler hätten sich nicht wucherisch, sondern als gute Bürger betragen, und der Staat müsse demnach zahlen, so würde dies immer auf eine Art geschehen müssen, daß alle Staatsbürger auf gleiche Weise nach ihrem Vermögen dazu beitrügen. Dies ist aber bei allen gewöhnlichen Abgaben durchaus unmöglich. Sie treffen entweder (directe) den Einzelnen, oder (indirecte) Den, der eine Sache erzielt (Branntwein, Taback) oder sie consumirt. Das Geld selber wird von keiner Abgabe getroffen und dadurch sind denn die Besitzer desselben wiederum außerhalb des Staates und frei von Tragung seiner größten Last.

Hieraus folgt:

1) daß es in den meisten Fällen gerecht seyn würde, die Schulden des Staates auf $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$ herunterzusetzen, oder gar sie zu annulliren;

2) daß in jedem andern Fall die Staatsschulden nicht in die Verwaltung gezogen und durch gewöhnliche Abgaben gedeckt, sondern daß sie nur durch eine strenge Vermögenssteuer, die den Geldbesitzer und den Kaufmann so gut trifft, wie den Grundbesitzer und den Handwerker, und die nur zu diesem Zweck erhoben wird, getilgt werden dürfen.

Man sagt zwar: die erste Verfahrungsart würde den Credit des Staates auf immer ruiniren! Was heißt denn aber: der Credit eines Staates? Nichts anderes als: Sich mit den Geld-Oligarchen gut stehen. Und wie steht man sich gut mit ihnen? Dann, wenn sie andere Freunde gewinnen können. Also: Derjenige Staat hat Credit, welcher der Herrschaft der Geld-Oligarchen unterworfen ist! Es läßt sich also kein glücklicherer Zustand für einen Staat denken, als wenn er keinen Credit hätte.

Wenn er nur gut wirthschaftet und die Unterthanen fest an ihm hangen, wird er in schwierigen Zeiten auch ohne jene Oligarchen fertig werden.

Es ist aber auch gar nicht einmal wahr, daß der Credit durch Herabsetzen der Schuld auf immer verschwindet und daß die Oligarchen im Zorne sich auf immer von solchem Staate abwenden. Sie sind gleich wieder da, sobald sie nur Profit erblicken. Oesterreich hat seine Schulden mehreremale, Bonaparte die von Frankreich und Holland auf ⅓ herabgesetzt; aber Rothschild, Lafitte und Baring leihen immer wieder. Ja, in diesem Augenblicke leihen sie an Neapel und an Spanien, wo nicht die mindeste Sicherheit für die Zukunft ist, zum sicheren Beweise: daß dieses Leihen keine Anlegung ist von Capitalien, um deren Zinsen zu genießen, sondern, daß der Profit gleich im ersten Augenblick durch Papier-Umschläge gemacht wird und von Hause aus fertig ist.

Dieser leichte Profit ist so reizend und übersteigt den, den Arbeit gewähren kann, um so weit, daß die Zahl der Geld-Speculanten von Jahr zu Jahr in eben dem Maße zunimmt, als die Zahl der fleißigen Arbeiter sich vermindert. Und leider werden den Staatsdienern solche Spekulationen am leichtesten, weil sie am besten mit den Verhältnissen bekannt sind. Diese neue Art, auf eine sogenannte ehrliche Weise reich zu werden (aber auf Unkosten des Landes!) führt weit schneller zum Ziele, als die ehemalige, wo dergleichen Sünder sich bestechen ließen.

Auch die vorerwähnte Lotterie hat nicht lange vorgehalten, denn in diesem Augenblick (Januar 1822) wird die Accise auf einige Gegenstände, z. B. Wein, schon wieder erhöht.

Nächst der Regulirung der Finanzen machten in dieser Periode die demagogischen Umtriebe viel zu thun. Die Untersuchungs-Commission in Mainz war nach zweijährigen Nachforschungen, Untersuchungen der Papiere der verhaftet Gewesenen und Correspondenzen wirklich auf das richtige Resultat gekommen. Sie berichtete nämlich im Jahre 1821 an alle Deutschen Höfe: „Es ergäbe sich mit Evidenz, daß von den Thorheiten der Studenten und den Herzensergießungen der Apotheker-Gesellen und anderer jungen Burschen durchaus keine Gefahr für die Länder zu befürchten wäre. Dagegen aber hätten sie die bedeutendsten und allerdings gefährlichen Umtriebe in den mehrsten Regierungen selbst, hauptsächlich in der Preußischen, und namentlich im Bureau des Staatskanzlers gefunden.“ Dieses bewiesen sie durch die und die Einrichtungen und durch die und die Schriften, die von dort ausgegangen wären, in welchen die revolutionaire Tendenz nicht zu verkennen sey und welche keine andere Wirkung hervorbringen könnten, als das Volk aufzuregen und den

geringen Klassen Ansprüche zu geben, die niemals befriedigt werden könnten.

Der König hatte schon seit länger angefangen, den Staatskanzler zu durchschauen und ihm verschiedentlich entgegengearbeitet. Namentlich hatte er ihm eine Communal-Ordnung (als Nebenstück der Städte-Ordnung) und eine Constitutions-Urkunde verworfen, welche beide so demagogisch waren, daß ein Umsturz, wenn sie eingeführt worden wären, gar nicht fehlen konnte. — In beiden sollte die Menge und die Mehrzahl den Ausschlag geben, Jedermann wählbar seyn, Repräsentanten auf offenem Markte gewählt werden, und was dergleichen Unsinn mehr war.

Wie nun jener Bericht der Mainzer Commission dem Könige die Augen völlig öffnete, beschloß er, es ohne seinen Staatskanzler, mit den alten Ständen zu versuchen. Er setzte unter dem Vorsitze des Kronprinzen und unter dem seit 1807 außer Thätigkeit gewesenen Minister v. Voß eine Commission nieder, welche nach und nach mit Deputirten aus allen Provinzen unterhandeln sollte, wie die Sache wohl einzuleiten, und was aus der Zerstörung noch zu retten sey?

Die Commission selbst bestand außer dem Minister Voß aus lauter Doctrinairs und aus höheren Regierungsbeamten, die nicht viel Anderes kannten, als die neuen Systeme. Es war also eigentlich nicht viel Gutes zu erwarten; aber doch scheint es, daß die Landeskenntniß und der praktische Sinn des Ministers Voß die Oberhand behalten haben.

Zuerst kam die Kur- und Neumark Brandenburg an die Reihe, incl. der neu zugeschlagenen fremden Landestheile, ohne Rücksicht auf die neuen Regierungsbezirke. — Ein Donnerschlag für Alle, die sich mit dem beglückenden Regieren befassen! Die Deputirten waren aus der Ritterschaft und den Städten erwählt. Sie betrugen sich sehr vernünftig.

Alle ihre Vorschläge zielten dahin ab, die Allgewalt der Beamten zu vermindern und dem Grundbesitz wieder das Uebergewicht zu verschaffen über das bewegliche und Geld-Interesse. Die Bauern sollten als Corporation mit in die Repräsentation aufgenommen, Kreis- und Landtage wieder eingeführt werden und auf diesen nur ererbtes oder längere Zeit besessenes Eigenthum stimmfähig machen, Unchristen ganz ausgeschlossen werden, die Landräthe eine unabhängigere Stellung erhalten, Polizei und ein Theil der Abgaben-Erhebung wieder an die Stände übergehen, große Deliberir- und Umtriebs-Versammlungen aber vermieden werden u. s. w.

Nach ihnen kamen die Pommern, die Lausitzer, die Preußen u. s. w. Kurz, die Berathungen schienen ganz vernünftig zu gehen. Es ist aber leicht abzusehen, daß das Nichtausführen wieder an den Staatskanzler fallen, oder, daß, wenn der König darauf bestände, er mit seinen Creaturen genug Zwietracht wieder darunter streuen wird.

Während dem hatte der König sogar Versuche gemacht (durch den Fürsten Wittgenstein), den Staatskanzler ganz los zu werden. Dieser hatte sie aber nicht verstehen wollen, und da der König ihn nicht geradezu fortschicken wollte, so blieb es bei'm Alten.

Mit der Armee war es in dieser Zeit, die starken Reductionen und die offenbare Härte gegen so viele fortgeschickte Offiziere abgerechnet, besser gegangen als vorhin. Man hatte einen Schritt gethan, um die Landwehr der Linie näher zu bringen, indem man sie den Armee-Divisionen unterordnete. Wenn dies fortgesetzt wird, so daß sie mit den Regimentern vereinigt wird und unter demselben Commando steht mit diesen, wenn dabei die Wahl der Offiziere wegfällt, denen die alten Soldaten nicht gehorchen wollen, so wird einmal aus diesen zwei Armeen eines Staates noch Eine brauchbare wer-

den. Vor dieser Vereinigung mit den Divisionen nach deren Bezirken war die Landwehr eines jeden Regierungs-Departements ein Ding für sich*), welches weit mehr unter der Civil- als unter der Militairbehörde stand, und es sah wirklich aus, als ob man für Revolutionsfälle eine besondere Armee hätte bilden wollen, von welcher der König eben nicht viel gewußt und die er nicht in seiner Gewalt gehabt hätte. — Der Kriegsminister Boyen, der bei manchen guten Eigenschaften nur den gemeinen Plebs liebte (es war wirklich erstaunlich, was für Briefe von ihm erbärmliche Kerle, die nie etwas gethan hatten, bisweilen aufzeigten), der mit einem unvernünftigen Sparsystem (bei dem er doch nicht sparte, weil er das Geld durch kostspielige Administration auf der anderen Seite wieder wegwarf) in eine fortwährend feindliche Stellung gegen die Armee gerathen war, war 1820 entlassen worden. — Der neue Kriegsminister, Hacke, war zwar ein Mann ohne große Ansichten, und zu schüchtern, um dem Könige, wenn es hätte seyn müssen, zu widersprechen ja, er getraute sich dies nicht einmal gegen seine demagogischen Mit-Civil-Minister, aber wenigstens nicht ihr dienstfertiger Knecht, und brachte die Armee nicht herunter, sondern war ein eifriger Beförderer alles dessen, was zu ihrem Nutzen gereichen konnte, ein rastloser Arbeiter, ein rechtschaffener Mann und ein Kenner des Soldatenlebens und seiner Bedürfnisse. Er jagte also nicht Hirngespinnsten nach, sondern beförderte das Nützliche, vereinfachte jene unsinnige Administration, die in jedem Militair, vom General bis zum Gemeinen, einen Betrüger sah und so viel controlirte, daß das Controliren am Ende mehr kostete, als hätte betrogen werden können;

*) Anmerk. d. Her.: Es waren bis zum 22sten Dec. 1819 nach den damals bestehenden 28 Regierungsbezirken 28 Landwehr-Inspectionen von sehr verschiedener Stärke mit zusammen 72 Regimentern gewesen.

und da er Jedermann Zutrauen zeigte, so kam ihm auch Alles bereitwillig entgegen.

In dem übrigen Europa ging es in diesem Zeitraume (1820, 1821 und bis Ende Juni 1822) bunt her. In Spanien, in Portugal, in Neapel, in Sardinien und in Griechenland brachen Revolutionen aus, in Frankreich zankten sich die Parteien und der König schwankte von einer zur andern herüber, und sogar in England ward es unruhig.

Der einzige Monarch, der in dieser Zeit als König zu enden wußte, war Christoph der Neger-König auf St. Domingo. Er war ein gehaßter Tyrann. Wie er gerade krank war, brach ein Aufstand aus. Die Neger proclamirten die Freiheit und wollten die Felsenburg Sanssouci, wo er mit Wenigen war, stürmen. Er hatte 100,000 Centner Pulver darin und wollte sich mit Allen in die Luft sprengen. Daran verhindert, erschoß er sich und die Aufrührer triumphirten. Die Europäischen Könige aber gaben immer gleich nach und beschworen, was man nur von ihnen verlangte.

In Griechenland brach eine doppelte Revolution aus. In der Moldau und Wallachei stand ein Fürst Ypsilanti auf, der in Russischen Diensten war, und suchte das Volk aufzuregen. Er hatte einigen Zulauf, die Türken rückten an und nur Wenige leisteten Gegenwehr, die Meisten liefen auseinander. Ypsilanti mußte über die Oesterreichische Gränze flüchten und hier wurde er festgehalten und in der Festung Munkatsch verwahrt, gleich als ob er gegen Oesterreich rebellirt hätte.

Im Peloponnes standen die Sachen anders. Hier war das ganze Volk gegen die Türken erbittert. Auf den Inseln Ipsara und Hydra hatte sich eine Art von Kaufmannsstaat gebildet, dem die Türken aus Faulheit und um ihrer öfteren Klagen wegen der Barbaresken willen schon längst gestattet hatten, bewaffnete Kauffahrteischiffe zu haben. Nun stand das

ganze Volk gegen die Türken auf, die Hydrioten und Ipsarioten schlugen sich dazu, die Türken wurden erst aus Morea, dann aus Attika und bis über die Thermopylen hinausgejagt, der Begebenheiten mit dem Ali Pascha in Epirus zu geschweigen, und von beiden Seiten so viel Blut vergossen und Gräuel begangen, daß an keine Aussöhnung zu denken war. Es war eine Revolution, wie sie allein erlaubt ist und wie sie nur allein gelingen kann, ohne Aufhetzerei, ohne Umtriebe, sondern das Werk der Verzweiflung.

Man sollte glauben, es sey unmöglich, den wesentlichen Unterschied zu verkennen, der zwischen der ehemaligen Französischen Revolution (die noch immer fortspielt), zwischen den Spanischen und Italienischen, den Umtrieben der Regierungsbeamten und Gelehrten in den meisten Ländern und zwischen dieser Griechischen Revolution stattfindet.

Bei jenen Revolutionen und Umtrieben ist es das Bewegliche, welches sich gegen das Feste und Unbewegliche auflehnt, das Wissen gegen das Können, das Geld gegen den Grundbesitz, das Speculiren gegen das Arbeiten, die da gern besitzen möchten gegen die, so wirklich besitzen, die da bezahlt werden, welche sich gegen die auflehnen, welche bezahlen.

Solche Revolutionen und Umtriebe könnten niemals gelingen, wenn die Regenten die Einsicht hätten, daß ihre ganze Stellung und ihr Regentenrecht an das Unbewegliche, an das folgerechte Handeln, an den Grundbesitz, an die fortgesetzte Arbeit, an den rechtmäßigen Besitz und an das Wohl derjenigen geknüpft ist, welche die Staatslasten tragen müssen, und daß hingegen die unruhige Beweglichkeit, das eingebildete Wissen, das Speculiren mit dem Gelde und über alle Staatsangelegenheiten, und die natürliche Unruhe derer, die gern besitzen möchten (da ja doch nicht Alle Alles besitzen können) und derer, die sich wichtig machen wollen, weil sie bezahlt werden, sowie jeden anderen festen und geerbten Besitz, auch den der

Regenten aus den Angeln heben müssen, wenn ihnen Spielraum und aller mögliche Vorschub gegeben wird.

Das sehen die Regenten aber leider nicht ein. Wir haben hier das Beispiel von mehreren vor Augen, die vor einer verächtlichen Rotte von Empörern feig zurückgewichen sind, und, um sich eine erbärmliche Existenz zu erhalten, sogar gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht haben, um nachher, wenn die Umstände sich ändern, ihren neuen Verbündeten eben so untreu zu werden, wie vorher ihren Königspflichten. —

Noch weit mehrere aber und solche, die zu dieser Niederträchtigkeit nie herabsinken würden, beschützen, durch verführerische Theorien irre geleitet, die Umtriebler, weil sie glauben, daß es so recht ist. Sie öffnen den unteren Klassen alle Schranken und richten deren Blicke nach oben, weil sie wähnen, auf diese Art den Geist ihrer Unterthanen zu wecken und das Menschliche in ihnen zu befördern. Sie geben die arbeitenden Klassen den speculirenden preis, weil sie wähnen, auf diese Art die beliebte Industrie und den Wohlstand zu befördern.

Bei der Griechischen Revolution findet aber gerade das umgekehrte Verhältniß Statt gegen die übrigen vollendeten oder begonnenen Europäischen Revolutionen. Die Türken haben nicht verfahren wie andere Eroberer, die sich im Lande niederlassen, sich mit den Bewohnern amalgamiren und so nach und nach ein neues Volk bilden, wie man dies an den Gothen, den Franken, den Angelsachsen u. s. w. gesehen hat. Sie sind vielmehr geblieben, was sie waren, eine Horde, die sich im Lande umhertreibt und von demselben benutzt, was ihr gefällt, und sich im Uebrigen weder um den Bau des Landes, noch um Recht und Gerechtigkeit für seine eigentlichen Bewohner bekümmert. Die Griechen hingegen sind noch immer die, wenn gleich hart unterdrückten, Besitzer des Landes geblieben, — der Krieg zwischen ihnen und jener Horde hat eigentlich nie auf-

gehört, denn es ist kein geregelter Zustand, kein Zustand des Friedens eingetreten.

Die Türken sind also die eigentlichen Demagogen in Griechenland, die ewigen Neuerer. Sie repräsentiren das Bewegliche, die Speculation, sie stören den Besitz, sie werden bezahlt von denen, die da arbeiten. Die Griechen aber sind die Besitzer, das dauernde, unbewegliche Prinzip im Lande, die Arbeitenden die da nichts wollen, als Erhaltung dessen was ihnen gehört.

Man hätte also glauben sollen, daß die Herrscher in Europa, wenn ihre Existenz ihnen lieb war, sowie sie eigentlich allenthalben den rechtmäßigen Besitz gegen den Geist der Unruhe schützen sollten, der sich dessen bemächtigen will, so auch den Griechen allen möglichen Vorschub hätten leisten müssen, um auch aus diesem Lande den Geist der Unruhe zu verbannen und ihn von den ihrigen zu entfernen. — Aber so klar sahen die Europäischen Cabinette nicht. Nachdem sie früher die Demagogen und Umtriebler allenthalben beschützt und ihnen geholfen hatten, waren sie mit einemmale für ihre Existenz bange geworden und diese Bangigkeit hatte sie nicht bewogen, frei und offen auf die Seite zu treten, wohin sie gehören, auf die des rechtmäßigen Besitzes, sondern sie stützten sich auf eine mißverstandene Lehre der Legitimität, die, wenn wirkliche Noth für sie eintreten sollte, nicht aushalten kann und von den Demagogen gar leicht zu Schanden gemacht werden wird: auf eine Lehre, bei der die gegenseitigen Pflichten der Regenten und des Volkes übersehen werden.

Wie also die verschiedenen Aufstände ausbrachen, so vereinigten sich die Mitglieder der heiligen Allianz wieder in zwei Congressen, in Troppau und nachher in Laybach.

Man fand, daß das Ansehen der von Gott eingesetzten Könige geschützt werden müsse. Da aber Spanien zu weit

entlegen war, und man überdies befürchten mußte, bei einem Marsch gegen dasselbe durch Frankreich dort allerlei Unangenehmes aufzurühren, so beschloß man lieber, diesen König und den von Portugal seinem Schicksal zu überlassen und die Lehre blos in den nächsten Staaten aufrecht zu erhalten. Daher unterwarfen die Oesterreicher Neapel und Sardinien.

Grade damals gingen die Griechischen Sachen los, und so gern Rußland die Türken verjagt hätte, so mußte doch der Grundsatz aufrecht erhalten werden: der Sultan war ein legitimer, von Gott eingesetzter Monarch, mithin mußten die Griechen ihm gehorchen und ihn lieben. — Man unterstützte sie also nicht, ja England unterstützte, um eingebildeter Handelsvortheile willen, offenbar die Türken. Der Kaiser von Rußland aber hatte eine Armee an der Grenze und suchte Ursachen zu einem blos politischen Kriege mit den Türken, ohne Rücksicht auf die Griechen.

Kapitel 7.

1822 — 1825.

Schluß der Europäischen Revolutionen. Lehren derselben. Steigende Macht Oesterreichs. Wird gebraucht zur Unterdrückung der Griechen. — In Preußen tritt Minister v. Voß in die Regierung ein, Hardenberg's Einfluß gebrochen, sein Tod. Voß Premier-Minister, dann Lottum Cabinets-Minister. Die ständischen Verfassungen. Furchtbare Nachwehen der Hardenberg'schen Verwaltung.

Um die am Schluß des vorigen Buches mit dem Juni 1822 abgebrochene Uebersicht der Begebenheiten fortzusetzen, werde ich erst von der Lage von Europa, dann von vaterländischen Angelegenheiten und zuletzt von meinen eigenen reden.

Die Rebellionen in Neapel und Piemont waren schnell unterdrückt worden; um die in Spanien und Portugal hatte

man sich nicht bekümmert, und den Freiheitskampf der Griechen nicht nur nicht unterstützt, sondern beinahe gehindert.

In Spanien war in den ersten Tagen des Juli 1823 ein Aufstand der Königlichen Garden gewesen, welche ihren König und Herrn von der Tyrannei der Cortes zu befreien trachteten. Aus allen Umständen ist es wahrscheinlich, daß diese Bewegung im Einverständniß mit dem König geschehen war. Wie aber der Augenblick des Handelns kam, fehlte es ihm an Muth. Er verließ seine Getreuen, warf sich den Demagogen in die Arme und sah es ruhig mit an, wie jene niedergemetzelt, eingekerkert und verurtheilt wurden. Nur ein kleiner Theil entkam nach den schon seit einiger Zeit im Aufstand gegen die herrschenden Demagogen befindlichen Provinzen Aragon und Catalonien.

Der Zufall wollte, daß um diese Zeit Ludwig der Achtzehnte in Frankreich, der seit seiner Restauration beständig zwischen der royalistischen und liberalen Partei geschwankt und in beständigem Wechsel seine Minister bald aus der einen, bald aus der andern Partei gewählt, und dann nach deren jedesmaligen Partei-Gesinnung seine Regierungsweise eingerichtet hatte: der Zufall wollte, daß er grade um diese Zeit royalistische und einsichtsvolle Minister hatte. Diese sahen ein, daß es Zeit sey, ihren König und das ganze Bourbonische Haus aus dem Zustande der Isolirung zu reißen, in welchem es sich mitten unter den Franzosen befand.

Ungeachtet die Regierung gerecht und milde war, so hatte doch das beständige Schwanken des Königs zwischen beiden Parteien zur nothwendigen Folge gehabt, daß der Streit zwischen den Speculanten und Arbeitern, zwischen denen, die da gern besitzen möchten, und denen, die wirklich besitzen, zwischen denen, die bezahlt werden, und denen, die da bezahlen, zwischen dem Gelde und dem Grundbesitz, zwischen dem Wissen und dem Können, mit einem Wort: daß der Streit zwischen

dem Beweglichen und dem Unbeweglichen noch nicht zur Beruhigung gekommen war, und daß die Bonapartischen und Revolutions-Gaudiebe, die das Erstere so lange oben gehalten hatten, sich noch allenthalben regten und meistentheils die Oberhand hatten.

Jene Minister, sage ich, sahen ein, daß, wenn ihr König endlich wieder Wurzel fassen sollte in der Nation, er sich eine ergebene Armee verschaffen und einen Bourbon einen glücklichen Krieg führen lassen müsse, um den Wahn zu zerstören, daß nur unter der dreifarbigen Fahne (unter der Herrschaft des Beweglichen, des Raubes und ewiger Speculation auf anderer Leute Habe) Siege erfochten werden könnten.

Hierzu konnte sich nun keine günstigere Gelegenheit zeigen, als gegen die erbärmlichen Gesellen, die Demagogen in Spanien, und die Ereignisse vom 7ten Juli wurden zum Vorwand genommen. Eigentlich war durch selbige im Wesentlichen nichts verändert. Die Demagogen hatten schon vorher ihre Unfähigkeit, das Land zu regieren, sattsam an den Tag gelegt; die Provinzen waren schon früher im Aufstande gegen diese tolle und unruhige Regierung begriffen; der König war schon früher ein willenloses Werkzeug in deren Händen: nur diese neue Probe seiner eigenen Schlechtigkeit war hinzugekommen.

Es wurde aber nun erst gesagt (denn früher waren andere Minister gewesen), daß der König von Frankreich die Mißhandlung seines Verwandten nicht länger mit ansehen könne, und dafür sorgen müsse, daß die Ordnung und Ruhe störenden Grundsätze, die in Spanien herrschten, sich nicht auch nach Frankreich verbreiteten (wo sie allerdings gar manches willige Gemüth würden gefunden haben).

Von dem schon früher aufgestellten sogenannten Gesundheits-Cordon an der spanischen Grenze (dem Vorgeben nach wegen des in Barcelona wüthenden gelben Fiebers) wurden nun den Herbst und Winter hindurch die in Catalonien und

Navarra kämpfenden spanischen Royalisten unterstützt, und nachdem auf dem Congresse von Verona die Billigung der übrigen großen Mächte Europas und die Neutralität Englands erhalten worden war, wurde im Frühjahr 1823 ein Heer von 100,000 Mann an die spanische Grenze geführt und dem Herzog von Angoulême, Neffen des Königs von Frankreich, der Ober-Befehl übertragen.

Schon während dieser Vorbereitungen konnte man sich deutlich von der Weisheit und Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugen. Die Liberalen, von Moskau bis nach Lissabon hin, durch ganz Europa durch, erhoben ein Geschrei, als wenn die Welt untergehen sollte, und erschöpften sich in Prophezeihungen: in Spanien würde Alles eines Sinnes werden, kein Franzose lebendig wieder herauskommen, oder besser noch: kein Französischer Soldat würde sein Gewehr gegen die vortrefflichen Freiheitshelden losschießen, vielmehr Alles gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, nach Frankreich zurückkehren, die Bourbons absetzen und so die Revolution wieder in Europa verbreitet werden.

Wer nicht selbst ein Revolutionair war, konnte so nicht urtheilen. Die Spanier hatten sich tüchtig gegen Bonaparte gewehrt, weil sie die papierne Freiheit und den effectiven Despotismus nicht wollten, die er ihnen brachte. Sie wollten auch die Cortes nicht, die grade dasselbe sagten und übten, was Bonaparte gesagt und geübt hatte, das zeigten deutlich die durch das ganze Land verbreiteten Aufstände. Wie in aller Welt sollten sie dazu kommen, das zu vertheidigen, was ihnen so unangenehm war, die Herrschaft einer tollen Rotte von Speculanten?

Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich von Anfang an in den vielen Gesprächen, welche dies Unternehmen erzeugte, gesagt habe: „die Franzosen würden beinahe keinen Widerstand finden, wenn ihre Armee treu sei, und wenn sie Geld genug

hätten, um ihre Bedürfnisse zu bezahlen und den Einwohnern nicht zur Last zu fallen. Da ganz Spanien verarmt und unzufrieden sey, so werde den Franzosen alles zufallen, sobald es nur hinter ihrer Armee besser werde, als vor derselben, wo jede Partei das Land drückte und plünderte; und daß die französischen Minister den Krieg unternehmen würden, wenn sie der Treue der Armee nicht gewiß wären, sey gar nicht vorauszusetzen."

So kam es denn auch. Die französische Armee, welche im April mit 80—90,000 Mann in Spanien einrückte, war gut componirt, wurde von treuen Generalen geführt, hatte 100 Millionen Franken bei sich, womit sie alles baar bezahlte, und der Herzog von Angoulême wurde von seinem Major-Général, dem General Guilleminot, sehr gut berathen. Es kam kaum zu Gefechten, viel weniger zu Schlachten, alles kam den Franzosen entgegen, ein Corps unterwarf sich nach dem andern und nur die Festungen widerstanden, in welche die Cortes ihre besten Truppen und eifrigsten Anhänger gelegt hatten.

Diese wurden blokirt, alle Provinzen des ganzen Spaniens schwach besetzt und dennoch im Zaum gehalten, und so kam der Herzog von Angoulême mit nicht vollen 20,000 Mann gegen Ende des Sommers vor dem für Bonaparte unüberwindlich gewesenen Cadix an.

Hierher hatten sich die Cortes, gleich so wie die Franzosen nur die Grenze überschritten hatten, geflüchtet und den König mitgeführt. Sie hatten hier Mittel genug in Händen, um sich eben so zu vertheidigen, wie wenige Jahre früher (5 Jahre lang) gegen die Marschälle Bonaparte's. Freilich hatten die Franzosen jetzt ein Mittel in Händen, welches ihnen damals abging; eine Flotte nämlich, welche die Stadt und den Hafen von der Seeseite blokirte. Aber auch diese konnte die Entscheidung nicht allein herbeiführen, weil Stürme und die Strömungen der Meerenge ihr nicht erlaubten, einen festen

Standpunkt zu fassen gegen die zahlreichen Werke der Strandbatterien, welche Cadix von der Seeseite schützten. Die Hauptsache mußte demnach doch vom Lande aus, auf der schmalen Landzunge geschehen, die noch überdies durch einen Meeresarm durchschnitten ist, welcher die Insel Leon bildet, auf welcher Cadix liegt.

Es gereicht dem Herzog von Angoulême zur Ehre, daß er sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ. — Ein Canal wurde zur Zeit der Ebbe durchwatet und das Fort Trocadero, welches vorzüglich die Annäherung der Französischen Flotte verhinderte, erstürmt. Hierauf näherte sich diese, ruinirte das Fort Santi Petri und warf einige Bomben in die Stadt selbst. Von einer gewaltsamen Eroberung derselben war man noch weit entfernt, aber mit der Courage der Demagogen war es eben so sehr vorbei, wie zwei Jahre früher in Neapel und in Piemont.

Am 28sten September 1823 versammelten sich die Cortes und baten den König allerunterthänigst: doch die unumschränkte Gewalt wieder anzunehmen und sich in das Französische Hauptquartier zu begeben, um möglichst günstige Bedingungen für die Stadt zu erwirken. Don Fernando ließ sich, wie man denken kann, nicht lange bitten, er verfügte sich dahin, während die Haupt-Demagogen zu Wasser entrannen, und so wurde denn der König in seine alte Macht ohne die geringste Schwierigkeit wieder eingesetzt, der größte Theil des Französischen Heeres marschirte nach Hause, der kleinere blieb zur Besatzung in Spanien.

Dieses dritte Beispiel in so kurzer Zeit zeigt zur Genüge:

1) daß in Europa die Revolutionen nur gelingen durch die Muthlosigkeit der Könige, die sich durch das Geschrei der Unruhigen betäuben lassen. Hätten die Könige von Spanien, von Portugal, von Neapel und von Sardinien, ja hätte früher Ludwig der Sechszehnte in Frankreich dreist widerstanden,

so liefen die Schreier eben so schnell auseinander, wie nachher vor den fremden Truppen.

2) daß jede solche Revolution auch durch fremde hinreichende Macht, wenn sie zeitig genug angewendet wird, augenblicklich gedämpft ist, weil die Demagogen sämmtlich nur Maulhelden sind, keinen Muth zum Fechten und keinen Anhang im Volke haben, ja nicht haben können, denn wie möchten die Angesessenen den Heimathlosen anhängen? Rückte man 1790 oder 1791, oder selbst nur 1792 mit hinreichender Macht grade auf Paris, so war das 20jährige Unheil abgewendet, welches von dort über Europa ausströmte, weil man die Revolution sich consolidiren ließ! — Liefen doch diese Republikaner zu Anfang allenthalben vor unsern Soldaten! Setzte doch die eine Compagnie Schweizer, mit welcher Ludwig der Sechszehnte am 10ten August 1792 sich aus den Tuilerien in die Nationalversammlung flüchtete, diese so in Schrecken, daß sie sich gefangen glaubte und aus den Fenstern zu springen anfing, wie später am 18ten Brumaire vor Bonaparte! Erst wie Ludwig der Sechszehnte den Schweizern befohlen hatte, die Waffen abzulegen, faßte diese Versammlung wieder Muth, setzte ihren König ab, kerkerte ihn ein und schnitt ihm den Hals ab.

So hatte denn dieser, wenn gleich kostspielige, aber doch leichte und kurze Krieg die erwünschtesten Folgen für Frankreich, grade die, welche die Minister, die ihn veranlaßt, Chateaubriand und Montmorency, vorausgesehen hatten. Ihr College Villèle, der anfangs nicht gleichen Muth mit ihnen gehabt hatte, erndtete die Früchte, indem er sich ihrer zu entledigen wußte, und führte (noch bis auf den heutigen Tag) das längste und glücklichste Ministerium seit der Restauration.

Die Demagogen waren auf's Maul geschlagen, selbst der König (der sonst immer schwankte) fing an einzusehen, daß sie nicht mehr zu fürchten wären; die Armee gewann Consistenz, faßte Vertrauen zu sich selbst und Anhänglichkeit an die Dyna-

stie; — diese wurde nun erst wieder ein integrirender Theil von Frankreich, und le Drapeau tricolore (Bonaparte war schon auf Helena gestorben) fing an vergessen zu werden. Es erfolgten mehrere Gesetze zum Vortheil der Besitzenden und zum Nachtheil der Speculanten (eine seit 30 Jahren beinahe unerhörte Sache!), und wie nun gar 1824 Ludwig der Achtzehnte starb (der die letzten Jahre nur vegetirt hatte) und Carl der Zehnte, sein Bruder, den Thron bestieg, setzte Villèle zwei Gesetze durch, die ewig merkwürdig bleiben und zum Ruhm und zur Flor von Frankreich beitragen müssen. Das eine war die Entschädigung der Emigrirten, das andere die Anerkennung der Freiheit von St. Domingo.

Es war ein schlagender Beweis, welche tiefe Wurzeln die Revolution in Frankreich geschlagen hatte, daß 11 Jahre nach der Restauration verfließen konnten, bevor man sich nur getraute, die Entschädigung der Emigrirten zur Sprache zu bringen!

Diese Leute, die einzigen, die ihrem Herrn treu geblieben und ihm in's Ausland gefolgt waren, die keinen Theil nehmen wollten an den demagogischen Gräueln, waren von den damaligen Gewalthabern, den Blutmenschen, mit der Confiscation ihres Vermögens beehrt worden. Dieses Vermögen hatte dem Staate wenig Vortheil gebracht. Wie denn die Demagogen überhaupt im Zerstören, Verschleudern und im Verzehren dessen stark sind, was fleißige Besitzer im Laufe von Jahrhunderten gesammelt haben, so waren auch die Emigranten-Güter für werthlose Assignate verschleudert worden. Wie der Kampf gegen die Revolution aufgegeben war, unter Bonaparte, waren fast alle Emigrirte zurückgekehrt. Er selbst sah sehr wohl die Absurdität des Grundsatzes ein: daß treue Unterthanen für ihre Treue, und Diejenigen, die der Usurpation und der Zerstörung zu widerstehen trachteten, für ihren legitimen Widerstand von den Untreuen und von den Zerstörern bestraft werden dürften! Aber seine eigene Herrschaft war zu sehr auf der

Revolution selbst gegründet, als daß er ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen durfte. Doch zeichnete er sie sichtbar aus und zog sie an sich.

Nach der Wiederherstellung der Bourbons konnte es nur die Schwäche Ludwigs des Achtzehnten seyn, die so lange einen Act der Gerechtigkeit verzögerte, der auf's genaueste mit seinem eigenen Rechte auf den Thron zusammenhing. Die Gegenpartei fürchtete diese nothwendige und gerechte Maaßregel schon lange, und schrie dagegen, noch ehe von ihr die Rede war! Union et oubli! Die Wohlthaten der Revolution, und Gott weiß welche andere Sophistereien wurden ewig dagegen aufgestellt, denn die Demagogen wollen immer, daß man gleich vergesse was sie Unrechtes gethan haben, während sie selbst nie vergessen, wessen sie die angesessenen Leute wohl noch berauben könnten. Wenn sie siegen, soll ihnen immer erlaubt seyn, sich alles dessen zu bemächtigen, was ihnen ansteht, wenn sie aber besiegt werden, dann wollen sie behalten, was sie gestohlen haben, und ihre Einrichtungen sollen unantastbar seyn.

Die einfachste Maaßregel, nämlich: jedem Emigrirten zu gestatten, sein mit Unrecht confiscirtes Eigenthum wieder in Besitz zu nehmen, und die jetzigen Besitzer an die zu verweisen, von denen sie es gekauft hatten, war nicht wohl anwendbar, weil ihr die Charte entgegenstand, und weil in dem Zeitraume von 35 Jahren sich natürlicherweise so viele Wechsel-Verhältnisse gebildet hatten, daß höchst selten der jetzige Verlust den getroffen haben würde, der früher den unerlaubten Gewinn gemacht hatte. Villèle schlug also den Weg ein: daß die Emigrirten auf Kosten des Staates (dem die Confiscation wenigstens dem Namen nach zu Gute gekommen war) durch Renten auf das große Buch von Frankreich entschädigt wurden. Zwar wurde ihm in den Kammern nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß eben dadurch das Princip der Gerech-

tigkeit verletzt werde, denn nicht die Emigrirten selbst, denen Niemand ihr Eigenthum absprechen könne, sondern die Käufer ihrer Güter hätten, nachdem sie selbige herausgegeben, Anspruch auf Entschädigung an den Staat zu machen!

Wenn gleich dieser, offenbar richtigere Grundsatz nicht durchging, so wurde doch durch die wirklich durchgehende Entschädigung der Emigrirten nicht nur die schmählichste aller Beraubungen einigermaßen wieder gut gemacht, sondern auch dem Grundeigenthum in Frankreich wieder eine Festigkeit und ein Werth gegeben, den es ganz verloren hatte; denn, man sollte es nicht glauben, aber ich habe es selbst in Frankreich in unzähligen Bekanntmachungen und Anschlage-Zetteln gesehen, — trotz des Sieges der Revolution, trotz dem, daß die Bourbons so verschollen waren, daß ein großer Theil der Franzosen ihre Existenz nicht einmal mehr kannte, trotz dem, daß sie selbst bei ihrer Rückkehr versprochen hatten, die Verkäufe der National-Güter aufrecht zu erhalten, war das Bewußtseyn des unrechtmäßigen Besitzes so lebendig geblieben, daß diese sogenannten National-Güter (die in der Revolution confiscirten) nur halb so viel werth gehalten und für den halben Preis verkauft wurden, wie andere ererbte oder erkaufte Familien-Güter! Diese hießen beständig: Bien patrimonial, und jene: Bien national! Sie trugen das Zeichen der Werthlosigkeit und des zweifelhaften Besitzes an der Stirne, und Jedermann suchte sie los zu werden. Aber durch die gerechte und weise Maaßregel Karls des Zehnten und seines Ministers Villèle war nun der unrechtmäßige und zweifelhafte Besitz in einen rechtmäßigen und sicheren verwandelt, und diesem bedeutenden Theile des Grundeigenthums sein ursprünglicher Werth wieder gegeben.

Um die Colonie St. Domingo hatten die Revolutionairs Frankreich muthwillig gebracht, indem sie ihre berüchtigte Erklärung der Rechte des Menschen hingesendet, und den Negern

die Freiheit gegeben hatten. Jetzt wurde das beinahe Unglaubliche zu Stande gebracht.

St. Domingo machte sich anheischig, 150 Millionen Franken als Entschädigung für die vertriebenen, und für die Erben der umgebrachten Pflanzer zu zahlen, ferner die französischen Schiffe und Waaren nur halb so hoch zu besteuern, wie die anderer Nationen, und dafür erkannte Frankreich die volle und uneingeschränkte Unabhängigkeit von St. Domingo an. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Uebereinkunft nicht in der Form eines Vertrages, sondern in der eines Königlichen Befehls abgefaßt war, dem St. Domingo sich unterwarf.

Hierdurch war also nicht nur die bis dahin dauernde rechtmäßige Herrschaft des Königs von Frankreich über seine Colonie anerkannt, die Schmach vermieden, mit rebellischen Unterthanen unterhandeln zu müssen (wie England mit den Nordamerikanern gethan hatte), sondern der zweite Act politischer Gerechtigkeit war geschehen, eine große Zahl fleißiger Kaufleute und Plantagen-Besitzer hatte doch wenigstens einen bedeutenden Theil des Vermögens wieder bekommen, den demagogischer Unsinn ihnen entrissen hatte, und endlich hatte Frankreich die Colonie durch die Handels-Begünstigungen insoweit wieder gewonnen, als es überhaupt möglich war.

Eben so wie durch seine Politik zeichnete sich Frankreich in dem vorliegenden Zeitraum durch seine Einsichten in die socialen Verhältnisse aus. Seine staatsrechtlichen Schriftsteller und seine Geschichtschreiber standen so weit über den Deutschen, daß man sagen kann, sie waren ihnen wenigstens um 50 Jahre zuvorgeeilt.

In Spanien hatte, wie sich erwarten ließ, mit dem letzten vor Cadix gefallenen Kanonenschuß der Royalismus seinen letzten Triumph gefeiert. Die ganze Last des Elends, welches Spanien unheilbar drückte, fiel nun wieder auf Ferdinand den Siebenten, und er war dieser Bürde keinesweges gewachsen.

Er konnte nun freilich, schon vermöge seiner Stellung als König, nicht so unsinnig regieren wie die demagogischen Cortes, welche in den 3 Jahren ihrer Herrschaft den größten Theil des noch vorhandenen Staatsvermögens, durch Aufhebung der Klöster, gewaltsame Besteuerung u. s. w. verschwendet und auch der Zukunft durch Anleihen im Auslande vorgegriffen hatten, aber er war doch nicht im Stande, das ganz zerrüttete Land wieder in Ordnung und in Aufnahme zu bringen, woher denn dieser eben so unglückliche als ungeschickte Monarch sehr bald wieder als die einzige Schuld des allgemeinen Elends angesehen wurde.

Dieses aber hatte folgende drei Grund-Ursachen: 1) daß dem Lande die Subsistenzbasis genommen war, durch welche es sich 300 Jahre erhalten hatte, — Amerika. 2) Daß in sehr vielen Köpfen der Wahn feste Wurzel geschlagen hatte, daß eine sogenannte liberale Verfassung (eine große Zank- und Deliberir-Versammlung) das Land in einen besseren Zustand versetzen müsse; und 3) daß in Folge der nun schon 17 Jahre dauernden Zerrüttungen eine Menge Menschen sich von der Arbeit ganz abgewendet und dem Vagabundiren und Rauben ergeben hatte, wozu bei dieser an sich schon arbeitscheuen Nation nicht wenig die übereilte Aufhebung der Klöster beigetragen hatte, indem ein paarmal Hunderttausend Menschen, die blos von den alle Tage unentgeltlich ausgetheilten Klostersuppen gelebt hatten, seitdem dem Hunger preisgegeben waren.

Die Aufgabe, welche die Spanische Regierung zu lösen hatte, war also keine andere, als dem Lande eine neue Basis seiner Subsistenz zu verschaffen, das Volk arbeiten zu lehren und eine tüchtige Polizei zu handhaben, welche alle Diejenigen zur Arbeit trieb, welche glaubten oder Andere glauben machen wollten, daß irgend eine Art öffentlicher Deliberation, ohne Arbeitsthätigkeit und ohne Ordnung im Volke, in der Lage des Landes irgend etwas verbessern könne!

Die Cortes hatten den Grund des Uebels nicht eingesehen, sondern das Uebel ärger gemacht. Es scheint nicht, daß der König nach wieder erlangter Macht ihn eingesehen habe, wenigstens mangelten ihm Kraft und Geschick zur Ausführung eines solchen Riesenwerkes! Denn wahrlich, es gehörte wenigstens ein Peter der Große dazu, um eine so gänzliche und doch so nothwendige Umwälzung in einem so großen Lande hervorzubringen! einem Lande, das jetzt schwer die Schuld büßt, die es durch Vertreibung der Mauren und durch die in Amerika verübten Gräuel auf sich geladen hatte.

In Portugal war es mit der Regierung der Cortes eben so schlecht gegangen, wie in Spanien, nur hatten sie gegen ihren gehorsamen Diener, den König, etwas mehr Achtung bewiesen wie ihre Nachbarn in Spanien. Im Sommer 1823, wie die Franzosen in Spanien waren, wurde die Sache einigen Generalen zu arg. Sie stifteten einen ganz geringen Aufstand, ersuchten an der Spitze desselben den König, seine unumschränkte Macht wieder anzunehmen. Er that es mit eben der Leichtigkeit, mit der er kurz zuvor die Constitution beschworen hatte; darauf gingen die Cortes auseinander und Alles war wieder gut.

In Griechenland stand die Sache anders. Hier waren es nicht einige Demagogen, die es unternahmen, mit Theorien und Philosophemen ein Volk beglücken zu wollen, was nicht unglücklich war, sondern es war ein geplagtes, seit 400 Jahren gemißhandeltes Volk, welches gegen seine Peiniger, wahre Demagogen ohne Gesetz, aufgestanden war. Es waren die Angesessenen, die nothgedrungen die Waffen gegen ihre Peiniger, die Heimathlosen, ergriffen, es waren die Bezahlenden, welche nicht länger dienen wollten Denen, die von ihnen bezahlt wurden.

Die Griechen führten den Kampf vier Jahre lang bis auf den heutigen Tag mit beispielloser Beharrlichkeit, so daß die ungeheure Uebermacht der Türken ihnen nichts anhaben

konnte. Diese hatten durch den Mord des Griechischen Patriarchen in Constantinopel, der sammt allen Priestern am Osterfeiertage 1821 im priesterlichen Ornat an der Kirchthür aufgehängt wurde, durch die Niedermetzelung von 20,000 Griechen auf Chios (die an dem Aufstande keinen Theil genommen hatten) durch ähnliche Gräuel in Smyrna, Athen u. s. w. und durch die Säcke mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, die nach jedem Gefecht nach Constantinopel geschafft wurden, die Griechen Grausamkeit gelehrt, und wenn Diese Vergeltung übten, so oft sie konnten, so lag dies in der Natur ihrer Verhältnisse. In einem Volke, welches 400 Jahre lang in drükkender Sclaverei gehalten ist und welches nun in Masse aufsteht, muß es nothwendiger Weise an einer Autorität fehlen, welche die Masse zu zügeln im Stande ist. Diese bildet sich erst nach und nach. Es war also höchst lächerlich, wenn die Türkenfreunde unter den Christen den Griechen ihre regellose Kriegführung, ihre inneren Zwistigkeiten und selbst ihre Grausamkeiten, zu welchen sie auf's Aeußerste gereizt wurden, zum Vorwurf machten.

Man war seit 100 Jahren gewohnt, Rußland als die Macht zu betrachten, welche die Türken im Zaum hielt und welche sie dereinst aus Europa vertreiben würde, und in der That hatten alle Griechen beim Beginn ihres Aufstandes die Augen auf Rußland gerichtet.

Sie wurden aber bitter getäuscht. Wer hätte auch glauben können, daß der Russische Kaiser den schmachvollen Tod so vieler Geistlichen, die Niedermetzelung so vieler Christen seines Glaubens und den lange dauernden Todeskampf der griechischen Nation ruhig mit ansehen würde? Es schien zu Anfang, daß er ihnen wenigstens indirecte Hülfe leisten würde, um die Moldau und Wallachei zu gewinnen, wegen welcher er schon 1810 und 1811 Krieg geführt, und welche er 1812 nur aufgegeben hatte, um die dortige Armee gegen Napoleon

gebrauchen zu können. Wenigstens hatte er eine starke Armee an der türkischen Grenze versammelt, und reiste selbst hin um sie zu besichtigen.

Man sagte damals: die in jenen Gegenden beispiellos schlechte Erndte des Jahres 1821 habe allein den Ausbruch des Krieges verhindert, weil sie unmöglich gemacht habe, in Gegenden zu operiren, wo man alle Lebensmittel dem Heere nachführen mußte; allein dies ist nicht glaublich, denn im folgenden Jahre 1822 und besonders auf dem am Schlusse desselben stattfindenden Congreß zu Verona zeigte es sich deutlich, daß der Kaiser Alexander den Ueberredungskünsten des Fürsten Metternich unterlegen war. Damit ging die Hegemonie, welche Alexander unbestritten seit 1813 über Europa geübt hatte, nach und nach an Oesterreich über.

Auf dem Congreß von Aachen 1818 war Alexander unbezweifelt noch die Hauptperson; auf dem von Troppau und Laibach (Ende 1820 und Anfang 1821) fing Oesterreich an, schon mehr hervorzutreten, — die Revolutionen in Piemont und Neapel in seiner Nähe gaben ihm Gelegenheit dazu, — und auf dem Congreß von Verona (Ende 1822) war von einem Hervortreten Rußlands gar nicht mehr die Rede, und die Hegemonie, wenigstens im östlichen Europa, war vollständig an Oesterreich übergegangen.

Dies ging folgendermaßen zu. Alexander fühlte sich in seinem Gewissen belastet. Erstlich hatte er an der Ermordung seines Vaters insoweit Theil genommen, daß er, von den Verschworenen benachrichtigt, daß sein Vater damit umgehe ihn in Sibirien gefangen zu setzen (diese Nachricht scheint wahr gewesen zu seyn, es ist aber auch möglich daß die Verschworen sie erfunden hatten), daß er, sage ich, hierdurch verleitet, seine Zustimmung zu der Gefangennehmung und gehofften Thron-Entsagung seines Vaters gegeben hatte.

Wie nun nicht diese, sondern die Ermordung desselben erfolgte, waren ihm gleich die Augen darüber aufgegangen, daß ersteres von einem Charakter, wie Paul, nie zu erhalten gewesen wäre, und daher auch nie in der Absicht der Verschworenen gelegen habe; — er verfiel in wüthende Verzweiflung. Das weiß ich von einem zuverlässigen Zeugen. Ich hatte in dessen höchst merkwürdiger Erzählung von jener Umwälzung — (wie Pahlen das Ganze geleitet und zugleich durch Entdeckung an den Kaiser Paul sich den Rücken dergestalt frei gehalten hatte, daß die Verschworenen ihn, wie sie sich zur bestimmten Stunde einfanden, mit einem Garde-Bataillon aufmarschirt fanden, wo er ihnen eine Thür öffnete und sprach: „Hier geht hinauf! Ich bleibe unten. Macht Eure Sache gut! Zaudert Ihr, oder mißlingt der Streich, so arretire ich Euch im Namen des Kaisers;) — ich hatte an dieser Erzählung gezweifelt, bis mir später ein dem Kaiser Alexander verwandter Prinz selbige genau eben so erzählte und hinzufügte, wie er eine ganze Nacht in jenem Sommer in einem von den Kaiserlichen Lustgärten mit dem Kaiser zugebracht, seine Erzählungen von jener (damals vor einigen Monaten erst geschehenen) Schandthat mit angehört und die unsäglichste Mühe gehabt habe, seiner Verzweiflung zu wehren, wie er sich immer zu Boden geworfen, und sich den Mörder seines Vaters genannt habe.

Sodann peinigte den Kaiser Alexander seine Freundschaft mit Napoleon. Der hatte ihn bewogen: 1) uns, seinen Alliirten, im Frieden von Tilsit einen Strich Landes im damaligen Neu-Ostpreußen wegzunehmen und sich dadurch seinem Raubsystem beizugesellen; 2) seinen eigenen Schwager und bisherigen treuen Alliirten, den König von Schweden, ohne den Schatten einer Ursache, mit Krieg zu überziehen und ihm Finnland wegzunehmen, welches die Ursache der Entthronung des Königs von Schweden wurde; 3) die Türken, ebenfalls ohne alle Ursache, 1810 mit Krieg zu überziehen.

Endlich hatte die Noth, um sich besser gegen Napoleon zu vertheidigen, den Kaiser im Jahre 1812 bewogen, einen Tractat mit Schweden einzugehen, wodurch diesen das den unschuldigen Dänen zu entreißende Norwegen garantirt wurde.

Wie nun die Kriege 1812, 13 und 14 eine so glückliche Wendung nahmen, glaubte Alexander, sich in completten Widerspruch mit Napoleon setzen zu müssen, und so wie dieser nur auf Gewalt und Selbstsucht gestanden hatte, wollte er nun lauter Gerechtigkeit, Mäßigung und allgemeines Wohlwollen zeigen.

Wie die Franzosen seiner Eitelkeit schmeichelten und ihn in dieser Richtung seines Wollens möglichst bestärkten, und dadurch ohne Strafe aller ihrer Sünden davon kamen, ist in diesen Blättern schon gesagt.

Jetzt hatte der Fürst Metternich denselben Weg eingeschlagen. Er zeigte die Gefahr, die allen Thronen von dem revolutionairen Wesen drohte, wie der Kaiser Alles und vorzüglich seinen Ruhm zerstören würde, wenn er von dem gegen alle Revolutionairs aufgestellten Princip so bald abgehen wolle, als es sein Vortheil zu gebieten schien; Niemand werde glauben, daß er um anderer Ursache willen, als um von den Türken Provinzen zu erobern (denn ohne dies könne es nicht geschehen) den Griechen beistehe u. s. w.; kurz, er wußte des Kaisers Eitelkeit, sein Princip, der Großmuth und Uneigennützigkeit unter allen Umständen treu zu bleiben, dergestalt zu erregen, daß dieser gleich bei seiner Ankunft in Verona dem Französischen Minister Chateaubriand erklärte: „In der Ueberzeugung von den Grundsätzen, auf welche er die heilige Allianz gegründet habe, müsse er mit seinem Beispiele vorangehen. Die Empörung der Griechen biete ihm Gelegenheit zu diesem Beispiel. Nichts würde der allgemeinen Stimmung Rußlands und seinem Interesse mehr entsprochen haben, als ein Religionskrieg mit den Türken. — Allein er habe geglaubt, in den

Unruhen des Peloponnes das revolutionaire Zeichen wahrzunehmen, und von dem Augenblick an sey er zurückgetreten." Oesterreich aber wollte den Krieg gegen die Türken nicht, aus dem kleinlichsten Egoismus. Es fürchtete nämlich das Uebergewicht Rußlands, wenn dieses den Krieg allein unternähme und glücklich beendigte, und konnte sich eben so wenig entschließen, selbst mit anzugreifen; daran verhinderten es die Italienischen Angelegenheiten und die Zerrüttung der Finanzen; — darum zog es vor, die Griechen untergehen zu lassen, um an den Türken ruhige Nachbarn zu behalten.

Wie falsch und kleinlich dies geurtheilt war, leuchtet sogleich ein, wenn man erwägt, daß Eroberungen in der Türkei Rußland unmöglich stärker und für Europa furchtbarer machen konnten. Was es dort nur irgend gewinnen konnte, waren lauter wüste Strecken und ungezügelte Menschenmassen, welche erst organisirt und geregelt werden mußten! — Es waren Erwerbungen, die Rußland viele Jahre hindurch beschäftigt, von Europa abgewendet und nach Asien gezogen hätten! Wer also die Präponderanz Rußlands in Europa fürchtete, der mußte ihm nicht von Unterstützung der Griechen abrathen, sondern es vielmehr dazu anreizen.

So dachte aber Oesterreich nicht, und der Kaiser Alexander ließ sich, wie gesagt, von ihm täuschen. Er verlor seinen Ruhm, seine Consideration in Europa, und gerieth dadurch in die seltsamsten Verlegenheiten. Sein Gesandter in Constantinopel, der Graf Stroganoff, hatte sich so betragen, wie es die Ehre seiner Nation und die Pflicht eines Christen erheischten. Er war der wärmste Fürsprecher der gemißhandelten Griechen gewesen. Die Türken hatten keine Notiz davon genommen, sich zum Kriege gerüstet, und er hatte Constantinopel verlassen. In Folge seiner veränderten Gesinnungen mußte Alexander ihn nun desavouiren und sich den Türken zu nähern suchen. Dies geschah unter Vermittelung Oesterreichs und Englands. Die

erbärmlichsten Subterfugien wurden hervorgesucht, um andere Beschwerden gegen die Türken herauszufinden, als die natürlichen, die Mißhandlungen der Griechen und den Gegensatz des Christen gegen den Türken. Man brachte die Ernennung der Hospodare in der Moldau und Wallachei aus den gewohnten Griechischen Familien, die freie Schifffahrt auf dem Bosporus und dergleichen futile Kleinigkeiten auf's Tapet, aber alle diese Subtilitäten scheiterten an dem gesunden Menschenverstande der Türken. Es ist merkwürdig, die diplomatischen Correspondenzen aus jener Zeit zu lesen, wie siegreich die Türken alle Argumente der Russen zu Boden schlagen. — Das folgte ganz natürlich aus der falschen Stellung, in welche diese sich gesetzt hatten.

Alexander mußte den Becher der Demüthigung bis auf den Grund leeren und nach wenigen Jahren eine Gelegenheit bei den Haaren ergreifen, um nur wieder einen Geschäftsträger nach Constantinopel schicken zu dürfen.

Die armen Griechen boten alles Mögliche auf, um die Europäischen Mächte für sich zu gewinnen, sie schrieben an diese und erhielten keine Antwort, sie sendeten eine bittende Deputation nach Verona, die wurde nicht vorgelassen, und auf diesem Congresse beschlossen, daß die Griechen Demagogen seyen, die sich gegen ihren legitimen Herrscher, den Sultan, unrechtmäßiger Weise auflehnten.

Die Griechen nahmen ferner keinen Rath an, als von ihrer Verzweiflung, und wahrscheinlich hätten sie in den seit dem Congreß von Verona verflossenen drei Jahren schon längst obgesiegt, wenn nicht die christlichen Mächte, es ist eine Schande es sagen zu müssen, den Türken beigestanden hätten. Sie unterstützten ihre schändlichen, gottvergessenen Kaufleute, die den Türken Waffen und Munition zuführten und ihnen Schiffe zum Truppentransport vermietheten. — Wenn dann die Griechen

auf der See den Meister spielten, so gaben die christlichen Mächte jenen Schiffen Convoi und führten sie sicher in die Türkischen Häfen, weil die Griechen, aus Furcht sich jene Mächte auch auf den Hals zu ziehen, solche gottlose Convoi respectirten.

Vor allen zeichnete sich hierin Oesterreich aus. Es setzte seine Ehre darin, in der Türkenfreundschaft und in Verfolgung seiner Mitchristen consequent zu seyn. Seine gottlose Zeitung, der Oesterreichische Beobachter, befleißigte sich, die Türken zu preisen, ihre Legitimität und Macht zu erheben, ihre Schandthaten zu verdecken, und auf der andern Seite die Zwietracht der Griechen zu verhöhnen, ihre geringe Macht zu verspotten und ihre Grausamkeiten, die denn natürlicherweise auch nicht fehlten, höchst selbstgefällig zu übertreiben.

Ohne sich so weit zu erniedrigen, ging England, so lange Castlereagh Minister war, aus Handelspolitik, die nur den nächsten Gewinn betrachtet, denselben Weg. Nachdem aber dieser sich den Hals abgeschnitten hatte und Canning Minister geworden war, trat es nach und nach auf die andere Seite. Es fing an, verfolgten Griechen auf den Jonischen Inseln Schutz zu gewähren, die Geldunterstützungen der Griechenvereine zu gestatten, sie nach ihren Bestimmungsorten zu geleiten, ja sogar die Griechischen Blokaden zu respectiren.

Da England nun zu gleicher Zeit die neuen Regierungen in Amerika anerkannte, die sich von der Spanischen Oberherrschaft frei gemacht hatten und sich dadurch unzuberechnende Handelsvortheile sicherte, so fingen die übrigen Europäischen Mächte an, auf sein Betragen gegen Griechenland aufmerksam zu werden. Es war nicht schwer, einzusehen, daß, wenn England in Hinsicht Griechenlands demselben Princip folgte, es von der Verbindung mit dieser lebhaften und industriösen Nation ganz andere Vortheile (wenigstens in der Folge) ziehen mußte, als von seinem gegenwärtigen Handel mit den Türken,

einem Volke, das ewig stationair bleibt, das nicht einmal zu erhalten, vielweniger zu schaffen versteht, sondern ewig zerstört.

Es fing also der Neid an, sich gegen England zu regen. In diesem Augenblick giebt es Conferenzen über Conferenzen in den Cabinetten und es ist nicht unmöglich, daß der Neid und die Aussicht auf Handelsgewinn bewirken werden, was Vernunft, Christenpflicht und eine gesunde Politik schon längst hätte anrathen sollen.

Nun zu den vaterländischen Angelegenheiten.

Wir haben gesehen, wie der König in der Ueberzeugung von der Unfähigkeit und dem Leichtsinn seines Staatskanzlers Anstalten machte, ihn los zu werden, da er sich nicht entschließen konnte, ihn ohne Weiteres zu verabschieden. Aber Hardenberg wollte nichts verstehen und blieb auf seinem Posten.

Der König warf seine Augen auf den seit 1807 verabschiedeten Minister v. Voß, und obzwar dieser auch schon hoch in den Sechzigen und nur wenige Jahre jünger war als Hardenberg, so war doch die Wahl eine gute, da dieser ein bewährter Administrator war, ein bekannter tüchtiger und sparsamer Finanzier, ein Feind von allem dem seit jener Zeit eingerissenen Unwesen, voller Thätigkeit und Einsicht und der Einzige, der noch aus der alten Verwaltung her die Erfahrung mitbringen konnte, daß es eine andere Art der Administration gebe, als die die nur zerstört, von Theorie zu Theorie und von Hypothese zu Hypothese jagt, die Zukunft jederzeit der Gegenwart aufopfert, und indem sie alle öffentlichen und Privat-Capitale verschlingt, nichts Anderes an ihre Stelle zu setzen weiß, als Schulden und erhöhte Steuern. Außer ihm, dem Minister Voß, war schon Alles in dem neuen Systeme aufgewachsen, und Andere zu berufen, die noch nicht als Beamte fungirt hätten und an deren Spitze selbst zu regieren, dazu hatte man sich nicht entschließen können. Der König stand

nun mehrere Jahre lang in einer geheimen Correspondenz mit ihm, theilte ihm die Hardenberg'schen Entwürfe (und namentlich die berüchtigte Communal-Ordnung, die er diesem nachher vor die Füße warf) mit, und auf den Rath von Voß genehmigte er von nun an viele Dinge nicht, die ohne dies durchgegangen wären. Dies ward aber vor Hardenberg so geheim gehalten, daß, als der König das Bedürfniß fühlte, mit Voß auch einmal zu sprechen, er eine Reise nach Strelitz unternahm, auf dem Rückwege zu Nacht in einer Glashütte unweit Rheinsberg blieb und dahin Voß, der sich in Havelberg aufhielt, insgeheim kommen ließ.

Endlich ward jedoch dem Minister Voß die Leitung der ständischen Berathungen, unter Vorsitz des Kronprinzen, übertragen, und diese Sache der Einmischung Hardenberg's ganz entzogen.

Dies hatte die gute Folge, daß der Kronprinz wenigstens eine ziemlich genaue Kenntniß der Landesangelegenheiten und der Landesnoth bekam.

Mit der Hardenberg'schen Administration wollte es gar nicht mehr fort.

Die Englische Anleihe von 1817, bei deren Abschluß verloren wurden	13,224,080 Thlr.	
und die jährl. Zinsen kostete		2,328,106 Thlr.
Die Prämienlotterie vom 21sten Jan. 1821, bei welcher verloren wurden	11,164,800 Thlr.	
und jährl. Zinsen kostete . .		1,080,000 Thlr.
waren verbraucht und es mußte am 1sten Mai 1822 schon wieder eine Anleihe in London gemacht werden. — Es wurden		
Latus	24,388,880 Thlr.	3,408,106 Thlr.

Transport	24,388,880 Thlr.	3,408,106 Thlr.
nämlich 24,000,000 Thlr. in Staatsschuldscheinen verpfändet, und in Partial-Obligationen zu 5 pCt. und 1 pCt. Amortisation verkauft.		
Es ist nicht bekannt geworden, zu welchem Cours der Verkauf geschah, aber anzunehmen ist, daß er nicht vortheilhafter war, als der der ersten Anleihe von 1817, also 75 pCt.		
Dies vorausgesetzt, so hätten wir 18 Millionen bekommen für verpfändete 24, mithin verloren	6,000,000 Thlr.	
und 18 Millionen jährl. mit 6 pCt. zu verzinsen, beträgt jährlich		1,080,000 Thlr.
So daß also dieser leichtsinnigste aller Finanziers in 5 Jahren bei seinen Anleihen den Wucherern geschenkt hatte	30,388,880 Thlr.	
und dem Lande eine jährliche Ausgabe aufgelegt von . . .		4,488,106 Thlr.

Während die Anleihen selbst betrugen:

1) die von 1817 5,983,612 Pfd. Sterl. oder	46,557,420 Thlr.
2) die von 1821	30,000,000 Thlr.
3) „ „ 1822	18,000,000 Thlr.
Summa	94,557,420 Thlr.

Transport 94,557,420 Thlr.

Diese — die Anleihe von 1822 — mit der Gefahr, bei nicht richtiger Zins= und Capitals=Zahlung 24 Millionen Staatsschuldscheine verkauft zu sehen und schuldig zu seyn.

In Summa also Schulden gemacht in 5 Friedensjahren . . . . 94,557,420 Thlr.

Aber noch verderblicher als die Schuld selbst war die Stellung, in welche Hardenberg den König zu derselben und zu seinem Volke zu setzen gewußt hatte.

Bisher hatten weder Jener noch dieses anders gewußt und an etwas Anderes gedacht, als daß sie beide Eines und unzertrennlich wären. Der König war immer erschienen als der Erste unter seinem Volke, als dessen Haupt und als der Vornehmste unter den Besitzenden. Die unhaltbare Hypothese, daß es einen Staat außerhalb des Königs und des Volkes gäbe, einen Staat, von welchem Beide in ihrer eigenthümlichsten Persönlichkeit nicht integrirende Theile und durchaus nothwendige Theile wären, war bei uns noch gar nicht aufgekommen. Daher hatten beide auch immer Freude und Leid mit einander getragen; ging es dem Lande wohl, so ging es dem Könige auch wohl, und war das Land reich oder arm, so war es der König ebenfalls mit ihm. Seit aber Hardenberg den König auf eine gewisse Pension gesetzt, ihn dadurch aus den Reihen der Besitzenden und Angesessenen hinausgestoßen und in die der Salarirten gestellt, aus einem Bezahlenden ihn in einen Bezahlten, aus dem geborenen Haupte des Landes ihn in einen Beamten verwandelt hatte, wurde Alles anders. Der König war von seinem Lande getrennt, und da seine Pension höher war, als er sonst Geld gebraucht hatte, so gerieth er gerade in den umgekehrten Zustand gegen sein Land. Während hier die Einkünfte nicht reichten und Alles in Noth gerieth, war bei ihm Ueberschuß, und während

hier jährlich Schulden gemacht werden mußten, sammelte er einen Privatschatz. War es also ein Wunder, wenn er die Noth des Landes weniger erkannte?

So entstand denn der ärgerliche Contrast, daß, während das Land arm wurde und zu Grunde ging, in der Hauptstadt die größte Opulenz zur Schau getragen wurde, mit welcher der Luxus und die Verschwendung der Beamten, der Juden, Wucherer und Speculanten gleichen Schritt hielt. Wären des Königs Gelder, statt zu meist unnützen Bauwerken verwendet zu werden, den verarmten Provinzen zu Gute gekommen, so hätte viel dadurch bewirkt werden können. Friedrich der Große gab der Provinz Pommern nach dem 7jährigen Kriege eine Million, die noch jetzt ihre Früchte trägt, indem sie den Grundbesitzern zinslos ausgeliehen wird; diese bezahlen damit ihre Schulden und erstatten das Capital durch die ersparten Zinsen, und indem selbiges dann einem Andern zu Gute kömmt, hat diese eine Million gewiß schon zehn Millionen Schulden in Pommern getilgt.

Man rühmt die Unterstützung, die durch diese Bauten den Arbeitern gegeben wird; aber die wenigen Arbeiter, die in Berlin der Unterstützung bedürfen mochten, hätten mit dem zehnten Theil der Gelder in Thätigkeit gesetzt werden können. Nun aber liefen die Tagelöhner vom Lande in die Stadt, wo für leichtere Arbeit ein übermäßiger Lohn gegeben wurde (der Werth von ¼ bis 1 Scheffel Roggen täglich), — ließen ihre Feldarbeit liegen, und wurden, da sie den Gewinnst großentheils in Branntwein versoffen, liederlich und zugleich unstät und heimathlos. Dasselbe war der Fall bei den vielen Chausseebauten, die zunächst allemal die Wirkung äußerten, daß auf zwei Meilen Breite längs dem Strich, den sie gelegt wurden, alles Volk seine Heimath und seinen ruhigen Erwerb verließ, um dem augenblicklichen größeren Gewinn nachzulaufen, den sie wieder verloren, sobald die Chaussee fertig war.

Die größte Desorganisation wurde aber in das platte Land (sowie in die Städte durch die Gewerbefreiheit) durch die Gemeinheitstheilungs-Edicte und durch die General-Commissionen gebracht, welche eingesetzt waren um sie in Ausführung zu bringen.

Wie schon die meisten Gesetze von 1811, so laborirte auch dies an dem Makel, daß Etwas, das in jedem einzelnen Fall unbedingt als eine Ungerechtigkeit erkannt werden mußte, nun auf einmal Recht seyn sollte, weil es, zu einem Gesetze erhoben, allgemeine Gültigkeit haben sollte. Nicht der freie Wille der Partheien, oder ihre gegenseitige Convenienz, sondern gewisse theoretisch aufgefundene Grundsätze mußten den Separationen zur Grundlage dienen. Es war nicht erlaubt, sich nach anderen Grundsätzen zu vergleichen und sich z. B. von dem Eigenthum, das man einem Anderen zu überlassen gezwungen wurde, irgend einen Dienst oder irgend einen Antheil zu reserviren, sondern Alles mußte mit Geld ablöslich und wandelbar gemacht werden. Dazu kam, daß sich größtentheils nur die schlechtesten Subjecte zu solchem heillosen Geschäfte hergaben, daß die Unterbeamten, das Heer der Oeconomie-Commissarien und Feldmesser, die dazu gebraucht wurden, aus nichts Anderem bestehen konnten, als aus bankerotten Oeconomen (denn welcher redliche Mann, der ein ordentliches Geschäft trieb, hatte Zeit dazu?) und aus unerfahrenen Jünglingen, die eben der Schule entwachsen, dazu gebraucht wurden, das Eigenthum angesessener Leute zu taxiren und auf einen andern Fleck zu versetzen; endlich, eine unmäßig hohe Sportultaxe, welche diese Vagabunden bereicherte und für Diejenigen, die sie bezahlen mußten, die drückendste aller Abgaben wurde, denn keine Feldmark konnte ohne einen Aufwand von einigen Tausend Thalern separirt werden. Und wer es versuchte, ohne dies Geschmeiß fertig zu werden, und in Uebereinstimmung aller Theilnehmer das Geschäft selbst zu Ende brachte, dem half auch dies

nichts, denn die Auseinandersetzung war ungültig, so lange die General-Commission sie nicht bestätigte, und wenn sie ihr zu dem Ende vorgelegt wurde, so fing sie die Sache von vorn wieder an und zog ihre Sportuln, wie ich dies bei Mündeln von mir selbst erlebt habe.

Die Auseinandersetzungen waren im Allgemeinen vortheilhaft für die Grundherrschaft, wenn sie genug Vermögen besaß, die größere Grundfläche, die sie für aufgehobene Dienste, aufgehobene Schäferei-Gerechtigkeit u. s. w. erhielt, gehörig einzurichten, mit Inventarium zu besetzen und die starken Wirthschaftsausgaben zu tragen, indem sie jetzt Alles baar bezahlen mußte, was sie sonst größtentheils umsonst erhalten hatte. — Sie ging aber zu Grunde, wenn es ihr an diesem Vermögen fehlte, und das war beinahe allenthalben der Fall. Die größeren Bauergüter fuhren in der Regel gut dabei, da sie nun ihren Acker beisammen und zu willkürlicher Disposition erhielten; — die kleinen Bauern, Kossäthen und Büdner machten aber sämmtlich Bankerott, denn bisher hatten sie genug Acker gehabt, um zu leben, und so viel Zeit übrig, um ihrer Herrschaft gewisse Dienste zu leisten. Jetzt wurden diese zu Gelde berechnet und sie mußten entweder einen Theil ihrer Grundstücke oder eine jährliche Rente abgeben; der Ueberrest aber reichte nicht mehr hin, um sie zu ernähren, da sie jetzt während der Zeit faullenzten, wo sie sonst ihrer Herrschaft geholfen hatten und dieses Stillsitzen ihnen keine Geldeinnahme gewähren konnte.

Aus dieser heillosen Wirthschaft entsprang ein anderes Uebel, nämlich die frevelhaften Brandstiftungen. Wer seinen Acker entfernt vom Dorfe zugewiesen bekam, der zündete sein Gebäude an und erbaute sich von den Feuer-Kassen-Geldern, die er erhielt, neue am bequemen Ort. Dies zog Holzhändler, eine Menge von Zimmerleuten, Maurern und Ziegeleien herbei, von denen einer immer wohlfeiler baute und lieferte, wie

der andere. So machte man bei'm Abbrennen, außer den neuen und bequemen Gebäuden, die man erhielt, noch Profit und konnte Schulden abzahlen und besser leben. Dadurch wurden die Brandstiftungen zu einem einträglichen Gewerbe, vermehrten sich auf's Schamloseste und die Feuerkasse wurde zu einem Tribut, den die Ordentlichen den Ruchlosen zahlen mußten.

Dazu kam die Leichtigkeit des Parcellirens und des Schuldenmachens. Von unverschuldbaren Majoraten, die unsere Laß-Bauergüter eigentlich bisher gewesen waren (denn der Grundherr konnte sie der Familie nicht entziehen, die darauf saß), waren sie reine Allodien geworden. Sie fanden daher für den Anfang gewaltigen hypothekarischen Credit, und die Bauern, denen dies etwas Neues war, benutzten ihn auf's Leichtsinnigste zum Wohlleben, zu Ausstattung der Töchter u. s. w. Sie theilten ihre Grundstücke unter ihre Kinder, damit ein jeder Eigenthümer sey, und die Hypothekengeschäfte mehrten sich so gewaltig, daß die Untergerichte nicht mehr im Stande waren, sie in Ordnung zu halten. —

So war denn die ganze Verwaltung Hardenberg's ein fortdauernder Ruin des Landes. Seine Gehülfen waren seiner würdig. Unter allen seinen Angestellten war auch nicht ein einziger angesessener Mann zu finden. Alles war heimathlos, und wenn er irgend einen neuen Kerl zu versorgen hatte, so wurde ein neuer Posten für ihn erfunden, oder ein neues Gesetz gemacht, durch dessen Anwendung jenem Burschen Gewinn zufließen mußte.

Die auswärtigen Angelegenheiten hatte er, nachdem er durch stete Eingriffe und Falschheiten die Geduld des Grafen Goltz erschöpft hatte, eine Zeit lang selbst geleitet. Allein, wie ihm die Sache bei seinem vorrückenden Alter und immerwährenden unstäten Eingreifen in alle Geschäfte zu schwer wurde, mußte er sich nach einem andern Minister umsehen. Da seine

Freunde, ungeachtet er deren genug als Gesandte angestellt hatte, doch zu ignoble Figuren spielten, um sie in der Residenz den fremden Gesandten gegenüber stellen zu können, so warf er seine Augen auf den Dänischen Grafen Bernstorff.

So wurde dem Lande und dem ganzen Europa das Scandal gegeben, daß in dem ganzen Königreich Preußen Niemand für fähig erachtet wurde, die auswärtigen Angelegenheiten des Landes zu leiten, sondern daß ein Däne die Diplomatik seines Landes verlassen mußte, um gleich des andern Tages die Preußische zu leiten. Wenn man solchem Ueberkömmling auch alle möglichen Tugenden von vorn herein zugestehen will, so konnte er doch das niemals haben, worauf es gerade in diesem Posten einzig und allein ankommt, nämlich Preußischen Charakter, Preußische Ehre und ein Preußisches Herz.

Unterdessen waren, um die Zeit wie der Congreß von Verona herannahte, die Berathungen mit den Ständen der verschiedenen Provinzen unter Vorsitz des Kronprinzen geendigt worden. Der König wollte diese Gelegenheit zu einer Reise durch Italien benutzen, und übertrug die Regierung während seiner Abwesenheit dem Kronprinzen. Zugleich mit den vorerwähnten Arbeiten zufrieden, ernannte er den Minister Voß zum Vicepräsidenten des Staatsraths. Jedoch ließ er Hardenberg, der nichts weniger ahnte als das, diese Ernennung erst insinuiren, nachdem er schon fort war.

Der Staatsrath war ein monstruöses Ding, zusammengesetzt aus den Ministern und deren Beamten, also aus denselben Personen, deren Verfahren er regeln sollte, und aus einigen andern heimathlosen Theoretikern, so daß ebenfalls kein einziger im Lande angesessener Mann darin zu erblicken war. Die Prinzen und einige andere in Berlin wohnende Generale verstanden zu wenig von Landesangelegenheiten, als daß sie jemals bei dem besten Willen den Ausschlag geben konnten,

und Hardenberg, der eigentlich den Vorsitz führen sollte, hatte sich beinahe von Anfang an davon dispensirt, wodurch er erreichte, daß auch der Staatsrath keine Entscheidung mehr geben konnte, sondern zu einer bloß berathenden Behörde wurde, die ihm, als Staatskanzler, immer wieder in die Hände fiel.

Nun war aber mit einem Male ein Vicepräsident da, mit dem Vertrauen des Kronprinzen, der die Regierung führte! Es blieb also dem Fürsten Hardenberg nichts anderes übrig, als selbst dem Staatsrath zu präsidiren, wo er der Erfahrenheit des Ministers Voß und dem Kronprinzen gegenüber eine schlechte Rolle würde gespielt haben, oder zu gewärtigen, daß die wichtigsten Dinge ohne sein Vorwissen durchgehen und dem abwesenden König zur Bestätigung nachgeschickt werden würden.

Er ergriff hierbei die klügste Partei, schützte die Nothwendigkeit vor, selbst bei den Verhandlungen in Verona gegenwärtig zu seyn, und reiste sogleich dahin ab, um zu versuchen, bei dem König alles in die Hände zu bekommen, was an diesen gelangen würde. Der König war vermuthlich sehr verwundert, ihn mit einem Male hinter sich herkommen zu sehen, indessen war Hardenberg's Zeit vorbei und er konnte keinen Schaden mehr anrichten. — Schon gänzlich entnervt, konnte er schon in Verona an keinem Geschäfte Theil nehmen, entschloß sich daher zu einer Reise nach Süden und starb in Genua am 26sten November 1822, 73 Jahre alt.

So waren König und Staatskanzler fort und unser Interesse lag lediglich in den Händen unseres Dänischen Grafen Bernstorff. Dieser aber litt häufig am Podagra und lag zu Bett, so daß wir keinen anderen Diplomaten hatten, als den Geheimen Legationsrath Philippsborn, einen getauften Juden, der in seiner Jugend in Schwedt Factor für die Offiziere des damaligen Dragoner-Regiments Prinz Louis gewesen war, in dieser Zeit aber, Gott weiß, auf welche Weise, an Hardenberg gerathen, durch ihn nach und nach zum Geheimen Legations-

rath befördert worden war und nun unter jenen Ministern das Königreich Preußen und sein Interesse repräsentiren sollte. Er wurde zwar in gebührender Nullität und Entfernung gehalten, aber begreiflicher Weise Preußen mit ihm.

Der Congreß von Verona endete am 14ten December 1822 und unser König kam am 4ten Januar 1823 nach Berlin zurück.

Die lange Hardenbergische Confusion war durch dessen Abwesenheit und Tod natürlich noch ärger geworden, es war also dringend nöthig, doch wieder irgend etwas zu organisiren. Da der König nun von keiner Rücksicht mehr abgehalten war, so ernannte er den Minister Voß zum Präsidenten des Staatsraths und des Staatsministeriums, das heißt, er gab ihm ungefähr alle Geschäfte Hardenberg's in die Hände, in der besten Hoffnung, daß er nun wohl Alles einrichten werde.

Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Voß, 68 Jahre alt, stürzte sich mit jugendlichem Eifer in die Geschäfte, überarbeitete sich, da er die Hardenberg'schen Creaturen weder gebrauchen konnte noch wollte, erkältete sich, wie er aus dem Staatsrath kam, dessen Fußboden geheizt wird, erkältete sich von Neuem auf seinem Gute Buch, welches gerade in den Tagen gänzlich abbrannte, erkältete sich wieder bei seinem ersten Vortrag beim König, wohin er nicht anders als in Schuhen und Strümpfen hatte gehen wollen, erkrankte sogleich und starb, obgleich seine feste Natur noch einigemal Hoffnung zur Genesung gab, am 30sten Januar 1823.

Der König, welcher seine ganze Hoffnung auf ihn gesetzt hatte, war äußerst bestürzt. Nachdem er Jahre lang gezögert hatte, verlor er nun mit einem Male die Stütze, die er freilich viel früher hätte gebrauchen können.

Nachdem vierzehn Tage lang deliberirt worden war, wer wohl den Minister Voß ersetzen könne, verfiel man auf den, im Ruhestande zu Berlin lebenden Feldmarschall Grafen Kleist von Nollendorf; aber gleich als ob die langen Zögerungen und

daß man so viel Jahre lang brauchbare und edle Männer entfernt gehalten hatte, recht empfindlich bestraft werden sollten, befiel diesen eine Leber-Entzündung und er starb in Zeit von 48 Stunden am 7ten Februar 1823, noch ehe seine Beförderung ausgesprochen worden war.

Da nun der König in seinem Lande Niemand kannte, auf den er die Last und Verantwortlichkeit, welche Hardenberg so lange getragen und von welchen Voß und Kleist durch den Tod befreit worden waren, legen konnte, so blieb Alles einige Monate lang in der Verwirrung einer Beamten-Regierung, wo ein Jeder in seinem Fache that, was ihm beliebte.

Endlich entschloß sich der König, den bisherigen Schatzminister, Grafen Lottum, zum Vortrag bei seiner Person, und also gewissermaßen zum Premierminister, zu ernennen; denn Alles, was von den anderen Ministern sonst an den Staatskanzler gegangen war und jetzt an den König gehen sollte, mußte nun in des Grafen Lottum Hände kommen. Jedoch trat der bedeutende Unterschied ein, daß Hardenberg mit seinen ewigen Reformen und Veränderungen die ganze Administration wirklich in Händen hatte, während jetzt die anderen Minister nur das an den Grafen Lottum gelangen ließen, was sie wollten, oder was sie nicht vermeiden konnten.

So entstand denn leider ein wahres Chaos, das noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Auf der einen Seite der sehr wohlgesinnte und edle, aber gar nicht energische und mit den inneren Landesverhältnissen wenig bekannte Graf Lottum, der Kronprinz, einige neue Mitglieder des Staatsraths (General Knesebeck und Müffling), einige Rathgeber des Kronprinzen, der Ober-Kammerherr Fürst Wittgenstein, gegen den der König sein Herz auszuschütten gewohnt war und durch den er Manches erfuhr, was die Gegenpartei gern verborgen gehalten, oder anders geleitet hätte; — auf der anderen Seite die ganze unveränderte Hardenberg'sche Beamten-Hierarchie mit allen

ihren Ministern, Ministerien, Ober-Präsidien, Präsidien, Regierungen, General-Commissionen und allen den Tausend Heimathlosen, die entweder das Land zu beglücken fortstrebten, oder wenigstens doch ihre Stellen, ihre Einkünfte und das Verständniß mit ihren Freunden sich zu erhalten trachteten.

Alles dieses arbeitete gegen einander, der eine in diesem Sinne, der andere in einem anderen, und wenn der König selbst es gern mehr wie sonst mit den Angesessenen gehalten hätte, und wenn jene sich sehr freuten, wenn sie in 20 Sitzungen des Staatsraths oder des Staats-Ministerii ein absurdes Gesetz oder eine Ungerechtigkeit abgewehrt hatten, so regierten diese unterdessen in ihren ungestörten Functionen ruhig in demagogischer Weise fort.

Es zeigte sich daher recht sichtbar, welch' ein vergebliches Beginnen es ist, mit einer Beamten-Hierarchie nach Grundsätzen regieren zu wollen, denen sie nicht ergeben ist! Natürlich drängt sie immer nach dem, was ihr das Beste scheint, was sie erlernt hat, und worin sie bewandert ist. Wenn man daher andere Grundsätze haben will, so muß man zuerst die Personen ändern, mit denen man regiert. Dazu aber war der König nun einmal nicht zu bewegen.

Den Vortheil hatte aber diese neue Regierungsart, daß Niemand die Macht hatte, neue Schulden zu machen, und daß der König dies durchaus nicht gestattete. Da nun die Einkünfte, wegen des noch immer florirenden Hardenberg'schen Regime's und wegen des jährlich sinkenden Ertrags der Domainen nicht zureichten, so hätte Bankerott erklärt werden müssen, wenn Rother nicht auf zweierlei Art geholfen hätte, — einmal, indem er von der Seehandlung, die unter seiner Leitung prosperirte, bedeutende Vorschüsse leistete, und sodann, indem er neue Tresorscheine machte, gegen welche die alten eingezogen wurden. Da man den Betrag der älteren nicht genau kannte, ihn auch in der Hardenberg'schen Staatsschulden-

Liste zu hoch angesetzt hatte, um Spielraum zu behalten, endlich viele in dem Zeitraume von 20 Jahren, den sie im Umlauf gewesen, verloren gegangen waren, so wurden hierdurch einige Millionen gewonnen, die man mehr fabricirte und ausgab. Sodann ward im Jahre 1824 die Steuer auf Branntwein nochmals erhöht, wodurch die kleinen ländlichen Brennereien ganz todtgeschlagen und das Geschäft einigen wenigen großen Fabriken zugewendet wurde; endlich aber, im Jahre 1825, das Briefporto und das Chausseegeld ganz unmäßig erhöht. — Ferner wurde der Ober-Rechnungs-Kammer eine größere Wirksamkeit verliehen, so daß sie nicht mehr bloß die Form und Richtigkeit der Rechnungen, sondern auch ihre Materie, also die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Zahlungen, zu prüfen hatte. Und da deren Chef, Ladenberg, ein strenger und ordentlicher Mann war, so wurde wenigstens der Willkürlichkeit in den Verschwendungen der Civil-Behörden gesteuert und also gespart.

Eine Radicalhülfe konnte freilich nur in Einschränkung ihrer Etats und in einer gänzlichen Umwandlung der vielen centralisirenden Behörden gefunden werden, aber dazu entschloß man sich nicht*).

Das Jahr 1825 brachte auch noch eine neue Plage für die hiesigen Provinzen, nämlich eine gänzliche Umwandlung ihres Münzsystems. Schon 1811 hatte Hardenberg selbiges ausgesprochen, aber es nachher einzurichten vergessen.

Es wurde nämlich für ein besonderes Glück gehalten, wenn in der ganzen Monarchie einerlei Geld und Rechnungsart wäre. Nun aber rechneten alle altdeutschen Länder nach Thalern, die in 24 Groschen getheilt waren, und unter diesen die altpreußischen nach dem 21-Guldenfuß, andere aber nach dem 20- oder 24-Guldenfuß (einige wenige Provinzen am Rhein be-

*) Anm. d. Her.: Eine mäßige Reduction der Etats ist allerdings erfolgt.

rechneten dieselben guten Groschen nicht nach Thalern, sondern nach Gulden), in Preußen und in Schlesien wurde derselbe Thaler in 30 Theile getheilt, die man dort Düttchen, hier Böhmen nannte. Sollte nun doch einerlei Geld eingeführt werden, so war das Leichtere, die alte Deutsche Eintheilung von 24 guten Groschen auf den Thaler nach dem Preußischen 21-Guldenfuß auf die wenigen Provinzen auszudehnen, die anders rechneten, und ihnen dadurch den großen Vortheil für den täglichen Verkehr zuzuwenden, der in den vielen Divisionen der Zahl 24, oder in ihrer großen Theilbarkeit liegt, indem sie $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{12}$, ohne Rest ergiebt. Statt dessen entschied man sich für die Theilung in 30, eine der unbequemsten Zahlen, da schon $\frac{1}{4}$ Thaler nicht anders, als durch $7\frac{1}{2}$, also mit einem Bruche, ausgezahlt werden kann, und welche unter andern auch für den Landwirth die große Unbequemlichkeit hat, daß er den Werth der Wispel, Scheffel und Metzen nur durch Rechnung finden kann, statt daß bisher der Wispel immer so viele Thaler kostete, als der Scheffel Groschen, und umgekehrt. Schon 1822 oder 1823 wurde sie in den öffentlichen Kassen und bei den Abgaben eingeführt, und da nun alle kleinen Zahlungen in der neuen Geldsorte nicht mehr paßten, so wurden sie alle um so viel erhöht, daß die Brüche verschwanden. Bis zum Jahre 1825 am 1sten October wurde alle alte Scheidemünze eingezogen, und dadurch war das ganze Land gezwungen, nach Silbergroschen zu rechnen, das heißt, alle kleinen Zahlungen an Taglohn, bei kleinen Einkäufen u. s. w. zu erhöhen, da kein Dienstleistender oder Verkäufer dabei verlieren wollte, und so entstand abermals eine neue, ganz unnütze Abgabe.

Der König konnte sich nicht entschließen, das Andenken seines Verderbers ganz aufzugeben. So wie er schon 1814 den Hardenberg ertheilten Fürstenstand auf seine Nachkommen erblich gegeben hatte, während Blücher's Nachkommen nur Grafen wurden, so verfuhr er auch bei Hardenberg's Nachlasse.

Dieser Mensch hatte das Seinige eben so verschwendet, wie die Staatsgelder. Er hatte, wie schon einmal erwähnt worden, kein Tractament nehmen wollen, sondern sich ausbedungen, daß der König ihn freihalten mußte, indem er aus den Staats-Kassen so viel erheben durfte, als er zu seinem Verbrauch für nöthig hielt. Dieser Verbrauch hatte jährlich über 100,000 Thlr. und in den Kriegs- und Reise-Jahren viel mehr betragen. Ungeachtet er nun außerdem das große Haus am Dönhofs-Platz in Berlin zweimal (dazwischen wurde es ihm 1807 einmal wieder abgekauft), dann die Güter Hohen-Kränig bei Schwedt, die Herrschaft Quilitz (ihm zu Ehren Neu-Hardenberg genannt) und die Johanniter-Komthurei Lietzen hier bei Friedersdorf geschenkt erhalten hatte, so hatte er doch alles dieses, sammt seinem erkauften Gute Tempelberg bei Müncheberg dermaßen verschuldet (so hatten ihn seine Kreaturen betrogen und durch Unordnung heruntergebracht!) daß er insolvent starb. Sein Sohn, der Dänische Graf Hardenberg-Reventlow (von seiner Mutter, einer reichen Erbin, also genannt) bedankte sich zuvörderst für die Preußische Fürstenwürde, erklärte, lieber ein Dänischer Graf bleiben zu wollen, und wollte die Erbschaft nicht antreten, sondern sie den Gläubigern überlassen.

Die von dem Minister Voß, in der mehrerwähnten Berathung unter dem Vorsitz des Kronprinzen, ausgearbeiteten landständischen Gesetze traten erst am 1sten Juli 1823 an's Licht, und bis zum 1sten October 1824 dauerte es, bevor man sich entschließen konnte, den ersten Landtag der Provinz Brandenburg einzuberufen.

Ungeachtet nun nach seinem Tode die Demagogen noch manches Unzeug hineinzubringen gewußt hatten, so bleiben doch diese Gesetze ein schönes Denkmal für ihren Begründer. — Abgewendet war die tolle Idee, aus einem so zusammengesetzten Staat, wie der Preußische ist, alle Abgeordnete in eine ein-

zige Versammlung zu vereinigen, die nothwendig widersprechend und tumultuarisch hätte werden müssen.

Begründet war dagegen der alte Provinzial-Verband mit gänzlicher Beiseitesetzung der neuen arithmetischen Verwaltungs-Eintheilungen, begründet endlich die Nothwendigkeit des Besitzens, des Angesessen-Seins, um von Landes-Angelegenheiten mitreden zu dürfen. Zugleich war die alte Provinzial-Verfassung zum Grunde gelegt und in so weit erhalten, als es bei Vermehrung der Repräsentation der Städte und bei dem Hinzutritt des Bauernstandes möglich war. Gleichwohl wurde dieser Hauptgrundlage des ganzen Gesetzes bei dessen Promulgation gar nicht erwähnt, sondern selbiges als etwas neu Erfundenes gegeben, aus Scheu, der Demagogie entgegenzutreten und das Unrecht, das 1811 den Landständen geschehen war, einzugestehen.

Die Wahlen zu dem, den 1sten October 1824 eröffneten, Landtage waren bereits im Herbst 1823 geschehen, und da ich von der Ritterschaft des Lebusischen Kreises erwählt worden war, so wurden in Berlin Umtriebe gemacht, um mich zum Landmarschall ernennen zu lassen. Die Demagogen bekamen den ungeheuersten Schreck, und dem Könige war die Sache auch nicht recht. Er mochte glauben, daß zu viel Unangenehmes an's Tageslicht kommen würde. Davor hätte man ruhig seyn können! Die Lage war ganz anders als 1811. Damals galt es, bestehende Rechte und die alte Verfassung aufrecht zu erhalten, jetzt kam es darauf an, eine neue Einrichtung, der Beamten-Hierarchie gegenüber, erst Consistenz gewinnen zu lassen und den König mit ihr zu befreunden. Ich habe nie auf positive Resultate dieses ersten Landtages gehofft, die denn auch wenig erfolgt sind.

Der König traf eine weit bessere Wahl zum Landtagsmarschall, als wenn er mich gewählt hätte. Er ernannte dazu den alten Grafen Alvensleben aus Errleben. Dies war zwar

kein Compliment für die Kur- und Neumark Brandenburg, da Errleben eine alt-märkische Enclave mitten im Magdeburgischen ist, und Alvensleben mithin von der eigentlichen Mark Brandenburg sehr wenig wußte. Auch sein Stellvertreter wurde ein Fremder, Hr. von Houwald aus der Lausitz. Aber der Graf Alvensleben war ein sehr würdiger Mann von den besten Gesinnungen, von sehr richtigem Takt, von den angenehmsten Formen und ein wahrer Edelmann. Da er das Geschäft, welches er leiten sollte, keineswegs übersah, so fiel ihm auch gar nicht ein, in demselben etwas leiten oder bewirken zu wollen, sondern er ließ es gehen. — Wenn es aber anfing, aus dem Geleise zu schlagen, so half ihm sein richtiger Takt wieder zurecht. Daraus entstand nun zwar eine ungeheure Zeitverschwendung (der Landtag dauerte beinahe drei Monate), aber jedes Mitglied und jede verschiedene Meinung hatte nun auch Zeit, auszutoben, und er gewann sie alle durch seine höfliche, würdige und väterliche Art. Ich, in seinem Posten, würde zwar das Geschäft rascher betrieben, aber mich schwerlich enthalten haben, baldige Resultate bewirken zu wollen, welches leicht Uneinigkeit und Parteiungen hätte erregen können. Dies vermied er aber gänzlich, und deshalb war es in unserm Interesse die beste Wahl, die der König hätte treffen können.

In diese Zeit fiel auch die Vermählung des Königs, die im Lande die sonderbarsten Befürchtungen erregte. Man war überzeugt, daß das Geld millionenweise in die Tasche des Grafen Harrach fließe, da er doch nur sehr wenig erhielt, und man hielt diese Heirath für die Ursache des erhöhten Briefportos, Chausseegeldes und der neuen Silbergroschen; ja man glaubte in Verbindung mit der Heirath des Kronprinzen und mit der Mühe, die sich der König gab, seine Liturgie in den Kirchen einzuführen, daß er damit umgehe, das Land wieder katholisch zu machen.

In der Armee blieb es, während dieses Zeitraumes, einige Spielereien und Kleinigkeiten abgerechnet, beim Alten, und ich bei meiner hier schon ausgesprochenen Meinung: daß die kurze Dienstzeit für die Armee höchst nachtheilig, für das Land aber, weil so viele Menschen durch die Armee hindurchgehen, als einzige Schule der Ordnung bei so vielen auflösenden Elementen nützlich ist; daß die Officiere, und vorzüglich die Cavallerie, durch das unaufhörliche einförmige Rekruten-Dressiren ganz zu Grunde gehen; und daß die Landwehr neben der Armee, vorzüglich wegen ihrer Officiere, unnütz ist, ja sogar schädlich werden kann.

Was nun meine eigene Person während dieses Zeitraumes betrifft, so hat sich in den drei Jahren, in welchen ich seit dem Schlusse des vorigen und Anfang dieses Abschnittes von mir selbst nicht gesprochen habe, in meiner militairischen Lage nichts geändert.

Ich war zweimal zu einer Commission über Gegenstände, welche die Cavallerie betrafen, in Berlin. Der König lobte unsere Arbeiten, führte aber nur Unwesentliches davon ein. Im Herbst 1823 war unser (das 3te) Armee-Corps bei Zossen versammelt, und hatte nachher mit der Garde große Uebungen bei Bertin. Ich kommandirte bei den Exercitien (wie 1821) die Ulanen-Division, und bei den Manövern die Cavallerie des einen Corps. Im Winter 1824 starb unser kommandirender General, der Graf Tauentzien v. Wittenberg, und das Armee-Corps ging an den Prinzen Wilhelm, Sohn des Königs über, wobei der sonderbare Fall eintrat, wie schon früher mit dem Kronprinzen, daß er nicht, wie sonst immer geschah, wenn Prinze ein höheres Commando bekommen sollten, auch im Grade avancirt wurde. Er blieb vielmehr General-Major und kommandirte als General-Lieutenant. So war das alte Rangverhältniß der Prinzen in der Armee zu ihrem und des Dienstes

Nachtheil aufgehoben. Wir hatten übrigens alle Ursache, mit dem Prinzen Wilhelm zufrieden zu seyn.

Im Herbst 1824, wie ich zum Landtag in Berlin war, waren mehrere Divisionen vacant und ich so weit heraufgerückt, daß mir eine zufallen mußte. Aber so wie ich seit dem Unrecht, was mir in und nach Beendigung der Feldzüge geschehen war, jedes Streben nach den höchsten Stellen im Heere aufgegeben hatte, so waren auch meine pecuniairen Umstände der Art, daß eine Entfernung von meinem Gute mir nicht anders als höchst nachtheilig werden konnte. Ich stellte also dies Alles dem Kriegs-Minister vor und bat ihn, dem König vorzustellen, daß ich unter diesen Umständen, statt einer entfernten Division, bei weitem vorzöge, Brigade-Commandeur in Frankfurt zu bleiben. Der König berücksichtigte dies, und wie die Divisionen ein halbes Jahr später vergeben wurden, blieb ich meinem Wunsche gemäß, was ich war. Es wurden mehrere ältere Officiere wieder als Divisions-Commandeurs angestellt und einer meiner Hinterleute. Ich habe mir dadurch vielleicht Schaden gethan, nicht wegen des Avancements (oder vielmehr nur größeren Wirkungskreises), welche ich beide nicht verlange, sondern weil auch die Division in Stettin (die nächste an Friedersdorf außer Frankfurt) vacant wurde. Die wäre mir wahrscheinlich zugefallen, und ich hätte dann nach einiger Zeit wegen deren Entfernung einen guten Vorwand gehabt, um den Abschied zu fordern. Jetzt wird mir die Division in Frankfurt aufbewahrt, der General Brause ist der zweite zum kommandirenden General, und wenn ich sie nach seinem Abgange erhalte, so hat man meine Wünsche erfüllt und ich behalte keinen Grund, um abzugehen.

Ich würde mich natürlicherweise an alles dieses nicht kehren und sogleich abgehen, wenn ich mit meinen Kindern ohne Gehalt und ohne Pension leben könnte.

Doch ist der Abgang aus dem Dienst mein einziger Wunsch. Nächst einem örtlichen Uebel, das mich von Jahr zu Jahr mehr plagt, geht es mit meiner ganzen Gesundheit bergab, eine Folge der vielen Strapazen.

Ich habe in diesem Zeitraume ein großes Werk zu Stande gebracht, woran ich nicht weniger als 24 Jahr gearbeitet habe, nämlich die Reinigung des Friedersdorf'schen Hypothekenscheines von den imaginairen Schuldposten, die Aufnahme von Pfandbriefen, um den Zinsfuß allgemein auf 4 Procent zu haben, die Aufhebung des Lehnstammes und die Versicherung der ausschließlichen Nachfolge auf meinen ältesten Sohn. Dies hat mich die größte Mühe gekostet, und ich habe dazu die sonderbarsten Umwege einschlagen müssen.

Kapitel 8.

1826—1827.

Die äußeren Begebenheiten. Entschiedene Besserung im inneren Zustande Preußens. Marwitz nimmt den Abschied.

In Portugal war der König Johann der Sechste am 10ten März 1826 gestorben. Sein Sohn, Dom Pedro, der tolle, despotische, in seiner Doctrin aber liberale Kaiser von Brasilien (man findet sehr oft Leute, die aus Doctrin, und da sie dazu erzogen und angelernt sind, liberal reden, im Handeln aber Despoten, ja sogar ehrenwerthe Royalisten sind), hatte sich beeilt, eine liberale Constitution, nach dem Muster der Französischen von 1789 dem Grundstein alles Uebels, nach Portugal zu schicken, seine Schwester Isabelle zur Regentin des Reichs zu ernennen, die Krone aber seiner erst 7 Jahr alten Tochter Maria, mit der Bedingung abzutreten, daß sie ihren Oheim, den Infanten Dom Miguel, der sich seit dem Aufstande zu Gun-

sten seines Vaters in Wien aufhalten mußte, heirathen sollte, sobald sie das nöthige Alter erreicht haben würde.

Diese Verfügung war gegen die Grundgesetze des Reichs, denn nach dem alten Statut von Lamego soll der zweite Sohn König sein, wenn der erste bei Lebzeiten seines Vaters stirbt. Nun war zwar der erste Sohn, Dom Pedro, allerdings nicht bei Lebzeiten seines Vaters gestorben, aber er hatte, durch Empörung gegen ihn, ein anderes Reich an sich gerissen. Er war also nicht mehr Prinz von Portugal, und da nach der Willenserklärung des vorigen Königs, Brasilien und Portugal nicht wieder vereinigt werden sollten, so hatte Dom Pedro nur zu wählen, ob er sein natürliches Erbrecht auf Portugal ausüben wollte oder nicht. Im ersteren Falle mußte er Brasilien entsagen; wollte er dies nicht, so trat der zweite Fall ein, und sein Bruder Dom Miguel war eo ipso König. Das Recht, über die Krone eigenmächtig und mit Uebergehung des nächsten Erben zu disponiren, stand ihm nirgends zu.

Es ist wahrscheinlich, daß der liberale englische Minister Canning (einer der größten Narren, die die Erde je getragen,) ihn zu dieser seltsamen Einmischung vermocht hat, wenigstens war es der englische Gesandte, der mit der neuen Constitutionskarte aus Brasilien angeschifft kam. Dom Miguel war nämlich den Liberalen abgeneigt und deshalb aus Portugal entfernt worden, und der Englische Minister hoffte ohne Zweifel, mit Hülfe der liberalen Charte und während der Regentschaft einer jungen Prinzessin (sie war 25 Jahr), in Portugal zu herrschen. Allein es kam anders.

Kaum war das liberale Machwerk publicirt, neumodische Cortes zusammengerufen, demagogische Gesetze gegeben und angesehene Männer des alten Glaubens verfolgt, so brach die Unzufriedenheit aus. Dom Miguel wurde an einigen Orten zum König ausgerufen, Regimenter verließen ihre Fahnen und ein Bürgerkrieg brach aus. Er selbst nahm in-

dessen keine Notiz davon, sondern blieb in Wien oder wurde dort zurückgehalten.

Nun sendete Hr. Canning, mit ungeheurem Beifall der Demagogen, eine englische Armee nach Portugal mit dem Feldmarschall Beresford, um wieder eine portugiesische Armee, wie zu Wellington's Zeit, zu organisiren. Zu seiner und seiner Freunde größten Verwunderung aber wurde diese Armee vom Volke auf das schlechteste empfangen, die Soldaten todtgeschlagen, wenn sie sich einzeln sehen ließen, und es zeigte sich bald, daß sie viel zu schwach war (10,000 Mann), um irgend etwas ausrichten zu können. — Nach einigen Märschen und ehe sie an die sogenannten Rebellen gekommen war, fand man für besser, sie wieder nach Lissabon zurückzuschicken. Nicht besser ging es mit dem designirten Feldherren. Wie er sahe: daß er die Liberalen bewaffnen und anführen sollte, bedankte er sich für diese Ehre und ging nach England zurück, und die Liberalen hinwiederum hatten sich von ihm, einem bekannten Royalisten, nicht wollen anführen lassen! —

So erndtete Canning nur den Spott und die Schande, eine Revolution in ein friedliches Land gebracht zu haben, das deren nicht begehrte, er, der Minister des Landes, welches zwanzig Jahre lang die Revolution siegreich bekämpft hatte!

In der sogenannten Rebellion, die von Spanien Unterstützung hoffte und nicht erhielt, war indessen auch kein Zusammenhang. An einigen Orten geschlagen, entwichen die Royalisten nach Spanien zur selben Zeit, wo spanische Liberale, denen auch kleine Aufstände mißglückten, nach Portugal entwichen.

In Frankreich, wo Villèle noch immer Minister ist, fing es an, etwas unruhiger zu werden. Er hatte, um das Geld zur Emigranten-Entschädigung zusammen zu bringen, eine Herabsetzung der Renten (Zinsen der Staats-Papiere) durchzusetzen gesucht. In der Deputirten-Kammer, die zum größten Theil aus Grundbesitzern (Nicht-Speculanten) besteht, war sein Vor-

schlag genehmigt worden. In der Pairs-Kammer aber fiel er durch, weil diese, verkehrter Weise, großen Theils aus Speculanten besteht, den ehemaligen Senatoren Bonaparte's und denjenigen Pairs, die Ludwig der Achtzehnte creirt hatte, wie der Demagoge Decazes Minister war. Es mußte nun ein anderes Renten-Gesetz geschmiedet und durchgesetzt werden, welches beiden Parteien gefiel und also nicht halb, nicht ganz war. Genau eben so ging es mit einem Gesetz gegen die Zügellosigkeit der Presse und mit einigen andern. Um nun nicht jedesmal an der Demagogie der Pairs zu scheitern, mußte man das Gegenmanöver gegen das Decazes'sche, vor acht Jahren applicirte, vornehmen und eine große Zahl neuer, royalistisch gesinnter Pairs creiren, was großes Geschrei verursachte.

Eben so waren die Gerichtshöfe noch demagogisch. Bei verschiedenen Preßvergehen entschieden sie für die Angeklagten.

Da nun die Rekrutirung dieser Gerichte und aller Beamten nicht anders, als aus der heranwachsenden Jugend geschehen konnte, der Unterricht aber in den Händen der liberalen Lehrer war, und es keine andere als solche in Frankreich gab, (ein nicht liberaler Gelehrter ist so selten wie ein weißer Rabe!) so mußte durchaus dafür gesorgt werden, wenn die Restauration definitiv consolidirt werden sollte, daß die Jugend in anderen Grundsätzen erzogen würde. Und dazu fehlte es in der That an jedem anderen Mittel, als die Erziehung der Geistlichkeit (durch die Revolution klug geworden) und in dieser den Jesuiten, als den einzigen wissenschaftlich gebildeten, anzuvertrauen. War dieses ein Nothbehelf, so ist auch möglich, daß die Frömmelei des Königs das Ihrige dazu beitrug, kurz, die Jesuiten wurden wieder eingelassen, und sie legten eine große Menge Schulen und Erziehungshäuser an. Dieses erregte wieder Geschrei, und was das übelste war, eine große Menge von Royalisten, welche die Wiederkehr des Aberglaubens und des Priester-Despotismus fürchteten und nicht einsahen, daß wenn

es nur ein Mittel gegen ein großes Uebel giebt, man es ergreifen muß, trennten sich von der Partei des Villèle und gingen momentan zu den Liberalen über.

Da nun auch, ungeachtet während der Dauer der Sitzungen die siebenjährige Dauer der Kammer beschlossen war, dennoch die drei Jahre vorüber waren, auf welche die jetzigen Mitglieder gewählt waren, vielleicht auch, weil man hoffte, statt der abgefallenen Royalisten getreue hineinzubringen, so wurde die Kammer aufgelöst und jetzt, December 1827, eine neue gewählt.

Der Erfolg entsprach aber den Erwartungen nicht. Die Meinungen waren durch die erwähnten Umstände zu sehr aufgeregt. Es scheint gewiß, daß die Minister so in der Minorität stehen werden, daß man glaubt, sie werden ihre Stellen aufgeben müssen.

Ich halte dies für ein Unglück, denn eben, daß alle Liberale seit einem Jahre sich gegen Villèle heiser schreien, ist mir der sicherste Beweis, daß er ein tüchtiger Miuister war. (P. S. So eben ist er abgesetzt worden, 14ten Januar 1828.)

Auch in England erlebten die Liberalen einen kurzen Triumph. Nachdem Lord Liverpool vom Schlage getroffen worden war, kam es darauf an, einen anderen Premier-Minister zu ernennen. Der König conferirte mit dem Großkanzler Lord Eldon, dem Minister Peel, Lord Wellington u. s. w. Diese sagten ihm frei heraus: daß ein Ministerium übereinstimmend gesinnt sein müsse, und daß sie daher kein genügendes zusammensetzen könnten, wenn Canning, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, darin bliebe, der vorzüglich wegen Emancipation der irländischen Katholiken entgegengesetzter Meinung mit ihnen allen sei. Der König, der ihn nicht gern verlieren wollte, ließ ihn kommen; er aber machte keine Schwierigkeit und wurde zum Premier-Minister ernannt. Alsbald nahmen jene, wie er ohne Zweifel vorhergesehen, aber dem Könige weislich ver-

schwiegen hatte, sämmtlich ihren Abschied aus dem **Ministerio** und dem Geheimen Rathe. Er aber besetzte nun sogleich alle Stellen mit Liberalen und bisherigen Oppositionsmännern; sogar Tierney! Die liberale Partei erhob nun ein gewaltiges Geschrei, wie über einen Verrath, daß jene Männer mit ihrem Liebling nicht hatten dienen wollen. Alle rechtschaffenen Leute achteten sie um so höher, als sie ihre Grundsätze nicht ihrem Posten hatten zum Opfer bringen wollen.

Wie Canning sich in der portugiesischen Angelegenheit prostituirte, ist schon erzählt. Kurz darauf bekam er ein Nervenfieber von Anstrengung und von Sorgen und starb.

Es scheint, als ob Niemand mehr dem Posten eines Premier-Ministers in England gewachsen sei, und daß die Anstrengung, so viele Geschäfte in allen Welttheilen zu leiten, und die nutzlose Zeitverschwendung der Parlaments-Debatten die menschlichen Kräfte übersteige. Pitt, nur einige 40 Jahre alt, erlag ihnen, Fox auch nach ganz kurzem Ministerio, Percival ermordet, Castlereagh wahnsinnig und schnitt sich den Hals ab, Liverpool rührte der Schlag, Canning nach ganz kurzem Ministerio ebenfalls erliegend!

Der König mochte jenen rechtschaffenen Ministern ihren Schritt noch nicht verziehen haben, denn er setzte sich ein Ministerium aus meist unbedeutenden Personen zusammen, an deren Spitze Herr Robinson kam, der zum Lord Goderich ernannt wurde. Es scheint mit ihm nicht gehen zu wollen.

Die Liberalen erhoben über den Verlust ihres Canning, der nur geredet, aber nichts als jenen dummen Streich und die Anerkennung der neuen Amerikanischen Republiken (schon als Minister des Auswärtigen*)) zu Stande gebracht hatte, ein Lamentiren durch ganz Europa. Ein sicherer Beweis, daß

*) Und 1847 den Raub von Kopenhagen. A. d. H.

er nichts taugte. Es wurden Medaillen geschlagen, Monumente gebaut u. s. w.

Schon seit Liverpools Zeit arbeitete England an der Pacification der Griechen in dem Sinne, daß Rußland nichts dabei gewinnen sollte. Es gelang ihm, durch eine vom Herzog von Wellington in Petersburg und Paris geführte Unterhandlung, einen Tractat zu Stande zu bringen, nach welchem eine verbündete Flotte der drei Mächte in den Archipelagus segeln und die Streitenden dadurch zum Frieden bringen sollte, daß sie den bedrohte, der den andern nicht in Ruhe lassen würde. Dies wurde in Constantinopel modificirt, Mahmud aber erwiederte ganz vernünftig: was er mit seinen rebellischen Unterthanen abzumachen hätte, darin hätten sie nicht mitzureden.

Unmöglich hatten englische Minister voraussetzen können, daß zwischen einer solchen Flotte und der Türkischen nicht Reibungen vorfallen müßten, wenn man gleich an anderen Orten so kurzsichtig gewesen seyn mag. Was vorauszusetzen war, geschah. Kaum war die Flotte unter Oberbefehl des englischen Admirals Codrington und unter dem Französischen Admiral de Rigny, dem Russischen von Heyden im Archipel erschienen, hatte Ibrahim Pascha zur Ruhe ermahnt und eine Art von Waffenstillstand mit ihm geschlossen, als dieser sich daran nicht kehrte und in Morea zu sengen, zu brennen und zu morden fortfuhr. Nun griff die verbündete Flotte am 20sten November 1827 die im Hafen von Navarin liegende türkisch-ägyptische Flotte an nnd zerstörte sie gänzlich.

Die Engländer hatten nun ihre wahrscheinliche Hauptabsicht erreicht, daß es keine türkische Flotte mehr gab, aber es entstanden neue Verwickelungen, vorzüglich für Rußland.

Hier war der Kaiser Alexander am 1sten December 1825 auf einer Reise zu Taganrog am schwarzen Meer gestorben. Die Verzichtleistungen des Großfürsten Constantin auf den Thron, sein edler Wettstreit mit seinem jüngeren Bruder Nico-

laus, wo, der eine in Warschau, der andere in Petersburg, ein jeder dem anderen huldigte, bis endlich Nicolaus sich entschloß den Thron zu besteigen, und die lange vorbereitete, hierdurch aber beschleunigte Empörung eines Theils der Garden, des Pöbels, und einiger anderer Truppen, welche durch die Festigkeit des jungen Kaisers gedämpft wurde, sind bekannt.

Nach den vielen Unterhandlungen mit den Türken war ein Tractat zu Akierman 1826 mit ihnen zu Stande gekommen, der sich auf die Moldau und Wallachei und auf einige asiatische Festungen bezog.

Wegen der Griechen aber war man um keinen Schritt vorwärts gekommen. Daher hatte sich auch der Kaiser bei dem vorher erwähnten, mit Wellington geschlossenen Tractat reservirt: daß wenn die gemeinschaftliche Maaßregel im Mittelländischen Meere nicht zum Ziele führe, es ihm unbenommen bleibe, seinen eigenen Weg zu gehen. Nach der Schlacht von Navarin nun gaben die Gesandten in Constantinopel sich alle mögliche Mühe, den Sultan zu überreden, daß die Verbrennung seiner Flotte und der Tod von 5000 Türken nur eine Liebkosung gewesen sey, die das gute Vernehmen nicht stören könnte, vorzüglich wenn er den Griechen Freiheiten bewilligen wolle. Aber er wollte dies durchaus nicht begreifen, er meinte, es sei keine Liebkosung, sondern vielmehr eine tüchtige Ohrfeige, erklärte alle Verbindung mit den drei Mächten für aufgehoben, und war nach europäisch politischen Begriffen so intractabel, daß die drei Gesandten sich entschließen mußten, abzureisen.

Für Rußland ist nun die Folge, daß wenn alle Tractate von den Türken für aufgehoben erachtet werden, auch der von Akierman seine Gültigkeit verloren hat, derjenige, durch den Rußland sich beschwichtigen ließ, von seinen Forderungen zu Gunsten der Griechen zu schweigen. Seine Ehre ist also verpfändet, und es wird wenigstens die Moldau und Wallachei in Besitz nehmen müssen. Was nun weiter daraus werden,

und wie die Sache ein Ende gewinnen soll, da Oesterreich, welches an der Spitze der Philotürken in Europa steht, und auch England und Frankreich nicht zugeben werden, daß etwas gegen Constantinopel durchgeführt werde, ist noch nicht abzusehen.

In unserem Lande fing in den verflossenen zwei Jahren alles an, etwas mehr Consistenz zu gewinnen.

Die Landtage, die nach und nach in allen Provinzen gehalten wurden, waren so übereinstimmend in ihren Klagen gegen die demagogische Verwaltung, daß sie Consistenz zu gewinnen anfingen, und daß kaum mehr eine Sache in den Ministerien aufkommen konnte, von der es nicht hieß: da müssen erst die Stände befragt werden! und so entstand wenigstens fürs erste ein Stillstand im Revolutioniren.

Im Staatsrath, den jetzt der Herzog Carl von Mecklenburg, des Königs Schwager, präsidirte, gewann die bessere Partei die Oberhand, die Demagogen waren etwas eingeschüchtert, und so gingen einige erhaltende Gesetze durch. Der Graf Lottum gewann wunderbar schnell Kenntniß von den Landtags-Angelegenheiten und war immer auf der guten Seite. Nachdem der Finanzminister Klewitz entfernt worden und der Herr von Motz an seine Stelle getreten war, fand sich auch mit einemmale Geld, ich weiß noch eigentlich nicht, woher*), und von Verlegenheiten war nicht mehr die Rede.

Auch die gefürchtete Ehe des Königs ging gut, und vorzüglich seit er im December 1826 das Bein gebrochen und die Fürstin Liegnitz ihn sehr gut gepflegt hatte, lebte er auf's Beste mit ihr und ward so heiter und freundlich gegen alle Welt, wie man ihn lange nicht gesehen hatte.

---

*) Lediglich durch Ordnung und Gewissenhaftigkeit. A. d. H.

Auf mich selber zu kommen, so hatte ich in diesem Zeitraume das Glück, meinen so lange gehegten Wunsch, den Militairdienst zu verlassen, ins Werk richten zu können.

Verschiedene dienstliche Unannehmlichkeiten hatten mich zu dem Entschlusse bestimmt. Da indessen gerade der zweite Brandenburgische Landtag eröffnet wurde und der König mich zum Stellvertreter des Landmarschalls ernannte (dessen Stelle ich auch wirklich einnehmen und den Landtag präsidiren mußte, da er krank war und nachher starb), so beschloß ich, erst diesen abzumachen, und den Schritt bis zu meiner Rückkehr zu versparen.

Kaum war ich aber in Berlin, als der Kriegsminister mir eröffnete: daß die Division in Breslau vacant werde und daß ich sie haben sollte. Er gebe mir zu bedenken, daß nachdem ich schon vor zwei Jahren eine Division ausgeschlagen, ich doch nun zu hoch hinauf sei, um Brigade-Commandeur zu bleiben u. s. w. Nun stand die Sache auf der Spitze. Die Gründe, die mich immer bewogen hatten, mich nicht von Friedersdorf zu entfernen, bestanden in ihrer ganzen Kraft und nun, in meinem Alter, es auf 35 Meilen Entfernung noch aus den Augen zu verlieren, ging gar nicht an. Ich schrieb also sogleich um meinen Abschied, redete bloß von meiner Gesundheit und belegte sie, der Wahrheit gemäß, mit ärztlichen Attesten. Ich erhielt ihn auf's gnädigste, wurde dabei zum General-Lieutenant ernannt mit der chargengemäßen Pension, ohne daß ich um eines von beiden gebeten hätte, wie meine Papiere erweisen. Da dies in Berlin geschah, wo ich mich wegen des Landtages alle Tage zeigen mußte, so erhielt ich die größten Beweise der Theilnahme und des Bedauerns, namentlich von dem Kronprinzen und den beiden Prinzen Wilhelm. Gleich darauf wurde ich zum Mitgliede des Staatsraths ernannt und späterhin in dessen Abtheilung des Innern versetzt.

Der König ließ mich, nachdem er von seinem Beinbruch, an dem er eben darniederlag, wieder hergestellt war, nach Potsdam kommen, ging mir, wie ich eintrat, durch den halben Saal entgegen, reichte mir die Hand und sagte ganz laut vor fünfzig Personen: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren, aber freilich, mit solchem Uebel, besser sich drein geben, als schlimmer machen", und wie ich darauf einige Worte erwiederte: „Mir sehr wohl bekannt, immer nach Grundsätzen gehandelt, und in allen Verhältnissen gut gedient haben"! So hatte ich denn, obgleich ich beinahe immer in der Linie gedient hatte, eine der sonderbarsten Militair-Carrieren gemacht, da ich niemals weder eine Schwadron noch ein Regiment gehabt hatte. 1790 Junker, 1791 Officier, nahm ich 1802, wo ich Premier-Lieutenant war, den Abschied; 1805 bei meinem Wiedereintritt als Adjutant des Fürsten Hohenlohe, wurde ich Rittmeister und im Mai 1807 in Königsberg Major. Da ich nun damals, als Chef eines Freicorps, welches aus einem Cavallerie-Regiment und einem Infanterie-Bataillon bestand, die Stellung hatte, wie jetzt ein Brigade-Commandeur, als welcher (zuerst Landwehr-Brigadier genannt) ich auch 1813 wieder eintrat, so bin ich 20 Jahre lang als Major, Oberst-Lieutenant, Oberst und General-Major in demselben Wirkungskreise geblieben, gewiß ein einziges Beispiel! Erwägt man nun den Verdruß, in schwierigen Zeiten immer die größte Arbeit und Verantwortlichkeit sich aufgelegt zu sehen, dann aber wieder in ein untergeordnetes Verhältniß zurückzufallen, die Passe droits, die mir während der Kriegszeit geschahen (welche den Effekt hatten, daß ich da erst zur Division rücken sollte, wo ich sonst schon zum kommandirenden General gerückt wäre), und manche Verdrießlichkeiten, die ich in den letzten 10 Jahren gehabt hatte, so wird man sich nicht wundern, daß ich die Lust zum Dienste verloren hatte.

Aber auch die ganze neue Verfassung der Armee war von der Art, daß es mir keine Freude mehr brachte, darin zu verweilen. Weder die Zusammensetzung, noch das Avancement, Disciplin, Justiz-Verfassung und Behandlung waren nach meinem Sinne.

1) Die Zusammensetzung. Zwei Armeen neben einander: die eine alle drei Jahre erneuert, also ewig aus jungen Soldaten bestehend, die andere (Landwehr) ganz und gar aus zwar ehemals ausexerzirten Soldaten bestehend, die aber, ihren häuslichen Geschäften zurückgegeben und beinahe niemals zusammengezogen, den Soldaten vergessen haben. Sie hat zwar alle Jahr eine vierzehntägige Uebung, allein der Etat dieser Zusammenziehung ist um so viel schwächer als die Zahl der Landwehrmänner, daß viele von diesen niemals zur Uebung kommen. Dazu kömmt noch, daß die erste dieser Armeen von gedienten Offizieren geführt wird, die unter der Last des Dienstes und des ewigen Dressirens erliegen und durch die Behandlung die sie erfahren, mißmüthig gemacht werden, — die zweite aber von Bürgern, die ein Jahr gedient haben, die von ihren Nachbarn und Freunden zu Offizieren gewählt werden, bei ihren Untergebenen aber keine Autorität haben, weil sie nichts verstehen, und von denen Viele selber kein anderes Interesse am Dienst und keine andere Liebe zu ihrem Stande haben, als daß sie, weil sie doch einmal exerciren müssen, dies lieber als Offizier thun wollen, als einen Tornister und ein Gewehr zu tragen. Und so wie die Linien-Offiziere auf's Aeußerste gequält werden, so wird diesen Bürger-Offizieren unglaublich viel weiß gemacht, wenn ihre Soldaten, ohne ihr Zuthun, ordentlich exerciren. Diese Formation widerspricht aller Erfahrung und den Aussprüchen aller Feldherren. Beide sagen: daß mit guten Offizieren und guten Stämmen (cadres) man eine Armee sehr leicht vollzählig und kriegsfertig machen kann. Hier

aber ist eine Rekruten-Armee ohne Stamm und eine andere ohne Offiziere!

2) Das Avancement. Wer in den Divisionsschulen so und so viel Mathematik und so und so viel Geschichte gelernt hat, der wird Offizier! unbekümmert darum: wie er sonst erzogen ist, und ob er den Dienst ordentlich versteht und Charakterstärke und Ehre gezeigt hat. Dies für die Linie, — von den Officiers citoyens haben wir schon geredet! Viele aber dienen nur eine Zeit lang, um dann eine Versorgung zu bekommen, ganz verschieden von den alten Preußischen Offizieren, — die nur daran dachten, als Soldaten zu leben und zu sterben.

3) Die Disciplin und Justizverfassung. In zu großem Widerspruch mit der sonst an einigen Orten zu großen Strenge ist die Disciplin zu lax geworden. Kein Offizier wagt es leicht, einen widerspenstigen Untergebenen zu bestrafen, weil sich immer irgend ein Umstand findet, aus dem demonstrirt werden kann, er habe seine Befugniß überschritten, was ihn dann unfehlbar auf die Festung bringt. Also beständige Anzeigen und Untersuchungen, wodurch denn die ganze militairische Disciplin einzig und allein in den Händen der Militair-Justizbeamten, der Auditeure, liegt. Diese sind nun schon an und für sich, wie alle Rechtsgelehrte, liberal, und sodann haben diese zahlreichen Untersuchungen auch schon längst die Kriegsartikel unzulänglich gemacht. Daher hat denn das allgemeine Landrecht auf die Militair-Untersuchungen und Bestrafungen angewendet werden müssen. Dieses aber ist auf die Freiheit und Gleichheit gegründet und wird nun angewendet auf einen Stand, dessen Wesen in der vollendetsten Ungleichheit besteht, und in welchem der eine Stufe höher Stehende oder nur um einen Tag Aeltere die unbedingteste Gewalt haben soll über den Niederen und Jüngeren! —

Der Erfolg kann nicht zweifelhaft seyn. Der verschmitzte Kerl, der im Landrecht bewandert ist und schon oft vor Gericht gestanden hat, kann sicher seyn, durch diesen Gleichheits-Coder von der Strafe befreit zu werden, welche die wahre Disciplin der Ungleichheit ihm auflegen würde, und auch Offiziere, die sonst ohne Weiteres wegen ehrloser Handlungen ausgestoßen worden wären, bleiben unangefochten, wenn sie sich hinter ein Kriegsgericht zu flüchten verstehen, welches sie losspricht, weil das Landrecht keine Ehre kennt. Die Auflösung wäre schon längst eingetreten, wenn nicht der alte Fritz noch in den Offizieren lebte, den Söhnen des alten Militair- und Landadels, welche die Ehre mit den größten Opfern aufrecht erhalten, und mit ihrer Persönlichkeit ihre Autorität schützen, unbekümmert darum: ob sie deshalb Monate oder Jahre auf der Festung zubringen müssen.

So wie nun die Behandlung des gemeinen Mannes weichlich und unsoldatisch ist, so ist die der Offiziere herabwürdigend. Wie strenge auch sonst der Dienst genommen werden mochte, so wurde der Offizier doch außer demselben stets wie ein Mann von Stande und von Erziehung behandelt. Alle Gesellschaften standen ihm offen und selbst bei Hofe war der jüngste Offizier angesehen, wenn seine Geburt und seine Erziehung für ihn sprachen.

Jetzt ist er nur eine Maschine, zum Exerciren bestimmt uud dafür (schlecht genug) bezahlt. Die Vorgesetzten gehen mit ihm nicht um. (Vielleicht habe ich die große Liebe und Anhänglichkeit, die ich allenthalben gefunden, trotz meiner Strenge im Dienst, der Behandlung meiner Untergebenen außer Dienst, als Leute meines Standes zu verdanken.) Niemand sieht ihn bei sich. Bei Hof erscheinen sie in Reih und Glied. Kein General gilt etwas, sobald ein älterer da ist (nur in Zeiten der Noth greifen sie zu!), und selbst der älteste und vornehmste muß sich von jeder Civilbehörde auf der Nase spielen lassen.

Nur die Masse, als Exercirmaschine, wird in Betrachtung gezogen.

Wie mußte es nun mir, der ich in den damaligen Vorrechten meines Standes und in der alten Armee aufgewachsen war, in dieser neuen gefallen? Statt der unbedingten Strenge auf dem Exercirplatze jetzt Nachlässigkeit, statt der sonst durchaus ehrenvollen Behandlung außer Dienst jetzt ein Vermischen mit der Masse und demgemäße unangenehme Briefe.

Auch im bürgerlichen Leben war es eben so und dieser Art der Gleichmacherei konnte sich freilich Niemand entziehen.

Eine neue Arbeit steht mir bevor. Auf das Andringen des Landtages hat der König den Kurmärkischen Ständen ihr Landarmenwesen zurückgegeben. Ich habe erzählt, wie im Jahr 1811 mir die Landarmen-Kasse geraubt wurde, dem die damals versammelten Stände sie übergeben hatten, nachdem die bedrängte Landarmen-Direction ihre Stelle niedergelegt hatte. Ich hatte die Schlüssel des von den Abgesendeten der Kurmärkischen Regierung hinter meinem Rücken erbrochenen Tresor-Kastens 13 Jahre lang in Friedersdorf verwahrt und sie dem ersten Landtag, 1824, als ein Wahrzeichen übergeben, daß sein Eigenthum daran noch de jure conservirt sey.

Jetzt hat mich der letzte Landtag wieder zum ersten Landarmen-Director gewählt. Ich werde also das geraubte Eigenthum der Stände wieder in Empfang nehmen, das Landarmenwesen wieder einrichten, und die Provinz von Vagabunden säubern, denn unter der jetzt 17jährigen Verwaltung der Regierung sind die Gelder zu anderen Zwecken verwendet worden, und beinahe nicht mehr erlaubt gewesen, einen Vagabunden aufzugreifen und ihn in das Landarmenhaus abzuliefern. Dies wird nun wieder eine tüchtige Arbeit seyn. Ich werde suchen, die Sache in Ordnung zu bringen, wozu einige Jahre gehören werden, und dann den unangenehmen Posten wieder abgeben.

Mit meinem Vermögenszustande ist in diesen letzten zwei Jahren keine Veränderung eingetreten. Die große Vermehrung der Schäferei hat den gehofften Ertrag nicht geliefert, weil mit ihr gleichzeitig der Preis der Wolle so sehr gefallen ist, aber sie hat doch, verbunden mit den wieder steigenden Getreidepreisen geholfen, die Angelegenheit meiner Wirthschaft in Gang zu erhalten. Das Rechnungsjahr 1826 — 1827 war das einträglichste von allen 24 seit 1803. Schon hoffte ich ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigen zu können, nämlich mein altes Schloß mit einem neuen Dache zu versehen und einige bauliche Veränderungen darin vorzunehmen, allein die gänzlich fehlgeschlagene Ernte von 1827 (durch die unerhörte Dürre) wird es in diesem Jahre so an Einnahmen fehlen lassen, daß ich darauf werde Verzicht leisten müssen. Gleichwohl ist der Bau nothwendig, wenn meine Kinder noch in diesem Hause wohnen sollen, mit dessen Mängeln ich mich nun schon über 20 Jahre lang behelfe. — So lange schon habe ich den Umbau beschlossen und aufgeschoben. Und seit 22 Jahren (seit dem Brande) steht der unvollendete Wirthschaftshof offen und wartet auf Geld zu seiner Vollendung*).

Man wird mir zugestehen, daß ich warten und mich in die Zeiten schicken gelernt habe!

Friedersdorf, den 18ten Januar 1828.

*) Anm. d. Her.: Das Haus ward im Sommer 1828 renovirt, der Wirthschaftshof im Herbst 1837 vollendet.

Schluss des Herausgebers.

Mit 1828 hören alle eigenhändigen Aufzeichnungen des sel. Marwitz auf. Den 7ten Decbr. 1837 ging er aus einem Leben voll Unruhe in die ewige Ruhe ein. — Zwei Auszüge aus einem Nekrolog von befreundeter Hand, der kurz nach seinem Tod erschien, werden seine eigenen Erzählungen passend ergänzen und beschließen: 1) Eine Schilderung seines Wirkens als Gutsherr; 2) Eine kurze Erzählung seines Lebens seit seiner Entlassung aus dem Dienste und eine allgemeine Charakterschilderung, die in seinen Schriften vollauf Bestätigung findet.

1. V. d. Marwitz, als Gutsherr.

Von der Zeit an, daß v. d. Marwitz angefangen hatte, Friedersdorf selbst zu bewirthschaften, war dasselbe mit allen seinen Unterthanen und Einsassen ein besonderer Gegenstand seiner väterlichen Sorge. Er hielt mit Strenge auf Zucht und Sitte, auf ordentlich Haushalten, auf die würdige Feier der Sonn- und Festtage, litt in der Gemeinde keinen Trunkenbold, keinen liederlichen Wirth und keinen untreuen Dienstboten. Dagegen vertrat er seine Unterthanen gegen Jedermann, stand ihnen mit Rath und That zur Seite, sorgte für die Armen und Kranken, nahm sich der Wittwen und Waisen an, und ließ es bei gutem Willen und ernstem Streben an Ermunterungen und Belohnungen nicht fehlen. — In der ganzen Umgegend haben wiederholte (angelegte) Feuersbrünste fast alle Dörfer zerstört; in Friedersdorf ist nie eine solche ausgebrochen.

— Insbesondere lag dem getreuen Gutsherrn die Schule am Herzen. Er besuchte dieselbe regelmäßig, prüfte die Kinder, bezeigte den Wohlgesitteten und Fleißigen sein Wohlgefallen, drang auf einen ununterbrochenen Schulbesuch und schaffte den nöthigen Schulbedarf auf seine Kosten an. — In Fleiß und guter Wirthschaft, in Frömmigkeit und strenger Sittlichkeit, in einem rechtschaffenen Wandel strebte er, seiner Gemeinde ein Vorbild und Muster zu seyn.

2. Die letzten Lebensjahre. — Charakterschilderung.

Das Vertrauen des Königs hatte ihn in den Staatsrath berufen, und wer sein Wirken in dieser wichtigen Stellung zu beobachten Gelegenheit hatte, giebt ihm das Zeugniß, daß er in wahrer Liebe für die Wohlfahrt des Staates mit Ernst, Freimuth und Nachdruck gesprochen, und was ihm zum schriftlichen Gutachten anvertraut wurde, mit großer Sachkenntniß, mit Gründlichkeit und Klarheit bearbeitet habe. — Dasselbe gilt von seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen auf den Communal-Landtagen der Provinz Brandenburg, die er in den Jahren 1827, 1829, 1831 als Landtags-Marschall leitete; hier überraschte er oft auch gewandte und erfahrene Geschäftsmänner durch die geschickte Hervorhebung der Hauptsache, durch die klare überzeugende Darstellung, durch die gedrängte, kernigte, oft witzige und geistreiche Sprache. Als im Jahr 1828 die Kurmärkische Land-Armen-Anstalt den Ständen zur Verwaltung zurückgegeben wurde, erwählten ihn dieselben zum ersten Director, ein mühevolles Amt, das er bis 1833 mit großer Treue und Thätigkeit verwaltete. Seine Majestät der König, der diese vielfachen Verdienste des für das allgemeine Beste unermüdet thätigen Mannes erkannte, verlieh ihm 1822 den rothen Adlerorden 3r, und 1826 den 2r Classe, und dazu 1832 den Stern.

Die Beschwerden des Krieges und die Anstrengungen eines thätigen Lebens hatten die Gesundheit des sonst kräftigen Mannes sehr angegriffen, dazu kam ein tiefer Schmerz über den Verlust eines trefflichen, talentvollen Sohnes, der zu den besten Hoffnungen berechtigte und der in einem Alter von 14½ Jahr als Zögling der Ritter-Akademie zu Brandenburg den 11ten April 1833 starb.

Seit dieser Zeit zog sich der tiefgebeugte Vater von allen öffentlichen Geschäften zurück, kränkelte viel und lebte nur seiner Familie und seinen Unterthanen. Im Herbst des Jahres 1837 ging er seinem Ende bemerkbar entgegen und am 22sten Oct. fuhr er zum letzten Male bei schönem Wetter aus, um sich noch einmal an dem Anblick seines 35 Jahre gepflegten väterlichen Erbes zu erfreuen. — Nach zweimonatlichen heftigen Schmerzen, 24stündigem Todeskampf, starb er am 6ten December mit der Fassung der Seele und der freudigen Zuversicht, die einem frommen Kriegsmanne geziemt.

Er war ein Mann von altrömischem Charakter, eine kräftige, gediegene Natur, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der in seiner Nähe nichts Unwürdiges duldete, allem Schlechten entschieden in den Weg trat, Recht und Wahrheit vertheidigte gegen Jedermann, der die Furcht nicht kannte und immer in den Reihen der Edelsten und Besten zu finden war. Manchen erschien er hart und rauh, aber das ernste und kräftige Wort barg den reinsten Willen und die edelste Absicht. — Wie er streng war gegen sich selbst, war er es auch gegen Andere. Er ließ sich gern belehren und gestand einen Irrthum ohne Bemäntelung ein. Alles Versteckte, Unklare und Erheuchelte war ihm von Herzen zuwider; er konnte darüber in den heftigsten Zorn gerathen.

Den Inhalt der christlichen Offenbarung hatte er nicht nur in's Gefühl, sondern in das Bewußtseyn aufgenommen, so daß daraus sich eine von den Wahrheiten des Christenthums

gründlich durchdrungene Gesinnung gebildet hatte. Wie ächt seine Frömmigkeit, wie fern er von Selbstbetrug und wie sehr ihm jede Lobeserhebung zuwider war, zeigt folgende Stelle in seinem Testament, in welcher er seine Leichenbestattung anordnet:

„Am nächsten Sonntage wird meine Gedächtnißpredigt gehalten, über den Text Joh. 11, V. 25 u. 26. — In dieser Predigt soll sich der Prediger an den Text halten und mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden gethan, sondern nur zeigen, wie das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist zu dem ewigen, und der Tod der Eintritt in dies Leben durch den Glauben. Er kann aber sagen, daß ich gestrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohlseyn für nichts achtend (weil es wahr ist), und daß dabei mein Hoffen auf Gott gerichtet war, daß er mich nach meinem Tode wird eingehen lassen in das ewige Leben. — Zum Schluß soll er sich an meine Söhne*) wenden, und sie öffentlich ermahnen, immer treu zu seyn in ihrem Beruf, ihr Leben zu weihen ihrem Könige, ihrem Vaterlande und ihren Mitbürgern und dabei immer Gott vor Augen und im Herzen zu haben."

*) Der Verstorbene hatte das Testament im Jahr 1826 aufgesetzt, als sein ältester Sohn Gebhard noch lebte. Er hinterließ nur Einen Sohn, Bernhard, der sein Nachfolger in Friedersdorf geworden ist.

Gedruckt bei E. S. Mittler und Sohn.

Aus dem Nachlasse

Friedrich August Ludwig's von der Marwitz

auf Friedersdorf,

Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D.

Zweiter Band.

Militairische Aufsätze. — Politische Aufsätze.

Berlin, 1852.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße Nr. 84. 85.)

Vorwort.

Der vorliegende Zweite und letzte Theil des Nachlasses des sel. Generals v. d. Marwitz enthält, wie in dem Vorworte zum ersten Theile schon angekündigt war, die militairischen Aufsätze und die politischen Aufsätze.

Ueber die Redaction dieser beiden Abtheilungen ist hier Rechenschaft abzulegen.

A. Militairische Aufsätze. Der Redaction dieses Abschnittes des Nachlasses hat ein berühmter militairischer Schriftsteller sich freundlichst unterzogen. Derselbe ist dabei von dem Grundsatze ausgegangen, alles Dasjenige möglichst vollständig zu geben, was auf eigener Anschauung und eigener Beurtheilung des sel. Generals v. d. Marwitz beruht, und auf diese Weise einerseits einen Originalbeitrag zur allgemeinen Kriegsgeschichte zu geben, andererseits die Biographie zu ergänzen. Wenn hiernach Manches, was Marwitz aus dem Munde Dritter und aus allgemeinen Nachrichten erzählt hatte, wegbleiben mußte, so hat auch die Form nicht immer unver-

ändert bleiben können. Doch ist die Ausdrucksweise des Originals durchaus erhalten worden. Manche Aufsätze sind, als offenbar bloß zu M.'s Privatgebrauch bestimmt, gar nicht mit abgedruckt.

Der Nr. I., der „Darstellung der Hergänge bei der Armee des Fürsten von Hohenlohe im Feldzuge von 1806", ist im Wesentlichen ein von Marwitz während des Feldzuges begonnenes, und später in Memel vollendetes Tagebuch zu Grunde gelegt worden. Ergänzt ist dieses aus anderen Aufzeichnungen, und namentlich aus den „Nachrichten aus meinem Leben".

Nr. II., „Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe-Oehringen" ist aus verschiedenen Materialien von dem Bearbeiter zusammengestellt. An vielen Stellen gedenkt Marwitz des Fürsten in einer Weise, die wohl geeignet ist, diesen ruhmgekrönten und zuletzt so unglücklichen Feldherrn zu charakterisiren. Solche Schilderungen sind theils in Schriftstücken enthalten, deren Veröffentlichung nicht beabsichtigt wird, theils an Stellen wo sie den Verlauf wichtiger Begebenheiten unterbrechen. Es erschien daher angemessen diese Schilderungen als selbstständiges Ganze zusammen zu fügen, freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Dennoch wird dieses Erinnerungsblatt an den edlen Fürsten, der eines biographischen Denkmals wohl würdig wäre, in den Augen Vieler seinen Werth haben.

Nr. III. Das „Tagebuch aus den Feldzügen 1813 und 1814" ist Auszug aus einem nach Anleitung des Generals v. d. Marwitz von dessen Adjutanten, Rittmeister v. Marschall, geführten Tagebuche, an einzelnen

Stellen aus anderen Schriftstücken ergänzt, namentlich aus dem Aufsatz über den Verfall der Reiterei (Nr. V.).

Nr. IV. Das „Tagebuch aus dem Feldzuge 1815" ist Auszug aus einem von Marwitz selbst geführten Tagebuche.

Nr. V. „Ueber die Ursachen des Verfalles der Preußischen Reiterei" ist ein in militairischen Kreisen im Manuscript längst vielfach bekannter Aufsatz. Er hat im Abdruck einige Abkürzungen erfahren, weil die angeführten Beispiele schon anderwärts namentlich in Nr. IV. sich erzählt finden.

B. Politische Aufsätze. Auch bei Herausgabe des politischen Nachlasses ist Vollständigkeit nicht angestrebt worden. Mancher Aufsatz ist ungedruckt geblieben, weil das darin Gesagte im Wesentlichen auch anderswo sich fand. Wer so von seinen Ueberzeugungen durchdrungen ist, wie Marwitz, und von Ueberzeugungen, mit denen er in Widerspruch gegen die allgemein geltenden Ansichten steht, wiederholt seine Sätze sehr oft, weil er kein anderes Mittel hat, sie eindringlich zu machen. Daher finden sich in M.'s Nachlasse vielfach Wiederholungen.

Von den hier abgedruckten Aufsätzen ist Nr. I. „Vom Religions-Edict und der Einführung des Allgemeinen Landrechts" aus den „Nachrichten aus meinem Leben" genommen. Diese Betrachtungen schienen hier besser ihren Platz zu finden als in der Biographie. Sie sind 1834 geschrieben.

Nr. II. „Aus dem Tagebuche eines Preußischen Patrioten vom November 1805 bis Februar 1806", sind Fragmente aus der bereits bei der Biographie er-

wähnten Schrift, die Marwitz im Frühjahr 1806 aus seinem im Hauptquartier und später in Berlin und Friedersdorf unter den brennenden Einflüssen des Augenblicks geführten Tagebuche zusammengestellt hat, um sie drucken zu lassen. Kein Buchhändler hatte den Muth die Herausgabe zu übernehmen. Freilich wäre ein solcher dem Schicksale Palm's nicht entgangen.

Nr. III., IV. und V. erklären sich von selbst, und aus den beigefügten Anmerkungen.

Nr. VI. „An den Kronprinzen" ist der unveränderte mit Allerh. Genehmigung erfolgte Abdruck eines an des jetzt regierenden Königs Majestät gerichteten Briefes.

Der Aufsatz Nr. VII. „Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg u. s. w." ist mehrfach abgekürzt, da Manches aus den Aufsätzen Nr. I. und Nr. III. sich in demselben wiederholt findet.

Nr. VIII. „Die Preußische Verfassung verglichen mit der Französischen" ist schon im verflossenen Jahre in der Neuen Preußischen Zeitung abgedruckt worden.

Ueber die Entstehung von Nr. IX. „Von den Ursachen der überhandnehmenden Verbrechen" findet sich das Nöthige im Aufsatze selbst.

Ein Aufsatz „Ueber die Zäumung mit der Kandare" erscheint als besonderes Heft, da er theilweise einen ganz anderen Leserkreis finden wird, als der Inhalt dieser beiden Bände.

Möge dieser zweite Band dieselbe Aufnahme finden wie der erste.

Inhalts-Verzeichniß.

Militairische Aufsätze.

Seite

I. Darstellung der Hergänge bei der Armee des Fürsten von Hohenlohe im Feldzuge von 1806 3
II. Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe-Oehringen 58
III. Tagebuch aus den Feldzügen von 1813 und 1814 68
IV. Tagebuch aus dem Feldzuge von 1815 115
V. Ueber die Ursachen des Verfalles der Preußischen Reiterei . 138
Nachtrag zu dem vorstehenden Aufsatze 157
Zusatz 181

Politische Aufsätze.

I. Vom Religions-Edikt und der Einführung des Landrechts.
A. Vom Religions-Edikt 187
B. Vom Allgemeinen Landrecht 194
II. Aus dem Tagebuch eines Preußischen Patrioten vom November 1805 bis Februar 1806 205
III. Abschiedsrede an mein Freicorps, am 1sten October 1807 . . 211
IV. Kritik des Stein'schen Testaments 214
Nachschrift 228
V. Ueber die beiden am 7ten und 16ten September 1811 von dem Staatskanzler v. Hardenberg gehaltenen Reden, nebst einer Einleitung, worin den Ursachen des Verfalls des Preußischen Staates nachgeforscht wird 230

Seite

Beilage zu Nr. V. Reden des Staatskanzlers Freiherrn v. Hardenberg in den ständischen Versammlungen zu Berlin 1811 (im Auszuge).

Erste Rede, gehalten am 23sten Februar 1811 . . 314

Zweite Rede, gehalten am 28sten Juni 1811 . . . 320

Dritte Rede, gehalten am 7ten September 1811 . 322

Vierte Rede, gehalten am 16ten September 1811 . 330

VI. An den Kronprinzen 337

VII. Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg, und wie ihnen zu helfen? 349

VIII. Die Preußische Verfassung verglichen mit der Französischen 391

IX. Von den Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen . . 404

Militairische Aufsätze.

I.

Darstellung der Hergänge bei der Armee des Fürsten von Hohenlohe

im Feldzuge von 1806.

In Folge der eingetretenen politischen Verwickelungen war Fürst Hohenlohe insgeheim nach Berlin berufen, wo ich ihm mit achtungsvoller Anhänglichkeit, aber ohne jeden anderen Zweck meine Aufwartung machte. Am 9ten September sagte 9. Septb.
er mir plötzlich: „Wollen Sie nicht wieder mit mir ziehen? Es giebt Krieg.“ Meine Antwort lautete: es möge wohl nach Krieg aussehen, werde jedoch gewiß wiederum ein miserables Ende nehmen wie im verflossenen Jahre.

„Nein! diesmal ist es Ernst.“ — Vielleicht für den gegenwärtigen Augenblick, doch bald genug wird sich Gelegenheit finden, den Ernst in einen schlechten Spaß zu verwandeln.

„Dafür wird Napoleon sorgen, daß es nicht geschehe. Er läßt uns nicht wieder heraus.“ — Dann wird es ein sehr blutiger Ernst werden.

„Und dann wollen Sie nicht mit?“ — Wenn es zum Letzten geht, werde ich nicht zu Hause bleiben, aber erst muß ich mit eigenen Augen sehen, daß dem so sey. Ich fürchte immer ein Blendwerk, wie das letztemal.

Folgenden Tages war ich wieder beim Fürsten, um mich 10. Sptb.
zu beurlauben. Er sprach: „Es ist kein Blendwerk! ich reise

morgen nach Dresden ab, die Armee ist da, die Sachsen gehen mit. Von dort breche ich sogleich an den Main auf. Der Herzog von Braunschweig sammelt seine Armee bei Halle. Glauben Sie es noch nicht? Wollen Sie noch zu Hause bleiben?" — In diesem Falle würde ich allerdings mitgehen, aber

„Schreiben Sie nur gleich an den König, ich esse zu Mittag in Charlottenburg und nehme den Brief mit." — Ich kann wirklich nicht um abermalige Anstellung an Seine Majestät schreiben. Erst vor drei Jahren habe ich den Abschied von den Gensd'armen genommen, voriges Jahr auf's Neue Anstellung gesucht und erhalten, und nach vier Monaten wieder um meine Entlassung gebeten. Wenn ich fortwährend bald Placirung, bald den Abschied nachsuche, muß der König glauben, ich wisse nicht was ich will; ist aber das Vaterland in Gefahr, so braucht er nur zu befehlen.

„Es ist in Gefahr! Doch haben Sie Recht. Der König wird Sie ungefragt wieder bei mir anstellen. Um vier Uhr bin ich zurück, seyn Sie dann hier."

Bei der Rückkehr eröffnete mir der Fürst: „Der König hat Sie wieder in Ihrem früheren Posten bei mir angestellt, morgen erhalten Sie den schriftlichen Befehl."

22. Sptb. Am 22sten September reiste ich nach Dresden ab, wo sich das Hauptquartier befand.

Wahrlich, die Aussichten waren nicht siegverkündend! Unter den schon anderwärts geschilderten schlimmen Folgen unserer schwankhaften Politik war eine der schlimmsten, daß die Mitglieder des damaligen Kriegs-Collegiums zur Klasse derjenigen gehörten, welche die Mobilmachung und den Marsch der Armee für ein bloßes Blendwerk hielten. Wer könnte sie deshalb verdammen, da sie von dem eigentlichen Stande der politischen Verwickelungen nichts erfuhren, und namentlich der König niemals ein Wort mit ihnen sprach. Da es an Geld gebrach, weil der vorhandene Schatz im verflossenen Jahre er-

schöpft worden, wollten sie sparen. Die ganze Ausrüstung wurde weit schlechter besorgt als früher, ja sie war mangelhaft bis in's Unglaubliche. Um nur einen Punkt anzuführen, besaß die Armee Hohenlohe's keine anderen Lazareth-Anstalten, als ein einziges sogenannt fliegendes Feld-Lazareth von geringer Bedeutung, und keine Munitions-Colonnen. Sie marschirte mit Einer Chargirung, und die Reserve-Munition ging erst am Tage der Schlacht bei Jena von Breslau ab.

Der Herzog von Braunschweig wollte diesmal durchaus nichts mit politischen Fragen zu thun haben, dagegen sein Verhältniß als ältester Feldmarschall beibehalten. Da nun voraussichtlich der Monarch nimmermehr eine so gefährliche Unternehmung ohne ihn oder ohne sein Wissen begonnen hätte, so erwuchs ein großer Uebelstand. Man wußte nicht, wie nach des Herzogs Ansichten der Feldzug einzuleiten sey, und inwieweit er die mit Hohenlohe getroffenen Verabredungen billige.

Inzwischen versammelte sich die Hauptarmee bei Halle, ohne daß der Herzog vorher in Berlin gewesen wäre, und nunmehr fand er — was freilich vorherzusehen — daß sie nicht stark genug sey. Daher gelangte der Befehl nach Dresden, 10½ Bataillone, 25 Escadrons, 3 Batterien dorthin abrücken zu lassen, und dem Fürsten verblieben 48½ Bataillone, 77 Escadrons, 14 Batterien, ohne die Artillerie etwa 43,000 Mann, worunter 9100 Reiter. Es ist gefabelt worden, Hohenlohe sey darüber sehr aufgebracht, und nahe daran gewesen, nicht zu gehorchen, ich kann aber mit Bestimmtheit versichern, daß dies unwahr sey. Der Fürst äußerte vielmehr laut: „Der Herzog von Braunschweig ist immer mein gnädiger Herr und Gönner gewesen, er ist Feldmarschall und hat zu befehlen, ich zu gehorchen.“

Die beiden Armeen und das Corps, welches General v. Rüchel aus Westphalen herbeiführte, betrugen im Ganzen 112,000 Mann. Merkwürdiger Weise hatte man die zuerst

mobil gemachten und daher zuerst verwendbaren 20,000 Mann aus Westpreußen, unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg, als Reserve bei Berlin zurückgehalten, und nachher zwar in Marsch gesetzt, aber so spät, daß sie ohne Antheil an den Schlachten in Thüringen blieben. Etwa funfzigtausend Mann wurden gar nicht mobil gemacht, sondern hielten die Festungen so wie Ost- und Süd-Preußen besetzt. Unter den 43,000 Mann Hohenlohe's befanden sich etwas mehr als 21,000 Sachsen, mit deren Mobilmachung es bei weitem nicht so rasch gegangen war, als man gehofft hatte.

Als der Fürst am 12ten September von Berlin nach Dresden zurückkehrte, war eigentlich noch nichts geschehen, und die Regimenter befanden sich noch in ihren Garnisonen. (Wie viel dabei die Idee gewirkt, es werde wieder nichts geschehen, und große Eile sey daher unnöthig, mag dahingestellt bleiben; daß jener Gedanke vorhanden und nicht gerade ohne Grund war, ist gewiß.) Die im Erzgebirge dislocirten Regimenter wurden nun an den General Tauentzien bei Hof gewiesen, alle übrigen mußten aber abgewartet werden, da sie nach der Abgabe an die Hauptarmee die größere Hälfte unserer Stärke bildeten. Die Thüringischen Regimenter sollten am 21sten September bei Naumburg versammelt seyn, allein der Herzog rückte am 19ten von Halle dahin vor, so daß die Märsche sich kreuzten und großer Aufenthalt entstand. Endlich war Alles so weit, um auf dem Marsche des Preußischen Corps über Chemnitz, Plauen nach Hof, sich mit demselben zu vereinigen.

25. Sptb. Wir verließen demnach am 25sten September die allzulange gehüteten Ufer der Elbe, und das Ganze sollte am 3ten October Hof erreichen. Freilich war desselben Tages Napoleon auch schon in Deutschland, sein ziemlich concentrirtes Heer aller Orten in Bereitschaft, und der günstige Augenblick für die beabsichtigte Operation an dem Main längst verstrichen.

Aber sie sollte nicht einmal versucht werden, denn am 25sten September, in Naumburg, war endlich der Herzog mit seinem Operations-Plane hervorgetreten.

Er wollte nicht den Französischen rechten Flügel zwischen dem Erzgebirge und Thüringer Wald, sondern die Mitte angreifen, und näherte sich dem Waldgebirge, um es demnächst zu überschreiten. Demgemäß sollten drei Divisionen unter Rüchel über Eisenach gegen Fulda rücken, zehn Divisionen (Armeen des Herzogs und Hohenlohe's) den Thüringer Wald in sechs Colonnen durchziehen und sich bei Schweinfurt, oder wo der Feind sonst stehen würde, vereinigen. Für Hohenlohe ging die Richtung auf Schleusingen und Hildburghausen, für die Hauptarmee auf Meiningen. Endlich sollte Graf Tauentzien vorläufig bei Hof stehen bleiben, sodann in gleicher Höhe vorrücken.

Meiner innigen Ueberzeugung gemäß hat der Herzog von Braunschweig weder einen Augenblick das Aberwitzige dieses Entwurfes verkannt, noch jemals an dessen Ausführung gedacht. Ohne Zweifel wollte er zunächst die ganze Armee in der Hand behalten, und so hinter dem Thüringer Walde den Angriff oder irgend einen glücklichen Zufall abwarten, welcher Gelegenheit gebe, Unterhandlungen anzuknüpfen. Denn daß seiner Einsicht das Mißliche dieses Kriegs nicht entgangen sey, daß er im innersten Herzen wünschte, denselben wo möglich noch zu vermeiden, wird Jeder zugeben, welchem Carl Wilhelm Ferdinand nicht blos dem Aeußeren nach bekannt gewesen.

Der König hatte den Plan genehmigt, vielleicht unter denselben geheimen Vorbehalten und Restrictionen, wie er vorgelegt war. Während der Nacht zum 27sten September erhielt Fürst 27.Sptb.
Hohenlohe in Chemnitz Befehl, die bisherige Straße verlassend zwischen Gera und Schleitz hindurch nach Jena zu gehen; die Hauptarmee würde unterdessen von Naumburg nach Erfurt marschiren.

Hierdurch fiel Alles was von Dresden kam, in die Marschquartiere der Sachsen, die aus ihren Garnisonen in lauter convergirenden Strahlen den Punkten Plauen und Hof zueilten. Eben so wurden die in Chemnitz, Zwickau, Hof angelegten Magazine unnütz, und man sollte in dem ziemlich unwirthbaren Landstriche zwischen Elster und Saale vorzugsweise von den Wirthen leben. Zum Ueberfluß gefiel es dem genialen Oberst Massenbach, die Truppen, statt wie angeordnet war, zwischen Gera und Schleitz, noch weiter rückwärts, also auf Umwegen zwischen Gera und Zeitz hindurch zu führen. Damit fielen wir nun auch in die Marschquartiere der Hauptarmee.

29.Sptb. Ich ging am 29sten September voraus, um mit den Landes-Behörden in Gera, Altenburg, Weimar, Alles wegen der Verpflegung u. s. w. zu ordnen. Der Herzog von Weimar, welcher als Befehlshaber der Avantgarden-Division der Hauptarmee in seiner eigenen Hauptstadt stand, wußte am 1sten October noch kein Wort vom Anrücken der Truppen Hohenlohe's, denen er Platz machen sollte.

2. Octbr. Am 2ten October traf das Hauptquartier mit der Spitze der Armee in Jena ein, und hier begannen die Unthaten des Herrn von Massenbach, der durchaus das rechte Saalufer nicht verlassen wollte. Er unterstand sich, gegebene Befehle unausgeführt zu lassen. Er hinterging den Fürsten mit ersonnenen Schwierigkeiten und Vorspiegelungen: der Herzog werde jedenfalls seinen Plan ändern müssen, und dann froh seyn, die Armee Hohenlohe's noch rechts der Saale zu finden u. s. w. Außer dem Dünkel und bösen Willen wirkte auch sein Ungeschick störend ein. Die ordre de bataille war schon am 12ten September in Dresden festgestellt, also nichts leichter, als daß die Preußischen Divisionen schon damals gebildet wurden, und jeder Befehlshaber seine Truppen beisammen hatte, woran begreiflich die veränderte Marschrichtung von Chemnitz aus nichts ändern konnte. Für die einzeln marschirenden Sachsen war,

nach den erwähnten Störungen, die Sache etwas schwieriger. Da aber den Meisten Jena um vier bis fünf Märsche näher lag als Hof, so konnten sie füglich am 2ten October vollkommen formirt bei Jena stehen.

Aber weder sie, noch die Preußen waren formirt. Kein General hatte seine Brigade oder Division bei sich, ja er wußte nicht einmal, wo die dazu gehörenden Truppen steckten. Alles wurde Regimenter- und Bataillonsweise vom Hauptquartier aus dirigirt, und eine einzelne Abtheilung nicht selten Tage lang vergessen. Nachdem wir über eine Woche bei Jena gestanden, hatten sich die Sachsen — freilich mehr als einen Marsch seitwärts — so ziemlich zusammen gefunden; desto ärger waren die Preußen verzettelt. Ihre Avantgarde allein befand sich vereinigt, der ganze Ueberrest mußte noch am 11ten aus allen Winkeln zusammen gesucht werden, und nun erst bekamen die Generale die Truppen zu Gesicht, welche sie führen sollten. Unglücklicher Weise konnte der Fürst nur etwa vier und zwanzig Stunden in Jena bleiben, weil er dann nach Erfurt berufen ward. Dadurch gingen fünf Tage verloren, während deren eine förmliche Stagnation in den Geschäften eintrat. Alles dies: Verrätherei, Ungehorsam und Lügen (denn dem Herzog wurde gemeldet, seine Befehle seyen ausgeführt) beruheten lediglich auf dem Egoismus und Hochmuth Massenbach's, der das ganze Heer nach seiner hohen Einsicht leiten wollte.

Die Befehlshaber der verschiedenen Corps waren zum 4ten October nach Erfurt befohlen, wohin das Hauptquartier S. M. des Königs*) von Naumburg kommen sollte. Prinz Louis,

*) Zu demselben gehörten: 1) Feldmarschall von Möllendorff, 2) der frühere General-Adjutant, G.-M. v. Zastrow, 3) G.-M. v. Phull vom Generalstabe, 4) Oberst v. Kleist, General-Adjutant, 5) Minister Graf Haugwitz, 6) Marquis Lucchesini. Außerdem begleitete Ihre Majestät die Königin mit einem Theile ihres Hofstaates den Monarchen.

nach dem Fürsten der älteste General, blieb in Jena zurück, erhielt aber auf Massenbach's Betreiben nicht das einstweilige Commando. Da der General-Quartier-Meister den Fürsten begleitete, so ging dem Wesen nach die Leitung der Armee in die Hände des Lieutenants Rühle v. Lilienstern, Adjoint beim Generalstabe, über.

4. Octbr. Die beabsichtigte Conferenz konnte am 4ten October nicht stattfinden, weil der König nebst dem Herzoge von Braunschweig erst Nachmittags, der von Mühlhausen kommende General von Rüchel während der Nacht anlangte. Seinem lebhaften Wunsche gemäß, irgend ein Resultat herbei zu führen, nahm Fürst Hohenlohe gegen Abend den General v. Phull, Oberst v. Kleist und seine eigene Umgebung mit zu dem Herzoge von Braunschweig, welcher höchst verstimmt bei Tische saß, und sich kein Wort entlocken ließ. Bald jedoch führte das Eintreten seines Herrn Sohnes, des General-Lieutenants Herzog von Braunschweig-Oels eine fürstliche Familien-Scene herbei, deren Einzelnheiten besser mit Stillschweigen übergangen werden.

Ueber das, was in der Zusammenkunft am Morgen des
5. Octbr. 5ten geschehen ist, theile ich nichts mit, weil ich dabei nicht gegenwärtig war. Gewiß ist, daß kein Entschluß gefaßt ward. Abends verwarf der König mit seinem richtigen Blicke die in Vorschlag gebrachte absurde Recognoscirung, welche mit bedeutenden Kräften auf zwölf Meilen Abstand stattfinden sollte.

6. Octbr. Während des 6ten October dauerten die Berathungen fort, und führten zu dem Entschlusse, daß man warten wolle: Rüchel bei Langensalza, die Hauptarmee bei Erfurt, Hohenlohe in einer Stellung bei Hochdorf, zwischen Blankenhain und Rudolstadt.

Am Spätabende kehrte der Fürst mit der Ueberzeugung nach Jena zurück, daß bei dem höchst wahrscheinlichen Vordringen des Feindes in unserer linken Flanke, der Herzog entweder auf das rechte Saalufer übergehen werde, um ihn anzu-

greifen, oder ein allgemeiner Rückmarsch unvermeidlich sey. In beiden Fällen stand dann der Heertheil besser rechts als links des Flusses. Massenbach nährte diese Ansicht auf jede Weise, und so geschahe es, daß die Tage vom 7ten bis 9ten October verloren gingen, ohne daß Ein Mann in die Stellung von Hochdorf geführt ward, wo sich das Ganze befinden sollte. Dieses war vielmehr, außer den beiden Avantgarden — die Abtheilung Tauentzien's als solche betrachtet — bei Pösneck, Auma, Orlamünde, Neustadt und Roda, auf dem rechten Saalufer verzettelt, und nur 4 Bataillone 20 Escadrons standen links des Flusses bei Jena. Nimmt man Massenbach's lügenhafte Behauptung hinzu: bei Hochdorf (wo er niemals gewesen) sey gar keine Stellung für vierzigtausend Mann zu finden, so wird es erklärlich, wie der sonst höchst pflichttreue Fürst zu seinem nicht entschuldbaren Ungehorsam kam.

Wir hatten jetzt nicht wenig Bemühungen wegen des Unterhaltes der Truppen, und Göthe war als Weimarischer Verpflegungs-Commissarius in's Hauptquartier gekommen. Ein großer, schöner Mann, der stets im gestickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanterie-Degen, durchaus nur den Minister sehen ließ, und die Würde seines Ranges gut repräsentirte, wenngleich der natürlich freie Anstand des Vornehmen sich vermissen ließ*).

*) Er speiste stets beim Fürsten, und da am ersten Tage Prinz Louis und General Grawert neben demselben saßen, so erhielt er seinen Platz gegenüber. Hauptmann v. Blumenstein und ich wurden angewiesen ihn zu unterhalten. Unerwartet kam noch General-Lieutenant v. Holtzendorf, Göthe's Freund von Schlesien (1790) her, und setzte sich neben ihn; die noch leere Seite des Ministers eilte der dienstfertige Franzos Blumenstein in Beschlag zu nehmen.

Während der Suppe einige mit verbindlichster Miene angebrachte Fragen Blumenstein's, kalte Antworten Sr. Excellenz, und dann altum silentium. Nach Beendigung der Tafel sagte ich meinem Freunde: Ihre Unterhaltung war ja nichts weniger als brillant; wo hatten Sie denn Ihre sonstige Amabilität gelassen? Der

9. Octbr. Am 9ten October lief die Meldung ein, daß der Feind Tages vorher unsren Husaren-Posten aus Coburg verdrängt, den von Hof nach Saalburg weichenden General Tauentzien angegriffen, und dieser beschlossen habe, den Rückzug bis Schleitz fortzusetzen.

Nun endlich fiel dem Herzoge die Binde von den Augen. Er wollte selbst nach Hochdorf rücken, um der Colonne entgegen zu treten, die von Coburg gegen Saalfeld herabkam. Fürst Hohenlohe erhielt Befehl, bei Hochdorf Platz machend, näher gegen die Saale zu rücken, jedoch den Fluß nicht zu repassiren. General Tauentzien sollte nicht in der eingeschlagenen Richtung, sondern seitwärts auf Dresden zurückgehen, und so dem Französischen Kaiser „Jalousie für seine Flanke geben."

Massenbach's Tollheit und Hohenlohe's Schwäche ihr gegenüber kam nunmehr an den Tag. Man hatte dem Herzoge gemeldet, daß die Armee am 10ten bei Hochdorf stehen werde, der eben erwähnte Befehl supponirte sie bereits daselbst, und kein Mann befand sich dort. Vielmehr war noch Alles so zerstreut, wie früher berichtet ist, und es blieb nichts übrig, als die Truppen zu concentriren. Rückwärts war dies mit noch

---

Franzos erwiederte in seinem ergötzlichen Jargon: „Der verfluchten Kerlen hatten ja wie ein Pechpflaster auf seinen Maulen, wollten nicht antworten, schweigen ick auch stille."

Wovon sprachen Sie denn?

„Wovon kann man denn sprecken mit einem Poete, als von seinen Werken."

Fehlgeschossen! Sie mußten von Verwaltungs-Angelegenheiten des Herzogthumes reden.

„Aha, ist er so hockmüthig? Nach mein Meinungen issen ein großer Poete ganz andere Kerlen als klein Minister."

Von welchem seiner Werke redeten Sie?

„War ein verfluckter Streichen. Deutsche Literaturen mir nicht so geläufig, wollten Sie vor Tischen noch fragen, was der Kerlen eigentlich hat geschrieben, vergessen aber. Und nun sitzen ick da, kann mir partout nix erinnern, zum größten Glücken fällt mir noch die Braut von Messina ein.

größerem Zeitverluste verknüpft, und da der Fürst immer noch hoffte, dem Feinde etwas anhängen zu können, ließ er sich durch Massenbach verleiten, bei seinen bisherigen Anordnungen zu verharren, und den Herzog mit einem Gewebe von falschen Suppositionen oder Unwahrheiten abzuspeisen. Er gab vor: da zwischen Hochdorf und der Saale — es ist eine Entfernung von anderthalb Meilen — kein Raum für ihn sey, so müsse er einen Schreibfehler voraussetzen, und das linke Ufer der Elster statt der Saale verstehen, denn nur dort könne die Gemeinschaft mit Berlin und allenfalls auch mit Dresden unterhalten werden. Deshalb habe er die Sächsischen Truppen in die schon öfter von ihm vorgeschlagene Stellung von Mittel-Pölnitz abrücken lassen, und sammele die Preußischen an der Saale, zum Soutien des bei Rudolstadt stehenden Vortrabes, jedoch bereit, den Fluß zu repassiren.

Gleichzeitig wurden Befehle an die Regimenter ausgefertigt. Da diese aber weder bei Hochdorf noch irgendwo standen, sondern schon auf anderen Massenbach'schen Kreuz- und Querzügen begriffen waren, so wurden die meisten erst auf dem Marsche eingeholt, mußten umkehren und starke Anstrengungen machen. Viele kamen nicht an. Unglaublicher Weise wurde auch erst in diesem Augenblicke dem im Hauptquartier zurückgehaltenen Prinzen Louis gestattet, sich zu seiner Avantgarde zu begeben. Er ging sogleich nach Rudolstadt ab, und sahe die ihm anvertrauten Truppen am Morgen seines Todestages zum erstenmale.

Nachmittags hörte man eine Kanonade, die nur von Tauentzien herrühren konnte, und ortskundige Landleute behaupteten, sie finde in der Gegend von Schleitz statt.

Etwa um vier Uhr ließ Fürst Hohenlohe mich rufen, gab mir die den General Tauentzien betreffende Ordre des Herzogs. „Lesen Sie, was Se. Durchlaucht mir so eben befohlen hat.“ Nachdem ich den Brief gelesen, sahe er mich eine Weile

an, dann: „reiten Sie zum General Tauentzien, er schlägt sich in diesem Augenblicke bei Schleitz."

Was soll ich dem General Tauentzien bestellen?

„Sie haben gelesen, was Se. Durchlaucht befohlen hat."

Also werde ich ihm den Inhalt des Befehls überbringen?

„Das sage ich nicht. Sie sind ein kluger Mann."

Wenn Ew. Durchlaucht an meine Klugheit appelliren, so möchte ich ihm lieber befehlen, daß er sich um Gotteswillen nicht nach Dresden wenden, sondern geraden Wegs auf uns retiriren soll. Entweder wird er vernichtet, ehe er Dresden erreicht, oder, wenn Napoleon ihn ziehen läßt, so ist er für uns verloren, denn der wird sich an die erbärmliche Jalousie von ein paar tausend Mann neben seiner großen Armee nicht im mindesten kehren.

„Ziehe hin in Frieden, Dein Glaube hat Dir geholfen."

Dann sagte mir der Fürst noch, General Tauentzien werde die Sachsen bei Mittel-Pölnitz finden; zu diesen möge ich mich nachher begeben, und ihrem commandirenden General v. Zeschwitz melden, daß Er morgen früh neun Uhr bei ihm seyn werde. Ich sollte ihn dort erwarten.

In Neustadt fand ich den Oberst v. Boguslawski mit seinem Füsilier-Bataillon und etlichen Husaren, welcher wußte, daß bei Schleitz ein hitziges Gefecht zu unserem Nachtheil stattgefunden, aber Tauentzien's Rückzugs-Linie noch nicht anzugeben vermochte. Bald nachher berichtete ein auf Seiten-Patrouille entsendet gewesener und dabei abgedrängter Unteroffizier der Husaren, derselbe sey nach Auma und Triptis gezogen. Ich ritt nun sogleich weiter, begegnete dem im Marsch nach Mittel-Pölnitz begriffenen General bei Triptis, und eilte voraus, um mich meines Auftrages an den Sächsischen Befehlshaber zu entledigen.

Bei Mittel-Pölnitz sahe es verwunderlich aus. Ohne angerufen zu werden, gelangte man mitten unter das Sächsische

Corps, dessen Anführer auf die Erkundigung nach den getroffenen Sicherheits-Maßregeln erwiederte: er habe darüber Befehle des Fürsten erwartet, und einstweilen Vorposten ausgestellt. Diese bestanden indeß aus einer Kette von Infanterie-Schildwachen etwa zwanzig Schritt vor der Linie, von denen obenein viele zu ihren Bataillonen zurückgekehrt waren. An eine militairische Aufstellung des Corps war nicht zu denken, denn die ganze Masse befand sich dicht aufeinander gepackt, als wenn es sich um eine Special-Revue handle. Freilich konnte es kaum anders seyn. Die Stellung von Mittel-Pölnitz, dieses Paradepferd des Herrn v. Massenbach — das er freilich niemals gesehen, sondern auf der Landkarte gefunden — hatte zwar eine der Vertheidigung nicht ungünstige Front, aber nur fünfhundert Schritt Tiefe. Dahinter befand sich dichter Wald, durch welchen nur zwei schmale und schlechte Wege führten; wurden die Truppen bis an denselben zurückgedrängt, so konnte die vollständigste Niederlage nicht ausbleiben.

Es fehlte dort keineswegs an gutem Willen. Aber die höheren Anführer waren etwas unbehülflich, und unsere eigne Krankheit: über Alles, bis zu Kleinigkeiten herab, höheren Befehlen entgegen zu sehen, fand auch in vollem Maße bei den Sachsen statt. Unter solchen Umständen schien es mir erlaubt oder vielmehr nothwendig, vorzugeben: ich sey vom Fürsten entsendet, um Verabredungen wegen der Sicherheits-Anstalten zu treffen. Das war sehr willkommen, und ich darf wohl sagen daß, der Sache nach, mehrere Stunden lang das Commando des Corps in meiner Hand lag, da der inzwischen angekommene Graf Tauentzien sich in keiner Weise mit der Angelegenheit befassen wollte. Natürlich konnte während der Dunkelheit nur wenig geschehen, mit Anbruch des Tages folgten dann die weiteren Maßregeln.

Ungefähr um neun Uhr Morgens hörte man rechts vorwärts, in nicht genau zu beurtheilender Entfernung, eine immer 10. Octb.

stärker werdende Kanonade, mit welcher sich bald auch Bataillons-Salven mischten. Fast gleichzeitig meldeten die Vordertruppen das Anrücken des Feindes gegen unsere Front, wo er jedoch nichts Ernstliches unternahm. Vergebens wartete Alles auf den Fürsten Hohenlohe, der etwas später als beabsichtigt aufgebrochen, und sodann durch den von Saalfeld herüberschallenden Kanonendonner erst bei Kahla, später bei Neustadt festgehalten worden war. Nachmittags 4 Uhr kam endlich der Befehl, das ganze Corps solle ohne Aufenthalt über Roda nach Jena zurückgehen, was in zwei Colonnen, — die Reste von Tauentzien's Truppen an der Spitze, — geschah.

Vorher hatte man noch deutlich starke Colonnen (jedenfalls Davoust und Murat, im Marsche nach Naumburg begriffen) im Abstande einer Meile von unserem linken Flügel vorüberziehend beobachtet. Was vor uns stand, gehörte zum Heertheil Bernadotte's. Sie alle können nicht die mindeste Ahnung von der Anwesenheit des Sächsischen Corps bei Mittel-Pölnitz gehabt haben, denn sonst wäre die schnelle Niederlage und Gefangennehmung desselben die erste Frucht der Praktiken Massenbach's gewesen.

Als wir Abends 10 Uhr unweit Roda eintrafen, war der Weg durch eine Masse von Gera nach Jena ziehender Bagage dergestalt versperrt, daß Alles liegen bleiben mußte. Eine militairische Aufstellung war schon der Natur des Terrains wegen unmöglich, überdies hatten die Sachsen seit 36, Tauentzien's Truppen seit 60 Stunden gefastet, wonach man ihren Zustand ermessen möge. Ohne Zweifel wäre ein einziges Französisches Cavalerie-Regiment hinreichend gewesen, das Ganze auseinander zu sprengen. General v. Zeschwitz befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte. Als ich nach Mitternacht aufbrach, um nach Jena zurück zu kehren, und seine etwaigen Befehle erbat, kannte er mich — der seit 12 Stun-

den kaum von seiner Seite gekommen — nicht mehr, und äußerte zuletzt: „sagen Sie dem Fürsten, daß ich in solcher erschrecklichen Verlegenheit bin, daß ich weder aus noch ein weiß."

Am nächsten Morgen fand ich den Fürsten halben Weges zwischen Jena und Kahla, und meldete ihm bestimmt, daß die Franzosen während der verflossenen Nacht unfehlbar in Gera, d. i. zwischen uns und Dresden, gewesen seyen.

Im Laufe des 10. Oct. hatten denselben die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen Massenbach und des Ungehorsams gegen den Herzog schwer getroffen. Sein ganzer Heertheil war ihm aus der Hand geglitten, und er unvermögend, darüber zu disponiren; ja er mußte darauf gefaßt seyn, daß er, ebenso wie die Avantgarde, vereinzelt aufgerieben werde. Bei'm Eintreffen in Kahla fand sich kein Mann der dahin beschiedenen Truppen, sondern nur Meldungen, daß sie wegen der Entfernung nicht vor Abend anlangen könnten. In Neustadt erhielt er Nachricht von Tauentzien's ungünstigem Gefecht bei Schleiz, der Gefahr, in welcher die Sachsen bei Mittel-Pölnitz schwebten, und der Annäherung des Feindes. Ueberdies wurde das Feuer bei Saalfeld immer heftiger und nichts war zur Unterstützung des offenbar von weit stärkerer Macht angefallenen Vortrabs verwendbar! Die Vernichtung desselben und den Tod des Prinzen Louis erfuhr er gegen Abend in Kahla*),

*) Ueber den Verlauf des Treffens bei Saalfeld und des Prinzen Louis Benehmen im Allgemeinen, sind heute noch irrige Ansichten im Umlaufe, weil Diejenigen, denen es darauf ankam, für die eigenen Sünden einen Deckmantel zu finden, zuerst sehr laut und wiederholt das Wort nahmen.

Massenbach's Angaben, stets im höchsten Grade verdächtig, sind besonders hier unglaubhaft, weil das unglückliche Gefecht sehr geeignet war, seine eigenen Tollheiten und Unthaten zu verschleiern. Eben so dürfen die Nachrichten in dem: „Bericht eines Augenzeugen" nur mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Der Verfasser, Lieutenant Rühle v. Lilienstern, war bei Saalfeld nicht gegenwärtig, sah nur durch die Brille seines Lehrmeisters Massenbach, und

wo die Division Grawert spät ankam, und beim Vorwerk Spahl bivouaquirte. Ein schlagender Beweis, daß zwischen Hochdorf und der Saale hinlänglicher Raum war, und der Ort nicht am Flußufer liege, wie Massenbach gegen besseres Wissen dreist hin gelogen hatte.

Wenig günstiger gestalteten sich die Dinge bei der, gleichzeitig im Marsche nach Hochdorf begriffenen Hauptarmee. Da die Regimenter zum Theil sehr weit hatten, und erst auf dem Rendezvous in Brigaden formirt wurden, so ergab sich folgende Marschordnung. Voran die Ober-Hofmeisterin Ihrer Majestät, die achtzigjährige Gräfin Voß, sodann die Königin mit der Gräfin Tauentzien, ihrer Hofdame, hierauf der Monarch mit dem Herzoge von Braunschweig u. s. w. zu Pferde, ent-

lebte überdies, als er sein Buch schrieb, in Dresden, wo er eine Anstellung suchte. Hier 1807 von allen Preußischen Nachrichten (außer den etwa mitgebrachten) abgeschnitten, erhielt er dafür Sächsische in Masse, darunter auch sichtbar viele, welche die eigenen Fehler auf unsere Leitung abzuwälzen suchten. Das ganze Buch ist mit dem unverkennbaren Bestreben geschrieben, den Sachsen zu gefallen.

Denke man nur zurück, was dem erst am Abend des 9. zu seinen Truppen gesendeten Prinzen von der allgemeinen Lage bekannt war! 1) Die Hauptarmee marschirt den 10ten nach Hochdorf, eine kleine Meile rechts rückwärts von seinem Hauptquartier Rudolstadt. 2) Die Truppen Hohenlohe's stehen ungefähr mit der Hälfte bei Mittel-Pölnitz, drei starke Meilen links neben ihm; hinter ihm befindet sich im Saalthale bis Jena (4 Meilen) und bei Jena nur eine schwache Abtheilung, alles Uebrige ist durcheinander auf dem Marsche. Mußte nicht, Angesichts dieser Verhältnisse, der Führer des Vortrabs Widerstand gegen einen Feind leisten, der sich anderen Falles mitten zwischen die Armee hineingedrängt hätte? Uebrigens hätte das Treffen keinen so vernichtenden Erfolg gewonnen, sondern die Division hinter der Schwarza gesammelt werden können, ohne den entschlossenen Angriff der zwei Französischen Husaren-Regimenter auf die zurückgehende Infanterie. Diese Attake, im rechten Augenblick und mit großer Tapferkeit unternommen, gereicht den beiden Regimentern wahrhaft zur Ehre, und gab die Entscheidung. Der Prinz versuchte persönlich das Mögliche, um ihr zu begegnen, und wurde, nachdem dies mißlungen, durch einen Stich in den Rücken getödtet.

lich einzelne Regimenter oder Brigaden. Letztere kamen meist nach eingebrochener Dunkelheit, einige erst mitten in der Nacht an, eine militairische Aufstellung derselben lag daher außer aller Möglichkeit, und Jeder blieb da, wohin ihn das gute Glück geführt. Zwischen dem weiblichen Hauptquartier zu Blankenhayn und den Marschällen Lannes und Augereau befand sich kein Mann, auch mußte dasselbe noch während der Nacht wieder nach Weimar aufbrechen, da der vom Könige vorgesendete Flügel-Adjutant Gr. Götzen in Rudolstadt den Feind angetroffen hatte.

In Folge der veränderten Umstände mußte am 11ten Oct. die Hauptarmee nach Erfurt zurückkehren, die von Hohenlohe sich bei Jena vereinigen, wohin das Hauptquartier kam. Als wir uns eben zu Tisch gesetzt, stürzte ein Diener mit der Nachricht herein, die Franzosen seyen in der Stadt. Der Fürst blieb ruhig, seine Umgebungen, namentlich die, denen die Möglichkeit der Sache nach den Ereignissen des vorigen Tages wohl einleuchtete, eilten auf die Straße, wo bereits grenzenlose Verwirrung herrschte. 11. Oct.

Einige Regimenter der von Roda kommenden Sachsen waren durch die Stadt gezogen, und eben befand sich ihre Artillerie auf der Saalbrücke, als der blinde Lärm vom Andrängen des Feindes entstand. Alles begann zu jagen, und fuhr dadurch so in einander, daß die ganze Masse unbeweglich stand. Sofort schnitten die Stückknechte die Stränge ab, und eilten, Geschütz und Munitionswagen zurücklassend, mit den Pferden davon; eine große Zahl Infanteristen der durchmarschirten Regimenter, die sich in der Stadt nach Lebensmitteln zerstreut hatte, warf Gewehr und Patrontasche weg. Das in Jena einquartierte Regiment Zweifel nnd halbe Grenadier-Bataillon Herwarth dagegen versammelte sich, um auszurücken.

Als der Fürst die Stadt umritt, ergab sich, daß einige von Saalfeld gekommene Verwundete — die vermöge unserer

elenden Einrichtungen keine Lazarethpflege fanden — bei dem schönen Wetter auf den nahen Bergen umher gegangen waren, wie man glaubt, um Kartoffeln zu suchen. Diese hatten den blinden Lärm verursacht, dessen üble Folgen nur mit großer Mühe zu beseitigen waren.

Nachdem dies gelungen, ritten wir nach den Höhen an der nach Weimar führenden Straße, wo für das Armeecorps ein Lager abgesteckt seyn sollte. Herr v. Massenbach hatte es aber nicht zu Stande bringen können, und Alles mußte auf jenen Höhen oder im Mühlthale bivouaquiren. — General Tauentzien bekam die neue Avantgarde und zugleich das Commando in Jena.

12. Oct. Am 12. gegen Mittag trafen Se. Maj. der König, der Herzog von Braunschweig und Fürst Hohenlohe auf der Chaussee vor dem theilweis fertigen Lager zusammen. — Man hatte endlich das Manöver des Feindes begriffen, unsern linken Flügel zu umgehen, und wußte, daß sein Vortrab (Davoust) bei Naumburg stehe. Diesen Umständen gegenüber ward eine halbe Maßregel beliebt: Die Hauptarmee sollte am 13ten nach Auerstädt marschiren, um nächsten Tages die Saale bei Kösen, oder die Unstrut bei Freiburg zu überschreiten, zu ihrer Deckung werde Hohenlohe noch stehen bleiben, und Rüchel's Corps in der Gegend von Weimar eine Reserve für beide bilden.

Noch während der Conferenz hatte das Feuer bei Lobeda begonnen. Unsere Füsiliere wurden durch große Uebermacht bis in die Nähe von Winzerle zurückgedrängt, und als wir uns eben in Jena zu Tisch gesetzt, kam die Meldung, daß der Feind auch gegen Ziegenhain dringe. Ich eilte hinaus, fand die von Ziegenhain gewichene Feldwache schon bei Camsdorf, und überzeugte mich bald, daß sie ohne Noth gewichen sey. Erst nachdem die erforderlichen Maaßregeln getroffen waren, zeigten sich einzelne Flanqueurs.

Das Gefecht bei Winzerle war mit einbrechender Dunkelheit bis zu dem südlichen Thore von Jena zurückgegangen, wo General Tauentzien mannhaft Widerstand leistete. Jetzt erst gingen wir nach dem neuen Hauptquartier Capellendorf; in Jena ließ der Fürst seinen Adjutanten, den Major Loucey, mit einem Bataillon, etwas Cavalerie und dem Befehle, die Stadt erst am nächsten Morgen zu räumen. Tauentzien ging während der Nacht zurück, Loucey erst nach Anbruch des Tages, und verlor nur eine Compagnie, welche zuletzt hatte abziehen sollen, durch die Bravour oder den Unverstand ihres Führers *).

Eine seltsame Ueberraschung erfolgte am 13ten in der 13. Oct.
Frühe. Major v. Funck, Adjutant des General v. Zeschwitz, und der mit dem Verpflegungswesen des Sächsischen Corps beauftragte Geheime Kriegsrath v. Watzdorf, erschienen mit der Erklärung ihres Generals: „daß die Sachsen, wenn sie bis Mittag nicht mit Brod und Fourage verpflegt seyen, am nächsten Morgen abmarschiren würden". — Es wäre Unrecht, diesen unerhörten Schritt dem zwar beschränkten aber wackeren Führer des Sächsischen Corps beizumessen, welcher sich dabei lediglich den Anregungen des wegen seiner Intriguen hinlänglich bekannten Herrn v. Funck hingegeben hatte. Uebrigens wußte man im Sächsischen Hauptquartier sehr wohl, daß die bisherigen Entbehrungen (an denen der Fürst unschuldig war) Preußen und Sachsen gleichmäßig getroffen, und daß bereits Oberst Massenbach nach Weimar abgegangen sey, um das ver-

*) Derselbe beschäftigte sich, nachdem der Feind bereits in die Stadt gedrungen, damit: einzelne Plünderer arretiren und nach der Wache bringen zu lassen, bis er von allen Seiten umringt war. — Wie grenzenlos die Verworrenheit auch in höheren Regionen war, geht daraus hervor, daß man einer jungen Dame vom Hofstaate der Königin gestattete, Nachmittags von Weimar nach Jena zu fahren, wo sie ihren seit Jahren entbehrten Vater, den General Tauentzien, sehen wollte.

wendbar gewordene Magazin der Hauptarmee für uns in Beschlag zu nehmen.

Fürst Hohenlohe benahm sich bei dieser unerwarteten Scene mit ruhiger Würde, und beritt dann das Lager, wobei ein unverkennbar guter Geist der Truppen hervortrat. Selbst bei den Sachsen zeigte sich guter Wille, obwohl ihnen größtentheils die Person des Oberbefehlshabers ganz fremd war, und sie denselben hier leider zum erstenmale sahen. Ehe noch diese Besichtigung beendet war, veranlaßte die Meldung: der Feind sey Tauentzien bis auf die Höhen nachgerückt, den Fürsten, mit einigen Grenadier-Bataillonen und Escadrons links abzumarschiren. Schon waren Französische Tirailleure bis gegen den Isserstädter Forst gedrungen, mußten aber schnell weichen; der Gegner ward auf den Besitz des Landgrafen-Berges beschränkt, und man gewann die Ueberzeugung, daß er noch kein Geschütz bei sich führe.

Ein leichter und glänzender Sieg lag vor uns, der Angriff sollte eben beginnen! Da kehrt der unselige Massenbach — welchen der Herzog von Braunschweig in Weimar höchst unsanft angelassen, und wegen seiner Umtriebe scharf bedroht hatte — mit dem Befehle zurück: der Fürst solle keinenfalls angreifen, sondern zur Sicherung der Hauptarmee den Lauf der Saale bis Camburg besetzen, und hier drei Tage stehen bleiben, um die Division des Herzogs von Weimar bei ihrer Rückkehr aus dem Thüringer Walde aufzunehmen.

Unglücklicher Weise gehorchte Fürst Hohenlohe, wenn auch nach heftigem inneren Kampfe, einem Verbot, welches auf den gegenwärtigen Fall gar keine Anwendung finden konnte. Noch mehr, er übernahm persönlich die Leitung der zum Cordon bestimmten 4½ Bataillone, 22 Escadrons, 2 Batterien, in der Ueberzeugung, daß es nothwendig seyn werde, den Feind aus Dornburg zu vertreiben.

Wir fanden den Ort unbesetzt, doch waren zwölftausend Franzosen dort angesagt, und Lebensmittel für sie bereitet, die unseren Leuten zu Statten kamen. Der hier aufgegriffene Ordonnanz-Offizier Napoleon's: Montesquiou (in Dresden erzogen und der Deutschen Sprache mächtig) wurde mit vieler Freundlichkeit, ja Auszeichnung behandelt; nur die dringende Bitte, sofort in das Hauptquartier des Königs abgehen zu dürfen, blieb unerfüllt, da man die Hauptarmee im vollen Rückmarsche wußte. In Capellendorf, wohin wir erst gegen 10 Uhr Abends gelangten, speiste er an der Tafel des Fürsten und neben ihm, worauf ich, zu seiner Beaufsichtigung bestimmt, mein Zimmer mit ihm theilte. Daher kann ich mit vollständiger Ueberzeugung die Angaben des 11ten Bulletins über die Begegnisse des Herrn v. Montesquiou als Lügen bezeichnen. Derselbe war übrigens ein sehr anständiger, angenehmer Mann. Als auf meine Veranlassung zwei Betten gebracht wurden, fragte er verwundert:

Comment? Vous voulez vous coucher?

„Pourquoi pas ici au quartier général?"

Ah ne le faites pas.

„Et pourquoi non?"

Vous ne connaissez pas l'Empereur. Il n'est pas loin d'ici, il sera sur vous — avant que vous y pensez.

„Eh bien, il y en a assez devant nous qui veillent."

Halbbekleidet warf ich mich auf's Bette und er that desgleichen, da er seiner Erzählung nach, seit länger als acht Tagen in fortwährender Bewegung, keine Nacht geschlafen hatte.

Der unglückliche 14te October war kaum angebrochen, als 14. Oct.
man durch den dichten Nebel einzelne Kanonenschüsse vernahm. Ich öffnete das Fenster, hörte unsere Zwölfpfünder nach Jena hin (also bei Tauentzien), und begab mich eilig zum Fürsten. Dieser wollte den Französischen Offizier unter meiner Obhut fortschicken, wogegen ich natürlich in dem Augenblicke, wo un-

fehlbar eine Schlacht bevorstand, lebhaft protestirte. Daß mir gewillfahrt wurde, muß ich meiner größeren Schnelligkeit zu Pferde beimessen, die mich dem Fürsten zu eiligen Bestellungen brauchbarer machte als seine übrigen Begleiter. Er wählte nun einen uns damals ganz unbekannten Capitain Gneisenau vom Füsilier-Bataillon Rabenau, der bei Saalfeld leicht am Fuße verwundet, und dadurch behindert, Dienst im Bataillon zu thun, Erlaubniß hatte, sich bis zur Genesung im Hauptquartier aufzuhalten*). Nach einigem Aufenthalte, während dessen die Kanonade immer stärker ward, fand ich meinen Franzosen am offenen Fenster: Vous avez été chez le Prince? Que dit-il? Il n'est pas encore à cheval?

„Tous les arrangemens sont pris, il partira tantôt."

Nach einigem Hin- und Herreden fuhr er heraus: Ne vous y fiez pas! C'est l'Empereur! Toute hésitation doit finir, il a couché à Jéna. Ich antwortete zwar ruhig lügend: „Nous le savons", ging aber doch gleich zum Fürsten, und bat um Erlaubniß, nach dem Lager zu reiten, und zu erforschen, was man dort vom Gange des Gefechts wisse.

Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel — Grenadier-Bataillon Hahn, Regiment Hohenlohe — dicht an Capellendorf; sie brachen die Zelte ab, und erklärten auf Befehl des Generals Grawert abzumarschiren. Die übrigen Regimenter waren schon nicht mehr da, ich jage durch den Nebel weiter und finde endlich die ganze Division im Vorgehen, um Tauentzien aufzunehmen.

Auf meine desfallsige Meldung bestieg der Fürst im vollen Zorn das Pferd. Erst nahe am Gefechtsplatze holten wir die schnell marschirende Colonne ein, die auf persönliches Com-

*) Gneisenau begleitete den Herrn v. Montesquiou nur bis Umpferstädt, wo ihn General Rüchel seiner Bitte gemäß durch einen jungen Offizier ablösen ließ; er erhielt ein Pferd des Generals und wohnte den Ereignissen des Tages in dessen Umgebung bei.

mando Hohenlohe's Halt machen mußte. Da die Hintersten sogleich, die Vorderen später, die Spitze aber vielleicht gar nicht hielten, riß die ganze Division auseinander, und Alles stand in einzelnen Zügen wie im Finstern. Glücklicher Weise kam alsbald General Grawert zurückgesprengt, scheltend, daß sie den Marsch unterbrochen. Es gab eine Explication mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Tete links schwenken lassen) die einzige sey, wodurch wir dem Feinde eine Front entgegensetzen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt, dann in der Nähe von Klein-Romstädt eingeschwenkt. Hohenlohe selbst commandirte Marsch! und so ging es mit dieser langen Linie von 10 Bataillonen in den Nebel hinein, bis gegen Vierzehnheiligen; einige und zwanzig Escadrons, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, stellten sich theils am linken Flügel, theils hinter der Infanterie auf.

Der Feind hatte seine zahlreichen Tirailleure durch Krippendorf und Alt-Gönne bis zu dem Rücken vorgeschickt, der von Vierzehnheiligen bei der Windmühle von Krippendorf vorbei, sich gegen Stobra hinzieht. Mehrere Französische Batterien fuhren hier rasch auf und die Tirailleure liefen bis an unsere Linie vor, ihr lebhaftes Feuer vorzüglich auf die Offiziere richtend. Unsere kamen nun ebenfalls in Thätigkeit, und namentlich zeichnete sich die reitende Artillerie durch eben so schnelles als gutes Schießen aus. Die feindlichen Geschütze wurden mehrfach zum Schweigen gebracht, sobald aber an einem Punkte der Kampf entschieden war, kam an dem andern eine neue Batterie zum Vorschein.

Ungeachtet der Verlust schon merklich zu werden anfing, sahen wir doch wenig vom Feinde, der zu unserem größten Nachtheile wie hinter einer Gardine focht. Seine Tirailleure benutzten jede Unebenheit des Terrains, und auch die Geschütze waren so placirt, daß man wenig mehr als die Mündungen

wahrnahm. — Gegen diesen unsichtbaren beweglichen Feind begannen wir mit Echelons vom linken Flügel zu avanciren, trotz des bald beginnenden Kartätschfeuers in bester Haltung der Truppen. Major v. Loucey, der kriegserfahrenste unter uns, machte dem Fürsten den Vorschlag: etwa 20 Escadrons in Colonnen durch die Französischen Tirailleure brechen, und dann diese, sowie die zwischen ihnen stehenden Batterien von rückwärts her anfallen zu lassen. Wie mir Graf Reichenbach, der als Brigade-Major fungirte, versichert hat, schickte Hohenlohe durch ihn 3 Cavalerie-Regimentern Befehl zum Vorgehen, und dies sollte eben geschehen, als Massenbach erschien, Halt rief und die Maßregel als eine ganz unausführbare verhinderte. — Kurz darauf machten einige Regimenter beinahe in der Mitte unserer Linie, durch diese eine Attake auf feindliche Reiterei, die zum Vorschein gekommen war. Eben vom linken Flügel zurückkehrend, hörte ich alle Signale geben und eilte, um dabei zu seyn, allein ehe dies noch gelungen, wurde das Tempo immer kürzer, und plötzlich kehrte die ganze Linie vor einem weit geringeren Trupp Franzosen um. Betrunken, wie fast alle an diesem Tage, stürzten dieselben mit großem Geschrei nach; alle Anstrengungen unserer Offiziere, die Leute zum Stehen zu bringen, blieben erfolglos, und die wüste Masse wälzte sich gegen die Linie der Infanterie. Der Fürst kam eben vom rechten Flügel gesprengt, und commandirte selbst vor dem Regimente Grawert oder Zastrow: Bataillon fertig, 't an, Feuer! aber kein Schuß fiel, weil der Gedanke, nöthigenfalls auf die eigenen Leute zu schießen, in den damaligen Anschauungen keinen Raum fand. Die Infanterie machte Platz, und da alle anwesenden Offiziere scharf in die Flüchtigen einhieben, wurden sie endlich wieder zum Stehen gebracht; der Feind war abgezogen, sobald er in den Bereich der Infanterie kam. Man wird sich die Verzweiflung der betheiligten Offiziere leicht denken können, und die Gerechtigkeit fordert zu erwähnen, daß ihren Vorstel-

lungen u. s. w. gelang, den Muth der Leute wieder aufzurichten, denn wo noch einzelne Escadrons zum Einhauen kamen, schlugen sie sich ehrenhaft. Aber das frühere Vertrauen in unsere gerühmte Reiterei war allerdings verschwunden.

Da über das Verhalten der Cavallerie im Allgemeinen sehr ungünstige Erzählungen umlaufen, so halte ich für Pflicht, einige Fälle zu erwähnen, die ich verbürgen kann, weil sie mir selbst begegnet sind.

Es war eine Lücke in der Infanterie entstanden, sie mußte deshalb rechts schließen, und der Fürst befahl, daß die Reiterei folgen solle. Das Regiment Gettkandt Husaren, welches seit den Zeiten Kleist's im siebenjährigen Kriege einen gerechten Ruhm behauptet hatte, hielt im Kanonenfeuer, als ich obigen Befehl überbrachte. Oberst Heugel, der Commandeur, fragte ängstlich, ob er sich nicht aus diesem gewaltigen Feuer zurückziehen solle, und hatte eigentlich Recht, denn es wäre besser gewesen, wenn das Regiment nicht so exponirt hielt. Indessen war es schon gefährlich, das Wort „zurück" nur auszusprechen, und mir blieb keine andere Antwort, als den überbrachten Befehl zu wiederholen. Der Oberst war so außer Fassung, daß er fragte: wie soll ich das denn machen? — „Sie commandiren mit Vieren rechtsum, und marschiren, bis Sie wieder an die Infanterie heran sind." — Gut, gut, sagen Sie mir nur immer, wie ich commandiren soll, ich will es ja gern thun. Er commandirte, und das Regiment zog sich rechts. — „Jetzt ist es Zeit, Front zu machen." — Ja, ja, aber nach welcher Seite? — „Heiliger Gott! dahin, wo der Feind steht und wo die Kugeln herkommen."

Ein Dragoner-Regiment war ganz aus der Richtung gekommen, zu einer Zeit, wo schon nicht mehr daran gedacht werden konnte, irgend etwas zu schonen, sondern nur übereiltes Zurückgehen zu hindern. Der Fürst rief: bringen Sie mir das Regiment da wieder in die Linie! Ich flog dahin, aber

der Commandeur (der ungenannt bleiben mag, weil er an einem der folgenden Tage außerordentliche persönliche Bravour bewies, und daher jetzt gewiß nur unter dem von höherer Hand ausgehenden allgemeinen Druck litt) commandirte dennoch: rechts um kehrt Euch. Das Regiment ging zurück, ich aber rief: Gott! mein Gott, was machen Sie? — Ich muß mich doch nach der Escadron richten; er zeigte auf die am weitesten zurückstehende. — „Um Gotteswillen nicht! nach jener"; ich zeigte auf die vorderste, welche übrigens auch noch nicht mit der Infanterie allignirt war. — So, so, na: Halt, Halt! — Indem man nun mit Mühe beschäftigt war, die gewichenen Schwadronen wieder vor zu bringen, erblickte ich noch weiter zurück als alle anderen und in vollkommener Sicherheit, einen Offizier mit etwa zwei Zügen und einer Standarte.

„Was machen Sie hier?" — Ich soll die Standarte in Sicherheit bringen. — „Wie kann jetzt davon die Rede seyn? Die Standarte soll dem Regimente im Treffen voranleuchten. Da rückt das Regiment vor, Vorwärts Marsch!" — Er zögerte. — „Wie heißen Sie?" — Er nannte mir seinen Namen, mit dem Hinzufügen, daß ihm befohlen sey, hier zu bleiben; und wie ich denn heiße? — „Ich heiße Marwitz, Adjutant des Fürsten Hohenlohe, dem ich sogleich Ihr Betragen melden werde, und befehle Ihnen jetzt im Namen des Fürsten, augenblicklich wieder zum Regiment vorzurücken." — Er that es langsam und murrend, ich aber jagte wüthend zu dem Fürsten, und schnitt die Ecke bei Vierzehnheiligen, kaum dreihundert Schritte vom Dorfe, ab, an dessen Ausgange zwei Kanonen feuerten. Von einer Kugel getroffen, stürzte mein Pferd todt zur Erde; ich mußte zu Fuß weiter und habe darüber, sowie über Alles, was jetzt folgte, den Namen des Offiziers vergessen.

Die Infanterie-Linie stand gegen Vierzehnheiligen fortwährend im heftigsten Feuer, ohne zu wanken, und erwiederte dasselbe durch Salven, deren Erfolg nur gering seyn konnte.

Das Grenadier-Bataillon Hahn, die Regimenter Hohenlohe, Zastrow, Grawert verloren unendlich viele Offiziere und Mannschaften, meist die Hälfte ihres Bestandes. — Wahrscheinlich in dem Augenblicke, als der Rest des Ney'schen Corps sowie die erste Division der Reserve-Cavalerie angelangt war, und Bonaparte nun einen unmittelbaren Angriff einleitete, wurde es eine Zeit lang ruhiger. Die Tirailleure gingen etwas zurück, und man sah nur noch in und hinter Vierzehnheiligen Feinde. Der Fürst glaubte, es sey als letzte Anstrengung nichts anderes nöthig, als dieses Dorf nehmen zu lassen, und General Grawert gratulirte ihm bereits zu der gewonnenen Schlacht. Doch bat er, den beabsichtigten Angriff noch zu verschieben, zeigte auf unsere halbruinirten Bataillone ohne Reserve, und schloß mit der Bemerkung: in dieser Stellung könnten und müßten wir uns halten, bis General Rüchel herankäme, wo dann zur Vervollständigung des Sieges das Dorf genommen werden möge. Fiele jetzt der Angriff ungünstig aus, so würden wir eine durch nichts zu ersetzende Lücke in der Linie erhalten, welche der Feind gewiß benutzen werde, um uns den Sieg zu entreißen. Der Fürst gab diesem Raisonnement nach, und sprach noch mit Oberst Massenbach. Was dieser geäußert, konnte ich nicht vernehmen, bedeutend ist es aber schwerlich gewesen, denn der große, sonst so dictatorische Geist verhielt sich im feindlichen Feuer fortwährend höchst passiv, und es schien, als ob das Denken auf dem Schlachtfelde eben so wenig seine Sache sey, als wenn er nicht ausgeschlafen hatte!

Nun geschah es, daß einige Französische Schützen um Vierzehnheiligen herum durch die Büsche schlichen und mit Wirkung in das Regiment Sanitz zu schießen begannen. Dasselbe hatte bisher viele Fassung bewiesen, wurde aber durch die wenigen Schüsse so überrascht, daß es umkehrte. Die Offiziere thaten ihr Möglichstes, der Fürst mit seiner ganzen Umgebung unterstützte sie, doch half es immer nur für kurze Zeit, denn sobald

wieder einige Kugeln einschlugen, kehrte das Regiment auf's Neue um. Auch die schöne That des Fähndrichs v. Eberhard brachte ein Bataillon nur für kurze Zeit zum Stehen. Dieser, kaum dem Knabenalter entwachsene Offizier, als Ordonnanz zum Fürsten commandirt, und daher zu Pferde, jagt auf den mit der Fahne fliehenden Junker zu: „Was? Du bist auch so ein Hundsfott, daß Du mit der Fahne davon läufst? Pfui, schäme Dich." Damit entreißt er ihm das Panier, pflanzt es neben seinem kleinen Pferde in den Boden und ruft: „Hier, Cameraden, hier ist Eure Fahne, lauft nicht wie die Schurken, kommt her, sammelt Euch um mich und zeigt, daß Ihr Preußen seyd"*).

Jetzt wurde das bei Saalfeld halb vernichtete Regiment Müffling, welches bisher zurückgehalten worden, vorwärts und in die Linie geführt, folgte aber bald dem üblen Beispiele. Die Lücken wuchsen immer mehr, und da nunmehr der Feind anzudringen begann, kehrten auch die Regimenter Zastrow und Grawert um, wobei jedoch von letzterem zu rühmen, daß es bald wieder in Ordnung und zum Stehen kam.

Um die nämliche Zeit kam von der Cavallerie des linken Flügels die Meldung, der Feind rücke bei Alten-Gönne in geschlossenen Colonnen vor. Der Fürst ließ deshalb die ganze Linie zurückgehen, den linken Flügel nach Hernstädt zu, wo die Trümmer der Preußischen Truppen des Grafen Tauentzien eine kleine Reserve bildeten, was die Ueberflügelung auf dieser Seite unmöglich machte. Aber die an sich zweckmäßige, ja nothwen-

*) Derselbe gehört zu der geringen Zahl von Offizieren, welche für den Feldzug von 1806 den Orden **pour le mérite** erhalten haben. Bei Errichtung des zweiten Garde-Regiments kam er zu diesem, und verlor am 16ten October bei Leipzig einen Fuß. In Folge dessen zum Cadettencorps versetzt, war Herr v. Eberhard lange Zeit Commandeur des Potsdamer Cadetten-Hauses, und lebt jetzt als General-Lieutenant a. D. zu Pförten in der Nieder-Lausitz. A. d. H.

dige Maßregel wurde doch verderblich. Sobald es rückwärts ging, schwand bei allen Truppen die bisher behauptete Fassung, und das Bestreben, sich möglichst bald in Sicherheit zu bringen, war mehr oder weniger überall bemerkbar.

Dagegen rückte der Feind aller Orten unter Trommelschlag und Musik rasch vor, und nunmehr erst bekamen wir ihn vollständig zu sehen. Er ging zur Rechten durch den Grund nördlich von Vierzehnheiligen, mit der Mitte aus und neben diesem Dorfe vor, und umklammerte auch bald unseren rechten Flügel. Hinter seiner Linie folgten volle Colonnen, die mit großer Ordnung in die Lücken einrückten, welche das immer weitere Vorziehen der Flügel veranlaßte.

Unsere reitende Artillerie, die wir am meisten gebraucht und ausgesetzt hatten, war großentheils ruinirt, die unbehülflichen Zwölfpfünder-Batterien konnten durch die davor gespannten Katzen in dem Acker nicht bewegt werden, und blieben fast alle da stehen, wo sie einmal aufgefahren waren. So wie der Feind irgendwo eine Unordnung bemerkte, brach seine Cavallerie hervor, welche mit gewaltigem Geschrei — betrunken — anrannte, und schon deshalb Alles niederritt, weil sie ihre Pferde nicht halten konnte. Daß die unsrige nur schwachen Widerstand leistete, ist nach dem früher Gesagten erklärlich. Dazu kam, daß selbst erlangte Vortheile (wie von einzelnen Schwadronen mehrmals geschah) unbenutzt blieben, weil unsere Leute dann wie blind und nicht zu mäßigen waren. Erreichten sie einen Franzosen, so fielen zehn über ihn her, und hieben ihn fast in Stücke, ohne zu überlegen, daß mit den unnützen Hieben eben so viele andere Feinde außer Gefecht gesetzt worden wären, welche sich nun inzwischen wieder sammelten.

In dieser kritischen Lage that Fürst Hohenlohe Wunder persönlicher Tapferkeit. Wie er vom Anfange an immer bei dem vordersten Bataillon gewesen und, wenn sich das Feuer rechts oder links zog, dem Kugelregen gleichsam nachgeritten

war, — so hielt er sich nunmehr bei dem letzten Bataillone auf, und suchte durch sein Beispiel, durch Ermahnungen und Drohungen das entflohene Glück wieder zu fesseln. Aber es war bereits zu spät! Bei Vierzehnheiligen hatte ihn eine matte Kartätschkugel am Arme getroffen und eine starke Contusion verursacht, die nämliche Salve verwundete mehrere Pferde seiner Adjutanten und Jäger. Sonst aber hatte er, immer an den heißesten Orten und durch ein starkes Gefolge auffallend, unbegreifliches Glück. Außer einigen getödteten Pferden des Gefolges (eines wurde unter ihm blessirt) fiel nur ein einziger Ordonnanz-Offizier vom braunen Husaren-Regiment schwer verwundet, allen übrigen geschah nicht das Mindeste.

Ungefähr um diese Zeit fand ein Vorfall statt, welcher beweist, wie viel bisweilen die Kenntniß der gewohnten Ordnung und der richtigen Commando-Wörter wirken kann. Eine zwölfpfündige Batterie, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, bei der Windmühle von Krippendorf stehend, wollte sich bei Zeiten in Sicherheit bringen, was man sonst unserer Artillerie wahrlich nicht vorwerfen kann. Der Punkt war überaus wichtig, um den Abzug der Infanterie zu decken, und Hohenlohe sendete hin: sie sollten halten bleiben. Dennoch ließ der Capitain aufprotzen, und der nun selber hinreitende Fürst kam eben an, als die Batterie abfuhr. Erfolglos schalt er hinten auf die Kanoniere, während vorn die Knechte immer weiter fuhren; er rief darauf: Vorwärts Marsch, die Knechte glaubten, es solle geschwinder gehen und eilten immer mehr. Da fiel mir das Commandowort „avanciren" ein, ich jagte an die Spitze und hieb die vordersten Knechte herum, so daß die Batterie wieder vorging und nochmals abprotzte.

Zu erwähnen ist auch die bewundernswürdige Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit des jungen Prinzen Bernhard von Weimar. Vierzehn Jahre alt, und damals von keinem robusten Körper, sondern einem Kinde ähnlich, war er in's Haupt-

quartier gekommen, um hier dem Wunsche des Herrn Vaters gemäß den Feldzug mitzumachen. Er hatte schon den ganzen 12ten und 13ten vom Morgen bis Abends zu Pferde gesessen, dem Gefecht am 13ten so wie der Expedition gegen Dornburg beigewohnt, und war am 14ten zeitig wieder zu Pferde. Während der Schlacht wich er keinen Augenblick von der Seite des Fürsten, und im dichtesten Kugelregen sah man ihn keine Miene verziehen, wohl aber eifrig bemüht, die weichenden Bataillone zum Stehen zu bringen. Als der kleine Cornet der braunen Husaren vom Pferde geschossen ward, sprang er weinend von dem seinigen, um ihn aufzufassen, — es war eine schlimme Stelle, und sein Gouverneur mußte ihn mit Gewalt fortziehen. Immer beim Fürsten, blieb er während der folgenden Nacht und des ganzen 15ten October bis Sondershausen fortwährend zu Pferde, ohne Nahrung und Ruhe, — bei seiner Jugend trat allgemein sichtliche Erschöpfung ein, aber nicht ein Laut der Klage entschlüpfte ihm. Endlich wurde er von Sondershausen aus zu Wagen nach Braunschweig gebracht.

Das bei Klein-Romstädt stehende Soutien bewirkte, daß unser linker Flügel noch mit ziemlicher Ordnung davon kam. Graf Tauentzien übernahm das Commando desselben, und führte es auf Apolda, wo er mit der über Stobra weichenden Abtheilung des Generals v. Holtzendorf zusammen traf.

Der rechte Flügel, von allen Seiten bedrängt, war nicht so glücklich, und gerieth bald in große Unordnung, doch zeigte sich während dieser furchtbaren, für jeden Preußen niederbeugenden Augenblicke ein herzerhebendes Schauspiel. Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen, unabläßig vom Feinde angegriffen und niemals erschüttert, ging das Sächsische Grenadier-Bataillon „aus dem Winckel" vollkommen geordnet, in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiel zurück. In einem offenen Quarree bot es dem Feinde die Spitze, so oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten seiner

Cavallerie, noch die Kugeln der Tirailleure erschütterten diese tapferen Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geschlagen, es zog mit Musik, wie auf dem Exercir-Platze ab; kam der Feind wieder heran, ein Wirbel, und Alles stand schlagfertig.

Ich mußte zum General Rüchel reiten, dessen Unterstützung zu erbitten. Dieser war — ohne die Rückkehr seines an Hohenlohe gesendeten Feldjägers abzuwarten — bereits aufgebrochen, so daß ich unweit Frankendorf mich des ertheilten Auftrages entledigen konnte. Die Frage: an welchem Punkte er nunmehr den Feind wohl fassen könne, war leider nur durch die Versicherung zu beantworten, wir seyen ganz vollständig geschlagen, und von den weit überlegenen Gegnern auf beiden Flügeln umklammert. Dennoch beschloß der General, seinem Charakter treu, über das schwierige Defilee von Capellendorf hinausrückend, die davor liegenden Höhen zu nehmen. Man sahe deutlich die Französische Linie zwischen Groß-Romstädt und Kötschau, und vor derselben überaus zahlreiches Geschütz.

Rüchel führte seinen kleinen Haufen mit staunenswerther Todesverachtung dem Feinde entgegen, und die zweite Schlacht dieses denkwürdigen Tages begann. Die Cavallerie deckte den Aufmarsch, dann zumeist den linken Flügel der auf zwei Glieder gesetzten zwölf Bataillone, welche den Grund bei Capellendorf überschritten hatten, und nun in Echelons aus der Mitte vorschritten. Zwei zwölfpfündige Batterien nebst vier Grenadier-Bataillonen blieben als Rückhalt hinter dem Grunde von Capellendorf.

Hohenlohe hatte mit einigen Bataillonen — a. d. Winckel, Sächsische Grenadiere von Lecocq, Preußische Grenadiere, sowie Reste der Regimenter Grawert und Zastrow — im Augenblicke des Aufmarsches Capellendorf erreicht. Rüchel erbat hier seine Befehle, er lehnte dies ab, „weil er geschlagen sey, und dem General den Ruhm lassen wollte, die Sache vielleicht noch

wieder herzustellen.“ Da jedoch eben einige Sächsische Cavallerie-Regimenter von der Jena-Weimarer Straße her zurückkamen, so fügte der Fürst hinzu, er wolle mit dieser Reiterei die rechte Flanke decken. Er führte sie rechts gegen Kötschau hin, ohne etwas Erhebliches leisten zu können, indem die Regimenter Carabiniers, Kochtitzky-Cürassiere und Polenz-Cheveaurlegers unter General-Lieutenant von Zeschwitz zwar tapfer gegen die Französischen Cürassiere und Dragoner anritten, aber durch mörderisches Kartätschenfeuer aufgehalten wurden. Ich war einstweilen beim General Rüchel geblieben, und spreche daher über die Schicksale seines Corps nach eigner unmittelbarer Anschauung.

Das Regiment Alt-Larisch an der Spitze lief mit wahrer Ungeduld gegen die Batterien; seine Reihen wurden furchtbar gelichtet, die meisten Offiziere fielen, und bald erhielt auch der Commandeur, Oberst Walther von Kronegk, vor der Front eine tödtliche Wunde. Ohne Führer ward das Regiment erst unschlüssig, dann schwankend, und kehrte zuletzt eben so rasch um, wie es vorwärts gegangen. In diesem Augenblicke traf eine Kartätschenkugel Rüchels Brust, und raubte ihm die Sprache, so daß er jeden Befehl dem Adjutanten nur leise in das Ohr flüstern konnte. Da er die Nothwendigkeit des Rückzugs sehr wohl erkannte, und denselben mit seiner sonstigen Donnerstimme und unglaublichen Thätigkeit gewiß zweckgemäß geleitet hätte, so war diese Verwundung ein folgenreicher, entscheidender Unfall. Inzwischen kamen noch andere Regimenter mit ungeheurem Verluste in das Gefecht, namentlich Winning, an dessen Spitze zuletzt der Premier-Lieutenant v. Zglinicki stand, weil alle älteren Offiziere todt oder schwer blessirt auf dem Wahlplatze lagen.

Der Rückzug ging geordnet durch Capellendorf, dann gegen Apolda. Fürst Hohenlohe, welchem ich mich wieder angeschlossen, deckte denselben, und wollte nicht vom Platze weichen;

endlich bewogen ihn unsere Vorstellungen, die Straße nach Weimar einzuschlagen, wohin sich die meisten Flüchtlinge seiner Truppen gewendet hatten.

An dem Weibicht-Gehölz vor Weimar stand ein Bataillon von Treuenfels nebst einem Füsilier-Bataillon, vermuthlich zur Deckung der nunmehr abgefahrenen Bagage zurückgeblieben. Ersteres erhielt seine Stellung links an den Busch gelehnt, Front gegen den Feind, die Füsiliere bildeten rechts davon eine Flanke gegen Ober-Weimar hin. Dahinter begann man die Zurückkommenden zu ordnen. Großentheils dem rechten Flügel angehörend, waren es meist Sachsen, deren Commando General Cerrini übernahm, ein tapferer Mann, welcher besondere Erwähnung verdient. Seit dem Mittage des 13ten immer vor der Front, hatte er am Morgen den ersten Angriff gemacht, formirte sich hier zum drittenmale eine Brigade, und war wiederum der Letzte auf dem Platze*).

Lange ließ sich nichts vom Feinde sehen, und schon stand ein Haufe da, welchen man auf zehn Bataillone schätzen konnte. Es hing lediglich von uns ab, denselben in aller Ruhe über die Ilm und durch Weimar zurückzuführen, wo dann — eine kurze Vertheidigung der Brücke vorausgesetzt — Niemand unseren geordneten Abzug und die Vereinigung mit dem linken Flügel sowie mit der Hauptarmee hindern konnte. Allein wir blieben mit dem Rücken am Defilee ruhig stehen, und obenein wurde beschlossen, in dieser Stellung die zu Weimar befindlichen, für die Sachsen bestimmten Brot- und Branntwein-Vorräthe auszutheilen. Der sehr niedergeschlagene Fürst sprach

*) Nach diesem Anerkenntniß sey aber auch gestattet, eine der vielen Unrichtigkeiten in dem „Bericht eines Augenzeugen" zu rügen, wonach eine Sächsische Linie im freien Felde der Französischen Cavallerie Widerstand geleistet haben soll. Die Sachsen standen größtentheils im Gehölz, hatten daher von Attaken der Reiterei nichts zu fürchten, und kamen deshalb fort, ohne in die allgemeine Verwirrung hineingerathen zu seyn.

blos mit dem Oberst Massenbach, welcher jetzt die alte Zungengeläufigkeit wieder gewonnen hatte, und dem man zweifellos diesen unglücklichen Entschluß beimessen darf.

Eine gute Stunde lang blieben wir so in völligem Stumpfsinn stehen. Ungefähr Nachmittags fünf Uhr kam in langer, zerstreuter Reihe mit wildem Geschrei, ein starker Schwarm Französischer Cavallerie gejagt, der sogleich das Gehölz in unserer Linken umging, und sich rechts bis Ober-Weimar hin ausdehnte. Der Fürst ritt eben zu den Füsilieren, und commandirte selbst „Feuer", aber diese kehrten um, und liefen schmachvoll davon. Kein Wunder, daß dieses schlechte Beispiel frischer Truppen von den bereits geschlagenen nachgeahmt wurde: in einem Augenblicke stürzte die Masse, aufgelöst und die Gewehre von sich werfend, zwischen davonjagenden Kanonen, Munitions- und Bagage-Wagen den Berg hinab. Wir befanden uns mitten unter den Chasseurs à cheval, die glücklicher Weise stark betrunken, ihre Pferde nicht halten konnten, sonst wäre Tod oder Gefangenschaft unvermeidlich unser Loos gewesen. Hohenlohe schien den Tod zu suchen. Ich drehte ohne Weiteres sein Pferd um, gab demselben einen tüchtigen Hieb, und hatte an der Brücke das Glück, den durch ein anfahrendes Geschütz schon aus dem Sattel geworfenen Fürsten aufrecht zu erhalten, — er wäre ohne Zweifel zertreten worden.

Hinter Weimar machte man noch einen Versuch, den wilden Haufen zu halten, aber das war rein unmöglich, und diese gänzlich entmuthigten Leute liefen mechanisch auf der großen Straße nach Erfurt weiter. — Während noch berathen wurde, erhielten wir durch den Lieutenant v. Pfuel die Nachricht, daß auch des Königs Armee geschlagen sey, und sich auf uns zurückziehe.

Es hatten sich Henckel-Cürassiere, Gettkandt- und Bila-Husaren, sowie einige Regimenter Sächsischer Cheveaurlegers beim Fürsten eingefunden, der mit ihnen Abends zehn Uhr

Schloß Vippach erreichte. Der ganze Ort war dergestalt mit Bagage der Hauptarmee angefüllt, daß er als schlechthin unpassirbar für Truppen gelten konnte, es ward deshalb beschlossen nach Sömmerda zu gehen, und ein angeblich zuverlässiger Bote dahin vorausgeschickt, welcher die (nachher als falsch erkannte) Nachricht brachte, das Städtchen werde eben von den Franzosen geplündert. Deshalb befahl der Fürst nach Greussen zu marschiren, und schickte den Lieutenant Graf Reichenbach mit der desfallsigen Weisung nach dem Bivouac. Währenddem sprach er mit dem Rittmeister v. Alvensleben, Lieutenant v. Rühle und mir über die Bewegung nach Greussen, und als ich über den Weg Erkundigungen einzog, zeigte sich, daß wir entweder dicht an Sömmerda heran, oder mit der Wagen-Colonne marschiren müßten. Daher wurde beschlossen, die Richtung auf Tennstädt einzuschlagen, wo wir die Unstrut hinter uns hatten, und von der Bagage befreit, uns am Tage hinwenden konnten, wohin es nöthig schien. Ich besorgte einen Boten, bestellte das Erforderliche an die Truppen, und übernahm gemeinschaftlich mit dem Lieutenant v. Rühle, die Colonne nach Tennstädt zu bringen.

15. Octbr. Etwa um zwei Uhr des Morgens stieg der Fürst zu Pferde, und es hat wahrlich nicht an allen möglichen Maßregeln gefehlt, um die Colonne zusammen zu halten. Als es hell wurde und wir auf freies Feld kamen, ritt ich seitwärts und ward mit Schrecken gewahr, daß fast nichts folgte. Von 25 bis 30 Schwadronen, die bei Vippach gelagert, war blos eine kleine Spitze von etwa fünfzehn Bilascher Husaren und die Hälfte der Leib-Escadron des Regiments Henckel vorhanden, und Niemand vermochte anzugeben, wohin die Uebrigen gekommen seyen.

Fürst Hohenlohe war während des ganzen Tages in Stumpfsinn versunken. Gram über die erste erlittene Niederlage, Aerger über die gänzliche Auflösung eines Flügels seiner Armee, die seit dem 10ten ausgestandenen ungewöhnlichen Strapazen,

sechsunddreißig Stunden ohne Nahrung, die Schmerzen der Contusion, hatten Geist und Körper so abgespannt, daß er, sich selber nicht mehr ähnlich, nicht die mindeste Anordnung zu treffen vermochte. Auch hatten die Anstrengungen während der Schlacht ihn der Stimme beraubt.

Bei Tennstädt wurden die Bilaschen Husaren als Feldwache ausgesetzt, der Fürst verfiel in einen todähnlichen Schlaf. Als nach zwei Stunden noch immer nichts von den fehlenden Schwadronen zu entdecken war, mußte man auf die Sicherheit seiner Person, und deren baldiges Eintreffen bei der Armee bedacht seyn. Mit hinlänglichen Truppen hätte der Marsch nach Greussen gerichtet werden können, die eben erwähnte Rücksicht erzeugte aber den Entschluß, noch heute über Erich nach Sondershausen zu gehen. Da schon in der Nähe Schüsse fielen, zogen wir aus dem Langensalzer Thore und über Urleben, Haus Sömmern, Horn Sömmern und Ronstädt nach Erich. Hohenlohe ritt stets möglichst langsam, und es kostete einigemal Mühe ihn am Umkehren zu hindern, er glaubte der Einzige zu seyn, welcher so weit fortzog, und sagte mehrmals: ein Feldherr, der ohne Armee davonreitet! Hinter Erich erfuhren wir, daß sowohl die Reste der Hauptarmee wie unseres linken Flügels von Weissensee und Greussen her im Anmarsche auf Sondershausen seyen, und langten Nachmittags vier Uhr dort an. Der Fürst erwachte nun aus seinem Stumpfsinn und handelte wieder selbst.

Am frühen Morgen des 16ten October traf S. M. der 16. Octb.
König in Sondershausen ein, und übertrug das Commando der Armee, mit Ausschluß der vom Grafen Kalkreuth befehligten Reserve, dem Fürsten Hohenlohe. Die Infanterie wurde gleich nach Nordhausen vorausgeschickt, das Hauptquartier folgte mit der Reiterei Mittags. Dankbarste Erwähnung verdient das Verfahren des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, welcher sein zahlreiches Forstpersonal benutzte, um weit aus Nach-

richten über Stellung und Bewegungen des Feindes einzuziehen. — Massenbach, seit dem Gedränge am Weibicht verschwunden, kam in Nordhausen wieder zum Vorschein; er war nach Greussen zum General Kalkreuth gerathen.

17. Octbr. Als dieser am 17ten bei Nordhausen anlangte, übernahm er die Vertheidigung der Stadt, welche seinen Truppen zur Erholung eingeräumt ward. Hohenlohe nahm dahinter unweit Petersdorf Stellung, Blücher mit der Reiterei vor dem Orte, den man bis zum Abend halten wollte. Das ganze Corps von Soult stieg von den jenseitigen Höhen in das Thal herab, Blücher machte in der Ebene einige Attaken, und ging sodann in die Stadt zurück, wohin die Franzosen nachdrangen, ohne daß ein Gefecht in derselben wahrzunehmen gewesen wäre. Zur Aufklärung des Räthsels dahin gesendet, fand ich an dem nach Ellrich führenden Thore bereits den Feind, und sah endlich Kalkreuth's Nachtrab in der Entfernung einer Viertelmeile ruhig die Berge hinaufziehen. Jener war abmarschirt, ohne uns zu benachrichtigen, der Fürst sagte: das sieht ihm ähnlich. — Unbegreiflicher Weise störten die Franzosen unseren Rückzug gar nicht, wir marschirten bis Stolberg und trafen am folgenden Vormittag zu Quedlinburg ein.

18. Octbr. Hier kam beim Fürsten die Lage der Armee ernstlich zur Erörterung. Major v. d. Knesebeck stellte vor, daß der Feind gleichzeitig mit uns Magdeburg erreichen, und es unmöglich seyn werde, die dringend nothwendige Reorganisation dort auszuführen. Entweder würden wir eingeschlossen, und erlebten ein zweites Ulm, oder müßten die Wanderung in einem Bogen nach der Oder fortsetzen, auf dessen Sehne sich abermals die Gegner bewegten. Daher erscheine es zweckgemäß, alle Unbewaffneten weiter nach Magdeburg laufen zu lassen, die noch schlagfähigen Truppen aber durch einen Seitenmarsch nach Hameln zu führen. Auf diese Art vereinige man sich mit dem noch unversehrten Corps des Herzogs von Weimar, mit dem

großen Artillerie-Train, welchen General Blücher um die Westseite des Harzes geleitete, und der Abtheilung des Generals Lecocq, — eine solche Masse sey wohl geeignet, das Vordringen des Feindes in die östlichen Provinzen zu hemmen, und der König werde Zeit gewinnen, eine neue Armee zu bilden.

Fürst Hohenlohe schien, wie die meisten der Anwesenden, diesen Vorschlag zu billigen, fragte aber vorher den Herrn v. Massenbach, von dessen Talenten er unglücklicher Weise eine übertrieben hohe Meinung hegte. Darauf ließ sich das Orakel vernehmen: daß er, strategisch betrachtet, den Plan des Major Knesebeck als den zweckmäßigsten anerkenne, unter den jetzigen Umständen aber müßten wir dabei bleiben, nach der Oder zu marschiren.

Es blieb also beim Alten.

Lange vor Tagesanbruch am 19ten kam die Meldung vom Anrücken des Feindes. Die Infanterie versammelte sich vor der Stadt, und Massenbach — der bei seinem Wiedererscheinen einen Trompeter mitgebracht hatte, auch denselben nicht mehr von der Seite ließ — wollte sie selbst nach Egeln führen. Wir kamen zeitig dort an, und die Infanterie marschirte Nachmittags noch bis halben Weges nach Magdeburg. Das Hauptquartier kam nach Langen-Weddingen, wo der Fürst ein Schreiben S. M. des Königs, und durch selbes den Oberbefehl über die ganze Armee mit den ausgedehntesten Vollmachten erhielt. 19. Octb.

Am 20sten October marschirte Alles nach Magdeburg. Hohenlohe ritt schnell dahin voraus, und gewann die Ueberzeugung, daß keine einzige der in solchen Fällen nothwendigen Maßregeln getroffen sey: die Verwirrung war grenzenlos und nicht zu schildern. Mit genauer Noth erhielt der Fürst ein Quartier von zwei kleinen Stuben, so daß die Masse der Meldenden oder Anfragenden großentheils gar nicht zu ihm durchdringen konnte; auch war ihm geradezu unmöglich zu erfahren, 20. Octb.

wo die an seine Befehle verwiesenen Truppen sich befänden. Massenbach, mit dem Abstecken eines Lagers vor den Werken beauftragt, ging zu Fuße hinaus, und am Abende war das Glacis nebst der Sudenburger Vorstadt noch voll Wagen gepfropft.

Ebenfalls am Abende erschienen die Gegner bereits vor der Festung, und es ist ein großes Glück, daß sie, deren augenblickliche Wehrlosigkeit nicht ahnend, keinen gewaltsamen Angriff unternahmen. Wie die Dinge damals standen, wäre er sicherlich mit geringem Verluste gelungen. Murat's Chef des Generalstabes, General Belliard, hatte Einlaß gefunden und ward zum Fürsten gebracht, welchem er erklärte: er habe den Platz auffordern sollen, da sich aber der Fürst mit der Armee hier befinde, könne von der Ausführung dieses Auftrags nicht die Rede seyn.

Massenbach war, wie natürlich, mit allen Einzelnheiten des weiteren Marsches beauftragt, aber die Offiziere, welche sich deshalb an ihn wendeten, mußten entweder Stunden lang warten, oder wurden grob abgefertigt. So war Major v. Fagel (Adjutant des Prinzen von Oranien) vom Fürsten bestimmt, alle Fahrzeuge elbaufwärts auf das rechte Ufer zu bringen, und ging einiger nothwendigen Notizen halber in der Nacht zum 21sten zu Massenbach. Allein dessen Bedienter erklärte, der Herr Oberst habe expreß verboten, ihn vor sechs Uhr früh zu wecken, und jener mußte wirklich so lange warten. Mich schickte Hohenlohe mit dem Befehle zu ihm: die Offiziere des Generalstabes — deren sich eine große Zahl zusammengefunden hatte — sollten aus der überfüllten Stadt die Regimenter über die Elbbrücken führen und jenseit in die vorgeschriebene Marschordnung bringen. Herr v. Massenbach schrie mir zu: das sind Kleinlichkeiten, mit denen mich der Fürst plagt! Ich werde gar nicht mehr zu ihm gehen, und mich überhaupt um gar nichts mehr bekümmern. Eine andere Antwort war nicht

zu erlangen, und als ich dem Fürsten meldete, schien er zwar empfindlich, ließ aber den groben Exceß ganz ungerügt.

Major v. d. Knesebeck ging voraus, um an allen Orten auf dem ganzen Marsche für die Verpflegung zu sorgen, so daß außer der Speisung in den Quartieren noch an dem Orte, wo das Hauptquartier hinkam, Brot für die Armee empfangen werden konnte.

Am 21sten Marsch nach Burg. Massenbach hatte angeb- 21. Octb.
lich eine schlimme Hand, die mit Bandagen umhüllt war, und fuhr von jetzt ab in dem Wagen des Fürsten. In Burg angelangt, legte er sich zu Bett, und ließ die Thür abschließen, so daß eine Menge Offiziere der kleinen Trupps, die wiederholt an ihn verwiesen waren, rathlos in der Stadt umher irrten. Hauptmann v. Tippelskirch traf nunmehr mit vieler Thätigkeit und Einsicht alle Marschanordnungen, dann trat aber plötzlich der unselige General-Quartier-Meister mit Einspruch oder „Memoires" hervor und durchkreuzte sie.

Ueber Genthin nach Rathenow. Wegen der (nur zum 22. u. 23. Octb.
Theil wahren) Nachricht: die Brücke von Fehrbellin sey voreilig zerstört, wurde vorgeschlagen über Friesack nach Ruppin zu gehen, auf welchem Wege die Seiten-Abtheilung des Generals Schimmelpfennig auch wirklich gegangen ist. Da erhob sich aber Massenbach: es sey ein gewaltiger Fehler, mit der ganzen Colonne den Morast (das Havelländische Luch) zu passiren, und die Strategie schreibe vor, den Morast allemal zwischen sich und dem Feinde zu lassen; wir müßten deshalb nach Neustadt a. d. Dosse marschiren. Nun hatte es zufällig in drei Wochen nicht geregnet, und am 19ten schon gefroren, auch war Alles so trocken, daß wenige Tage später das ganze Corps Soults mit Artillerie und Bagage ohne Aufenthalt durch jenes Luch gegangen ist. Unbegreiflicher Weise gab Hohenlohe diesem gelehrten Raisonnement nach. Ich unterstand mich, ihm gleich nachher Vorstellungen darüber zu machen, aber der Fürst bewies

sofort, daß Massenbach durchaus keinen Einfluß auf ihn habe, und als ein total Verrückter keinen haben könne; er lasse ihn reden, und thue was er wolle!

24.Octbr. Also am 24sten October statt nach Fehrbellin nach Neustadt, wo gegen Abend General von Blücher anlangte. Der Fürst überließ ihm die Wahl zwischen dem Commando der sämmtlichen Cavallerie oder des Natzmer'schen Corps, welches unsere Arrieregarde bildete; er nahm das letztere.

25. Octbr. Am 25sten in Neu-Ruppin, statt in Zehdenick. Oberst Massenbach überreichte dem Fürsten ein Memoire, worin er zu beweisen suchte, daß wir nothwendig einige Tage anhalten müßten, um die Armee zu formiren. Ein solcher Wahnsinn findet seine Erklärung nur in der Declaration, welche Massenbach — vermuthlich bei Uebergabe seiner Schrift — machte: die Allianz mit Rußland sey unser größtes Verderben, wer also dem Staate redlich dienen wolle, müsse den König daran zu verhindern suchen. Rettung für den Staat liege nur in der Allianz mit Frankreich. Er wenigstens möge in jenem Falle einer so schlecht geführten Sache nicht länger dienen, sondern erkläre hiermit, daß er in dem Augenblicke, wo wir uns mit den Russen verbinden würden, die Preußischen Dienste verlassen und weit lieber in Französische gehen wolle. Ich habe dies aus dem Munde des Fürsten, welcher auf die Frage, was Er dazu gesagt, die ertheilte Antwort so angab: Seines Wissens sey die Allianz schon geschlossen, und er werde den Obersten sogleich arretiren lassen, wenn derselbe das jetzt Gesprochene auszuführen Miene mache. Nun unterstand ich mich, vom Todtschießen oder wenigstens von einer Suspension und augenblicklicher Verhaftung zu reden, doch der Fürst erwiederte lachend: bei Massenbach sey es mit der Ausführung nicht so schlimm als mit den Worten, derselbe habe einen Sparren zu viel, daher lasse er ihn laufen; übrigens würden wir nicht anhalten, sondern den Marsch fortsetzen.

Wegen der veränderten Marsch=Direction war in Neu=Ruppin das Brot erst gestern bestellt, und wahrscheinlich nicht fertig geworden. Eigentlich schadete das wenig, denn bei den getroffenen Anordnungen und unserer bisherigen Art zu marschiren, konnte Niemand leicht Hunger leiden; das allenthalben ausgegebene Brot bildete so zu sagen eine doppelte Verpflegung.

Am Morgen des 26sten versammelte der Fürst sämmtliche Infanterie und Artillerie beim Dorfe Schönermark unweit Gransee, und hielt an jedes Bataillon eine kurze Anrede. Nirgend war eine Spur von Mißvergnügen sichtbar, und einige Bataillone zeigten sogar den besten Geist. Die Meldungen von zwei gegen Berlin entsendet gewesenen Offizieren hätten uns bestimmen sollen, so schnell als möglich nach dem etwa zwei Meilen entfernten Zehdenick zu marschiren, wir blieben jedoch drei volle Stunden stehen. Später ist als Grund angegeben worden, man habe das Eintreffen der Abtheilung unter Blücher abwarten wollen, — ein vollständiger Unsinn, weil die Sache unmöglich war. Das Schreiben des Fürsten, worin er Blücher aufforderte, den ihm bewilligten Rasttag ausfallen lassend, herbei zu kommen, war Morgens 6½ Uhr von Neu-Ruppin nach dem zwei Meilen entfernten Ganzer abgegangen (Blücher will es erst um 11 Uhr erhalten haben); der Marsch von da bis Schönermark beträgt ungefähr fünf Meilen, und es lag daher außer jeder Möglichkeit, daß er vor Mittag zurückgelegt seyn könne. 26. Octb.

Nun erhob sich abermals Massenbach, um zu zeigen, wie gefährlich es sey, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen, wir müßten uns vielmehr seitwärts nach Fürstenberg wenden. Unbegreiflicher Weise genehmigte der Fürst diesen Vorschlag, was lediglich durch körperliche und geistige Abspannung einigermaßen erklärlich wird.

Wir wendeten uns also gegen Fürstenberg und verzichteten damit nicht allein auf die in Zehdenick und Templin be=

stellten Lebensmittel, sondern ließen auch zwei leichte Cavallerie-Regimenter geradezu im Stiche, welche unter General Schimmelpfennig nach ersterem Orte marschirten. Oberst v. Massenbach selbst übernahm das Geschäft, nach Fürstenberg vorauszugehen und für die nöthige Verpflegung zu sorgen; er war indeß ein so trauriger Reiter, daß ihn die Spitze der Colonne überholte und vor ihm dort eintraf. Bei der geringen Zahl und Bereitwilligkeit der Einwohner mögen nicht Wenige haben fasten müssen, worüber ich nichts Genaues angeben kann. Es sollte nämlich am nächsten Vormittag nach Boytzenburg, und Abends noch bis Prenzlau marschirt werden, und war vorauszusehen, daß durch die gewöhnliche Generalstabs-Schreiberei keine Lebensmittel herbeizuschaffen seyn dürften. Mit dem Besitzer von Boytzenburg, dem Grafen Arnim befreundet, erbot ich mich, Behufs dieses Gegenstandes dahin voraus zu reiten, that dies gegen Abend, und traf nach Mitternacht, also

27. Octbr. Den 27sten October dort ein. Wegen der Unmöglichkeit, den ganzen Bedarf in dem kleinen Orte zusammen zu bringen, veranlaßte ich folgende Maßregeln: 1) in den umliegenden Dörfern wurden 42 Wispel Hafer ausgeschrieben, so daß 4032 Pferde einen Viertelscheffel bekommen konnten; 2) ein reitender Bote überbrachte dem Magistrat von Templin die Anweisung, die von Knesebeck bestellten zwanzigtausend Pfund Brot sogleich nach Boytzenburg zu senden; 3) in gleicher Weise wurden von dem, zwei kleine Meilen entfernten Prenzlau, wo sich viele Brennereien befinden, zwanzig Tonnen Branntwein gefordert.

Am Morgen kam der Bote mit der Antwort des Templiner Magistrats zurück, das Brot solle sogleich abgehen, insofern es vor Ankunft der Franzosen, die man jeden Augenblick erwarten müsse, möglich sey. Für den Fall des Ausbleibens gab Graf Arnim zwölf Wispel Kartoffeln her, von denen der dritte Theil in der großen Braupfanne gekocht ward, beim

Eintreffen der Truppen wäre der Ueberrest binnen einer Stunde gekocht, und in großen Maischtienen herausgefahren worden. Noch vor Mittag kamen außer dem requirirten Hafer auch 2030 Quart Branntwein aus Prenzlau an; Alles ward auf einem freien Platze vor dem Städtchen bereit gehalten, und der Kriegscommissair Avenarius, welcher sich von Templin aus eingefunden, übernahm die Aufsicht.

Da Alles veranstaltet war, was überhaupt geschehen konnte, ritt ich der Colonne bis Rosenow entgegen, mußte lange auf sie warten, und sodann auf Befehl des Fürsten nach Boytzenburg zurückkehren. Hier war eben die Nachricht eingegangen, daß der Feind sich des von Templin abgesendeten Brotes bemächtigt habe; bald sprengte auch ein kleiner Haufe Französischer Dragoner aus Boytzenburg vor*), verjagte die Knechte von den Hafer- und Branntwein-Wagen, stürzte diese um u. s. w.

Die Colonne war etwas auseinandergekommen, und der Fürst ließ die einzelnen Bataillone vor Hardenbeck aufmarschiren, auch eine Zwölfpfünder-Batterie placiren, welche im Abstand einer Viertelmeile die einzelnen Reiter beschoß. An das einfache Mittel, den Ort schnell wegzunehmen, wurde nicht gedacht, oder vielmehr die unsinnige Idee aufgestellt, dieses sey ohne Reiterei nicht möglich. Zufällig fand auch dieses Beden-

*) Das überraschende Erscheinen dieser schwachen Abtheilung ist höchstwahrscheinlich folgender Weise zu erklären. Im verflossenen Sommer hatte ein Stallmeister Murat's alle Preußischen und Mecklenburgischen Gestüte unter dem Vorwande bereist, Pferde zu kaufen, und so auch Kenntniß von den im Besitze des Grafen Arnim befindlichen genommen. Man muß voraussetzen, daß er die besten, sowohl Gestüts- als Gebrauchspferde sorgfältig verzeichnete, denn allenthalben, wo der Stallmeister gewesen, erschienen jetzt Patrouillen oder Detachements der Cavallerie von Murat und führten die Pferde, oft nach mitgebrachten Listen, fort. Daß diese Diebstahl-Abtheilungen noch vor der äußersten Avantgarde an den bestimmten Orten eintreffen mußten, wenn ihr Zweck erreicht werden sollte, liegt auf der flachen Hand, und ohne Zweifel hatten wir hier mit einer solchen Abtheilung zu thun.

ken seine Erledigung, indem der (wegen schwerer Insubordination in Arrest gesetzte) Major Graner um Erlaubniß bat, mit etwa zwanzig berittenen Ordonnanzen vorgehen zu dürfen, und bald meldete, daß außer den dreißig Pferden, die man sah, nur ein kleiner Trupp hinter der Anhöhe halte. Zugleich langten noch zwanzig Quartiermacher vom Regiment Gensd'armes an.

Dennoch warteten wir ruhig so lange, bis anzunehmen war, daß alle Vorräthe verzehrt, fortgeschafft oder verdorben seyen, und erst mit Einbruch der Dunkelheit beschloß man, zwei Grenadier-Bataillone mit ihren Kanonen gegen das Städtchen vorgehen zu lassen. Sobald sie erschienen, wich der Feind. Dreißig Blücher'sche Husaren, unter dem Rittmeister v. Alvensleben und Lieutenant v. Nostitz (dem nachmaligen Russischen General) eben eingetroffen, folgten den Gegnern und machten Gefangene.

Es hätte nun bei uns gestanden, einzurücken, und wenigstens das zu verzehren, was etwa noch vorhanden oder aufzutreiben war, dann während der Nacht nach Prenzlau zu marschiren. Wiederum erhob sich Oberst Massenbach, um zu beweisen, daß unsere hungernden Leute der von ihm supponirten Gefahr sofort durch einen Marsch im Bogen ausweichen müßten. Obwohl das Anlangen der Dragoner-Regimenter Prittwitz, Kraft und Wobeser auch jeden Scheingrund gegen den weiteren Marsch auf dem geraden Wege beseitigte, gelang es Massenbach doch, den Fürsten für seine Ansicht zu gewinnen.

Ueber Crewitz und Naugarten zogen wir durch Feld und Wald nach Schönermark. Massenbach führte den Vortrab in Person, und langte gegen 2 Uhr Nachts, die Queue der Colonne 2 Stunden später, dort an. Ein langer Halt erfolgte, dadurch veranlaßt, daß unser General-Quartiermeister den Grundsatz aufstellte: es müßten erst Patrouillen nach Prenzlau vorausgehen, um zu sehen, ob der Feind es besetzt habe oder

nicht. Und doch hatten wir gar keine Wahl mehr, als bei diesem Punkte durchzubrechen oder unterzugehen. Es fehlte keinesweges an wohlbegründeten Einwürfen gegen jene Ansicht, und namentlich sparte Hauptmann v. Blumenstein die stärksten Ausdrücke nicht, als Massenbach das Wort Capitulation fallen ließ, aber der Fürst war so abgestumpft, daß nichts geschah. — Durch die angeblich abgeschickten Patrouillen erhielt man keine genügende Auskunft, es ging deshalb

den 28. October früh 5½ Uhr Lieutenant v. Nostitz mit 28. Oct.
einigen Husaren nach Prenzlau ab und kehrte nach einer Stunde mit der Nachricht zurück, daß in der ganzen Gegend kein Feind zu sehen sey. Nun wurde endlich der Marsch angetreten, das Leib-Kürassier-Regiment an der Spitze, dann die Infanterie und Artillerie, die drei Dragoner-Regimenter rechts zur Seite.

Die Truppen waren jetzt wirklich entmuthigt. Die beständig zaudernden Maßregeln, das stete Ausweichen, sobald die Nähe des Feindes sich nur ahnen ließ, das Zaudern und Umkehren am gestrigen Tage, der abbiegende Nachtmarsch, mußten wohl die Idee von des Feindes Furchtbarkeit und unserer Schwäche sehr vergrößert, auch Mißtrauen gegen Einsicht oder guten Willen des Oberbefehlshabers erzeugt haben. Dazu kam der Mangel an Nahrung seit beinahe zwei Tagen, die nach zwei höchst angestrengten Märschen auf freiem Felde zugebrachte kalte Nacht, sowie der Gedanke, daß man hungernd habe warten müssen, damit die Generale in dem großen erleuchteten Schlosse es sich wohl seyn lassen könnten. (Ganz ungegründet; der Fürst hatte seit 36 Stunden nichts genossen, und von dem Besitzer des Schlosses zu Schönermark keinen Bissen erhalten können.) Daher murrten, als wir Schönermark verließen, die Soldaten laut, und man hörte die Aeußerung: sie könnten es nicht mehr aushalten. Im Ganzen waren auch die Offiziere ungewiß und niedergedrückt, denn die

Art der oberen Führung mußte bei ihnen den Gedanken an große Verlegenheit erzeugen.

Die Spitze der Colonne hatte das Dorf Güstow passirt und Prenzlau im Angesicht, als mich der Fürst bestimmte, den Regimentern und Bataillonen einen auf die Verpflegung bezüglichen Befehl zu überbringen. Ich blieb deshalb am Dorfe halten, und bemerkte eben, daß die vordersten Truppen nahe an der Stadt wären, da zeigten sich auf der Berliner Straße in weiter Ferne einige Haufen Französischer Reiterei. Die Seiten-Patrouillen der Unsrigen gingen bis an den sumpfigen Bach, der von Golmitz kommend nach Prenzlau fließt, nicht zu passiren ist, und von dessen beiden Ufern aus das Geplänkel begann.

Da nunmehr Alles bis auf zwei oder drei Bataillone vorüber war, übertrug ich mein Geschäft einem Bataillons-Adjutanten, eilte vorwärts und übersah bald, daß sowohl Cavallerie als Fußvolk die nämliche (zwischen der Papiermühle und Neustädter Vorstadt gelegene) Brücke passiren müsse. Kurz vorher hatte sich jene, um einige morastige Gärten zu vermeiden, in die Infanterie-Colonne eingedrängt und sie auseinandergebracht, was der Fürst rügte und dem General v. Kraft verbot, den Marsch des Fußvolkes wieder zu hindern. Jetzt fanden aber ganz veränderte Umstände statt, denn wenn das Corps die Stadt gewinnen sollte, mußte die Reiterei in der Ebene zu beiden Seiten der Berliner Straße vorgehen, um die Französische dort aufzuhalten. Dies war nur möglich, wenn sie schleunigst die fragliche Brücke benutzte, worauf ich den General Kraft, jedoch vergebens, aufmerksam machte, da er jenes Verbot vor Augen hatte. Ich suchte daher den Fürsten und fand ihn auf einer kleinen Wiese hinter dem Damme (der die Uebersicht des Terrains hinderte) im Gespräch mit dem Oberst Massenbach und einem Französischen Parlamentair. Mein Bemühen, dem Fürsten unter vier Augen Meldung zu erstatten,

blieb erfolglos, ich wurde sogar hitzig angelassen, und jagte nun zum General Kraft, das, was geschehen mußte, als Befehl Hohenlohe's bezeichnend. Der General hatte es längst gewünscht, und ging sofort über die Brücke.

Inzwischen war die Conferenz beendet. Oberst Massenbach ritt mit dem Französischen Offizier zum Feinde hinüber der Fürst weiter vor. Nach gewonnenem Ueberblicke dankte er mir, und formirte die Cavallerie, welcher eine reitende Batterie beigegeben ward, südlich der Papiermühle. Der Feind — jetzt noch weniger zahlreich als wir — war schon sehr nahe, und hatte sechs kleine Geschütze bei sich, welche äußerst rasch, und, wegen des geringen Abstandes, mit Wirkung feuerten. Ein entschlossener Angriff allein konnte hier helfen, aber Fürst Hohenlohe vertraute den Truppen nicht; da das Regiment Prittwitz bei starkem Verluste sich etwas zu bewegen begann, ritt er vor dessen Front auf und nieder. Endlich gab er wiederholten Vorstellungen nach, daß seine Anwesenheit am Thore viel nöthiger sey, und übertrug dem General v. Tschammer die Vertheidigung der Vorstadt, mit dem ausdrücklichen Zusatze: sich jedenfalls so lange zu halten, bis Prinz August mit seinem Bataillon (dem letzten in der Colonne) herein sey.

General Tschammer versprach es, wendete sein Pferd um die Ecke der Scheunen, um nach dem genannten Bataillon zu sehen, und wurde fast augenblicklich von feindlichen Dragonern gefangen. Gleichzeitig kam das Dragoner-Regiment Prittwitz (die von Kraft und Wobeser waren schon abgezogen) in wilder Flucht zurückgestürzt. Wir entzogen den Fürsten dem Getümmel und brachten ihn an das Stadtthor, wo zwei Grenadier-Bataillone standen; hier erhielt ich einen jenseit des Ortes auszurichtenden Auftrag, und kenne also die Umstände, unter denen der Feind in Prenzlau eingedrungen ist, nicht aus eigner Anschauung. Gewiß ist, daß durch die Flucht der Dragoner und das rasche Nachdringen der Französischen Reiterei das

Grenadier-Bataillon Prinz August von der Stadt abgeschnitten worden.

Als ich zurückkehrte, kamen mir vom Berliner Thore her schon Infanterie und Cavallerie, mit einzelnen Feinden vermischt, sehr rasch und beinahe fliehend entgegen. Auf dem Felde hinter der Stadt befand sich plötzlich ein Französischer Dragoner-Offizier als Parlamentair mit gezogenem Säbel mitten unter uns, und unterhandelte sehr lebhaft.

Unsere Truppen waren größtentheils aufmarschirt, die Infanterie in Vierecken rechts, die Reiterei links der Straße. Kaum war der Fürst bei ihnen angelangt, so kehrte Oberst Massenbach zurück. Was er gemeldet, habe ich nicht vernommen, daß aber dieser große Geist gänzlich den Kopf verloren, geht unzweideutig aus Dem hervor, was er zu seiner Vertheidigung hat drucken lassen. Er giebt vor:

1) zu glauben, daß er über Seehausen zurückgekommen, und dieser Paß vom Feinde bereits besetzt gewesen sey. Seehausen ist zwei Meilen von Prenzlau entfernt, der Weg hin und zurück beträgt also vier Meilen, und der Herr General-Quartiermeister, ein anerkannt schlechter Reiter, war kaum eine Stunde lang abwesend! Er mußte überdies wissen, daß Niemand den Uckersee binnen einer kleinen Stunde umreitet, daß man denselben mit seinen kahlen, flachen Ufern fast allenthalben meilenweit sieht, und daß es unmöglich ist, ihn zu umreiten, ohne ihn immer neben sich zu haben;

2) daß die angebliche Besetzung des Passes von Seehausen für unsern Marsch nach Stettin von großer Wichtigkeit gewesen. Aber der Paß von Loenitz, welchen wir durchschreiten mußten, um nach Stettin zu kommen, liegt eine starke Meile näher an Prenzlau, als an Seehausen.

General Belliard kam mit dem Oberst Massenbach, oder unmittelbar nach ihm, und bald auch Murat mit zahlreichem Gefolge. Der Fürst ritt ihm eine Strecke entgegen, worauf

eine lange Unterredung begann, während deren ungefähr achthundert Französische Dragoner mit dem Rücken hart an den Scheunen vor uns aufmarschirten. Man hörte sehr deutlich Murat zu verschiedenen Malen sagen: je vous donne ma parole d'honneur, que vous êtes cerné par cent mille hommes. — Nach einiger Zeit ritt der Fürst zurück, und ich nahm mir die Freiheit, zu fragen, ob wir nicht den vor uns stehenden Haufen so an die Scheunen quetschen wollten, daß kein Mann davon käme? was gar nicht fehlen konnte. Der Fürst klopfte mir auf die Schulter, zeigte nach rückwärts und sprach: Mein Freund, da steht der Marschall Soult! — „Was können uns die Franzosen nicht Alles vorlügen?" — Ich muß doch glauben, was mein General-Quartiermeister selbst gesehen hat! — Hiernach mußten wir alle glauben, daß Soult wirklich zwischen uns und Loenitz stehe, uud Oberst Massenbach durch eigene Anschauung darüber Gewißheit erlangt habe; an die oben beigebrachte Vergleichung von Zeit und Raum dachte in jenen verhängnißvollen Augenblicken freilich Niemand.

Nachdem Hohenlohe mit mehreren Generalen gesprochen hatte, wurden die Franzosen ungeduldig. Er ritt zu ihnen und erzeigte mir unterwegs die Ehre, zu fragen: Was soll ich machen? — „Ist es denn wirklich wahr, daß alle die feindlichen Corps so um uns her stehen; hat sie Oberst Massenbach wirklich gesehen?" — Er hat sie gesehen! und man bietet mir gute Bedingungen an*). Ich gestehe, daß ich nunmehr nichts mehr hoffte, an nichts mehr Theil nahm, wozu mit beitrug, daß ich auf einem 24 Stunden gerittenen und ganz ermüdeten Pferde saß (alle übrigen waren in Boytzenburg verloren gegangen), mithin außer Stande war, die Wahrheit zu prüfen.

*) Damals hörte man noch von freiem Abzuge sprechen.

Der Fürst sprach abermals mit Murat. Während dem stieg hinter den Anhöhen, kaum tausend Schritt in unserem Rücken, eine große Dampfkugel langsam und ohne Knall in die Höhe, und einer der zwischen uns haltenden Franzosen rief aus: Ah, voilà le signal du maréchal Soult, qui nous annonce, qu'il est arrivé sur votre chemin, et qu'il vous a coupé la retraite. (Es soll ein Pulverkasten von uns aufgeflogen seyn, dessen Deckel geöffnet und daher das Geräusch der Explosion nur gering gewesen; die Angabe des Franzosen war natürlich eine pfiffig improvisirte Lüge.)

Fürst Hohenlohe wollte nicht abschließen, bevor er die gestellten Bedingungen den gesammten Generalen und Stabsoffizieren mitgetheilt, welche er deshalb um sich versammelte. Laut und deutlich legte er ihnen die Lage der Dinge vor, wie sie ihm erschien, und fügte hinzu: seinem persönlichen Gefühle nach würde er vorziehen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als im Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Capitulation zu beflecken. Er habe genug gelebt bis zu diesem Tage, der die Arbeit so vieler Jahre für ihn vernichte, allein statt das Leben so vieler braven Leute, die dem Vaterlande erhalten werden könnten, blos seinem Ruhme aufzuopfern, erscheine es ihm edler, diesen der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer zu bringen. Es bleibe daher der Einsicht der versammelten Generale überlassen, ob die vom Feinde gestellten Bedingungen anzunehmen seyen oder nicht. — Während dieser Rede drängte sich der Chef der Artillerie, Oberst v. Hüser vor, und unterbrach sie mit folgenden, tief in mein Gedächtniß geprägten Worten: „Ihro Durchlaucht, ich melde, daß es uns an Munition fehlt. Die Canons haben im Durchschnitt nur noch fünf Schuß, und an Taschen-Munition fehlt es auch schon*). Der Fürst wendete sich zu mir um und legte die Hand auf

*) Wiederum eine handgreifliche Lüge, denn die Munition war in Magdeburg ergänzt, und seitdem nur eine Kleinigkeit verbraucht worden.

meine Schulter, mit der Frage: Was sagen Sie nun? Hierauf sprach er weiter, und zum Schluß: Meiner Meinung nach bin ich verpflichtet, die gestellten Bedingungen anzunehmen; ist aber, meine Herren, Einer unter Ihnen, der die Sache anders ansieht, der noch ein Mittel weiß, — er trete vor und sage es. Ich will sehr gern seiner Meinung seyn, ich verlange nicht besser, denn ich opfere mich bei dem vorgeschlagenen Schritte persönlich auf. Er trete vor, ich will seine Meinung im voraus adoptiren.

Alle schwiegen.

Der Fürst fragte mehreremal, blickte im Kreise herum, faßte Einzelne in's Auge, — sie zuckten die Achseln und schwiegen. Da ward er hinten den Oberst v. Böhmken gewahr, und rief ihn persönlich auf: „Mein Herr Oberst v. Böhmken, was meinen Sie? Ich sehe, Sie wollen etwas sagen. Sagen Sie es; ich will Ihrer Meinung seyn, ich will sie im voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nicht besser, als mich durchzuschlagen; ich habe lange genug gelebt." Oberst Böhmken zuckte die Achseln und schwieg.

Da kein Einspruch erfolgte, befahl Fürst Hohenlohe, die Herren möchten zu ihren Truppen reiten, und diesen die Bedingungen der Capitulation bekannt machen.

Ungeachtet seiner gänzlichen Abspannung war er sich dennoch sehr wohl bewußt, was er that. Als Murat ihn mit Lobsprüchen bestechen wollte, und unter Anderem äußerte: que la gloire qu'il avait si justement acquise dans les guerres précédentes, ne pouvait être flétrie quand il cédait aujourd'hui à la nécessité, entgegnete er rasch unterbrechend: elle finit avec ce jour.

Abermals hinderte jedoch der Druck des Augenblicks die Anwesenden, auf diesen bekannten Sachverhalt hinzuweisen.

Um das Benehmen des unglücklichen Fürsten richtig zu zu beurtheilen, muß man außer Massenbach's und Hüser's Lügen noch folgende Punkte in's Auge fassen.

1) Der König hatte ihn benachrichtigt, daß Marquis Lucchesini und General v. Zastrow zu Napoleon geschickt seyen, um den Frieden zu unterhandeln, und ihn angewiesen, sein Benehmen nach den von ihnen erhaltenen Mittheilungen einzurichten. Nun ließ gleich der erste Parlamentair gesprächsweise fallen, Marquis Lucchesini sey eben im Hauptquartier Bernadotte's eingetroffen, und Hohenlohe ging hauptsächlich auf die Unterhandlungen ein, um den Marquis sprechen zu können.

2) Durch den schnellen Verlust von Prenzlau ging auch die Verpflegung verloren, und die Truppen, welche seit acht und vierzig Stunden fast fortwährend in Bewegung waren, ohne zu essen, mußten auch heut wieder hungern. Ihrer Unzufriedenheit und Entmuthigung haben wir schon gedacht, in demselben Maße nahm auch das Vertrauen des Oberbefehlshabers zu ihnen ab.

3) Der König legte zu aller Zeit einen überaus großen Werth auf seine Garden. Das wußte Hohenlohe sehr wohl, und die Garden bei'm Corps genirten ihn gewaltig. Bestärkt war er darin worden, weil der Monarch dem auf seiner Rückreise zufällig gefundenen Regimente Garde du Corps befohlen hatte, ohne Aufenthalt hinter die Oder zu marschiren, und sich an keine andere Anordnung zu kehren. Deshalb war dem Fürsten der Gedanke peinlich, daß möglicher Weise sämmtliche Fußgarden, die er bei sich hatte, zusammengehauen werden könnten, obenein in dem Augenblicke, wo der Friede vielleicht schon geschlossen sey, — was auch ohne Zweifel sehr übel vermerkt worden wäre. Er bedung sich daher, daß die Garden völlig formirt, mit Offizieren und Unteroffizieren nach Potsdam marschiren, und dort zusammen bleiben sollten, um nach

dem Frieden dem Könige intact überliefert zu werden. Sobald Murat dies zugestand, fiel ein Stein von Hohenlohe's Herzen, und dieser Punkt hat nicht wenig beigetragen, ihn zu einer Capitulation willfährig zu machen.

4) Wegen seiner angeblichen Ruhmbegierde hatte er früher sehr viele Unannehmlichkeiten mit dem Herzoge von Braunschweig gehabt. Jetzt schlug Massenbach diese Saite an, und mahnte: nicht um persönlichen Ruhmes willen das Leben von zehntausend Menschen unnütz zu opfern. Der Fürst glaubte in Wahrheit, sich persönlich devouiren, und seinen Kriegsruhm als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu müssen.

Da ihm nach der Capitulation freistand, seinen Aufenthaltsort zu wählen, wollte er sich auf seine Güter in Oberschlesien begeben, und erhielt Pässe dahin. Aber schon in Freienwalde wurde er von einem Französischen Commando eingeholt und nach Spandau gebracht, wo man ihm eröffnete, er müsse diesseit der Oder bleiben. Zu Liegnitz abermals aufgehoben, und nach seinem bisherigen Besitzthum Oehringen abgeführt, verfiel er dort der strengen Obhut des vormaligen Nachbars und durch Bonaparte's Gnade nunmehrigen Landesherrn, des Königs von Würtemberg.

II.

Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe-Oehringen.

Unmittelbar nach Auflösung seiner Armee war Fürst Hohenlohe im Monat Februar 1806 nach dem ihm neuerlich zugefallenen Fürstenthum Oehringen abgegangen. Wie das gesammte süd-westliche Deutschland mit Französischen Truppen überschwemmt war, befand sich dort die Division Gudin vom Corps Davoust's.

Napoleon, welcher sich überall Anhänger zu gewinnen suchte, und dem die militairische Auszeichnung des „Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen" besonders in den Feldzügen von 1792 bis 1794 nicht fremd geblieben, gab Befehl, ihn mit der größten Zuvorkommenheit zu behandeln. Namentlich sollten ihm alle Ehrenbezeigungen wie einem Marschall von Frankreich erwiesen werden. Er erhielt deshalb eine Compagnie mit Fahne zur Ehrenwache. General Gudin empfing die Parole von ihm, oder wollte sie wenigstens empfangen; er theilte ihm alle Befehle mit und hörte, ungeachtet wiederholter Weigerungen, mit Bitten nicht auf, bis der Fürst seine Division vor sich exerciren und vorbeimarschiren ließ.

Obwohl von Eitelkeit nicht frei, dachte Hohenlohe doch zu edel, und hatte in zu hohem Grade ein Deutsches und vorzüglich

Preußisches Herz, als daß ihm diese Zuvorkommenheiten und Ehrenbezeigungen nicht hätten höchst lästig fallen sollen. Er betrieb die Angelegenheit der großen Erbschaft möglichst rasch, um dann sogleich nach Schlesien zurückreisen zu können. Bei der Errichtung des Rheinbundes hätte es für ihn keiner Sollicitationen, sondern nur des Eingehens auf die täglich wiederholten Avancen der Franzosen bedurft, um mit Land und Leuten wohl bedacht, ein ganz stattlicher „Souverain" napoleonischer Fabrik zu werden. Und da militairischer Ruhm ihm nichts weniger als gleichgültig war, so konnte die Aussicht: an der Spitze eines mit Frankreich verbündeten Armeecorps zu stehen (was jedenfalls geschehen wäre) wohl verführerisch seyn. Zumal in unserer damaligen Lage.

Dergleichen kam aber nicht in seine Seele, vielmehr lauerte er gleichsam auf eine Gelegenheit, um die Empressements der Franzosen ein- für allemal zurückzuweisen. In dieser Hinsicht steht er unter den damaligen Fürsten Deutschlands einzig da!

Nachdem Hohenlohe den General Gudin und dessen Stab lange bewirthet, geschahe es, daß dieser für seine Division ein großes Fest bereitete, und ihn auf eine Art dazu einlud, die das Ablehnen unmöglich machte. Beim Mahle brachte der Französische General die Gesundheit des Königs von Preußen aus, die mit großem Jubel getrunken wurde. Unvermeidlich mußte nun der Fürst die Gesundheit Bonaparte's ausbringen, worauf, wie vorauszusehen, die seinige, dann Freundschaft, Waffenbrüderschaft u.s.w. gefolgt wäre. Hohenlohe gab aber der Sache eine ganz andere Wendung: A la santé de l'empereur! de ce grand capitaine! J'estimerai le jour pour le plus heureux de ma vie, où je pourrai me trouver vis-à-vis de lui pour le combattre. Man denke sich die langen Gesichter der Franzosen!

Von Stund' an hatte alle Freundlichkeit und Zuvorkommenheit derselben ein Ende. Der Fürst war mit der Erbschafts-

Angelegenheit eben nothdürftig in Ordnung gekommen, als die Rheinbunds-Acte erschien, und sein ganzes Haus zum Unterthan des bisherigen Nachbars und Reichs-Mitstandes Würtemberg machte. Auch säumte der neue König keinen Augenblick, mit Hülfe derselben Franzosen, die eben noch so geschmeichelt hatten, das Land in Besitz zu nehmen. Hohenlohe's Bleiben war nun vorüber. Er erklärte seinen noch minderjährigen Sohn für majorenn, trat ihm die Regierung ab, und wendete sich nach Preußen, nunmehr seiner alleinigen Heimath. Wahrlich, der König mußte diese Hingebung eines der vorzüglichsten Führer der Armee tief empfinden!

Derselbe hatte schon seit einiger Zeit, mittelst verkleideter Feldjäger, mit dem Fürsten über die Lage der Angelegenheiten correspondirt, unter denen die Frage wegen der Theilnahme Sachsens eine der bedeutendsten war.

Gewiß ist, daß der Kurfürst und seine Minister am liebsten neutral geblieben wären, was man ihnen nach unserem Benehmen im vorigen Jahre gar nicht verdenken kann. Vermuthlich geschahe es daher absichtlich, daß Hohenlohe auf seiner Reise, den Sachsen ganz unerwartet, in den letzten Tagen des August zu Dresden anlangte. Seine Bemühungen machten der bisherigen Unentschlossenheit ein schnelles Ende, indem sie den Kurfürsten dahin brachten, daß er unserer Sache beitrat, und seine Truppen (jedoch einige Bataillone weniger als im Jahre 1805) zusagte. Charakteristisch war, daß der Kurfürst oder das Ministerium wünschte, als von uns gezwungen, oder mindestens überrumpelt zu erscheinen. Daher ertheilte Hohenlohe den unter General v. Grawert am Bober seiner Ankunft harrenden Truppen Befehl, sogleich in die Lausitz und bis an die Elbe vorzurücken. Dieses geschah mit solcher Schnelligkeit, daß nicht allein das Ueberschreiten der Grenze früher erfolgte, als eine Benachrichtigung der Dresdner Behörden dahin hatte gelangen können, sondern daß auch am 10. September

die ganze zwanzigtausend Mann betragende Masse bei Dresden und Meissen an der Elbe stand. Napoleon säumte natürlich nicht, dieses Verfahren als einen Gewaltstreich zu bezeichnen, und stellte sich an, als sey ihm lediglich darum zu thun, die guten Sachsen von ihren Unterdrückern zu befreien. Aber auch im Kurfürstenthum selbst machte die Sache einen sehr üblen Eindruck. Die große Mehrzahl, in die Cabinets-Geheimnisse nicht eingeweiht, glaubte alles Ernstes, wir wollten ihren Herrn zwingen, oder das Land in Besitz nehmen, wie Hannover, oder die Truppen entwaffnen.

Inzwischen war Hohenlohe nach Berlin geeilt, wo er am 3ten oder 4ten September anlangte. Von dem Monarchen wohlverdient auf's allerhuldreichste aufgenommen, wohnte er im Schloß, was früher nie geschehen, und zwar in den Zimmern Friedrichs des Zweiten. Alles drängte sich um den Mann, welcher seinen fürstlichen Besitz aufgeopfert hatte, um dem Rufe der Ehre und den Wünschen des Preußischen Heeres zu folgen.

Scheinbar genehmigte der Monarch alle seine Vorschläge. Diese gingen dahin, daß man den Krieg von unseren Grenzen mitten nach Deutschland hinein, wo möglich an den Rhein spiele, um Oesterreich und vielleicht einigen anderen Deutschen Fürsten Zeit und Raum zur Theilnahme zu verschaffen. Eine schnelle Operation durch das Voigtland an den Main, sollte die noch lange nicht vereinigten Gegner überraschen, und gleich Anfangs Vortheile gewähren. Die zweite Armee, welche sich bei Berlin sammelte, war nach diesem Plane bestimmt, durch Thüringen, eine dritte (Corps von Rüchel und Blücher) aus Hannover und Westphalen durch Hessen nach Fulda zu rücken. Sie würden dann, wenn Hohenlohe am Main glücklich gewesen, zu ihm stoßen, anderen Falles ihn degagiren. Insofern das damalige Preußen allein mit Napoleon's Macht Krieg führen konnte, war der Entwurf vielleicht der einzige, welcher Erfolge versprach.

Der Fürst, welchem 55 Bataillone 102 Escadrons untergeordnet wurden, sahe zwar Zögerungen und Schwierigkeiten von Seiten des Herzogs von Braunschweig voraus, hoffte aber bald mit dem Feinde handgemein zu werden, und dadurch jenen mit fortzureißen.

Wie diese Hoffnung getäuscht wurde, und mit welcher Hingebung Fürst Hohenlohe sich dabei benahm, ist in dem vorangehenden Aufsatze dargelegt. Betrachten wir nun sein persönliches Walten während des unglücklichen Feldzuges etwas näher.

Obwohl sechszig Jahre alt, war er von seltenem Feuer, rasch in Entschlüssen und Handlungen, ein so guter als schneller Reiter, und wohl fähig, körperliche Anstrengungen zu ertragen. Dazu war aber eine gewisse Regelmäßigkeit des Lebens nothwendig. Fehlte Nahrung (die übrigens weder ausgesucht noch reichlich zu seyn brauchte), so schwand das Feuer, die Natur forderte ihre Rechte, und dann erst sah man den Sechszigjährigen.

Sein Auge trug nicht zwanzig Schritte weit, aber ein besonderer Eigensinn hinderte ihn, es einzugestehen, und sich des so unentbehrlichen Fernglases zu bedienen. Vielleicht hatte dieser Mangel mit beigetragen, das unbegrenzte Vertrauen zu Massenbach zu erzeugen, an dessen Begleitung im Felde er seit Langem gewöhnt war.

Er hatte eine große Kriegserfahrung, und von Jugend auf: in den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges, in dem Baierschen Erbfolgekrieg, und vorzüglich am Rhein, lauter glückliche Expeditionen gemacht, und verdienten Ruhm geerntet. Dabei hatte man ihn nach den Rhein-Campagnen nicht mit der entsprechenden Auszeichnung behandelt, und vom Hofe ziemlich unbeachtet, als Gouverneur in Breslau gelassen. Diese Vernachlässigung und häusliche Unglücksfälle mögen ihn wohl dahin gebracht haben, daß er gern von seinen Thaten sprach, und mit großer Zuversicht ähnliche verhieß. Man vernahm

gelegentlich: j'ai battu les Français dans plus de soixante affaires, et, ma foi, je battrai Napoléon pourvu qu'on me laisse les bras libres, quand je serai aux prises avec lui. Das war keineswegs gewöhnliche Großsprecherei, sondern wahrhafte Ueberzeugung eines edlen Ehrgeizes, der ihn zur unablässigen Beschäftigung mit dem Gegenstande anspornte.

Wenn in wichtigen Augenblicken die Uebersicht und der Entschluß, welche man sonst an ihm bewundern mußte, nicht entscheidend hervortraten, so ist dies lediglich dem Einflusse Massenbach's beizumessen. Das Vertrauen zu diesem Confusions-Rathe raubte dem Fürsten dasjenige zu sich selber! Indem er sich die schwankenden Ideen jenes Schwindelkopfs aneignete, ward er ungewiß in der Ausführung, und die Eitelkeit gestattete ihm niemals, zu gestehen oder nur einzusehen, daß er beherrscht werde.

Im Umgange einer der liebenswürdigsten Menschen, verehrt und geliebt von Allen die ihn umgaben, hatte er sich — vielleicht weil er allenthalben der Erste war, und Jeder ihm, der gut sprach, gern zuhörte — das Sprechen so angewöhnt, daß darüber oft kostbare Augenblicke verloren gingen. Er wurde niemals fertig. Es ward z. B. ein wichtiger Befehl von ihm ertheilt, und das Nöthige dem Adjutanten, der ihn niederschreiben sollte, so umständlich wie genau auseinandergesetzt; trat nun ein Anderer ein, so mußte derselbe unfehlbar die ganze Geschichte wieder von vorn mit anhören. Ehe sie aus war, kam vielleicht irgend ein Brief oder Rapport (woran es bei unserer Umständlichkeit nie fehlte), welcher gelesen und durchgesprochen ward. Nun überbrachte Jemand einen mündlichen Rapport. Begann dieser unglücklicher Weise mit etwas Bekanntem, so nahm Hohenlohe das Wort: Mein Freund, ich werde Ihnen sagen, was ich davon weiß! erzählte dann Alles genau und schickte den Offizier ganz gewiß fort, ohne seinen Rapport ausgehört zu haben. Natürlich ruhete das erste Ge-

schäft noch immer, und die Zeit rückte heran, wo abgeritten werden sollte. Trat dann etwa der Stallmeister ein, so war man gänzlich verloren, denn nun kamen Bestimmungen hinsichtlich aller vierundzwanzig Pferde. — So mußten wohl viele Geschäfte liegen bleiben, und daher kam es, daß Vieles nicht geschah, was durchaus nothwendig war, besonders bei einer Armee, die nach langem Frieden wieder in's Feld rückt. Dazu kam der eigenthümliche Umstand, daß die Adjutanten von allen Entwürfen, Maßregeln u. s. w. nur zufällig durch das persönliche Vertrauen des Fürsten etwas erfuhren, weil der eigentliche Generalstab sie als Geheimniß hütete. Es wäre kein Unglück gewesen, wenn derselbe auch die Ausführung besorgte. Aber die Herren waren in der Regel so schlecht beritten und so schlechte Reiter, daß alle Verschickungen uns zufielen, und nun erst weitläuftige, oft ungenügende Instructionen über den Sachverhalt eingeholt werden mußten.

Ein ganz Anderer war der Fürst auf dem Wahlplatze! Während der ganzen Schlacht von Jena bin ich ihm, einige Verschickungen ausgenommen, nicht von der Seite gekommen, (ich erhielt in seiner unmittelbaren Nähe drei Kartätschkugeln durch den Hut) und bin noch heute von Bewunderung über sein persönliches Benehmen erfüllt. Eine wahrhaft vornehme Tapferkeit, unerschütterlicher Gleichmuth und, in natürlicher Folge davon, mächtige Einwirkung auf die Untergebenen! Als es anfing schlecht zu gehen, exponirte er sich immer da, wo die Truppen die Fassung zu verlieren begannen, mit einer Manier, als ob er wie Heinrich der Vierte sagen wollte:

Ne m'offusquez pas, je veux paraître!

Sein Edelmuth rettete später den elenden Massenbach von der wohlverdienten Strafe. Gegen diesen hatten sich die Anschuldigungen so angehäuft, daß er zur Verantwortung gezogen ward, aber klug genug erwiederte, nur Hohenlohe's Befehle ausgeführt zu haben. Sobald der Fürst Nachricht davon

erhielt, erklärte er — viel zu edel, um einen Anderen leiden zu lassen, und viel zu stolz, um einzugestehen, daß sein Vertraüen gemißbraucht worden sey — „er allein habe die Armee geführt und nicht der General-Quartier-Meister, er allein sey verantwortlich, gegen ihn selbst müsse man inquiriren, nicht gegen Massenbach.“ Eben so erwähnt sein am 4. Januar 1808 aus Oehringen an den König erstatteter Bericht den Namen Massenbach's nur zweimal: bei dem am 13ten October überbrachten Befehle des Herzogs, und unterm 28sten October, wo jener den Marschall Lannes auf dem rechten Ufer der Uecker selbst gesehen habe. Alle übrigen Fehler, zu denen ihn Massenbach verführt, werden als eigne Gedanken und Handlungen treu erzählt, und mit den Gründen Massenbach's, ohne seiner zu erwähnen, gerechtfertigt.

Später kehrte Hohenlohe nach Ober-Schlesien zurück, und hat auf seinem Schlosse Schlawentzitz noch eine Reihe von Jahren ein trauriges Leben geführt.

Am härtesten mußten ihn Seelenleiden treffen, denn es ist undenkbar, daß er seine unbefangene Ansicht: nicht anders handeln gekonnt zu haben, lange behalten. Da er Alles las, und mit Jedermann sprach, ist ihm ohne Zweifel die wahre Lage so vieler Dinge bekannt geworden, und er muß eingesehen haben, welches Unheil die bösen Rathschläge, denen er sich unbedingt hingegeben, herbeiführten.

Aber auch seine materiellen Verhältnisse gestalteten sich trüb. Ungeachtet es vielleicht nie einen frugaleren Mann gegeben hat, und obwohl er für seine Person kaum mehr als jeder Lieutenant ausgab, war er doch nach damaliger Sitte an einen fürstlichen Train hinsichtlich der Bedienung, Pferde, offenen Tafel u. s. w. gewöhnt. Dazu trat seine grenzenlose Freigebigkeit. Er unterstützte arme Offiziere, konnte überhaupt Niemand abweisen, der sich an ihn wendete, und kam daher

niemals mit dem Gelde aus, dessen Werth ihm eigentlich unbekannt war. So oft er welches empfing, wurden stets vorhandene Schulden bezahlt, weshalb es ihm lange nicht an Credit fehlte. Jetzt sahe er sich des größten Theiles seiner Einkünfte beraubt, und auf die der Oberschlesischen Güter beschränkt, deren Ertrag meist auf Eisenwerken beruhete. Obwohl diese heut unendlich mehr liefern als damals, würde das Ergebniß doch ausgereicht haben, wenn er sie so controlirte, wie ein Privatmann zu thun pflegt. Allein das konnte und wollte er nicht, fuhr vielmehr fort, unglückliche Offiziere aufzunehmen oder sonst zu unterstützen. Nun fielen die Gläubiger über ihn her, und ließen ihm kaum so viel, um das Nothwendigste bestreiten zu können. Eine vom Könige bewilligte Pension (wie ich glaube, dreitausend Thaler) half wenig, denn es wäre Hohenlohe geradezu unmöglich gewesen, sich hinter den gesetzlichen Abzügen zu verschanzen. War Geld angekommen, und meldete sich ein Gläubiger, so wurde derselbe befriedigt, wenn auch nichts übrig blieb.

Ungefähr um das Jahr 1813 waren alle seine bisherigen Begleiter wieder angestellt, und er lebte allein mit seinem getreuen Stallmeister Palis. Aber auch der ging ihm voran, so daß er die letzten Lebensjahre ganz einsam zubrachte. General-Lieutenant von Pirch, früherhin während längerer Zeit Adjutant des Fürsten, hat ihn nach Beendigung der Kriege von 1813—1815 besucht, wo er in einem alten Ueberrocke umherging, und seinem Gaste Mittags nichts weiter als eine Wassersuppe vorsetzen konnte. Dabei war er vollkommen gesund und geisteskräftig. Niemals entschlüpfte ihm ein Wort der Klage oder Beschuldigung gegen Andere, aber Thränen traten in seine Augen und er versank in düsteres Schweigen, wenn das Gespräch die Rheinfeldzüge, das Treffen bei Kaiserslautern oder das Unglück von 1806 berührte.

So endete Friedrich Ludwig, des heiligen Römischen Reiches Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen, k. Preußischer General der Infanterie, des schwarzen Adler- und des Russischen Andreas-Ordens Ritter, einst der Stolz und das Vertrauen des Preußischen Heeres, einer der edelsten und tapfersten Männer seiner Zeit!

III.

Tagebuch aus den Feldzügen 1813 und 1814.

Dem Vorschlage der Stände gemäß beauftragte mich die General-Commission der Kurmark gegen Ende des April mit der schleunigen Organisation einer Landwehr-Brigade, welche bestimmt war, das Einschließungs-Corps von Magdeburg zu verstärken.

Diese Brigade bestand aus vier Bataillonen des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie- und eben so vielen Schwadronen des gleichnamigen Cavallerie-Regiments; die Bataillone hatten ihre volle Kriegsstärke von 800 Mann, die Escadrons nur 90 Pferde. Ihre Bestimmung wurde dahin geändert, daß sie am 1sten Juni zu der Abtheilung des Bülow'schen Corps stieß, welche unter Oberst v. Boyen bei Jüterbogk stand. Als derselbe zur Hauptmasse nach Luckau abmarschiren mußte, erhielt ich den Befehl Wittenberg einzuschließen, und mit Roßlau Verbindung zu unterhalten, wo beim Zuge des General Woronzow gegen Leipzig, ein schwaches Detachement Russen geblieben war.

7. Juni. Am 7ten Juni bestand die Cavallerie vor Wittenberg ihr erstes und zwar glückliches Gefecht, indem sie Polnische Ulanen warf und bis zum Dorfe Teuchel verfolgte. Unmittelbar darauf

verkündeten aus Wittenberg kommende Parlamentaire den Abschluß des Waffenstillstandes.

Während der Waffenruhe erfolgte die vollständige Ausbildung der neuen Truppe, wobei ich mich vorzugsweise mit der Reiterei beschäftigte. In welcher Weise dies geschehen, verdient wohl aufgezeichnet zu werden, da mein Verfahren schwerlich bei anderen Landwehr-Cavallerie-Regimentern zur Anwendung gekommen ist.

Unter den gegebenen Verhältnissen erschien mir durchaus nothwendig, nach sorgfältiger Sonderung des Wesentlichen und Unwesentlichen, vorzugsweise jenes in's Leben zu rufen. Dem standen aber zwei Gewalten: einige Bestimmungen des Landwehr-Edicts und unser Exercir-Reglement entgegen, von denen ich mich vor Allem frei machen mußte. Das Edict besagte u. A. daß die Freiwilligen wählen dürften, ob sie bei der Cavallerie oder Infanterie dienen wollten. In Folge dessen meldeten sich alle schwächlichen Subjecte aus den Städten, die niemals ein Pferd angefaßt, viel weniger bestiegen hatten, für den nach ihrer Meinung bequemeren Cavallerie-Dienst, da ihnen klar geworden seyn mochte, daß sie zuletzt doch ausgehoben würden. Die Landleute dagegen, von denen wohl nur Wenige das Edict gelesen, ließen die Sache ruhig kommen, so daß von ihnen fast keine Freiwilligen erschienen. Vorstellungen bei jenen halfen nichts, es blieb nur übrig zu erklären: wer in der Cavallerie dienen wolle, müsse reiten können, das verstehe sich von selber und brauche im Edict nicht gesagt zu werden; daher müsse jeder Freiwillige damit anfangen Probe zu reiten. Dies half. Sämmtliche Schuster, Schneider, Leinweber u. s. w. fielen herunter, wurden zur Infanterie verwiesen, und waren gar nicht unzufrieden darüber, weil sie neben dem Angstschweiße des Proberitts auch bemerkt hatten, daß Futter holen, futtern, putzen, tränken mit mancher Unbequemlichkeit verknüpft sey. Nun wurden die indeß ausgehobenen Bauer-Knechte zum frei-

willigen Proberitt aufgefordert. Sogleich fand sich die nöthige Anzahl, welche das Geforderte ohne Anstrengung und mit Vergnügen leistete; die Leute waren überdies gewohnt, mit ihrem Pferde zu leben, und eher an dieses als an sich selber zu denken.

So sehr ich zweitens die Reitkunst verehre und als unentbehrlich für die Cavallerie betrachte, war mir doch vollkommen klar, daß, bei den obwaltenden Umständen und der Kürze der Zeit, nichts dafür geschehen könne, ohne Alles zu verderben. Man mußte Jeden seiner Natur überlassen, und ihn nur treiben, daß er flink und dreist wurde. Denn wenn ein Naturalist zur Reitkunst dressirt werden soll, ist er Anfangs nothwendig schlechter und ungeschickter als vorher, weil er seine alten Gewohnheiten aufgeben soll, und sich die neuen nicht schnell genug zu eigen machen kann. Habe ich nun keine Zeit, ihm das Richtige vollkommen anzugewöhnen, so ist's offenbar besser, ihn bei seinen Gewohnheiten zu lassen. Dann muß aber auch die ganze Ausrüstung so eingerichtet seyn, daß sie der wilden, ungelehrten Art zu reiten entspreche. Wenn ich einerseits lauter Reiter habe, die mit dem Zügel roh umgehen und sich mit dem Absatz anklammern, anderer Seits lauter Pferde, welche nie etwas Anderes im Maul gehabt, als ein glattes Stück Eisen, vom Dorfschmied statt der Trense zusammengeschlagen — so darf vorläufig weder von Sporen noch Kandaren die Rede seyn. Ich ließ daher die Pferde mit bloßen Trensen zäumen, und gab der Mannschaft Kantschuhe statt der Sporen. Es ging niemals ganz accurat, aber es ging so, wie Mann und Roß es gewohnt waren, und vor allen Dingen: die Pferde wurden nicht vorzeitig ruinirt.

Der Vorzug dieser Cavalleristen vor den reglementsmäßig aber ungenügend ausgebildeten war auffallend, dauerte jedoch nur etwa ein halbes Jahr. Es ist nämlich der Natur unserer Leute durchaus entgegen, sich des Kantschuhs zu bedienen, sie verloren ihn entweder, oder banden ihn irgendwo an, und

mußten ihn deshalb im Augenblicke des Bedarfs entbehren. Als nun die Pferde, durch Strapazen abgeritten, die Lust zum Laufen verloren hatten, konnte man sie oftmals im entscheidenden Augenblicke nicht zum Laufen bringen. Ich gab daher jetzt der Mannschaft Sporen, was ohne Gefahr geschehen konnte, weil der Reiter durch halbjährigen angestrengten Dienst soweit geübt und ausgereckt war, daß er die Absätze nicht mehr in den Pferdebauch bohrte. Eben so ging es mit der Zäumung. Durch das viele Reiten kamen die Pferde allmählig auf den Punkt, von welchem man beim Zureiten sagt: es tritt in den Zügel hinein, und wo es dann nothwendig wird, eine Arbeit anzufangen, welche auf das Gleichgewicht hinwirkt. So fingen denn unsere Pferde an, die Trense nicht mehr zu ästimiren, legten sich auf selbe, und gingen bei Gelegenheit durch. Es wurden ihnen demnach Kandaren gegeben.

Hinsichtlich des Exercitiums mußte ich vorab in Erwägung ziehen, wozu diese Landwehr-Cavallerie gebraucht werden solle? Aus der ganzen Art der Anordnung ergab sich die Antwort: nur zum leichtesten Dienst. Ich ließ deshalb das Schul-Exercitium und Alles, was das Reglement vorschreibt, blos des Nachmittags zu Fuß, und nachher wenige Male im Ganzen üben, weiter nichts verlangend, als daß die Leute das Commando richtig verständen. Zu Pferde richtete ich meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf zwei Dinge: den Gebrauch der Waffen, und daß Jeder im Stande sey dahin zu reiten, wohin er wollte.

Der Gebrauch der Waffen läßt sich, als eine mechanische Fertigkeit, erzwingen. Anfangs wurden daher die Leute den ganzen Tag, erst zu Fuß, dann zu Pferde, damit gepeinigt, und kamen wirklich binnen vier Wochen dahin, wo manche alte Regimenter nicht immer sind. Vorzüglich zur Lanze gewannen die Leute Liebe und Vertrauen, was ihnen später vor Magdeburg sehr zu statten kam, wo wir immer gegen Cürassiere

oder Depots der Garde-Cavallerie fochten. Das Regiment hat dort mehr Gefangene gemacht und Beutepferde genommen, als es selber stark war.

Wegen des Hinreitens wohin man wollte, ließ ich gewöhnlich die Linie öffnen, und Einzelne vor-, zurück- oder hindurchreiten, so daß Mann und Roß niemals von den Nebenleuten abhängig seyn durften. Dann ging die ganze Linie geöffnet vor, und machte alle Wendungen und Schwenkungen in allen Gangarten, wobei niemals Einer auf den Andern fallen durfte, sondern Jeder sich allenthalben durchwickeln mußte. Ich kehrte mich auch an kein Terrain, und ließ z. B. eine geöffnete Linie von Sanssouci aus im Trab oder Galopp durch das Katharinenholz, Bornim, über die Heinberge hinweg, bis an den Tyroler Graben gehen. Wie die Einzelnen durchkamen, war ihre Sache, Jeder mußte aber seinen Platz in der Linie behaupten und gleichzeitig mit den Nebenleuten ankommen; — das machte die Mannschaft über alle Maßen dreist, und die Pferde lernten alle Hindernisse zu überspringen oder zu durchkriechen.

Daß diese neuen Reiter auf ihren sehr kleinen Thieren den Stoß geschlossener feindlicher Cavallerie nicht aushalten könnten, lag auf der Hand. Deshalb verlangte ich es gar nicht von ihnen, sondern übte sie für solchen Fall, sich weit zu öffnen, beide Flügel rasch vorzunehmen und so den Gegner in einen Cirkel einzuschließen. Sobald er sich in Bewegung setzte, mußte der Theil des Cirkels, auf welchen er losging, weichen, der andere aber, der sich hinter ihm befand, mit Hurrah in denselben hineinfahren.

Damit war mein ganzes Exercitium abgefertigt, — der Eifer der Truppe und ihr Haß gegen Bonaparte thaten das Beste.

Als freilich während des Waffenstillstandes der König einen Theil der Landwehr sehen wollte, und auch das nach obigen Grundsätzen ausgebildete Regiment mit nach Berlin kam, mißlang das Exerciren ganz und gar. Das Regiment mußte zwei

Attaken machen, und obgleich diese auch schon zur Probe geübt worden waren, nahm doch die Menge der Zuschauer und das Ungewohnte des glänzenden Anblicks die ganze Aufmerksamkeit hinweg. Offiziere und Mannschaft glaubten nicht genug jagen und schreien zu können, in beiden Attaken gingen alle vier Schwadronen durch, und im vollen Rennen gegen die Stadtmauer. Seine Majestät meinten: es sey ein Glück, daß diese so fest gestanden habe.

Am 17ten Juni übertrug mir der General-Lieutenant v. Bülow die einstweilige Inspection der vier ersten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimenter; sie sollten in der Gegend von Fehrbellin zusammengezogen werden, was sich aber wegen der noch unvollendeten Formation lange verzögerte. — Gegen Ende des Waffenstillstandes wurde meine Brigade nebst vier anderen Landwehr-Bataillonen, unter dem Oberbefehl des General von Putlitz, zur Beobachtung der Elbe zwischen Tangermünde und Lenzen verwendet. Die Infanterie erhielt jetzt erst ihre vollständige Bewaffnung mit Gewehren, und hinsichtlich der Mobilmachung war noch ausnehmend viel nachzuholen. 17. Juni.

Als Letzterer zur Blokade von Magdeburg abrückte, ließ er mich mit zwei Bataillonen (eins von meiner Brigade, das schlechteste derselben, das andere von der Brigade Boguslawski, dieses noch in der Formation begriffen und ganz unbrauchbar) und drei Schwadronen zurück, die Verbindung zwischen ihm und dem Corps von Walmoden in Mecklenburg, zu unterhalten. Kleine Expeditionen, die am 17ten August über die Elbe gemacht wurden, um die Festungswerke bei Werben und an der Elbe zu zerstören, und Westphälische Beamte und Kassen aufzuheben, gelangen. Glücklicher Weise währte dies nicht lange, denn am 18ten August ging der Befehl ein, nach Brandenburg zu marschiren; eine Schwadron mußte an der Elbe bleiben. 15. Aug. 18. Aug.

Am 19ten August in Brandenburg, erhielt ich die Führung des Vortrabes. Wegen eines Ausfalles aus Magdeburg 19. Aug.

(Division Girard), welcher den General v. Putlitz zum Rück-
21. Aug. zuge nöthigte, ward ich den 21sten mit zwei Bataillonen und drei Escadrons nach Rathenow gesendet, um ihn aufzunehmen, jedoch zwei Tage später nach Brandenburg zurückgerufen.

24. Aug. Am 24sten Recognoscirung der bis Ziesar vorgerückten Division Girard, wozu vier Bataillone mit eben so vielen Eskadrons unter meinen Befehl gestellt wurden. Die Infanterie ließ ich bei und hinter dem Radkruge, der Vortrab der Reiterei griff bei Viesen die feindliche an, warf sie bis jenseits Rogäsen, und machte einige Italienische Husaren zu Gefangenen. Eine Schwadron blieb als Rückhalt hinter letztgenanntem Dorfe, der Ueberrest rückte bis zum Fiener Damme, von wo eine Escadron rechts gegen Zitz abging, um die dort fouragirenden Kürassiere aufzuheben. Rittmeister v. Erxleben jagte den Feind aus dem Dorfe, wobei sich seine Schwadron theilte; mit nur dreißig Pferden stieß er auf ein Detachement Französischer Infanterie im Viereck aufgestellt, sprengte dasselbe und nahm 2 Offiziere 110 Mann gefangen. Dadurch erfuhr man, daß Girard mit weit überlegener Stärke, namentlich auch an Reiterei, bei Ziesar und Bückenitz lagere. Ich begann daher den Abzug, und versuchte erfolglos, die sogleich erscheinende Cavallerie auf eine kleine Ebene bei Rogäsen zu locken, obwohl sie jedenfalls viermal zahlreicher war, als die unsrige.

25. Aug. Den 25sten August kehrte General-Lieutenant v. Hirschfeld aus der Gegend von Groß-Beeren nach Brandenburg zurück, und übernahm die Leitung des ganzen Corps. General v. Putlitz mußte mit seinen ausgeruhten Truppen nach Goltzow rücken, wohin spät Abends die Hauptmasse folgte; ich ging mit 2 Bat. und 3 Esc. über Plaue (wo ein dort stehendes Bataillon dazu stieß) und Groß-Wusterwitz nach Wollin.

Da während der Nacht die Nachricht einlief, General Girard sey bei Brück umgekehrt und im Rückmarsch begriffen,
–ug. führte Hirschfeld, um ihn abzuschneiden, seine Abtheilung zwi-

schen Goerzke und Ziesar. Ich sollte zur Sicherung des Magazins in Burg dorthin marschiren, erhielt aber in Groß-Tuchen Befehl, nach der Gegend von Wollin umzukehren, wo sich das ganze Corps vereinigte, weil der Feind bei Lübnitz ein Lager bezogen hatte.

Als ich Morgens 4 Uhr anlangte, war eben der Befehl des Kronprinzen von Schweden eingegangen, meine Brigade zur Verstärkung Walmoden's nach Mecklenburg zu senden. General v. Hirschfeld genehmigte indeß den von mir ausgesprochenen Wunsch, an den Ereignissen dieses Tages Theil nehmen zu dürfen. Man hatte nämlich bestimmte Nachricht, daß der Feind noch immer bei Lübnitz lagere, wo ihn der Commandirende angreifen wollte, und deshalb das Corps nach Benken aufbrechen ließ*). 27. Aug.

Die Macht, welche General-Lieutenant v. Hirschfeld nunmehr beisammen hatte, war folgende:

das 1ste Reserve-Regt.	3¾	Bat.	2250	Mann.
„ Elb-Bataillon	1	„	600	„
„ 3te Kurm. Landw.-Inf.-Regt.	3½	„	2100	„
vom 4ten Kurm. Landwehr-Inf.-Regt.	3	„	1800	„

*) General v. d. Marwitz veröffentlichte im Jahr 1817 eine „Beschreibung des Treffens bei Hagelsberg, unweit Belzig", welche natürlich viel vollständiger ist, als sein Tagebuch. Da selbe schwerlich noch im Buchhandel existirt, so glaubte man besonders darauf Rücksicht nehmen zu sollen, und ist ihr nachstehend oft wörtlich gefolgt, nur mit solchen geringen Modificationen, wie die gleiche Färbung des Ganzen wünschenswerth erscheinen ließ.

Hinsichtlich der oben mitgetheilten Nachweisung bemerken wir, daß drei Compagnien entsendet waren. Die einzelnen Bataillone hatten folgende Führer: bei'm Reserve-Regiment Major v. Rekow, v. Lemke, v. Rembow, v. Roemigk; bei'm 3ten Kurm. Landw.-Inf.-Regt. Major v. Zschüschen, v. Bornstedt, v. Laviere, v. Schönholz; bei'm 4ten Major v. Grolman, v. Lieven, v. Schwerin; bei'm 6ten Major v. Boenigke, v. Streit, v. Delitz, v. Woisky; bei'm 7ten Major v. Ozorowsky, v. Held. d. H.

das 6te Kurm. Landw.-Inf.-Regt.	4 Bat.	2400 Mann.
vom 7ten Kurm. Landwehr-Inf.-Regt.	2 „	1200 „
das 3te Kurm. Landw.-Cavall.-Regt.	4 Esc.	320 Pferde.
„ 5te Kurm. Landw.-Cavall.-Regt.	4 „	320 „
„ 6te Kurm. Landw.-Cavall.-Regt.	4 „	320 „
der Ueberrest eines größtentheils entsendeten Kosaken-Regts.		
1 Preußisches Kanon.		
10 Russ. Kanonen und Haubitzen.		
	17¼ Bat. 12 Esc. 11 Geschütze.	

Unsere gesammte Macht betrug also 11,300 Mann. Der Feind hatte 16,000 Mann (11,000?) und 22 Geschütze, welche letztere der Herr v. Brösigke auf Cammer bei Brandenburg Tags zuvor selbst gezählt hatte.

Während des Marsches der Truppen ritt General Hirschfeld mit einem kleinen Vortrab, und diesen hinter sich zurücklassend, bis vor Benken neben Steinsdorf, und recognoscirte den Feind.

Das Französische Lager stand mit dem rechten Flügel gegen Hagelsberg, mit dem linken gegen Lübnitz, die Front gegen Belzig. Der bei Steinsdorf recognoscirende General sowohl wie sein hinter ihm anmarschirendes Corps befanden sich also im Rücken des Feindes. Vorposten hatte derselbe eigentlich gar nicht ausgestellt. Es standen nur kleine Feldwachen dicht vor seinem Lager. Weder Steinsdorf noch der zwischen hier und Schmerwitz in seinem Rücken liegende Busch, noch

weniger der Wald zwischen Steinsdorf, dem Vorwerke Heiligengeist und Weitzgründe waren besetzt. Die Feldwachen standen auf der kleinen beschränkten Ebene von Lübnitz und schauten den dichten Wald an.

Dies Alles sah der General-Lieutenant v. Hirschfeld und baute darauf seinen Angriffsplan. Was er aber nicht sehen konnte, und auch erst später im Laufe des Gefechts erfuhr, war, daß der Feind schon seit seinem Rückmarsch von Brück von dem Russischen fliegenden Corps des General Czernitschev beunruhigt wurde. Die Kosaken hatten sich am Morgen bei Belzig gezeigt, General Girard war ihnen mit etwa der Hälfte seines Corps entgegen gegangen, und hatte Anfangs auf dem Galgenberge, wo der Weg von Lübnitz nach Belzig führt, später aber auf dem breiten Höhenzuge gestanden, wo die Wege von Hagelsberg und Glien nach Belzig hineingehen. So hatte er Belzig vor der Front, und Czernitschev jenseit dieser Stadt stehend, hatte sie ebenfalls vor sich. Es waren am Morgen einige Kanonenschüsse über die Stadt weg gewechselt worden, Keiner aber hatte gewagt, den Andern ernsthaft anzugreifen.

Alles dies blieb, wie gesagt, dem General-Lieut. v. Hirschfeld unbekannt. Er sah nur das schlecht gewählte und noch schlechter bewachte Lager bei Lübnitz, und beschloß, von dem Fehler des Feindes Vortheil zu ziehen.

Die Absicht des General Girard konnte nun, da er nicht nach Magdeburg zurückging, keine andere seyn, als mit dem großen Französischen Heere in Verbindung zu treten, welches sich damals von Groß-Beeren nach Wittenberg zurückzog, und an dem Tage in der Gegend von Jüterbogk sich befand. Diese Verbindung mußte der General-Lieutenant v. Hirschfeld zu verhindern suchen. Griff er von der Seite von Steinsdorf und Schmerwitz an, so trieb er im glücklichen Falle den Feind in die Gegend von Wittenberg, im unglücklichen Falle ward er selbst gegen Magdeburg geworfen. Auch hatte er von die-

ser Seite her kein Schlachtfeld, um seine ungeübten Truppen zu ordnen. Es sind dort nur Berge und Wald und ein großer eingezäunter Thiergarten. Wenn er aber den Feind von Wittenberg abtreiben wollte, so mußte er selbst weiter links gegen Belzig marschiren. Hier fand er überdies vor Lübnitz eine Ebene zur Aufstellung, und der große unbesetzte Wald verdeckte seinen Anmarsch. Er beschloß also, sich aus dem Rücken des Feindes in dessen linke Flanke zu versetzen, und zu dem Ende von Benken über Heiligengeist durch den großen Wald zu marschiren. Er begab sich deshalb nach Benken zu seinem unterdessen angekommenen Corps zurück, und gab unter der dortigen Windmühle (es war eben Mittag) folgenden Schlachtentwurf aus:

„Sämmtliche 3 Cavallerie-Regimenter kommen unter den Befehl des Oberst v. Bismark. Derselbe entsendet die Schwadron v. Bornstedt dritten Regiments zu der Brigade des Oberst-Lieutenants v. Reuß."

„Die Infanterie setzt sich in folgende Brigaden:

1) Vortrab unter dem Major v. Langen, $2\frac{3}{4}$ Bat. des 1sten Reserve-Regiments.

2) Brigade rechten Flügels unter General-Major v. Putlitz und Oberst v. Borstell.

vom 1sten Reserve-Regiment 1 Bat.
das 6te Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt. 4 Bat.
vom 7ten " " 1 "

3) Brigade linken Flügels unter Oberst v. Boguslawski.

vom 3ten Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt. 1 Bat.
vom 4ten " " 2 "

4) Reserve-Brigade unter Oberst-Lieutenant v. d. Marwitz.

vom 3ten Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt $2\frac{1}{2}$ Bat.

5) entsendet unter Oberst-Lieutenant v. Reuß

vom Elb-Regt., vom 4ten und 7ten Landw.-Inf.-Regt.
3 Bat. 1 Preuß. Geschütz."

„Mit diesen marschirt Oberst-Lieutenant v. Reuß rechts ab und nimmt seinen Weg dicht am Saume des Waldes bis gegen Steinsdorf. Hier stellt er sein Geschütz und sein Fußvolk vortheilhaft, und beunruhigt des Feindes Flanke und Rücken, vorzüglich wenn dessen Rückzug auf Glien und Wiesenburg gehen sollte.“

„Das ganze übrige Armeecorps marschirt über Heiligengeist, so wie es wird geführt werden. Das Füsilier-Bataillon hat die Spitze des Vortrabs, und ist aus der Mitte abmarschirt, dann folgen die beiden Musketier-Bataillone des Reserve-Regiments, dann die 11 Schwadronen Reiterei, dann die 10 Stück russisches Geschütz. Die Schützen vom 1sten Bataillon des Reserve-Regiments decken rechts dies Geschütz, dann folgen die drei Bataillone der Brigade Boguslawski, die sechs unter General-Major v. Putlitz, und endlich die Reserve unter Oberst-Lieutenant v. der Marwitz.“

„Der Marsch geschieht mit möglichster Stille und Ruhe, und alles Maddern an den Gewehren wird bei sechs Wochen strengem Arrest untersagt, damit kein Gewehr auf dem Marsche losgehe. Wenn es befohlen wird, marschirt das Füsilier-Bataillon auf, die beiden Musketier-Bataillone schwenken ein; die Reiterei trabt vor durch diese vorstehenden Truppen hindurch, marschirt dem Terrain gemäß auf, und macht sofort einen Angriff auf den Feind.“

„Das Geschütz bleibt im Marsch, und fährt dem Terrain gemäß auf. Die Bataillone Lieven und Schwerin (3te Brigade) folgen, schwenken, wenn sie gegen die Musketier-Bataillone des Vortrabs kommen, ein und unterstützen deren Angriff. Das Bataillon Bornstedt (3te Brigade) und alle übrigen Bataillone der Linie schwenken ein, wenn ersteres an das Geschütz stößt. Die Reserve marschirt hinter der Mitte der Linie im dritten Treffen auf.“

„Die beiden Bataillone Rekow und Lemke (1ste Brig.) treten zum Avanciren an. Auf zweihundert Schritte folgen Lieven und Schwerin und zugleich Bornstedt, Held (od. 2te Brig.) und das Geschütz. So folgen die Echelons zu zwei Bataillonen auf hundert und funzig Schritte. Die Stellung des Feindes und das Terrain werden zeigen, zu welcher Zeit die Bataillone das Gewehr fällen müssen.“

„Der Oberst-Lieutenant v. Reuß greift alsdann seinerseits auch an. Er muß aber durchaus nicht zu früh anfangen, und nicht eher, als bis die Reiterei aufmarschirt ist.“

„Das Weitere und die vorkommenden Abänderungen in dem Entwurfe müssen die Umstände und das Terrain an die Hand geben. Ich empfehle vorzüglich Ruhe und Ordnung. Die Angreifenden müssen sich nicht mit Schießen abgeben, sondern das Gewehr fällen und mit dem Bajonnet entscheiden, wie unsere Kameraden bei Groß-Beeren.“

„Sollte wider Verhoffen der Angriff nicht gelingen, so ist der Rückweg über Verloren-Wasser, Klein- und Groß-Briesen in die Gegend von Wollin und Grüben. Es marschirt Alles in Sectionen ab. Das Füsilier-Bataillon macht den Angriff nicht mit, sondern bleibt im Busche und deckt die linke Flanke der ganzen Aufstellung.“

Dieser Schlachtentwurf scheint zwei Fehler zu haben, wegen welcher er auch getadelt worden ist. Ich werde zeigen, daß er unter den gegebenen Umständen der möglich beste war.

1) Daß er zwei vereinzelte Angriffe gebildet habe; ein jederzeit fehlerhafter Plan, hier aber um so mehr, weil der Feind sich auf den Oberst-Lieutenant v. Reuß werfen konnte, während die Hauptcolonne im Walde steckte. Hätte er jenen zurückgedrängt, so wäre er zugleich auf den Nachzug der Hauptcolonne gestoßen, bei welcher dann in dem schmalen Waldwege die größte Verwirrung einreißen mußte.

2) daß die Hauptcolonne zu lang war. Funfzehn Bataillone in Sectionen, und eilf Schwadronen zu Dreien marschirend, brauchen wenigstens eine Stunde Zeit, um zu debouchiren. Die vordersten Angriffe konnten also nicht zur rechten Zeit unterstützt werden.

Ich antworte: Seit der Recognoscirung von Ziesar wußte man genau, daß der Feind eben nicht angriffslustig sey. Die Art, wie er bei Lübnitz sein Lager genommen hatte, mußte hiervon, wenn noch Zweifel obgewaltet hätten, die vollkommenste Ueberzeugung geben. Er drängte sich zusammen, um nur ja gleich in Massen dastehen zu können. Er entsagte lieber den Nachrichten vom Feinde, um nur seine Reiterei nicht auszusetzen. Ehe Oberst-Lieutenant v. Reuß entdeckt und angegriffen wurde, mußte die Hauptcolonne den Wald zurückgelegt haben. Ferner: diese durfte sich gar nicht in den Wald hinein begeben, wenn sie nicht den Beobachtungsposten bei Steinsdorf hatte, der ihr von den möglichen Bewegungen des Feindes durch sein Feuer Nachricht geben konnte. Dieser Posten durfte aber auch nicht zu schwach seyn, sonst konnte er aufgehoben, oder sein Feuer überhört werden. Ferner: es war nur der eine Weg durch den Wald, und derselbe nicht breiter, als daß eine Section ihn in Front passiren konnte. Der Angriff von dorther war nothwendig, um den Feind von dem großen, von Groß-Beeren retirirenden Heere abzudrängen, auch weil man hier unentdeckt an den Feind kam, während man von Steinsdorf her gesehen worden wäre, und den Aufmarsch im feindlichen Feuer hätte vollführen müssen. Man hatte also keine Wahl. Machte man nicht zwei vereinzelte Angriffe, so wurde die Hauptcolonne noch länger, und wollte man die Länge der Hauptcolonne scheuen, so mußte man den Angriff aufgeben. Da nun auf diese Weise sich beide Vorwürfe gegenseitig widersprechen und aufheben, so folgt, daß man so und nicht anders angreifen mußte. Uebrigens konnte der General dem

Muthe seiner Truppen vertrauen, und der Erfolg hat seinen Plan gerechtfertigt, denn der Feind wurde nach Wiesenburg geworfen, wie in der Disposition angedeutet worden war.

Oberst-Lieutenant v. Reuß rückte gegen Steinsdorf. Die Umgehung durch den Wald begann. Der Förster aus Steinsdorf führte die Colonne als Wegweiser. So wie der Vortrab den Ausgang des Waldes erreicht hatte, marschirte er am Rande desselben auf. Oberst v. Bismark trabte mit der Reiterei vor. Man sah die feindlichen Feldwachen und mehrere Reitertrupps, welche Miene machten, sich zurückzuziehen. Oberst v. Bismark sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sey, und daß man rasch angreifen müsse, wenn man sie niederreiten oder fangen wollte; der auch dort anwesende commandirende General genehmigte den Angriff. Oberst Bismark gab daher dem 6ten Regiment, welches links abmarschirt die Spitze hatte, den Befehl, rechts aufzumarschiren. Er wollte mit diesem Regiment allein den Angriff machen, die andern beiden aber noch in Zügen beisammen behalten, und sie nach den Umständen gebrauchen. Dieser Vorsatz war der Lage der Sache angemessen. Ein Regiment war stark genug gegen den Feind, den man sah; die andern mußten beisammen gehalten werden gegen den, der anderswoher kommen konnte.

Oberst v. Bismark setzte voraus, daß die beiden andern Regimenter seine Befehle abwarten würden, wie denn auch, da Alles im Trabe war, kaum Zeit geblieben wäre, jeden einzelnen Befehlshaber von Allem im Voraus zu benachrichtigen. Aber es war weder der ungestüme Eifer der Truppen gegen einen Feind, den jeder Einzelne aus tiefster Seele haßte, noch der Umstand in Rechnung gebracht, daß sie niemals im Ganzen geübt worden waren, daß ihnen also völlig unbekannt war,

es könne vor ihnen von ihren Waffengefährten etwas gethan werden, was sie nicht sogleich nachzuthun verpflichtet wären.

So wie das sechste Regiment aufmarschirte, folgte das fünfte nach. Einige Trompeter gaben unberufener Weise das Signal zum Aufmarsch. Auch das dritte Regiment jagte rechts heraus. In einem Augenblicke waren nicht nur die drei Regimenter in Linie aufmarschirt, sondern die Linie selbst war nicht mehr zu halten. Im wilden Laufe stürzte sie sich auf den Feind. Waren unsere Anführer über dieses schnelle Ereigniß in Erstaunen, so verbreitete es Entsetzen unter dem ruhig im Lager stehenden Feinde, wohin diese Reiterei in ihrem wüthenden Jagen weit eher gelangte, als die Meldungen der schlecht ausgesetzten Vorposten. Die Feldwachen suchten ihr Heil in einer übereilten Flucht. An Gefangennahme war nicht zu denken; was man erreichte, wurde niedergemacht. Das Vorpostenlager des Feindes wurde durchjagt und die Carriere bis gegen Lübnitz fortgesetzt. Hier erfuhr man den ersten Widerstand; das 3te Regiment, welches den rechten Flügel hatte, und mit dem fliehenden Feind in's Dorf stürzte, empfing aus allen Häusern Feuer. Dem Rittmeister Graf Finckenstein und Lieutenant Herbst wurden im Dorfe die Pferde erschossen; der Unteroffizier Harder gab ersterem das seinige, um ihn dem vordringenden Feinde zu entziehen. — Das 5te und 6te Regiment kamen in ihrem Angriffe neben dem Dorfe vorbei, und empfingen Feuer aus den Gärten und von einigem auf dem Felde aufgestellten Fußvolk. Da bei'm 5ten Regimente Kehrt commandirt ward, geschah es, daß drei Offiziere, die vorn waren, verwundet wurden, von denen einer starb, während das ganze Regiment an diesem Tage nur einen todten und zwei verwundete Gemeine hatte.

Auf einer Anhöhe zwischen Lübnitz und dem Belziger Busch stand feindliche Reiterei. Oberst v. Bismark ließ den Rittmeister v. Kriegsheim vom 6ten Regimente, welcher der

Erste war, der seine Schwadron halten und in Ordnung bringen konnte, gegen sie rücken, sie wartete aber den Angriff nicht ab, sondern folgte der Flucht ihrer Cameraden. Zwei feindliche Infanterie-Quarré's, welche sich jetzt in derselben Gegend zeigten, ließen den Oberst Bismark nunmehr sehr bedauern, die beiden Regimenter nicht mehr, wie sein Vorsatz gewesen war, in Bereitschaft zu haben, denn bei dem Eifer, welcher sich an den Tag gelegt hatte, konnte er mit Gewißheit hoffen, durch sie diese Quarré's zu sprengen. Da Alles zerstreut war, ließ er zum Sammeln blasen, ging auf der Ebene zurück, und ordnete die Regimenter.

Dieser wilde Angriff hatte gute Folgen; er verschaffte dem Fußvolk Zeit zum ruhigen Aufmarsch. Das Reserve-Regiment entwickelte sich unter dem Feuer einer bei Lübnitz stehenden Batterie, das Russische Geschütz antwortete. Die Brigade Boguslawski marschirte auf, das Reserve-Regiment begann dem Schlachtentwurfe gemäß vorzurücken; das Geschütz ging ebenfalls, gleichsam als zweites Echelon, gegen Lübnitz vor, die Bataillone Lieven und Schwerin hinter ihm. So wie das rechts neben der Batterie vorrückende Bataillon Bornstedt angetreten war, wurde der Lieutenant Kühnau (Doctor der Philosophie und Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin) durch eine Kanonenkugel getödtet; es fielen auch schon mehrere Landwehrmänner.

Da zwischen diesen Infanterie-Angriffen die drei Cavallerie-Regimenter nicht zu gebrauchen waren, so zog sich Oberst v. Bismark durch das Fußvolk, ließ das 3te Regiment (zur Brigade v. d. Marwitz gehörig) zur Unterstützung dieser Angriffe bei dem Geschütz, und ging mit dem 5ten und 6ten (welche immer zu seiner Brigade gehört hatten) auf den linken Flügel des Fußvolks, gegen den von Belzig nach Lübnitz führenden Grund.

Durch den raschen Aufmarsch dieser Bataillone, und den gleich darauf folgenden Angriff war das 6te Kurmärk. Landwehr-Infanterie-Regiment, welches nun in der Colonne folgte, etwas abgekommen, so daß das Bataillon Bornstedt beinahe bis gegen Lübnitz vorgerückt war, als jenes Regiment aus dem Walde und zum Aufmarsch kam.

So wie Oberst-Lieutenant v. Reuß, der an der Waldecke bei Steinsdorf zwischen Hügeln verborgen stand, den großen Cavallerie-Angriff sah, und das beginnende Feuer hörte, schritt er auch seinerseits zum Angriff. Er befand sich gerade im Rücken des Feindes, und dieser konnte bei Lübnitz nicht mehr stehen bleiben, wenn jener vorrückte. Dieser richtete daher mehrere Stücke Geschütz, vorzüglich Haubitzen, gegen ihn, wodurch Oberst-Lieutenant v. Reuß bewogen wurde, sich durch den Wald und die Höhen zu decken, bis die Angriffe der Hauptcolonne erst weiter gediehen seyn würden. Er war hierbei in Linie aufmarschirt, die Schwadron Bornstedt auf dem rechten Flügel, dann das Bataillon Ozorowski, das Elb-Bataillon, das Preußische Kanon, welches das feindliche Feuer beantwortete, und dann das Bataillon Grolman.

Während die Angriffe der Hauptcolonne vorwärts gingen, und der Feind, theils in flüchtiger Eile, theils in geschlossenen Quarré's, und durch sein überlegenes Geschütz gedeckt, sich von Lübnitz auf Hagelsberg zurückzog, setzte sich die andere Hälfte des Girard'schen Corps von Belzig ebenfalls gegen Hagelsberg in Marsch. Es ist unbekannt, ob der Anführer hierzu erst durch das Feuer bei Lübnitz bewogen wurde, oder ob er schon früher im Marsche war, um wieder in's Lager zu rücken, da er sich überzeugt haben mußte, daß Tzernitschew nicht ernstlich angreifen werde. Das Letztere ist glaublicher, weil im ersteren Falle der Aufbruch und das nachherige Zusammentreffen dieser Abtheilung mit der andern, wohl etwas später erfolgt seyn würde. So wie nun durch den concentrischen Angriff

auf Lübnitz des Feindes Rückzug von hier aus nothwendig geworden wäre, wenn der panische Schrecken, welcher ihn ergriffen, ihn nicht ohnehin schon vertrieben hätte, so wurde hinwiederum das weitere Vorrücken Hirschfeld's sehr bedenklich durch dieses plötzliche Erscheinen des Feindes auf seinem linken Flügel.

Der Feind marschirte auf dem Wege von Belzig nach Klein-Glien, und deckte sich durch Schützen auf dem Wege von Belzig nach Hagelsberg. Weil das Terrain sehr hügelig und waldig ist, wurde man weder seinen Marsch noch seine Stärke gewahr, die Meisten glaubten vielmehr, als sie im Vorrücken Feinde zur Linken fanden, diese seyen von Lübnitz dahin gewichen. Man machte also Front gegen sie und setzte den begonnenen Angriff fort. Wer aber früh genug auf dem Platze gewesen war, um den Gegner von Belzig kommen zu sehen, dem erschien dieser Marsch in unsere linke Flanke desto bedenklicher.

Major v. Langen, als der Vorderste, mag zuerst einen richtigen Begriff von dem eigentlichen Verhältniß bei'm Feinde bekommen haben. Er hatte alle drei Bataillone seines Regiments bei sich, weil es nach Aufstellung der beiden Cavallerie-Regimenter nicht mehr nöthig schien, das Füsilier-Bataillon im Walde zu lassen, wie der Schlachtentwurf vorschrieb. Da er die Spitze und zugleich den linken Flügel sämmtlicher Angriffe hatte, so hielt er sich im Vorrücken immer links gegen den Belziger Busch und auf den rechten Flügel des Französischen Lagers zu. Er wollte bis auf Höhe desselben vorgehen, dann den linken Flügel vornehmen, und so das Lager angreifen, welches man besetzt vermuthen mußte. Als er bis gegen den Belziger Busch gekommen war, wurde er den Feind zur Linken gewahr, und machte Front gegen ihn.

Die Bataillone Lieven und Schwerin rückten unterdessen mit der Russischen Batterie gegen das Dorf Lübnitz, welches durch Granaten in Brand gesteckt wurde.

Das Bataillon Bornstedt rückte gerade auf Lübnitz, und schickte seine Schützen unter Hauptmann Pochhammer rechts um das Dorf herum. Dieser nahm den dicht daneben gelegenen, vom Feinde besetzten Windmühlenberg, während Major v. Bornstedt mit dem Bataillon durch das Dorf ging und den Feind daraus verjagte. Dicht vor dem Dorfe befahl General-Lieutenant v. Hirschfeld den Bataillonen Lieven und Schwerin links abzumarschiren und die Stellung des Reserve-Regiments einzunehmen, wogegen dieses den von Anfang befohlenen Angriff fortsetzen sollte.

Da Major v. Bornstedt, den Feind vor sich her treibend, im Vorrücken von Lübnitz gegen Hagelsberg blieb, geschah es, daß er mit seinem Bataillon der Vorderste wurde. Ihm zur Linken folgte der nun wieder rechts abschwenkende Major v. Langen, zur Rechten Oberst-Lieutenant v. Reuß, der nunmehr seinen Angriff begann. Mit diesem rückte das 3te Cavallerie-Regiment vor, welches hier wieder zusammen stieß, da die entsendete Schwadron mit dem Oberst-Lieutenant v. Reuß dahin gekommen war.

Unterdessen war die Brigade Putlitz aus dem Walde hervorgetreten und marschirte auf: vorn die Bataillone Held und Woisky, dann Delitz und Streit, endlich Bönigke und Rembow. Ich folgte mit der Reserve-Brigade. Da das hinterste Treffen jener an den Wald gelehnt stand, für diese also kein Platz war; da das Schießen schon hinter dem brennenden Lübnitz gehört wurde, Niemand aber von dem Vorgefallenen Auskunft geben und sagen konnte, warum jetzt Alles anders sey, als der Entwurf voraussetzte; da ferner der linke Flügel der aufmarschirten Brigade in der Luft stand, — so marschirte ich hinter derselben weg, und schloß, alle drei Bataillone in Colonne, ihren linken Flügel, die Front halb gegen Belzig. Ich wußte nichts von den dortigen Bewegungen des Feindes, sondern handelte so aus Vorsicht, ohne Befehl.

Die Brigade Putlitz fing an gegen Lübnitz zu rücken, was mich bewog, in der einmal angenommenen Richtung ebenfalls vorzugehen. Ich stieß auf die Bataillone Lieven und Schwerin, welche die Stelle des Reserve-Regiments eingenommen hatten; eine Zeitlang dem feindlichen Feuer ausgesetzt, waren sie unruhig geworden und etwas gewichen. Um die Lage der Sache zu erforschen, ritt ich vor, fand die beiden Cavallerie-Regimenter unter Oberst v. Bismark, und setzte mich mit diesen in gleiche Höhe. Die genannten beiden Bataillone befanden sich hinter uns, noch nicht wieder in völliger Ordnung.

Der Feind stand mit einer vollen Colonne nebst zwei Kanonen auf dem Hüttenberge neben dem Belziger Busch, und begann zu feuern. Meine Bataillone waren durch einen Hügel gedeckt, als sie aber die Kanonenkugeln über sich hinfliegen hörten, ohne gewahr zu werden woher sie kamen, wurden diese neuen Truppen auf seltsame Weise zaghaft, wie vor einem unbekannten, unabwendbaren Uebel. Man sah blasse Gesichter. Ich glaubte ihnen die Gefahr deutlich zeigen zu müssen, ließ in Linie aufmarschiren, und rückte bis auf die höchste Höhe, dem Feinde gegenüber. Wenige ermunternde Worte und der klare Anblick dessen was vorging, brachten augenblicklich Ruhe und Muth in die eben noch so bewegte Truppe. Diese Bataillone standen dort über eine halbe Stunde mit geringem Verlust.

In der Zwischenzeit waren die Bataillone Held und Woisky unter Anführung des G.-M. v. Putlitz bis hinter Lübnitz gekommen. Die beiden andern Echelons der Brigade hatten nicht gleichzeitig angetreten, und so eine Lücke entstehen lassen. Der sich nach Hagelsberg hinstreckende Belziger Busch war jetzt vom Feinde stark besetzt; General v. Putlitz ließ dagegen Front machen, und griff ihn an, die Schützen voraus. Alles drang in das Gehölz, welches ziemlich dicht und sehr bergig ist. Schon dies verursachte einige Unordnung, überdies blieben die Schützen

nicht vorn, sondern wichen nach beiden Flügeln aus. Als nun die Bataillone einen steilen Berg erstiegen, fanden sie dicht vor sich, am entgegengesetzten Abhange den Feind aufmarschirt, der sie überraschend mit einer vollen Salve empfing. Das Ereigniß erregte unter der neuen Truppe einen so jähen Schreck, daß sie umkehrte und zurücklief. General v. Putlitz ritt ihnen drohend an dem steilen Abhange entgegen, aber ein dichter Haufen rannte in der Verwirrung gegen sein Pferd, so daß dieses sich überschlug, er selbst das Schlüsselbein brach und fortgebracht werden mußte. Beide Bataillone gingen nun bis außerhalb des Gehölzrandes zurück, wo das nachgerückte Bataillon Delitz eintraf, und der Regiments-Commandeur, Major v. Rohr, sie wieder ordnete. Die Bataillone Streit und Bönigke waren dem ersten Angriffe durch Lübnitz gefolgt, das Bataillon Rembow vom Reserve-Regimente deckte das Geschütz.

Um diese Zeit waren die Bataillone Lieven und Schwerin größtentheils wieder in Ordnung, letzteres etwas früher als jenes, von welchem Hauptmann v. Schmude sich mit einiger Mannschaft an Lieven schloß. Beide rückten dann auf den linken Flügel der Brigade Putlitz, so daß nun dem Belziger Busch eine Linie entgegen stand; zwei Bataillone vom 6ten Regiment und eins vom 7ten rechts, zwei Bataillone vom 4ten in der Mitte, meine drei Bataillone links.

Während dies geschah, war Major v. Bornstedt von Lübnitz gerade aus und durch Hagelsberg auf den dortigen Windmühlenberg vorgedrungen. Ihm zur Linken rückte Major v. Langen mit dem Reserve-Regimente an, in der Ebene rechts befand sich Ob.-Lt. v. Reuß, welcher durch den zwischen Steinsdorf und Hagelsberg gelegenen Birkenwald marschirt war. Ohne das Andringen des Feindes von Belzig her zu kennen, rückte Major v. Bornstedt vom Windmühlenberge hinab, gegen Klein-Glien, hielt jedoch einen Augenblick an, als vom Reserve-Regiment die Mittheilung kam, daß der Feind zur Linken er-

scheine. Das Bataillon Grolman besetzte nun den Windmühlenberg, das Elb-Bataillon und Ozorowski zogen in der Ebene weiter, das dritte Cavallerie-Regiment hatte den äußersten rechten Flügel bis zum Schmerwitzer Holze.

Fortwährend zurückgedrängt, sammelte sich der Feind natürlicher Weise immer dichter, so daß unsere dort fechtenden Truppen ein heftiges Geschützfeuer aushalten mußten. Da des beständigen Regens*) wegen beim Bataillon Bornstedt die Gewehre nicht losgingen, und der Major hinter sich den Hagelsberger Windmühlenberg besetzt erblickte, auch dort unter einem Trupp Reiter den commandirenden General zu sehen glaubte, ließ er wieder Marsch schlagen, überzeugt, daß Alles ihm folge. Er marschirte über die Ebene, rechts an Klein-Glien vorbei, welches Dorf Major v. Langen nahm und besetzte; das Elb-Bataillon, Ozorowski und das dritte Cavallerie-Regiment folgten rechts.

Der Feind hatte eine Batterie auf dem Hügel bei Groß-Glien, stand in mehreren Quarrees dahinter und daneben, und konnte sehr genau übersehen, wie schwach die ihn angreifenden Truppen waren. Drei Russische Geschütze, welche dem Major v. Langen nachgeschickt wurden, langten nicht an, und während ein Theil des Reserve-Regiments vom Glienschen Weinberge gegen Groß-Glien rückte, führte Major v. Bornstedt sein Bataillon gerade auf den Hügel zu, ohne einen Schuß zu thun, ließ das Gewehr fällen, als er ganz nahe herangekommen, und commandirte Marsch, Marsch! Es war aber zu viel verlangt. Dieses Bataillon hatte wohl eine Stunde lang fortwährend die Spitze des Angriffs, und im steten Vorrücken unter dem feindlichen Feuer Muth und Ruhe gezeigt, wie man von alten Soldaten nicht größer verlangen kann. Jetzt war es allein auf

*) Er begann, als wir den Wald durchzogen, und währte bis Sonnen-Untergang.

einer großen Ebene dem dicht zusammengedrängten Feinde gegenüber, und erhielt die Salve der Batterie, zugleich Gewehrfeuer vom Hügel, sowie von Schützen hinter den steinernen Einfriedigungen der Aecker. Es stutzte, und obwohl sogleich Offiziere vorsprangen, den letzten Anlauf zu bewirken*), begann ein zweckloses Feuern. Hier fielen: Hauptmann v. Quistorp, eben erst aus dem Civilstande eingetreten (Kammergerichts-Assessor), Lieutenant Riemann (Candidat der Theologie), der schon am Morgen eine bestimmte Ahnung seines nahen Todes hatte, und schwer verwundet die Lieutenants Graf Reichenbach und Wilke nebst etwa hundert Landwehr-Männern. — Das Bataillon wich zurück, was rechts und links gefolgt war ebenfalls. Die Gegner drängten heftig auf, und Major v. Bornstedt's wiederholte Versuche, sich zu setzen mißlangen; der eilige Rückzug wurde von den Schützen des Fußvolks und Plänklern des dritten Cavallerie-Regiments gedeckt.

Mittlerweile hatten sich die Sachen auf dem linken Flügel geändert.

Ich verschaffte mir zwei bei Lübnitz unthätig stehende Russische Kanonen, welche die feindlichen bald zum Schweigen brachten. Nun sahe man aus Belzig eine lange Colonne Reiterei gegen Groß-Glien marschiren, welche zuerst der mir gegenüberstehende Feind als Kosaken erkannt haben mag, denn er marschirte ab. Ich nahm sogleich alle Schützen vor und beauftragte sie, bis an das jenseitige Ende des Belziger Busches zu dringen; Hauptmann v. Bardeleben, welcher die des linken Flügel-Bataillons führte, sollte immer den Rand des Busches halten, und mit den Kosaken in Verbindung treten. Zugleich gab ich meinen Leuten den Rath, wenn Einer dicht an den Feind käme, allemal zu rufen: werft die Gewehre weg; denn

*) Hier, so wie während des ganzen Angriffs zeichnete sich der Lieutenant Schultz rühmlich aus.

man wußte, daß sich viele Deutsche Bundestruppen beim Corps Girard's befänden. — Die Schützen reinigten schnell das Gehölz, und ich war eben im Begriff ihnen zu folgen, als mit der Nachricht, es gehe auf dem rechten Flügel schlecht, der Befehl anlangte, daß die Reserve dorthin marschire. Mit den drei Bataillonen und zwei Geschützen zog ich demnach hinter den stehen bleibenden Brigaden Boguslawski und Putlitz weg, gerade auf Hagelsberg los.

Hier befand sich Alles im unordentlichen Rückzuge, der Feind im ernstlichen Vordringen. Major v. Langen versuchte, sich auf dem Hagelsberger Windmühlenberg zu setzen, es rückten aber nicht nur die bis Groß-Glien gedrängten Gegner heran, sondern zur Linken auch ein Theil der von Belzig zurückkommenden Colonne über Grützdorf. Dadurch in die Flanke genommen, mußten die Unseren bis auf eine gegen den Lübnitzer Busch hin gelegene, niedrigere Höhe weichen. Die Bataillone Streit und Bönigke, welche eben eintrafen, wurden in diesen Rückzug verwickelt.

Der Feind hinderte durch lebhaftes Geschützfeuer und Nachdringen eine gehörige Aufstellung auf jener kleinen Höhe. Jetzt wurde der Rückzug schneller und ordnungsloser, Alles eilte nach der Lücke zwischen dem Belziger und Lübnitzer Busch, nur Wenige warfen sich in diesen. Die Fassung ging immer mehr verloren, der Augenblick, wo sich das Ganze auflösen werde, schien nicht fern.

So standen die Dinge, als meine drei Bataillone geordnet durch die Fliehenden hindurch rückten. Einen Augenblick dachte ich daran, gerade gegen Hagelsberg los zu stürmen, wodurch das Gefecht augenblicklich und glänzend wieder hergestellt werden konnte. Allein ich dachte auch an Rüchel's Angriff bei Capellendorf, der die Niederlage erst recht vollständig machte, sowie an die Neuheit der fechtenden Truppen, und daß sie vor Allem erst die Besinnung wieder gewinnen müßten. — Die

beiden Kanonen erhielten ihren Platz auf einem kleinen Hügel, mitten zwischen beiden Gehölzen, das Fußvolk marschirte daneben auf, und links davon drei Schwadronen meines Cavallerie-Regiments, die ich ebenfalls in Verwirrung gefunden und schnell geordnet hatte. Rittmeister Graf Finkenstein hatte die vierte schon früher gesammelt, und an dem Birkenwäldchen Front gemacht, was wesentlich dazu beitrug, daß der rechte Flügel zum Stehen kam.

Der Feind machte auf den vorderen Höhen Halt, welche die Unsrigen so eben verlassen. Die zwei Kanonen eröffneten ihr Feuer, bald verstärkt durch einige von Lübnitz herbeigeholte, mit denen das Bataillon Rembow eintraf. Jeder Anführer sammelte seine Truppen wieder, oder stellte die nicht zerstreut gewesenen auf: Ob.-Lt. v. Reuß, Major v. Grolman und v. Bornstedt rechts im Birkenwalde, Major v. Langen im Zwischenraume neben der Reserve, die Bataillone Streit und Bönigke warfen sich links. Hier wurde das Feuer sehr heftig, doch war unser Verlust gering, da der Feind immer zu hoch schoß. Es war Nachricht gekommen, derselbe suche den rechten Flügel zu umgehen, weshalb zwei Bataillone des Reserve-Regiments ganz rechts weggeschickt und im Walde aufgestellt wurden. Auch ließ der commandirende General das sechste Cavallerie-Regiment vom linken Flügel herbeiholen und bei der Windmühle von Lübnitz aufstellen, so daß es die Gegend bis Steinsdorf und Benken beobachtete. Da die Aufmerksamkeit Aller eine Zeit lang vorzugsweise auf diese angebliche Umgehung gerichtet war, und die Gegner sich anderswo beschäftigt sahen, so entstand im Gefecht ein Stillstand von wenigstens einer halben Stunde, während deren beide Theile unausgesetzt feuerten, ohne ihren Platz zu verlassen.

Die Schützen meiner Brigade hatten das Gehölz mittelst einer Rechtsschwenkung gereinigt, so daß sie mit dem linken Flügel beim Vorwerk Grützdorf herauskamen. Hier standen

Tzernitschev's Kosaken, eine günstige Gelegenheit zum Angriff abwartend; ihr Anführer war weggeritten, um sich mit dem General Hirschfeld zu besprechen*). Oberst v. Borstell hatte die Bataillone Held und Schwerin den Schützen durch den Belziger Busch folgen lassen, Schwerin hielt sich zu weit links, und gelangte bis an den von Belzig nach Hagelsberg führenden Weg, das Bataillon Held kam rechts heraus, und schloß sich der Artillerie an. Das Bataillon Lieven war im Begriff jenen zu folgen, als es abgeholt und in die Richtung, welche ich genommen, gewiesen wurde. Major v. Rohr führte seine beiden Bataillone (Delitz und Woisky) ebenfalls in den Busch, fand hier Schwerin, und schwenkte mit allen dreien rechts gegen Hagelsberg. Das 5te Cavallerie-Regiment stellte sich am Belziger Busche hinter dem Fußvolk auf.

Die Schützen meiner Brigade — auf den äußersten linken Flügel gerathen — drangen von Grützdorf in das nach Hagelsberg hin liegende Gehölz, vertrieben den Feind, und kamen hinter dem Dorfe in's Freie. Die hier gelegene steile Höhe ward erstürmt und eine Haubitze am Wege nach Klein-Glien genommen.

Unterdessen war Major v. Rohr aus dem Belziger Busche hervorgetreten, an dessen Rande ein Bataillon zur Sicherung der rechten Flanke zurückblieb. Die beiden anderen schritten unter heftigem Kartätschfeuer gegen Hagelsberg vor, und drangen mit solcher Lebhaftigkeit in das Dorf, daß die Gegner — von denen viele niedergestochen wurden — es augenblicklich räumten. Nun stellte der Major seine Truppen hinter den Steinmauern auf der Westseite. Hier, so wie vor dem Ausgange nach Lübnitz zu, stand noch die feindliche Hauptmasse

*) Beide Generale suchten sich lange vergebens, und trafen erst zusammen, als das Gefecht beinahe beendet war. Ein gehöriges Zusammenwirken konnte deshalb nicht stattfinden.

und beschoß das Dorf, so daß die zwei Preußischen Bataillone von plötzlichem Schreck ergriffen, dasselbe eilig wieder verließen.

Zwei Französische Infanterie-Colonnen, von einem starken Trupp Cavallerie begleitet, rückten gegen Klein-Glien, und griffen mit Uebermacht das dortige Gehölz an, wohin die Schützen meiner Brigade zurückgegangen waren. Die feindliche Reiterei stellte sich am Petersberge auf, wurde aber sogleich von den Kosaken angefallen und erlitt eine vollständige Niederlage. Das Fußvolk war in den Wald gedrungen, und verließ denselben wieder unweit des Vorwerkes Grützdorf. Hier benutzte der Lieutenant Hergaß (vom dritten Kurm. Ldw.-J.-Reg.) den Augenblick, wo die dicht zusammen geschlossenen Gegner sich in einem tiefen Grunde befanden, um sie zu umringen, und ließ ihnen zurufen: werft die Gewehre weg! Einige Deutsche befolgten es und traten über, die Uebrigen wurden irre, und bald war die ganze Masse gefangen. Man zählte 33 Offiziere 1320 Mann, unter ihnen 2 Offiziere 250 Mann Deutsche oder Kroaten, der ganze Rest bestand aus Franzosen und Italienern. Dreihundert Landwehrmänner, welche den Feind zum erstenmale sahen, führten ungefähr tausend Schritt von dessen Hauptstellung diesen denkwürdigen Streich aus.

Während dem hatte General-Lieutenant v. Hirschfeld sein Corps geordnet, soweit es ihm zur Hand war. Zwei Bataillone des Reserve-Regiments besetzten auf dem äußersten rechten Flügel den Rand des Schmerwitzer Holzes, neben ihnen die Escadron Finkenstein auf der freien Ebene unweit Schmerwitz, und so weiter die andern schon genannten Truppen beinahe im Halbkreis bis zum Belziger Busch.

Der Feind warf seinen linken Flügel zurück und fuhr eine Batterie gegen unsern rechten auf, der man nichts entgegensetzen konnte. Nunmehr befahl General-Lieutenant v. Hirschfeld einen allgemeinen Angriff, der vom rechten Flügel aus beginnen sollte, was sich jedoch aus unbekannten Gründen ver-

zögerte. Major v. Grolman (vor dem Kriege Kammergerichts-Rath) brach nach vergeblichem Warten mit seinem Berliner Bataillon allein vor, Rembow schloß sich an, und in kurzer Zeit waren die Gegner mit Verlust von zwei Geschützen, fast ohne Gefecht aus ihrer Stellung vertrieben. Wahrscheinlich beabsichtigte General Girard damals eine allgemeine Bewegung seines rechten Flügels, denn außer den zwei gegen Glien entsendeten Colonnen, kamen zwei gleich starke aus dem nach Lübnitz gewendeten Ausgange von Hagelsberg zum Vorschein.

Das Bataillon Zschüschen, welches links neben den Russischen Kanonen stand, erhielt Befehl, die eine anzugreifen. Rittmeister v. Zeuner (Adjutant des zurückgebrachten Generals v. Putlitz) führte drei Schwadronen des dritten Cavallerie-Regiments gegen die andere.

Das Bataillon rückte in Colonne vor, zur Linken die Reste von Bornstedt tiraillirend. Ich schickte das Bataillon Schönholz zur Unterstützung nach, und folgte etwas später mit Laviere; den unmittelbaren Angriff leitete Major v. Kleist vom Generalstabe. Zwei Kanonen wurden genommen, die Französischen, längs den Gartenmauern hinmarschirenden Colonnen machten Front.

Die Mitte der Angriffs-Colonne führte Hauptmann von Ueckermann, über funfzig Jahre alt, früher Cavallerist, aber wegen Lähmung eines Armes seit zwanzig Jahren außer Dienst. Er hatte Haus und Hof, Frau und Kinder verlassen, um in den ungewohnten Fußdienst zu treten. Immer ein Muster der treuen und eifrigen Pflichterfüllung, leuchtete er dem Bataillon hier durch seine ruhige Fassung vor, kam bis auf geringe Entfernung von dem heftig feuernden Feinde, und ward durch eine Kugel niedergestreckt. Das Bataillon stutzte. Lieutenant Wahlert, der neben ihm den vierten Zug geführt, sprang an seinen Platz vor, ermunterte die Wehrleute und brachte sie wieder in Bewegung; das Gewehr wurde gefällt, und so trug das Ba-

taillon (Lebuser) dem feststehenden Feinde die eiserne Garbe in die Rippen.

Man ward handgemein. Als aber einige handfeste Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonnets inne wurden, kehrten sie das Gewehr um, und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe, immer drei und vier Franzosen-Gesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, denn Alles griff zur Kolbe, und die Hintersten liefen auf die Seiten des feindlichen Vierecks, und keilten so die ganze Masse immer enger gegen die Mauer. Den Feind ergriff die Todesangst. Die hinten Stehenden fingen an, über die ganz niedrige Steinmauer zu steigen, Alle wendeten sich ihnen nach, und nun wurde das Gemetzel gefahrlos für die Unsrigen, desto schrecklicher für den Feind. Lieutenant Krause vom Bataillon Bornstedt (welches wacker mit zuschlug) gerieth in einen Zweikampf mit einem feindlichen Offizier, der auch erschlagen wurde. Ueberhaupt wehrten sich die Offiziere wie Verzweifelte, sobald sie sahen, daß kein Pardon gegeben werde. Man sahe einen, dem der Degen zertrümmert war, beide Arme auseinanderwerfen und die Brust mit dem Rufe darbieten: percez moi, chien prussien, was auch sogleich geschah. Hauptmann v. Ruville kam mit einiger Mannschaft des Bataillons Held dazu, und fiel dem Feinde in die Flanke. Als Alles am Boden lag, war das Bataillon Zschüschen, der Natur der Sache gemäß, durcheinander gekommen; ein Theil folgte unter dem Major dem durch die Gärten nach dem Amthofe fliehenden Feind, ein anderer ging, wie nach vollendeter Arbeit, den Weg nach seiner früheren Aufstellung zurück, wurde aber sogleich wieder gesammelt und den Uebrigen nachgeführt.

Das Bataillon Schönholz war ein wenig weiter zur Rechten gefolgt. In der Nähe des Dorfes sahe es gegen den Eingang desselben ein Bataillon Grenadiere hinter niedrigen Büschen in Colonne, und hinter ihm einige Reiterei. Näher her-

angekommen, empfing es eine Salve und stutzte; Lieutenant v. Göhren sprang vor, und ging allein bis auf vierzig Schritt Abstand von den Gegnern. Aber das Bataillon verfiel in ein zweckloses Feuer, und wich beinahe hundert Schritt, als wegen des Regens die Gewehre meist versagten. Major v. Schönholz, von allen Offizieren unterstützt, brachte die Leute bald wieder zum Stehen und vorwärts, so daß man den freiwillig abziehenden Feind am Eingange des Dorfes erreichte, worauf ebenfalls mit dem Kolben gearbeitet ward.

Die drei Schwadronen des dritten Cavallerie-Regiments waren links herum gegen die vorderste Masse getrabt, welche, wie die übrigen, an der Mauer Halt machte. Es gehen dort lauter mit Steinen eingefaßte Ackerstücke auf die Mauer zu, und nur längs dieser ist eine Durchfahrt. Der Angriff sollte schräg über die Ackerstücke gehen, was die Pferde zum Ueberspringen der großen Einfassungs-Steine nöthigte, — so entstand eine Spitze, welche bei der Durchfahrt an das Quarree kam, und zu wenig Gewalt hatte, um einzudringen. Ein zweiter Angriff wurde nicht besser geleitet, die erste Schwadron unter Rittmeister von Bornstedt drang theilweise in das Viereck, mußte jedoch wieder heraus. Auf Ermunterung des Rittmeisters v. Zeuner setzten alle drei Schwadronen zum drittenmale an: das Offiziercorps nahm sich vor einzubrechen, und brach mit der dreist folgenden Mannschaft wirklich ein.

Indem kam ein Bataillon — höchst wahrscheinlich die Füsiliere des Reserve-Regiments unter Major v. Römigk — heran, und so traf diese Masse das nämliche Schicksal, welches die andere einige hundert Schritt davon erlitt. Was nicht erstochen oder erschlagen war, flüchtete durch die Gärten und das Dorf in den Amtshof, die Unsrigen zu Pferde und zu Fuß hinterher. Die drei Schwadronen verloren bei diesen Angriffen, die einer so jungen Reiterei zur hohen Ehre gereichen, ungefähr zwanzig Mann und an dreißig Pferde; ihr Verlust hätte

viel bedeutender seyn müssen, wenn nicht der Regen das Gewehrfeuer sehr dämpfte.

Auf dem linken Flügel war Major v. Rohr seinen weichenden Bataillonen nachgeeilt, um sie zum Stehen zu bringen, wobei ihn Major v. Schwerin und Hauptmann v. Schmude unterstützten. Er bemerkte am Rande des Belziger Busches eine aufmarschirte Truppe, eilte dahin, um sie vor der Verwirrung zu bewahren, und fand die Bataillone Streit und Bönigke seines Regiments. Diese führte der Major gegen Hagelsberg, und drang in demselben Augenblicke von der Belziger Seite her stürmend ein, als das Blutbad auf der Lübnitzer Seite stattfand, und dadurch ganze feindliche Massen in die Häuser des Dorfes zusammengejagt wurden. Unbegreiflicher Weise zogen sich auch diejenigen, welche vor Rembow und Grolman von der nahen Höhe gewichen waren, in den Ort hinein, von dem größten Theile jener zwei Bataillone unmittelbar verfolgt.

Unsere Truppen drängten von allen Seiten den vordersten Angriffen nach, so daß sich bald ungefähr zehn Bataillone in dem Dorfe befanden. Aus den Häusern hätte uns noch großer Nachtheil zugefügt werden können, aber der Herr des Himmels streckte seinen strafenden Arm über die Feinde aus — sie wurden sämmtlich erschlagen. Im Ganzen hatten gewiß fünf bis sechs Bataillone, also zwischen drei- und viertausend Mann, theils an den Mauern und Ausgängen gestanden, deren Ueberreste sich in den Häusern zusammendrängten. Keiner erhielt Pardon, Keiner entkam, Alle wurden mit der Kolbe niedergemacht; die Todten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Thorwege waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt. Nur etwa zwanzig Offiziere, welche sich in das Amthaus geflüchtet, wurden zu Gefangenen gemacht. Wer durch den allein noch offenen Ausgang nach Klein-Glien entrann, fiel in das Feuer der Schützen

meiner Brigade, welche sich dort aufgestellt hatten, nachdem die Gefangenen abgeführt waren.

So wurde der ganze rechte Flügel der Franzosen vernichtet. Es ist wahrscheinlich, daß die schwere Verwundung Girard's um diese Zeit stattfand, denn der linke Flügel machte keinen Versuch, den bedrängten Cameraden beizuspringen, begann vielmehr den Rückzug, nachdem die Stellung durch Rembow's und Grolman's Angriff durchschnitten war. Zwei Bataillone des Reserve-Regiments, das Elb-Bataillon und die Escadron Finkenstein folgten. Ich führte während des Gemetzels im Dorfe das Bataillon Laviere auf den Windmühlenberg, und wollte auch das Russische Geschütz dahin haben, was aber nicht sogleich gelang; als Major v. Kleist dasselbe etwas später herbeibrachte, ward der abziehende Feind beschossen. Auf meinen Antrag schickte Oberst v. Bismark das fünfte Cavallerie-Regiment durch Hagelsberg vor, das Bataillon Woisky ging um den Ort herum nach dem Windmühlenberge. Auch die im Dorfe fechtenden Bataillone kamen allmälig, sobald ihre Arbeit vollendet war, wieder heraus, um die nächsten Höhen zu gewinnen.

Klein-Glien ward zuerst vom Hauptmann v. Bardeleben des Bataillons Schönholz, später durch das Bataillon Bönigke besetzt. Da gleichzeitig unser rechter Flügel vorging, sahe der Feind den Raum zum Abzuge sehr beschränkt; in großer Unordnung und beinahe aufgelöst wendete er sich theils nach Wiesenburg, theils nach Schlammau. Wäre unsere Reiterei unter einer Leitung vereinigt gewesen, so brachte er wenigstens nichts von seiner Artillerie fort!

Die Bataillone Bönigke, Woisky, Ozorowsky gingen bis über Klein-Glien hinaus, zwei Bataillone des Reserve-Regiments kamen im Schmerwitzer Birkenwalde bis auf gleiche Höhe. Rittmeister Graf Finkenstein begleitete die Gegner

durch seine Patrouillen, die Schützen von Ozorowsky unter Hauptmann v. Görzke folgten ihnen lebhaft rechts am Walde.

Es wurde finster, doch hörte man nach allen Seiten hin schießen. So veranlaßte z. B. mich ein lebhaftes Feuer in dem lichten Birkenwalde zwischen Hagelsberg und Schmerwitz, die Bataillone Zschüschen und Laviere dahin zu führen, es zeigte sich aber, daß lauter Vereinzelte dort ihr Wesen trieben. Alles Feuern wurde untersagt und dem Fußvolke befohlen, sich zu sammeln. General-Lieutenant v. Hirschfeld hatte ein Lager bei Lübnitz angeordnet, genehmigte indeß meinen Wunsch, das theuer errungene Hagelsberg behaupten zu dürfen; was also noch nicht nach Lübnitz zurückmarschirt war, lagerte hier.

Ich hielt das dritte Cavallerie-Regiment hier beisammen, weil es nebst dem dritten Infanterie-Regimente bei Tagesanbruch nach Mecklenburg abmarschiren sollte. Graf Finkenstein noch bei Schmerwitz, wo er den ordnungslosen Rückzug des Feindes gesehen, konnte den Gedanken an größere Vortheile nicht aufgeben, und trug wiederholt darauf an, das ganze Regiment nachzusenden. Ich lehnte es ab, und schickte endlich sechszig Pferde, die bis über Wiesenburg und Schlammau hinausgingen; sie kehrten mit einiger Beute und der Nachricht von unaufhaltsamer Flucht der Gegner zurück.

Unser Corps machte drei bis viertausend Gefangene, deren größere Hälfte während der Nacht so wie anderen Tages versteckt gefunden und zusammengetrieben wurde. Sieben Geschütze, sechstausend Gewehre bildeten die übrigen Trophäen, erkauft durch einen Verlust von 37 Offizieren 1060 Mann Todter und Verwundeter. Zwischen sechs- und siebenhundert Mann, welche augenblicklich vermißt wurden, fanden sich zum größten Theile bald wieder ein.

General-Lieutenant v. Hirschfeld ließ mich nur mit zwei Bataillonen, vier Escadrons und zwei Geschützen abmarschiren, welche über Brandenburg, Wilsnack und Grabow am 6ten Sep- 28. Aug. 6. Sptbr.

tember bei Dömitz zum Grafen Walmoden stießen. Da wir nahe bei Belitz, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, vorüber zogen, verfügte ich mich dahin, wo denn zwischen dem „Retter der Hauptstadt" und mir folgende kurze Zwiesprache stattfand:

Par quel hazard vous trouvez-vous ici?

Je suis en marche pour me rendre chez le général Walmoden.

Vous devez être à Lentzen! Que venez-vous faire ici?

Je viens demander une audience particulière.

Allez combattre! et puis demandez une audience particulière!

Nous avons combattu avant hier en Saxe.

Un officier ne quitte pas sa troupe. Partez. Vous êtes un officier recommandable par les services que vous avez rendu. Si je ne le savais pas je vous ferais mettre devant un conseil de guerre. Partez!

Wir standen zwei Tage im Lager bei Dömitz, während deren die beiden nachgesendeten Bataillone meiner Brigade weiter rückwärts cantonnirten. Dann erhielt ich Befehl, die vor Magdeburg gerückte Abtheilung des General v. Putlitz zu ver-
9—14. Septbr. stärken, brach den 9ten wieder auf, und langte den 14ten zu Ziesar an. Die starken, von keinem Ruhetage unterbrochenen Märsche, bei großer Hitze und entsetzlichem Staube, wirkten sehr nachtheilig auf die Mannschaft; namentlich gab es viele Augenkranke, und Mehrere erblindeten.

In Folge des Befehls, bei Ferchland einen Elbübergang zu bereiten, ließ ich die bei Parey versenkten Kähne wieder flott machen, daraus eine Schiffsbrücke erbauen, und führte Behufs der angeordneten Streifzüge meine vier Schwadronen nebst
18. Sptb. einigen Landsturm-Abtheilungen am 18ten nach dem linken Flußufer. Desselben Tages noch brachten die Patrouillen eine Correspondenz zwischen Davoust und dem Gouverneur von

Magdeburg, woraus hervorging, daß ein 10,000 Mann starkes Corps unter General Pecheur am linken Elbufer nach Magdeburg ziehen solle. Solche Uebermacht aufzuhalten war unmöglich, indeß lief unmittelbar nachher aus Walmoden's Hauptquartier die Mittheilung ein, daß jenes Corps am 16ten zwischen Dannenberg und Dahlenburg zersprengt worden.

Am 19ten nach Angern; die in Wolmirstädt stehenden Fran- 19.Sptb.
zosen — funfzehnhundert Mann mit zwei Geschützen — werden mehrfach allarmirt, ohne sich jemals hervor zu wagen. Ihr Befehlshaber muß seine Lage als höchst bedenklich dargestellt haben, denn bald erhielt er von Magdeburg zweitausend Mann Verstärkung, nebst fünf Geschützen. Einem solchen Feinde gegenüber war wenig zu fürchten, ich ließ also die Brücke bei Ferchland abbrechen, und marschirte

den 21sten September nach Emden, um die über Braun- 21.Sptb.
schweig führende Verbindungsstraße mit Frankreich zu durchschneiden. Aufgefangene Briefe zeigten bald, daß die Commandanten in Magdeburg und Minden beschlossen hatten, vorläufig keine Transporte auf derselben abgehen zu lassen. Eben so war aller Verkehr auf der Verbindungslinie von Hamburg und Cassel eingestellt, als wir den 23sten bei Vorsfelde an- 23.Sptb.
langten, und ich beschloß ein Unternehmen gegen Braunschweig.

Durch Ueberfall gelang dieses am 25sten vollkommen, wo- 25.Sptb.
bei 3 Offiziere 241 Mann in unsere Gewalt fielen; die Militair- und Civil-Behörden waren einige Stunden vorher mit ihren Kassen und den Depots dreier Regimenter in der Richtung von Wolfenbüttel abgezogen. Lieutenant Graf Finkenstein, der ihnen mit funfzig Pferden folgte, verscheuchte sie aus den daselbst bezogenen Quartieren, griff jenseit der Stadt auf einem Damme mit großer Kühnheit an, und machte 19 Offiziere 374 Mann Gefangene.

In der Braunschweiger Münze fanden sich Bestände von etwa 20,000 Thalern, außerdem wurde eine Masse wichtiger

Papiere genommen: Correspondenzen zwischen den Präfecten der nördlichen Departements und dem Minister des Innern, Rapporte von der Garnison und den Verpflegungs-Beständen der Festung Magdeburg u. s. w. Die Nachricht, daß General Czernitschev in Halberstadt sey, veranlaßte mich

27.—30. Septbr. am 27sten nach Warsleben bei Schöningen zu marschiren; da jener indeß schon wieder in südlicher Richtung abgezogen war, so ging ich während der drei folgenden Tage über Hokkenstädt und Willersleben nach Grieben. Die Brücke bei Ferchland wurde auf besonderen Befehl des Kronprinzen von Schweden wieder hergestellt, und auf beiden Ufern mit Schanzen versehen. Ein Bataillon mit zwei Geschützen besetzte Ferchland, meine vier Schwadronen sollten links der Elbe bleiben, und bezogen Cantonnirungs-Quartiere.

8. Octbr. Wir blieben so bis zum 8ten October, wo vom Kronprinzen die Weisung einging, daß ich möglichst nahe vor Magdeburg rücken solle, um das Abschicken von Verstärkungen nach Calbe zu hindern. Dorthin war nämlich ein 6000 Mann starkes Corps unter General Lemoine gekommen, welches der Prinz angreifen zu lassen beabsichtigte. Gegen Abend brach ich mit etwa zweihundert Pferden (das Regiment zählte deren nur noch dreihundert, von denen zwei Commando's gegen Wolmirstädt und bei Ferchland stehen bleiben mußten) auf, und marschirte die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch. Ueber Angern, Meseberg, Hohenwarsleben, trafen wir den 9ten Abends im abscheulichsten Regenwetter, welches die Wege grundlos machte, zu Wanzleben ein, und erfuhren, daß von den Gegnern 6000 Mann in Calbe, 2000 in Schönebeck ständen.

Meine Absicht war, die Magdeburger Garnison auf den vier Straßen von Hohen-Dodeleben, Wanzleben, Atzendorf und Schö-
10. Octb nebeck gleichzeitig zu allarmiren, weshalb ich am 10ten in der Frühe dahin aufbrach. Bei Groß-Ottersleben erfuhr man, daß 100 Französische Reiter auf der Straße nach Atzendorf hinzö-

gen, und sahe sie unweit Todendorf. Ich ließ deshalb rechts weg traben, und holte den Feind vor Atzendorf ein, welcher nach Klöthe hin die Flucht ergriff, als ein Flankeur ungeschickter Weise vorzeitig schoß. Dennoch war die ganze Abtheilung (5 Offiziere 100 Mann, von denen 5 getödtet, 40 blessirt wurden) bald in unserer Gewalt. Während das Regiment sich wieder sammelte, zeigte das Erscheinen einer feindlichen Colonne bei Forderstädt, daß es hohe Zeit sey, auf die eigene Sicherheit zu denken. Alle Gefangenen wurden auf Wagen gesetzt, wir legten über Borne und Schwaneberg vier Meilen im Trabe zurück, und erreichten Abends 8 Uhr Dreileben bei Seehausen. Dieser Rückzug stellte sich als sehr angemessen dar, indem auf unzweifelhafte Weise bekannt ward, daß die erwähnte Colonne aus einem vollständigen Cavallerie-Regiment bestand, gegen welches wir mit ermüdeten Pferden einen überaus ungünstigen Stand gehabt hätten.

Am 12ten October nach Eichen-Barleben, wo die Nachricht einging, der Feind habe Wolmirstädt verlassen, und stehe bei Barleben im Lager. Folgenden Tages nach Wanzleben. Es wurden viele amtliche Schreiben aufgefangen, und ein nach Bernburg gesendeter Offizier brachte die Nachricht, daß der Schwedische Feldmarschall Stedingk dort anwesend, von dem Angriffe auf Calbe aber vorläufig nicht die Rede sey, weil alle Streitkräfte der Verbündeten nach dem großen Rendezvous bei Leipzig zögen. Da hiernach längeres Verweilen in dieser Gegend keinen Zweck hatte, beschloß ich hinter die Ohre zurückzugehen. Am Abende erschien eine Deputation sämmtlicher Wehrmänner des dritten Cavallerie-Regiments mit der Bitte, sie an dem bevorstehenden Jahrestage des Unglücks von Jena gegen den Feind zu führen.

12.Octbr.

13. Octb.

Als wir uns daher am 14ten Hohen-Warsleben näherten, und gemeldet ward, daß ein Französisches Requisitions-Commando in Thalen-Warsleben hause, ging es dorthin. Der

14. Octb.

Vortrab alarmirte den Feind, welcher nach Aussage der Gefangenen aus dreihundert Grenadieren zu Pferde, Karabiniers und Kürassieren bestand. Wegen der nothwendigen Patrouillen und andern Entsendungen waren unsererseits kaum hundert und funfzig Mann zur Stelle; ich ließ sie in getheilten Escadrons und einem Gliede aufmarschiren, da vom Durchbrechen dieser schweren Cavallerie begreiflich nicht die Rede seyn konnte. Die Gegner rückten entschlossen vor, und theilten sich ebenfalls. Die Escadron Finkenstein fiel von vorn auf die Grenadiere, Bornstedt in ihren Rücken, mit der Escadron Redern griff ich die Karabiniers und Kürassiere an. Der Feind blieb geschlossen, und durchbrach augenblicklich das eine Glied der ihm entgegenkommenden Schwadron, aber die Wehrreuter führten das ihnen auf dem Exercirplatze gelehrte Manöver mit großer Besonnenheit aus, und warfen sich in Flanke und Rücken der Angreifenden. Diese konnten ihre Pferde weder halten noch wenden, sie setzten gleichsam die Attake in die leere Luft fort, wurden so auf Meitzendorf zugetrieben, und endlich auseinander gesprengt. Die Karabiniers und Kürassiere von der Schwadron v. Redern in der Front, von Klitzing in der linken Seite attakirt, mußten nach Thalen-Warsleben weichen, und theilten das Schicksal ihrer Cameraden. Alle waren aber alte Soldaten, die sich sogar in der Auflösung noch tapfer vertheidigten; es kam daher unsern Leuten sehr zu Statten, daß sie schon guten Gebrauch von der Lanze zu machen wußten. Als sie anfingen, sich mit Beutemachen zu beschäftigen, sammelten sich die Gegner schnell, und nahmen ihre Richtung auf ein Bataillon, welches mit Geschütz unweit Thalen-Warsleben erschien. Mit diesem anzubinden, war durchaus unrathsam. Ich ließ Appell blasen, und marschirte über Gutenswegen, Parförde, Kolbitz, nach Angern, etwa eine Viertelmeile weit von der Französischen Reiterei begleitet, mit welcher der Nachtrab plänkerte.

Zwei Offiziere und mehr als zwanzig Mann des Feindes waren getödtet, sieben Mann nebst sechszehn Beutepferden blieben in unserer Gewalt. Wir zählten zwei Wehrmänner und eben so viel Pferde todt, zwei Offiziere neun Mann verwundet.

Spät Abends ging mir der Befehl des General v. Putlitz zu, mich wieder mit ihm zu vereinigen, da ihm General-Lieutenant v. Tauentzien, in Folge der feindlichen Diversion von Wittenberg aus, angekündigt hatte, daß er jeden Augenblick der Weisung zum Rückzuge nach Brandenburg gewärtig seyn müsse.

In Folge dessen am 15ten October über die Elbe zurück, 15. Oct.
nach Derben. Neueren Anordnungen des Kronprinzen gemäß unterblieb der Marsch des General v. Putlitz, dagegen sollte die Brücke bei Ferchland bis zum Aeußersten vertheidigt werden. Ich erhielt dazu, neben dem mit zwei Geschützen in Ferchland bereits stehenden Bataillon, noch ein zweites, und zwei Kanonen ohne Mannschaft und Bespannung; überdies wurden mir zweihundert Mann reitender Landsturm zugetheilt, welche in Rogätz, Kobbel, Luederitz und Stendal aufgestellt, die Verbindung durch Patrouillen unterhielten. Die Brückenköpfe bei Ferchland waren durch einen dahin geschickten Schwedischen Offizier sehr unzweckmäßig angegeben worden, worüber ich schon etwas früher Vorstellungen machte. Jetzt führte der Zufall den Major Augustin des Kais. Oesterreichischen Generalstabes dahin, und es gelang mir, zu bewirken, daß die Verschanzungen nach seinem Entwurfe abgesteckt wurden, worauf er seiner Bestimmung in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden folgte. Die Ausführung des Baues ward zwei Offizieren des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Inf.-Regiments, vormaligen Conducteuren, übertragen.

Während dieses Stillstandes machte der Rittmeister Clausius, welcher bei'm Jäger-Regiment, und bis 1809 bei'm Garde-Jäger-Bataillon gedient, den Vorschlag: aus den in

Braunschweig gefangenen Mannschaften der Westphälischen Jäger-Garde reitende Jäger zu bilden. Unser Depot, durch viele Beutepferde angewachsen, lieferte die nöthigen Pferde, der Gutsbesitzer, Kaufmann Nathusius zu Althaldensleben, gab eine bedeutende Geldsumme, und jeder Offizier meiner Brigade einen Beitrag. So hatten wir bald mehr als funfzig berittene Jäger, deren gute Dienste volle Anerkennung verdienen.

Beiläufig sey der Befehl des Kronprinzen von Schweden erwähnt: den Landsturm in der Altmark zu organisiren, und die dortigen Civil-Beamten für Se. Majestät den König von Preußen in Eid und Pflicht zu nehmen. Unter den damaligen Verhältnissen konnten daraus nur mannichfache Geschäfte ohne erhebliches Resultat erwachsen, bis sich die Angelegenheit durch Ernennung eines Gouvernements für die Provinzen westlich der Elbe, von selber entwirrte.

Anfangs November mußte ich ein Bataillon und eine Schwadron an General v. Putlitz abgeben. Die bis zur Ohre vorgeschobenen Cavallerie-Abtheilungen bestanden fast täglich kleine Gefechte mit Französischen Detachements, welche requirirte Vorräthe aller Art nach Magdeburg bringen sollten, und dabei vielfache Ausschweifungen verübten. Um sie mehr zu
18. Nov. beschränken, schickte ich am 18ten November den Rittmeister v. Klitzing mit seiner Schwadron und den Jägern nach Wolmirstädt, die beiden andern Escadrons unter Graf Finkenstein nach Angern. Anfangs December nöthigte starker Frost, die Brücke bei Ferchland abzubrechen, für welchen Fall General v. Putlitz genehmigt hatte, daß ich nach eigenem Ermessen und zum Schutze des Landes gegen Plünderungen, auf dem linken
3. Dec. Elbufer weiter vorgehen könne. Demgemäß rückten am 3ten die zwei Schwadronen von Angern nach Colbitz, ein Bataillon mit zwei Geschützen nach Angern, ein zum Ersatz gekommenes
5. Dec. Bataillon nach Rogätz und Kähnert. Zwei Tage später besetzte die Infanterie Althaldensleben und das linke Ufer des Bewer-

Flüßchens bis Markt Alvensleben; Cavallerie-Posten dehnten sich von Wolmirstädt bis Irrleben aus, wo etwas Russische Reiterei stand.

Bereits am 8ten erhielt ich Befehl zum Rückmarsch, und 8. Dec.
sollte bei Rogätz Kähne zusammenbringen, um bei wieder eingetretenem Thauwetter über die Elbe zurückgehen, und zum General v. Putlitz stoßen zu können, der fortwährend einen großen Ausfall auf dem rechten Flußufer erwartete. Wir standen nur einige Tage in Rogätz, Angern u. s. w., als ein neuer Befehl vorschrieb, Cantonirungen hinter der Ohre von Wolmirstädt bis Rogätz zu beziehen, und jenseits Glindenberg besetzt zu halten. Demgemäß wurden am 15ten December folgende Quar- 15. Dec.
tiere bezogen: Colbitz und Rogätz ein Bataillon; Wolmirstädt, Glindenberg, Heinrichsberg, Gloitsche ein Bataillon; Wolmirstädt, Farsleben, Zielitz drei Escadrons; die reitenden Jäger einstweilen in Wolmirstädt.

Letzteren Posten überfiel der Feind am 16ten vor Tages- 16. Dec.
anbruch mit drei Bataillonen, dreihundert Mann Cavallerie und sechs Geschützen; der Widerstand konnte nur kurz seyn, unser Verlust dabei war äußerst gering. Sobald die hinter Farsleben versammelten Truppen anrückten, gingen die Franzosen nach Magdeburg zurück. Während wir bei Barleben mit ihrem Nachtrabe plänkerten, ging vom General v. Putlitz die Aufforderung ein, sogleich zu seiner Unterstützung über die Elbe zu gehen, auf deren rechtem Ufer ein bedeutender Ausfall stattgefunden hatte. Es war bereits drei Uhr Nachmittags, also keine Möglichkeit vorhanden, rechtzeitig jenseit des Flusses einzutreffen. General v. Putlitz erkannte dies an und genehmigte folgende Aufstellung: eine Escadron nebst den Jägern in Wolmirstädt, zwei Escadrons in Colbitz, die beiden Bataillone in Loitsche, Rogätz, Angern, Wenddorff und Blätz. 1814.

Am 3ten Januar 1814 Rückkehr nach dem rechten Elbufer, 3. Jan.
da nach dem Eintreffen von Verstärkungen hinlängliche Truppen links des Flusses versammelt waren. Nächsten Tages 4. Jan.

machte die Besatzung von Magdeburg in zwei Colonnen einen starken, aber glücklich zurückgeschlagenen Ausfall, wobei sich das Bataillon Schönholz des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments rühmlich auszeichnete.

Schon etwas früher hatte Se. Majestät der König die Herabsetzung der Landwehr-Infanterie-Regimenter auf drei Bataillone befohlen, und die Gnade gehabt, mich zum Brigade-Commandeur der Infanterie und Cavallerie des General v. Putlitz zu ernennen. Diese Abtheilung wurde neu formirt und bestand sodann aus dem

1sten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente, welches bei'm Ausbruch der Feindseligkeiten nur zwei Bataillone zählte, durch den bei Zahna und Dessau erlittenen Verlust auf eins (708 M.) herabgekommen war, und jetzt durch Abgaben der übrigen auf den vorgeschriebenen Stand gebracht ward;

3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente von drei Bataillonen;

4ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente von drei Bataillonen;

3ten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimente von vier Escadrons;

6ten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimente von zwei Escadrons;

einer sechspfündigen Fußbatterie und zwei einzelnen Geschützen.

Der Kronprinz von Schweden hatte die ganze Abtheilung nach Holstein ziehen wollen, Graf Tauentzien genehmigte indeß nur, daß ich mit zwei Bataillonen, vier Escadrons und zwei
10. — 16. Januar. Geschützen dahin abrücke. — Vom 10ten bis 16ten Januar über Genthin und Havelberg nach Perleberg, wo die officielle Nachricht von dem Frieden mit Dänemark, und dem Marsche des Kronprinzen an den Rhein einging. Ich sendete deshalb einen Offizier in dessen Hauptquartier, ließ die Truppen zwei

Tage in Grabow rasten, und empfing hier Befehl nach Schwerin zu gehen. Den 20sten marschirten wir nach Schwerin*). 20. Jan.

Nachdem endlich die Weisung erfolgt war, in Helmstädt wieder zum General v. Putlitz zu stoßen, zogen wir vom 28sten Januar — 2ten Februar über Lenzen und Klötze nach Vorsfelde. 28. Jan.—2. Febr. Am 12ten bei Braunschweig Vereinigung mit dem General v. Putlitz, 12. Febr. vom 13ten Februar bis 4ten März über Hildesheim, Lemgo, Münster, Paderborn, Lippstadt nach Dorsten. 13. Fbr.—4. März. Die Langsamkeit dieser Bewegung beruhte auf dem Umstande, daß wir einigemale mehrere Tage rasten mußten, weil die Schwedische Armee, in unglaublich kleinen Märschen nach Cöln ziehend, unsere Richtung durchkreuzte.

In Dorsten befand sich das Hauptquartier des Russischen General v. Stael, welcher zur Einschließung von Wesel zurückgelassen worden war. Seine Infanterie cantonirte dort und zu Schermbeck, drei Meilen davor und in Kanonenschußweite der Festung stand eine Kette von Kosaken-Posten. Obgleich die Besatzung sie nicht beunruhigte, sondern nur die unmittelbare Umgegend des Platzes verwüstete (was durchaus nicht zu hindern war), erschien das Verhältniß dem Gouvernement in Münster doch äußerst bedenklich, und unsere neuntausend Mann mußten deshalb, statt zur Armee, dorthin gehen.

Am 6ten und 7ten übernahmen wir die Einschließung des Platzes, 6. 7. März. und fanden die Kosaken-Posten so vollkommen zweckgemäß aufgestellt, daß daran nichts zu ändern war. Drei Bataillone, zwei Escadrons und die reitenden Jäger besetzten den Raum zwischen dem Rhein und der alten Issel, zwei Bataillone mit eben so vielen Schwadronen den zwischen diesem Flusse und der Lippe, zwei Bataillone eine Escadron den Ueberrest

*) Von Schwerin marschirten wir zurück nach Grabow über Ludwigslust, in einem so ungeheuren Schnee, obwohl bei mäßiger Kälte, daß die Bataillone sich wie auf einem Meere verirrt haben, und ein Mann todt blieb.

des Halbkreises. Jenseit des Stromes, vor dem Fort Napoleon standen zwei Bataillone eine Schwadron. Dort versuchte der Feind einige Ausfälle ohne Nachdruck und Erfolg; auf dem rechten Rheinufer begnügte er sich, unsere Vedetten, täglich und zwar stundenlang aus den schwersten Calibern zu beschießen, wodurch im Ganzen ein Offizier und etliche Mann verwundet wurden.

30. März. Endlich machte die Garnison am 30sten März einen großen Ausfall auf dem rechten Rheinufer. Nach einer mit Tagesanbruch begonnenen Kanonade brachen, zwischen sechs und sieben Uhr, starke Massen vor, und etablirten sich zwischen der Chaussee nach Schermbeck und der Lippe. Ihre Hauptstützpunkte waren der Wald an diesem Flusse, sowie Regnit, d. i. die Ruine eines mit Gebüsch und Hecken umgebenen einzelnen Gehöfts, wie sie hier überall zu finden sind. Dasselbe gilt von den fernerweit erwähnten Ortsnamen.

Du Jour waren Major v. Knorr auf dem rechten Flügel, Major v. Laviere im Centrum. Ersterer führte die alte und neue Piketwache in die Gegend des Schwans, letzterer sein Piket nach Dickmann, und brachte durch Gewehrfeuer den Feind vorläufig zum Stehen. Ich erhielt um 7½ Uhr in Gartrop die Meldung, und war um 8 Uhr bei Dickmann, also Augenzeuge von Allem, was im Centrum geschah. Major v. Laviere hatte bereits den Busch bei Aap besetzt, zwei Compagnien seines Bataillons waren von Drevenack und Pettenberg herbeigeeilt, und befanden sich, eben so wie der Commandeur des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments, Major v. Zschüschen, bei Dickmann.

Es gelang den weit überlegenen Gegnern, die schwache Abtheilung Laviere's aus dem Gehölz bei Aap zu vertreiben, sobald selbe aber durch zwei eben eingetroffene Compagnien unterstützt werden konnte, setzte sie sich wieder in den Besitz des Postens. Während dem trafen noch vier Compagnien, zwei

Escadrons und sechs Geschütze ein, und der rechte Flügel drang unter Major v. Bornstedt längs des mit Buschwerk bewachsenen Walles (s. g. Landwehr) gegen Regnit vor. Er konnte jedoch diesen Punkt nicht gewinnen, weil auf Befehl des General v. Putlitz anderthalb Bataillone, die Reiterei und das Geschütz des genannten Flügels bei Lackhausen hatten zurückbleiben müssen. Ich sendete deshalb den Major v. Schönholz mit vier Compagnien und eben so vielen Geschützen zur Unterstützung der gegen Regnit bestimmten Truppen, und dieser Ort blieb nach mehrmaligem Wechsel zuletzt in unserer Gewalt.

Der Feind eröffnete aus einem im Walde gelegenen Treibhause ein heftiges Feuer gegen Dickmann, warf die weit vorgedrungenen Tirailleure Laviere's, und schien mit einer Colonne über die sumpfige Ebene nach Dickmann rücken zu wollen. Einige gut angebrachte Kartätschschüsse von Regnit aus ließen ihn darauf verzichten. Major v. Laviere nahm nunmehr den Busch bei Aap wieder, und bald begann der Feind seinen Rückzug, durch die Tirailleure bis zu dem erwähnten Treibhause verfolgt.

Das hitzige Gefecht kostete uns 5 verwundete Offiziere, 18 Mann todt, 126 blessirt, von denen aber noch über 40 starben, weil sie in großer Nähe und meist mit gehacktem Blei verwundet worden waren. General Bourke verhielt sich fortan ruhig, und ließ nur unsere Vedetten täglich einige Stunden lang mit Festungs-Geschütz beschießen.

Am 6ten April jenseit des Rheines beschäftigt, erfuhr ich 6. April. in Xanten von einem durchreisenden Courier den Einzug der Verbündeten in Paris. Bald darauf konnte der Prinz von Hessen-Homburg den Gouverneur der Festung in amtlicher Weise von dem Wechsel der Französischen Verhältnisse unterrichten, was aber auf den Grafen Bourke nicht den mindesten Eindruck machte. Vielmehr bemühete er sich, eine raffinirte, wahrhaft gemeine Bosheit zur Schau zu tragen. So erfolgte

die Einstellung der Feindseligkeiten nicht vor dem 1sten Mai,
1. bis die Räumung des Platzes am 8ten und 9ten, worauf wir
10. Mai. nächsten Tages einrückten. Der Clevische Landsturm unter Major v. Sonsfeld nahm wohlverdienten Antheil an dieser militairischen Festlichkeit. Er hatte die Posten gemeinschaftlich mit uns besetzt, bei allen Gelegenheiten sich wacker gezeigt, am 30sten März mitgefochten, auch mehrere Todte und Verwundete verloren.

General v. Putlitz war schon vorher zum Commandanten von Glogau ernannt, und mir die Leitung der Brigade übertragen worden, welche vorläufig Cantonirungen bezog. Am
26. Juni. 26sten Juni erging der Befehl zum Rückmarsche in die Heimath,
31. Juli. und am 31sten Juli zog ich mit dem 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente in Frankfurt a. d. O. ein.

IV.

Tagebuch aus dem Feldzuge 1815.

Im Laufe des Monat April waren meine Geschäfte als Befehlshaber der ersten Division Kurmärkischer Landwehr dadurch beendet, daß die mir untergeordneten sieben Regimenter zur Armee aufbrachen. Persönlich erhielt ich die Bestimmung, in dem bevorstehenden Feldzuge eine Brigade bei der Reserve-Cavallerie des dritten Armeecorps zu führen, und reiste Anfangs Mai nach den Niederlanden ab. Am 22sten war ich in Namur bei'm Feldmarschall Blücher, den 24sten bei'm General v. Thielmann in Ciney, und Nachmittags bei meinem Chef, dem General-Major v. Hobe in Humain unweit Marche en Faminne.

Meine Brigade bestand aus den neu formirten 7ten und 8ten Ulanen-Regimentern. Ersteres war aus einer Escadron Helwig'scher, zwei Schwadronen Schill'scher Husaren gebildet, kaum dreihundert Pferde stark, in schlechter Verfassung, und natürlich mit dem Gebrauch der Lanze gänzlich unbekannt. Das andere Regiment, ebenfalls Husaren der bisherigen Russisch-Deutschen Legion, zählte sechshundert Pferde, und befand sich in vortrefflicher Verfassung. Ein aus Sächsischer Reiterei zu bildendes Husaren-Regiment, welches mir ebenfalls unter-

geordnet werden sollte, existirte noch nicht, in Folge der bekannten Vorfälle bei dem Sächsischen Truppencorps.

Da das 7te Ulanen-Regiment zu schwach, und in der Ausrüstung vernachlässigt war, that ich sogleich Schritte, um es gegen mein altes 3tes Kurmärkisches Landwehr-Cavallerie-Regiment zu vertauschen, welches in demselben Armeecorps, bei den Infanterie-Brigaden vertheilt stand. Sie blieben fruchtlos.

Unter vielen Uebungen verging die erste Hälfte des Juni bis zur Vereinigung von etwa drei Viertheilen der Armee in der Gegend von Sombref. — Bonaparte hatte sich ganz offenbar die Aufgabe gestellt, und konnte auch gar nicht anders: uns zu schlagen, und dann mit den Uebrigen Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon daraus geht hervor, daß wir unter keiner Bedingung uns schlagen lassen durften, und soweit es möglich, den Kampf vermeiden mußten; überdies kamen mit jedem Tage die bedeutenden Verstärkungen näher, nach deren Eintreffen für Frankreich keine Hoffnung erfolgreichen Widerstandes blieb. Daher kann ich es nur Leichtsinn nennen, daß man
16. Juni. am Nachmittage des 16ten Juni die Schlacht von Ligny lieferte. Doppelter Leichtsinn, da mit Bestimmtheit vorherzusehen war, das vierte Armeecorps könne nicht eintreffen. Denn die desfallsige Berechnung scheint nicht die Dinge, wie sie wirklich standen, sondern nur Zeit und Entfernung für einen von Namur nach Lüttich reitenden Boten, und einen von Lüttich nach Sombref wandernden Fußgänger in's Auge gefaßt zu haben.

Gegen Mittag wurde eine Schwadron meiner Brigade gegen Onoz entsendet, um die dortige Gegend zu beobachten, die übrigen sechs forderte der Feldmarschall etwa um vier Uhr vom dritten Armeecorps ab. Ich trabte von-Botey die Chaussee hinab durch Sombref, und meldete mich bei Blücher, der bei einer gegen Ligny hin gelegenen Windmühle hielt. Auf

meine Frage: wohin? sagte Grolman, bei'm General Jürgaß sey Cavallerie wohl am nöthigsten. Gneisenau meinte, das wäre zu weit, man könne sie nicht wieder abreichen; da unterbrach ihn der Fürst mit dem Befehle an einen Adjutanten, mich dahin zu bringen, bei dem Dorfe, wo er vor einer halben Stunde die Infanterie angeführt habe.

So kam ich westlich von Wagnelé auf den äußersten rechten Flügel des Heeres, und hatte die Aufgabe, die Verbindung mit den Engländern zu suchen. Weit entfernt von dem Gedanken, daß sie mehr als eine Meile hinter unserem rechten Flügel stehen könnten, vermuthete ich dieselben vielmehr im Marsche gegen den linken des Feindes, sendete Patrouillen in die Gegend von Mellet, und nahm Stellung in der linken Flanke der bei St. Amand sichtbaren Französischen Masse. Meine Patrouillen fanden bei Mellet, und dann auch weiter rückwärts nur vereinzelte Franzosen. Endlich gewahrte ich das Feuer bei Quatre-Bras, und bald eine von dorther anrückende Colonne, gegen welche wir Front machten. Ihrer Ueberlegenheit ungeachtet gelang es, sie bis zur völligen Dunkelheit aufzuhalten *).

Nach Einbruch derselben folgte die Brigade, durch 2 Escadrons des Pommerschen Husaren-Regiments verstärkt, dem allgemeinen Rückzuge. Jenseit der Chaussee, dicht bei einem Dorfe, begegnete ich dem General Gneisenau, ritt mit ihm sprechend hinein, und befahl meinen Truppen, dicht auf zu folgen, in der Absicht, sie jenseits aufzustellen. Unglücklicher Weise hatte die

*) Das erste Französische Armeecorps, im Marsche gegen Quatre-Bras begriffen, wurde bekanntlich von Napoleon beordert, sich rechts gegen Bry zu wenden, und demächst vom Marschall Ney wieder abgerufen. Als der Führer des Corps dem letzteren Befehle folgte, ließ er die Division Durutte nebst dem größten Theile der Cavallerie-Division Jacquinot gegen den Preußischen rechten Flügel stehen, und die Brigade Marwitz schlug sich namentlich gegen die erwähnte Reiterei, welche von reitender Artillerie unterstützt war. D. H.

Finsterniß nicht bemerken lassen, daß dieses Dorf ein sehr langes Defilee bildete. Auf dem ersten freien Platze hielt ich, um die Regimenter zu erwarten, es kam aber wohl eine Stunde lang nur Infanterie, und zwar nicht in geschlossener Ordnung. Endlich hieß es, die Reiterei habe zur Rechten einen Weg aus dem Dorfe gefunden, und ich eilte wieder vor zum General Gneisenau, bei welchem doch mit Tagesanbruch alle Meldungen eingehen mußten. Er befand sich in dem Dorfe Gentinnes, das gänzlich von seinen Einwohnern verlassen, aber voll Verwundeter war. Wir saßen in einem kleinen Zimmer, ohne Licht (bis eine Thranlampe nothdürftig in Gang kam), ohne Wasser, ohne Lebensmittel. Zerstreute Truppen zogen während der ganzen Nacht durch das Dorf. Die Auflösung war ungefähr eben so groß, als nach der Schlacht von Jena, der Mangel nicht geringer, die Nacht eben so finster, aber der Muth ungebrochen: Jeder dachte nur daran, die Seinigen und die Ordnung wieder aufzusuchen!

Nach Mitternacht kam die Nachricht, der Feldmarschall befinde sich in einem andern Hause des Dorfes. Wir fanden ihn körperlich sehr herabgekommen, und von seinem Sturze stark hinkend. Er wollte hier bleiben, Gneisenau schlug vor, bis hinter das Wasser bei Mont St. Guibert zu gehen; Pfuel zeigte, daß auch dies noch allzunahe am Feinde sey, und nannte Wavre, was angenommen wurde. Gneisenau beredete den Feldmarschall, behufs besserer Pflege dahin voraus zu gehen, übergab dem General v. Pirch II. die Arrieregarde, und verwies mich an denselben.

17. Juni. Gegen Tagesanbruch hatten sich meine Regimenter gefunden. Ich erhielt außerdem ein Füsilier-Bataillon und vier Schwadronen der Schlesischen Husaren, sowie den Auftrag, die äußerste Spitze zu bilden. General v. Pirch stellte sich hinter Gentinnes auf, das erwähnte Bataillon im Dorfe, die zehn Escadrons vor demselben. Patrouillen, welche nach Gembloux,

Sombref und dem Schlachtfelde abgingen, kehrten einige Stunden später mit folgenden Nachrichten zurück. Bei Gemblour war das dritte Armeecorps unverfolgt eingetroffen *); die nach Sombref bestimmte Abtheilung hatte bei Tilly den General v. Ziethen gefunden, welcher mir sagen ließ, er sey da und werde die Arrieregarde machen, worauf General v. Pirch abzog, und mich folgen ließ. Die dritte Patrouille hatte da, wo wir gestern gestanden, keinen Feind gefunden, aber hinter den Dörfern starke Massen, große Feuer und vieles Geschrei bemerkt. Ein Mann, welcher näher heranschlich, sah die Franzosen ausgezogen, in bloßem Hemde und mit kanibalischem Brüllen um ihre Feuer tanzen.

Ungefähr um Mittag erreichte ich Wavre, und lagerte hinter der Stadt bei'm Schlosse la Bavette.

Am 18ten früh war die Armee vollständig versammelt, Alles in Ordnung und vom besten Geiste beseelt. Das dritte Corps sollte den übrigen als Reserve folgen, und die Brigade Borcke begann schon zu defiliren, als der Nachtrab von Grouchy angegriffen ward. Oberst v. Zepelin erhielt Befehl mit den beiden letzten Bataillonen dieser Brigade Wavre zu vertheidigen; der Rest des Armeecorps nahm auf den Höhen hinter der Stadt Stellung. Unbegreiflicher Weise und ungeachtet des bald lebhaften Kanonenfeuers, kehrte aber General v. Borcke nicht um, blieb auf dem bestimmten Versammlungspunkte bei St. Lambert ruhig stehen, und dadurch ohne Antheil an den 18. Juni.

*) Mit ihm hätte die am 16ten Nachmittags entsendete Schwadron des 7ten Ulanen-Regiments anlangen können, Niemand aber wußte etwas von derselben. Ihr Führer, Lieutenant v. Slugotzki, war bis zum Morgen des 17ten stehen geblieben, dann der Chaussee auf Sombref gefolgt, und bei Botey von zahlreichen Feinden umringt worden. Als tapferer Mann schlug er sich, freilich mit Verlust der Hälfte seiner Mannschaft, durch und stieß am 18ten wieder zu uns; das 7te Ulanen-Regiment, ohnedies schon äußerst schwach, wurde nun auf zwei Schwadronen gesetzt.

Gefechten dieses und des folgenden Tages. Wir hatten demnach nur 23 Bataillone oder etwa 13,800 Mann Infanterie, während die Reiterei höchstens 1700 Pferde zählte; der Feind war an Fußvolk doppelt, an Cavallerie wohl fünfmal so stark.

Glücklicher Weise griff Grouchy mit wahrer Brutalität unsern stärksten Punkt, die Stadt Wavre an. Die beiden dort stehenden Bataillone — Füsiliere des 30sten Linien-, das 3te des 1sten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments — vertheidigten den Ort mit ruhmwürdiger Tapferkeit und Ausdauer gegen reichlich wiederholte Stürme, und blieben Meister desselben, nachdem kurz vor Einbruch der Dunkelheit ein frisches Bataillon sie verstärkt hatte. Alle übrigen Truppen, namentlich die Cavallerie, blieben unthätig in ihren Stellungen, und es fand eine Kanonade statt, welche wenig Wirkung hatte; der Geschützdonner zur Rechten interessirte uns mehr, als das Feuer auf der eigenen Linie.

Abends ließ Oberst v. Stülpnagel vom rechten Flügel melden: eine unweit desselben stehende Abtheilung des zweiten Corps sey unbemerkt abmarschirt, dadurch der Paß von Limale offen geworden, und der Feind über die Dyle gekommen. Da das Terrain für Cavallerie günstig seyn sollte, wurden wir hingesendet, es war aber bei unserm Eintreffen schon finstere Nacht, und vorwärts des Dorfes von den Franzosen nichts wahrzunehmen. Meine Brigade lagerte hinter der von Stülpnagel möglichst nahe am Feinde, dessen baldigen Abzug wir voraussetzen mußten, weil ein Gerücht kam, die große Schlacht sey zum entschiedenen Nachtheil desselben ausgefallen. Es durften keine Feuer angemacht werden.

Wahrhaft überraschend war es, daß Grouchy, dessen Hauptmacht sich nunmehr bei Limale befand, am 19ten Juni mit dem Grauen des Tages den Angriff erneuerte. Ich erhielt Befehl, mit dem 8ten Ulanen-Regimente eine Batterie durch das vorliegende Gehölz zu geleiten, und jenseits selbige zu

19. Juni.

decken. Als ich mit der Spitze des Regiments aus dem Wäldchen heraustrabte, begrüßte uns eine feindliche Batterie wirksam, und drei Preußische Geschütze wurden uns demontirt entgegengeschleppt. Mit Verlust, aber rasch und entschlossen marschirten wir auf, und standen wohl eine Stunde lang im heftigsten Feuer, waren aber zu schwach, um etwas auszurichten. Nachdem Französische Tirailleure durch die Gebüsche in unsere rechte Flanke gedrungen, erklärte der Commandeur der Artillerie, Oberst Monhaupt, ein überaus braver Soldat, daß es Zeit zum Zurückgehen sey, was auf einem andern Wege, als dem eben eingeschlagenen geschah. Hierbei begegnete mir ein vom Fürsten Blücher an General Thielmann gesendeter Offizier, der alle Umstände der gänzlichen Niederlage Bonaparte's erzählte, mit dem Beifügen: das zweite Armeecorps unter General-Lieutenant v. Pirch I. sey entsendet, um Grouchy im Rücken zu fassen.

Dem gemäß beschloß Thielmann — es mochte zwischen Vier und Fünf Morgens seyn — festen Stand zu halten, bis jene Maßregel soweit gediehen, daß den Gegnern nur übrig bleibe, die Waffen zu strecken. Das erwähnte Gehölz wurde durch die Brigaden Stülpnagel und Luck vertheidigt, die gesammte Reserve-Cavallerie hielt hinter demselben, zwischen ihr und Wavre wahrscheinlich die Brigade Kemphen, und in der Stadt Oberst v. Zepelin mit drei Bataillonen.

Mehr oder minder heftige, doch immer erfolglose Angriffe auf den Wald füllten die Zeit bis etwa um Zehn. Da noch immer nichts von Pirch zu hören war, erklärte sich der Chef des Generalstabes, Oberst v. Clausewitz, für den Rückzug auf der Straße nach Löwen: je weiter der Feind folge, desto sicherer werde sein Untergang, und sobald er Halt mache, müßten wir umkehren.

Der Abmarsch begann also, und Grouchy folgte hitzig, zum sichern Zeichen, daß ihm der Schiffbruch seines Herrn noch unbekannt war. Wahrscheinlich waren Abtheilungen zwischen

Limale und Wavre vorgedrungen, denn es kam ein Befehl Thielmann's an den General v. Hobe: er solle durchaus nur auf höhere Ordre über die Brüsseler Chaussee zurückgehen, denn Wavre sey noch nicht geräumt. Er bleibe mit seiner Ehre und seinem Kopfe dafür verantwortlich, die Chaussee festzuhalten, bis alle Infanterie zurück sey; er solle den Feind angreifen und Choc auf Choc machen, so lange ihm noch ein Mann übrig bleibe *).

So schlimm standen die Dinge nun keineswegs; der General v. Hobe war nicht aufzufinden, und die Brigade Lottum auch nicht zur Stelle, sondern rechts entsendet. Da etwas geschehen mußte, übernahm ich die Ausführung, zog sechs Schwadronen Landwehr heran, und stellte das Ganze in zwei Treffen, die reitende Batterie in der Mitte. Französischer Seits erschien nur wenig Reiterei, die Infanterie blieb nahe am Walde, eine Batterie eröffnete diesseit desselben ihr Feuer. Nach einer halben Stunde kam der Befehl zum Abzuge, und dann der General v. Hobe, welchen jetzt erst die früher erwähnte Weisung gefunden hatte. Er nahm nur auf diese Rücksicht, ließ alle Vorstellungen unbeachtet, und machte wieder Halt, bis eine neue Botschaft ihn mit der Führung des Nachtrabes beauftragte. Die augenblicklich unter meiner Leitung vereinigt gewesenen zwölf Schwadronen bildeten denselben; der Feind folgte noch einige Zeit, jedoch mit geringem Nachdrucke.

Bei Ottenburg verwandeln sich die großen Getreide-Felder in sandiges Hügelland, voll tiefer Hohlwege, und allenthalben von starken Hecken durchschnitten. Nach Löwen führen wenigstens drei Wege, die alle in vielen Krümmungen neben einander laufen, alles Hohlwege, zwischen denen wegen der Hecken die Verbindung selbst für Fußgänger schwierig ist.

*) General v. Thielmann war immer etwas theatralisch, und erinnerte (beiläufig bemerkt) in seiner Erscheinung über alle Maßen an Iffland.

Als meine hinterste Schwadron dieses schwierige Gelände erreicht hatte, stellten die Franzosen die Verfolgung gänzlich ein. Auf desfallsige Meldung wurde mir erwiedert, daß die Armee ruhen solle, bis der Feind abmarschiren oder Pirch angreifen werde. Ich suchte daher einen passenden Platz für die Brigade, und sahe dabei mit höchstem Erstaunen das ganze Corps in einem von Ottenburg bis St. Achtenrode ununterbrochen fortlaufenden Defilee stecken. Die Cavallerie war auf einer kleinen Wiese abgesessen, und meiner Brigade war eine ähnliche bestimmt, rund umschlossen, mit nur einem Eingange von der Straße her, durch welchen man nur zu Zweien reiten konnte. Jede Vorstellung dagegen war vergeblich, die dringende Bitte, wenigstens etwas Infanterie dem Nachtrabe beizugeben, fand kein Gehör.

So blieb nur die Wahl, entweder Mann und Pferd, welche in vierundzwanzig Stunden nichts genossen, hungernd stehen zu lassen, oder ebenfalls dem guten Glücke zu vertrauen. Kaum war die Hälfte der Brigade abgesessen, als ein Zwischenposten mit dem Rufe gesprengt kam, der Feind befinde sich dicht hinter ihm. Ich ließ sogleich aufsitzen, und ritt nach einigen Häusern auf der nächsten Höhe hin, wo etwas Infanterie zu stehen schien; ihr Anführer war auch sogleich bereit, durch die Gärten vorzugehen. Inzwischen kam das Geschrei, daß die anrückenden Cürassiere, Husaren, Ulanen, Sachsen seyen, und so verhielt es sich wirklich. Es war der in den Preußischen Dienst übernommene Theil ihrer Cavallerie, vier Schwadronen, deren Gesammtstärke an 800 Pferde betrug. Von Hanut aus gegen Wavre marschirt, hatten sie dort den Feind wahrgenommen, und deshalb hinter unserer Nachhut bei Lorensart oder Florival die Dyle überschritten, und befanden sich plötzlich mitten unter uns. Ihrem Befehlshaber, Oberst-Lieutenant v. Czettritz, ist nachzurühmen, daß sein Benehmen in diesen kritischen Tagen — namentlich dem Herrn Oberst v. Leyser gegen-

über — eines Ehrenmannes und tüchtigen Soldaten würdig war. Tages vorher hatte er in Hanut das von Dinant zurückkommende neunte Husaren-Regiment gefunden, welches nun ebenfalls zum Corps stieß.

Jene 800 Reiter, von vorn herein für meine Brigade bestimmt, bildeten eine höchst erwünschte Verstärkung derselben. Allein Infanterie, bei dem Nachtrabe so nothwendig, war nicht zu erlangen, und ich mußte es als einen wahren Glücksfall betrachten, daß sich Oberst v. Borcke mit zwei Escadrons Neumärkischer Dragoner und einigen Tirailleuren hieher verirrt hatte. Sein Erbieten, die Arrieregarde zu bilden, wenn nur eine Schwadron bei Ottenburg stehen bliebe, ward angenommen.

Grouchy hatte um Mittag den Rückmarsch nach Namur angetreten, aber seine Vorposten stehen lassen, so daß wir nichts bemerkten. General v. Pirch, von Thielmann gar nicht oder unvollständig über den Stand der Dinge beim dritten Armeecorps benachrichtigt, war ebenfalls um Mittag eine Stunde diesseit Gemblour eingetroffen, wo er Halt machen, und angeblich die Avantgarde bis dahin vorgehen ließ. Gewiß ist nur, daß letzteres nicht geschehen, denn die bestürzten Gegner konnten ruhig weiter marschiren.

20. Juni. Erst während der Nacht zum 20sten gelangte die Nachricht von ihrem Abzuge zu uns. Thielmann ließ mit dem Grauen des Tages die ganze Cavallerie nebst einer reitenden Batterie aufbrechen, einschließlich der Neumärkischen Dragoner wohl dreitausend Pferde. In Wavre — welches einen gräßlichen Anblick gewährte — erfuhren wir, daß die letzten Franzosen schon seit einigen Stunden fort seyen, setzten uns deshalb in Trab, und begegneten unweit Gemblour einer Patrouille des zweiten Armeecorps. An der Spitze befand sich Oberst v. Borcke, dann folgte meine Brigade, die Batterie, die Brigade Lottum, zuletzt zwei Landwehr-Cavallerie-Regimenter. Kurz hinter Gemblour stieß man auf die Gegner, welche aber vermuthlich niemals

Stand hielten, denn wir trabten nach kurzem Halt immer weiter. In einem offenen Terrain-Abschnitte, höchstwahrscheinlich zwischen den Dörfern Bovesse und Fallize, war die Avantgarde nebst Geschütz rechts der Straße aufmarschirt, mir aber befahl General Thielmann, gerade aus zu bleiben. Bald sah ich neben einem Dorfe Französische Truppen in geringer Stärke stehen, und verlor keinen Augenblick mit Einholen von Befehlen, sondern ließ den Major v. Naven mit einer Schwadron des siebenten Ulanen-Regiments (die andere war unterweges detachirt worden) zum Angriff vorgehen. Diese erhielt Gewehrfeuer aus den Hecken des Dorfes und blieb halten, worauf der Feind sogleich abzog.

Mit dem achten Ulanen-Regimente dort angelangt, nahm ich wahr, daß jenseit des Dorfes wellenförmige Ebene mit hohem Getreide war, und etwa auf zweitausend Schritt Abstand durch einen Wald begrenzt wurde. Gelang es den Franzosen, diesen zu erreichen, so konnten wir ihnen gewiß nichts anhaben, weshalb ich, wiederum ohne Befehl, um das Dorf trabte, um sie noch vorher zu fassen. Eben war die Spitze der Sachsen herangekommen, ich ließ also die ganze Brigade mit Zügen rechts abbrechen und befahl, rechts vom Dorfe weiter zu traben, bis wir durch Linkseinschwenken eine Linie bildeten, deren rechter Flügel an den erwähnten Wald reichte. Dieses Manöver mit Truppen, die noch nicht an einander gewöhnt waren, hatte einige Schwierigkeiten, ich sagte also dem Oberst Grafen Dohna meine Absicht, und ersuchte ihn demgemäß, die Spitze zu führen, während ich die Colonne in Ordnung hielte. Sobald der Feind ihren Marsch wahrnahm, brachte er vier Geschütze in Thätigkeit, deren Feuer auf geringen Abstand uns ziemlich viele Menschen und Pferde kostete.

Bald ließ sich übersehen, daß nahe am Walde Cürassiere, Dragoner und ein ganzes Chasseur-Regiment standen. Jene Artillerie nahm rechts von ihnen Stellung, rechts von dersel-

ben nach dem Dorfe, zu befanden sich zwei Vierecke Infanterie und zwischen ihnen noch Reiterei. Inzwischen hatte Graf Dohna den ihm bezeichneten Punkt erreicht, einschwenken lassen und sich auf den Feind gestürzt; weil aber seine Bewegung überaus rasch gewesen, waren nur zwei Schwadronen (Rittmeister Graf Dohna und v. d. Horst) zur Stelle, die anderen noch etwas zurück. Ich sendete sofort die der Majore v. Raven und v. Preußer nach, und war eben beschäftigt, die vierte Escadron des achten Ulanen-Regiments nebst einem Theile der Sachsen einschwenken zu lassen, als sich zeigte, daß der Angriff in's Stocken gerathen, und nur die Abtheilung des Obersten mit den Gegnern handgemein sey. Voller Wuth jagte ich zum Major v. Preußer, um ihn vorwärts zu treiben, der auch sogleich attakirte, und mir nur zurief, General v. Hobe habe ihm befohlen, Halt zu machen.

Zu meinem Unglück war dieser wackere Mann erschienen, hatte sich eingebildet — es ist unglaublich, aber ich habe es aus seinem eigenen Munde — die Cürassiere drüben seyen unsere Sachsen, und daher die Majore v. Preußer und v. Raven aufgehalten. Während ich ersteren vorbrachte, hatte letzterer den General von seinem Irrthum überzeugt und attakirte ebenfalls; auch Oberst v. Borcke langte an, und übernahm, das Soutien der vier im Gefecht begriffenen Schwadronen zu bilden.

Obwohl dies alles in kürzerer Zeit geschah, als die Erzählung in Anspruch nimmt, waren doch schon kostbare Augengenblicke verloren gegangen. Jetzt aber sehe ich, daß die vierte Escadron des achten Ulanen-Regiments, statt dem Angriffe zu folgen, still hält, und so die hinter ihr stehenden Sachsen hindert, — ich lasse Marsch blasen, Rittmeister v. S. hört trotz der geringen Entfernung nicht, ich lasse Galopp blasen, er bleibt taub! Natürlich waren die Abtheilungen, deren Angriff gelungen, sehr auseinander gekommen. Man sah schon einzelne

Leute mit Beutepferden zurückkehren, die geschlossene Infanterie aber sich gegen den Wald in Marsch setzen. Ich rufe dem Oberst v. Borcke zu, jetzt sey es Zeit vorzugehen, und lasse für S. wieder Galopp blasen, doch beide rühren sich nicht. Alles Schreien und Schimpfen bewirkt nur so viel, daß letzterer sich in Trab setzt, allein bald wieder in Schritt fällt*), zugleich kommt vom Dohna'schen Regiment die Meldung, es sey sehr auseinander, die feindliche Cavallerie sammele sich wieder, und das Fußvolk rücke an. Ich ließ nun die Sächsischen Husaren vorgehen (die Cürassiere und Ulanen hatte Thielmann hinter dem Dorfe zurückgehalten), welche unter Oberst-Lieutenant v. Czettritz entschlossen anritten. Obwohl durch ein tüchtiges Feuer begrüßt, brachen sie beim zweiten Versuche in das eine Viereck, mußten indeß wieder heraus, da sowohl das zweite nicht angegriffene wie die auf's Neue geordnete Französische Cavallerie herbeieilten.

Oberst Graf Dohna und Major v. Raven sammelten ihre Abtheilungen. Sie hatten zuerst ein Chasseur-Regiment geworfen, die Escadron v. Horn war dann auf die Kanonen gestoßen, von denen drei in ihre Gewalt fielen, die übrigen entkamen. Der Feind beschleunigte seinen Abzug, und ich war untröstlich, daß die Gelegenheit zu einem glänzenden Streiche durch die Schuld Anderer verloren ging.

Inzwischen kam die Brigade Lottum aus dem Dorfe hervor, an der Spitze das Dragoner-Regiment, welches schon den 16ten Unglück gehabt hatte. Sein Angriff auf das noch unversehrte Viereck mißlang. Das neunte Husaren-Regiment ging linker Hand in den Wald, eine Escadron desselben fand zwei eroberte Kanonen (die dritte war von den eilig weichenden Gegnern mitgeschleppt worden) und erhob Ansprüche dar-

*) Die Verhandlungen über diese widerwärtige Angelegenheit endeten damit, daß Rittmeister v. S. in das Depot geschickt wurde, und einem ihm ertheilten Winke gemäß den Abschied erbat.

auf, während doch die Schwadron v. Horn des achten Ulanen-Regiments sie erobert hatte.

Kaum war dieses Gefecht beendigt, als sich ein neues entspann. Jenseit des vorliegenden Waldes, auf einem Hügel begannen Französische Geschütze ihr Feuer, und zugleich bewegte sich Infanterie der Chaussee von Sombref entlang, mit vielen Munitions- und anderen Wagen. Unsere Artillerie schoß nicht auf diese, was leicht eine Stockung hätte veranlassen können, sondern auf die Truppen, welche rasch weiter zogen. Nachdem sie mit geringem Verluste weggekommen, erschien hinter ihnen das ganze zweite Armeecorps, und marschirte gegen Namur, um dort ein erfolgloses aber blutiges Gefecht zu liefern. Unsere Cavallerie blieb bei Templour, das Fußvolk war bis Gembloux gekommen.

21. Juni. Das zweite und dritte Armeecorps marschirten am 21sten, des schlechten Weges halber auf der Chaussee über Sombref gegen Charleroi. Während des ganzen Vormittags regnete es stark, und eben so bis zum 25sten alle Nächte, so daß die Bivouacs höchst beschwerlich und ungesund, die Wege grundlos wurden. Wir durchzogen einen Theil des Schlachtfeldes von Ligny, wo die vielen Todten noch nicht begraben, und alle
22. Juni. Dörfer voll Verwundeter waren. — Am 22sten Beaumont,
23. Juni. folgenden Tages Avenelle, dicht bei Avesnes, welche Stadt in Folge der stattgehabten Explosion einen schauderhaften Anblick gewährte. Wir befanden uns nun auf alt-französischem Boden, und blieben keinen Augenblick über die Gesinnungen der Einwohner in Zweifel, denn wo Menschen erschienen, sahen sie ernst und zornig drein, die Dörfer aber waren sämmtlich verlassen. Da nichts für die Bedürfnisse der massenweis bivouaquirenden Truppen geliefert wurde, so mußte man nehmen was sich vorfand, und die Kunst des Nehmens machte beträchtliche Fortschritte bei uns. Gewiß gereicht das weder zum Ruhme noch Vortheil der Armee, und die Engländer sind beneidens-

werth, daß ganz andere Hülfsmittel ihnen ein anderes Verfahren gestatten, — freilich würden mit dem uns aufgenöthigten ihre Truppen binnen wenig Tagen vollkommen aufgelöst seyn. Vom 24sten bis 26sten über Esqueherries, St. Quentin, Guiscard bei Noyon, bis jenseit Compiegne; es hatte hier gar nicht geregnet, und der Staub wurde überaus lästig. 24.—26. Juni.

Am 28sten im Marsch nach Senlis, da aber hinter Verberie gemeldet ward, das erste Armeecorps sey mit dem Feinde bei Crespy handgemein, wendeten wir uns sogleich links. Das Feuer ging ziemlich rasch vorwärts gegen Nanteuil, als unsere Reiterei demselben nahe kam, fand sie eine Brigade der Reserve-Cavallerie jenes Corps abgesessen, und erfuhr, daß selbe wegen Ermüdung nicht weiter könne. Obwohl ebenfalls und vielleicht noch mehr ermüdet, trabten wir weiter, und wenigstens unsere Seiten-Patrouillen kamen noch zum Gefecht. Jenseit Nanteuil sollte der Feind über Dommartin verfolgt werden, wozu General Ziethen zwei Schwadronen von uns verlangte; Oberst-Lieutenant v. Czettritz erhielt dieses Commando, wir bivouaquirten bei Montagny. Den 29sten und 30sten über Tremblay nach Gonesse, wo sich die ganze Armee vereinigte. Die beiden Feldherren erkannten die Befestigungen von Paris für so stark, daß ein Angriff darauf unverhältnißmäßige Opfer erfordern würde; daher Beschluß, daß die Preußische Armee nach dem linken Ufer der Seine übergehen solle. Diese Bewegung begann alsbald, das dritte Corps marschirte die ganze Nacht, und erreichte mit Tagesanbruch Maisons. 28. Juni. 29. u. 30. Juni.

Am 1sten Juli, nach einigen Stunden Rast, bis St. Germain, wo sich das Hauptquartier des Feldmarschalls befand, und meine Brigade den Park in der Stadt als Bivouac-Platz angewiesen erhielt. Abends Allarm durch die feindlichen Truppen, welche den Oberst-Lieutenant v. Sohr geschlagen hatten; da mit Reiterei in dem vorliegenden Terrain nichts auszurichten war, ging ihnen das Füsilier-Bataillon des Leib-Regiments 1. Juli.

unter Major v. Holleben entgegen, und trieb sie über Marly hinaus.

2. Juli. Beim allgemeinen Vorrücken gegen Paris am 2ten Juli, folgte die Infanterie des dritten Corps dem ersten, ohne indeß an dessen Gefechten Theil zu nehmen. Wir wurden zur Seitendeckung von Marly aus rechts weggeschickt, standen lange zwischen Roquencourt und Noisy, mußten über Buc wieder zum Fußvolke stoßen, und lagerten bei Velizy.

3.–7. Juli. Am 3ten Morgens drei Uhr begann das Feuer beim ersten Armeecorps von Neuem, und hörte dann plötzlich ganz auf. Wir bezogen einen Bivouac bei Plessis le Piquet hinter unserem Fußvolke, und blieben bis zum 7ten daselbst. Alle Dörfer der Umgegend waren von den Einwohnern verlassen und auch sonst ausgeleert.

8. Juli. Den 8ten Einzug des dritten Corps in Paris. Als die Cavallerie sich vor der Barrière des Invalides dazu formirte, erhielt meine Brigade Befehl, durch die Stadt zu marschiren und jenseit bis Villejuif vorzugehen, weil sie die nach der Loire abziehende Armee im Auge behalten sollte. Das Leib-Füsilier-Bataillon wurde mir zugetheilt, und besetzte Villejuif.

9. und 10. Juli. Am 9ten und 10ten über La Ferté Aleps nach Malesherbes. General v. Hobe kam zur Brigade, die von Lottum wurde links nach Nemours entsendet, um die Verbindung mit den anrückenden Baiern zu suchen.

11. u. 12. Juli. Den 11ten nach Souteau, wo mir Tages darauf der Befehl zuging, Orleans mit vier Schwadronen zu besetzen. Es war in meine Wahl gestellt, ob ich in die Stadt rücken oder vor derselben bivouaquiren wollte; ich beschloß das Letztere, und bestimmte zu dem Commando die zwei grünen Schwadronen des achten Ulanen-Regiments nebst den Sächsischen Husaren.

13. Juli. Gegen Mittag des 13ten vor Orleans angelangt, fanden wir große Vorbereitungen: Abgesandte, welche die Stunde des Einzugs zurückmelden sollten, das Gitterthor verschlossen, und

National=Garde dabei, die dessen Ueberlieferung in aller Form zusagte. Endlich kam eine Deputation derselben und der Mairie, um die Bitte vorzutragen, wir möchten auf den Einzug nicht vor ein Uhr bestehen, weil die Dreifarbigen, durch ein Schreiben des Generals v. Hobe bestärkt, nicht eher abmarschiren wollten. Ich war nun genöthigt, meinem Entschlusse zuwider die Stadt zu besetzen, denn das Gegentheil hätte Aengstlichkeit verrathen.

Orleans war eine unbezwungene Stadt, die niemals einen Feind in ihren Mauern gesehen, denn im Jahre 1814 waren Kosaken bis in die Umgegend, aber nicht weiter gekommen. — Um ein Uhr that sich das Thor auf; ein Commandant und Platzmajor mit der dreifarbigen Cocarde brachten ein schriftliches Protokoll, mittelst dessen sie den Platz im Namen des Marschall Davoust übergaben. Hinter ihnen kam der Magistrat, den Maire an der Spitze, mit weißen Schärpen und Cocarden, und die eben so angethanen Chefs der National=Garde. In seiner Anrede bemerkte der Maire, daß sie, die Königlich Gesinnten, heute ihr Amt wieder angetreten und die Buonapartisten entfernt hätten. Wir zogen in die offenbar sehr royalistische Stadt. Allenthalben Jubelgeschrei, weiße Fahnen, Lilien und der Ruf: Vive le Rääää; vor der Mairie stand die National=Garde, ich bestätigte sie in ihren Functionen, und ging sodann in das Sessionszimmer (wo das alte Bild der Jungfrau über dem Stuhle des Maire hängt), um die nöthigen Einrichtungen zu treffen.

Es galt, den schwachen Reitertrupp in einer Stadt von 45,000 Einwohnern möglichst beisammen zu behalten. Alle Thore, mit Ausnahme dessen, durch welches wir eingerückt, blieben von der National=Garde besetzt, eben so die Hauptwache; eine große Cavallerie=Caserne nahm die vier Schwadronen auf, von denen funfzig Pferde, stets gesattelt, als Piket gegeben wurden. Zwanzig Mann rückten an die Loire=Brücke, deren dies=

seitiger Zugang durch Wagen gesperrt ward. Die Franzosen hatten die jenseitige Vorstadt stark besetzt, vierzehn Geschütze am Ufer aufgefahren, eine Compagnie als Wache an der Brücke, und mitten auf derselben eine starke Verpfählung.

Obwohl ich einen Commandanten zur Schlichtung aller kleinen Differenzen ernannt hatte, belästigten mich die Einwohner mit ihren Anliegen und Beschwerden doch auf schlechthin unglaubliche Weise. Der Umstand, daß sie niemals fremde Einquartierung gehabt, verbunden mit dem groben Egoismus, welcher jeden Franzosen erfüllt, macht es allein erklärlich. Um nur ein Beispiel anzuführen, klagte ein Wirth, daß seine Soldaten du tapage machten, — der gewöhnliche Ausdruck, wenn sie nur etliche laute Worte vernehmen ließen. Als ich das Haus erreichte, war Alles still, die Ulanen aber klagten, daß sie bereits seit zwei Stunden auf das Essen warteten, und zu ihren Pferden zurück müßten. Ihr verschwenderischer Wirth versicherte dagegen, sie hätten bereits gespeist, und wollten: diner encore une fois. Auf die Frage, was er ihnen gereicht, lautete die Antwort: une demi-douzaine d'oeufs, — für zwei Mann!

14. Juli. Den 14ten Juli verbreitete sich die Nachricht, Buonaparte sey eingetroffen, und halte sich abwechselnd bei Vandamme zu Olivet, dicht hinter der Vorstadt, und beim Marschall Davoust im Schlosse La Source auf. Um die Wahrheit zu ermitteln, sendete ich einen Menschen ab, der zuverlässig seyn, und Napoleon persönlich kennen sollte. Er kehrte mit der Versicherung zurück, den vormaligen Kaiser selbst gesehen zu haben, und fügte eine Masse von Einzelnheiten hinzu, wohl geeignet, die Sache noch glaubhafter zu machen. Eitel Lügen, wie sich bald nachher ergab.

15. Juli. Am Nachmittage des 15ten Juli rückte die ganze Brigade des General v. Borcke in Orleans ein, und meine Cavallerie erhielt Quartiere in der Umgegend. Mann und Pferd befanden sich äußerst schlecht in denselben, denn es giebt dort nur

Weinberge, keinen Ackerbau, kein Heu, keine Stallung. Davoust nahm die weiße Cocarde, seine Posten am Flusse holten jedoch immer auf's Neue die dreifarbige hervor; Cocarden mit einer weißen und einer tricoloren Seite wurden öffentlich verkauft. — Unsere Leute durften nicht einzeln oder unbewaffnet ausgehen, weil dann Mordanfälle auf sie nichts Ungewöhnliches waren. Wirklich verloren wir auf diese Weise mehrere Mann, und die Einwohner wurden immer frecher, da Weichherzigkeit oder überfeine Politik der höheren Befehlshaber niemals gestattete, dem Verbrechen die Strafe unmittelbar folgen zu lassen.

Hinsichtlich der politischen Stimmung des Volkes drängten sich mir folgende Wahrnehmungen auf. In demselben herrscht ein nicht zu hebender Zwiespalt, der den Bourbonen fast unmöglich macht, jemals festen Fuß zu gewinnen. Aber es ist kein Zwiespalt der Meinungen, welcher sich endlich durch die Schwierigkeit sie geltend zu machen, durch Erfahrung und Unglück ausgleichen oder mildern könnte. Eben so wenig ist es der Gegensatz von Republikanern und Royalisten, denn in ganz Frankreich giebt es vielleicht keinen einzigen tugendhaften Anhänger der republikanischen Regierungsform, und sicherlich nur eine sehr geringe Zahl uneigennütziger Royalisten. Sondern es ist der unheilbare Zwiespalt der persönlichsten und gemeinsten Interessen bei dem habsüchtigsten aller Völker, die Begierde nach dem Mammon, welche sie entzweit, und früher oder später in den Abgrund stürzen wird.

Die Revolution hat den größeren Theil alles Vermögens in andere Hände gebracht, und zwar — allgemein betrachtet — in sehr unreine; außerdem hat sie durch lange Kriege und die damit verknüpften Erpressungen neue Wege zum Reichthum eröffnet. Alle dermaligen Reichen besitzen auf ungerechte Weise erworbenes Vermögen, und neun Zehntheile der Nichtreichen sind von der Begierde gestachelt, auf obigem Wege reich zu

werden. Diese zusammen bilden die eine Partei, — die zahlreichste, klügste, unternehmendste und gewissenloseste.

Ihr gegenüber stehen Alle, die ihr Vermögen an erstere verloren haben, oder den Rest desselben in gleicher Weise noch zu verlieren fürchten. Letztere wünschen nur Ruhe, erstere hoffen das Verlorene wieder zu erlangen, und beide erwarten dies vom Könige. Diese Partei ist etwas weniger schlecht, aber auch weit weniger zahlreich, gewandt und unternehmend.

So lange nicht der ganze Charakter des Volkes verändert ist, erscheint es unmöglich, die beiden Parteien zu vereinigen. Sollte es selbst Ludwig dem Achtzehnten gelingen, die zweite Partei (ich will sie die der alten Zeit nennen) zu bestimmen, daß sie vollkommen auf ihren verlorenen Besitz verzichte, so wäre damit die Sache doch lange nicht abgethan. Einmal, weil es in der Natur Jener liegt, immer weiter um sich zu greifen, sodann weil sie das Aufgeben der jenseitigen Ansprüche niemals für redlich gemeint halten würden. Ein dunkles Gefühl für Recht und Unrecht erstirbt selbst in dem Verderbtesten nicht, und die meisten Eigenthümer sogenannter biens nationaux fühlen, daß sie mit Unrecht besitzen. Daraus entsprang schon unter Buonaparte, als man die Bourbonen kaum dem Namen nach kannte, und ihre Rückkehr noch zu den ungedachten Dingen gehörte, das Bestreben, die biens nationaux los zu werden, und biens patrimoniaux zu erwerben. Daraus entsprang ferner der Unterschied im Preise, indem bei sonst gleichem Werthe, jederzeit die sogenannten National-Güter wohlfeiler waren. — Ungeachtet Ludwig der Achtzehnte sogleich feierlich verhieß, deren Verkauf aufrecht zu erhalten, fielen sie doch noch tiefer. Hierdurch wird die Hälfte alles Eigenthums in Frankreich eine anrüchige und bedenkliche Waare, zugleich erscheint aber auch natürlich, daß die unternehmenden Besitzer derselben, gestützt auf die Masse der Hungernden und Raubsüchtigen, sich weit eher in jede Revolution stürzen, als ihre Habe aufgeben.

Gegen Ende des Juli war von den in Paris vereinigten Monarchen festgestellt worden, welchen Theil von Frankreich jede Armee besetzen solle. Die Preußische erhielt den Landstrich nördlich der Loire, vom Ocean bis zur Seine, das dritte Corps die ehemaligen Provinzen Anjou und Maine. Am 28sten Juli aufgebrochen, zogen wir bis zum 3ten August über Vendôme, Chateau du Loir, la Fleche, nach Sablé. Hier erhielt meine Brigade Befehl, die Vorposten an der Loire, abwärts von Tours bis Angers, zu übernehmen, und ich wurde unter den General v. Borcke gestellt, dessen Infanterie Beauge und Angers besetzte. Deshalb am 5ten und 6ten Marsch über Beauge nach Vernantes. 28. Juli—3. Aug. 5. u. 6. Aug.

Während des Cantonnements bei Orleans und der eben erwähnten Bewegungen fielen mehrfache Gewaltthätigkeiten der Einwohner gegen unsere Soldaten vor, welche durch verkehrte Maßregeln der höheren Befehlshaber noch vermehrt wurden. Der commandirende General, General-Lieutenant v. Thielmann, eben erst in den Preußischen Dienst übergetreten, und mit hinlänglichem Egoismus ausgerüstet, dachte nur daran sich festzusetzen, und vermied Alles, was am allerhöchsten Orte unbequem seyn konnte. Der Anführer der Reserve-Cavallerie wagte in seinem unbegrenzten Respecte vor dem Commandirenden nicht, ihm gegenüber die Truppen gehörig zu vertreten. Niemals klagten die Franzosen, wenn anfänglich kleine, fast unvermeidliche Unordnungen vorfielen, bei dem unmittelbaren Vorgesetzten, sondern entliefen, um beim Präfect oder einem Gönner in Paris ungeheures Geschrei zu erheben. Diese schrieben dann jedesmal an den Feldmarschall, dieser an Thielmann, dieser an Hobe u. s. w., worüber so viel Zeit verfloß, daß die Thatsachen niemals mehr auszumitteln waren. Nachdem dies einige Mal geschehen, kamen vom Feldmarschall Ermahnungen: bessere Disciplin zu halten, und Drohungen für den entgegengesetzten Fall. Thielmann verstärkte beides, Hobe ebenfalls, und so

hörten die Schreibereien und Untersuchungen nicht auf. Letztere wurden überdies durch Auditeure geführt, deren Schulweisheit unter den obwaltenden Verhältnissen fortwährend nicht vom Preußischen Landrechte loskommen konnte. Natürlich war die Beweis=Theorie desselben hier noch viel unbrauchbarer als daheim, und deshalb niemals etwas zu ermitteln. Darüber erbittert und ohnedies in ihrem Dünkel wie Interesse verletzt, schritten die Einwohner zu Gewaltthaten, welche nicht schnell und kräftig genug unterdrückt wurden.

So rebellirte die Gemeinde Cercottes bei Orleans, und vertrieb ein dort stehendes Brief-Commando von drei Mann. Nachher leistete sie in einem förmlichen Gefechte Widerstand, wobei zwei der Unsern verwundet, und mit Ausnahme des entflohenen Maires, sämmtliche Rädelsführer bewaffnet gefangen wurden. Solchen Falles hätte jeder Französische General wenigstens Einige erschießen lassen, unser Führer befahl aber, jedem der Gefangenen zwanzig Hiebe zu verabreichen, und das Haus des Maire einigermaßen zu zerstören. Nachher fand sich, daß er zur Miethe wohnte. — Begreiflich machte dies die Franzosen immer dreister. Einer lauerte seinem Einquartierten im Weinberge auf, und schlug ihn von hinten zu Boden. Eine ganze Familie fiel über die bei ihr Einquartierten her, prügelte und beraubte sie, — Alle wurden ergriffen, es geschah ihnen aber nichts. Ein Husar wurde hinterlistig überfallen und verwundet, der ergriffene Thäter erhielt zwanzig Hiebe, der Husar aber vierzehn Tage strengen Arrest, weil er jenen gereizt haben sollte.

Als ich, durch die Verwendung meiner Brigade auf Vorposten an der Loire, etwas freiere Hand erhielt, gestalteten sich die Dinge bald anders. Die Gemeinde von St. Patrice fiel über ein kleines Commando her, welches unvorsichtiger Weise ohne Waffen spazieren ging, vertrieb es, bemächtigte sich der Waffen, und holte Französische Soldaten über die Loire herbei.

Mit Ausnahme des letzteren erschwerenden Umstandes, geschahe in Varennes ungefähr dasselbe. — Zunächst wurden beide Commando's dafür gestraft, daß sie sich von Bauern hatten vertreiben lassen, und noch härtere Strafe ward für jeden ähnlichen Fall angedroht. Sodann verurtheilte ich die Gemeinde Varennes zu einer ansehnlichen Lieferung für das Magazin, und sendete eine Schwadron nach St. Patrice, welche die Wohnungen der entflohenen Rädelsführer niederriß. (Das Verbrennen war unthunlich, da alle Häuser dort lediglich aus Steinen erbaut und mit Schiefer gedeckt sind.)

Damit schien der Uebermuth bei den Einwohnern gründlich ausgerottet. Anderer Seits wußten die Soldaten, daß jedem Excesse exemplarische Bestrafung auf dem Fuße folgen werde, — und es kam fortan keine einzige Klage mehr vor.

Am 20sten September erhielten wir Befehl zum Rückmarsch von der Loire. Das dritte Corps sollte sich bei Paris concentriren und Revue vor S. M. dem Könige haben, was am 3ten October geschah. Sodann Cantonnirungs-Quartiere, und den 17ten Aufbruch an den Rhein; ich erhielt den erbetenen Urlaub, um nach England zu reisen. 20. Sept. —3. Octb.

V.

Ueber die Ursachen des Verfalles der Preußischen Reiterei.

(Geschrieben im Schlosse Jalesnes bei Vernantes unweit Saumur; August 1815.)

Es ist im Preußischen Heere eine Verdammniß über die Reiterei ausgesprochen worden, weil sie an mehreren Orten von der feindlichen geworfen ward, während unser Fußvolk siegte, oder wenigstens rühmlich Stand hielt. Diese Verdammniß hat eine Art Sanction erhalten durch die Worte des Fürsten Blücher von Wahlstadt:

„Einem Theile der Cavallerie kann ich nicht danken" u. s. w.

Unstreitig hätte sich der Feldmarschall weit härter ausdrücken können, und die gewählten Worte sind, den Ereignissen gegenüber, sogar gelind. Jedenfalls dienen sie den Verständigen wie den Unverständigen als Stütze für die weitverbreitete Meinung, daß unsere Cavallerie nichts taugt, und ihre Schuldigkeit nicht gethan hat.

Obwohl ein himmelweiter Unterschied zwischen: „keinen Dank verdienen", und: „seine Schuldigkeit nicht gethan haben", ist, wollen wir dennoch davon absehen, und gleich fragen:

Was ist die Schuldigkeit einer guten Reiterei?

Die gewöhnliche Antwort — sie mag hier als genügend gelten, — lautet:

1) Sie muß die feindliche Cavallerie werfen;
2) Sie darf sich durch ein starkes Geschützfeuer nicht beunruhigen lassen;
3) Sie muß nöthigen Falles in das feindliche Fußvolk einbrechen, und dasselbe niederrennen.

Sollte nun unsere Reiterei diesen Ansprüchen im Allgemeinen nicht genügt haben, so würden ihre Gegner mit Recht behaupten können, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan. — Man darf aber von keinem Dinge in der Welt verlangen, daß es leiste, wozu es nicht im Stande ist. Deshalb müssen wir die Frage erörtern: war die Reiterei im Stande, ihre Schuldigkeit zu thun, oder nicht?

Wer einen Zweck erreichen will oder soll, bedarf nothwendig der dazu erforderlichen Mittel, und es müssen sich überhaupt die Elemente in ihm vereinigen, welche dem Zwecke entsprechen. Unsere Untersuchung reducirt sich daher auf die Beantwortung der zwei Fragen: 1) Welches sind die Elemente, wodurch eine Reiterei in den Stand gesetzt wird, ihren Zweck zu erfüllen? 2) Finden sie sich in der jetzigen Preußischen Reiterei?

Diese Elemente sind theils moralischer, theils physischer Natur. Im Grundsatze sind es die nämlichen, deren ein gutes Fußvolk nicht entbehren kann, aber viel complicirter in ihrer Anwendung, weil der Reiter von einer lebendigen, mit Willen begabten Maschine, dem Pferde, abhängt.

Die moralischen Elemente betreffen theils den einzelnen Mann, theils den ganzen Haufen, und sind im ersten Falle der persönliche Muth, im zweiten der Gemeingeist — esprit de corps — welcher das Ganze belebt. Die physischen können nach demselben Eintheilungsgrunde betrachtet werden, und sind: für den Einzelnen Gesundheit und Brauchbarkeit von Mann und Roß, für die Masse Fertigkeit in allen kriegerischen Bewegungen.

Wendet man dieß auf unser mit Recht gerühmtes Fußvolk an, so finden sich alle Erfordernisse in demselben vereinigt. Es wäre zu verwundern, wenn eine solche Infanterie keine Erfolge hätte.

Welche von den geforderten Elementen finden sich aber bei unserer Reiterei?

1) Persönlicher Muth. Unmöglich ist a priori festzustellen, ob er vorhanden sey oder nicht; und selbst bei vorliegenden Thatsachen möchte oft schwer zu bestimmen seyn, ob ein erlittener Nachtheil durch Mangel an Muth oder an anderen Erfordernissen, herbeigeführt ward. Aber so wie die Sachen jetzt liegen, lasset uns nur gestehen, daß alle Nicht-Cavalleristen im Herzen überzeugt sind, im Ganzen genommen fehle es der Reiterei an Muth. Freilich lassen sich die Cavalleristen dies nicht träumen, und jeder Einzelne von ihnen würde bereit seyn, den Gegenbeweis persönlich zu führen.

Einen Augenblick angenommen, es fehle der Cavallerie wirklich an Muth und sonst an keinem andern Erfordernisse. — Wäre es dann nicht wunderbar und bedauernswerth, daß noch keinem einzigen Befehlshaber der Gedanke gekommen, diese feigen Cavalleristen absitzen zu lassen, und einige tapfere Infanterie-Regimenter auf ihre Pferde zu setzen? Daß dieses Hülfsmittel noch Niemand eingefallen ist, und der gewiß bei jedem Leser aufsteigende Zweifel an der Zweckmäßigkeit desselben beweiset klar, wie der Schaden nicht hierin, sondern tiefer liegt. Wie sollte es auch möglich seyn, daß in dem nämlichen Volke, zur Zeit einer allgemeinen Begeisterung, und in der Periode des höchsten National-Ruhmes eine ganze Waffe den höchsten Muth besitze, die andere ihn gänzlich entbehre? Wie ist denkbar, daß unter den bezeichneten Umständen, bei diesen großentheils neu errichteten Truppen die feigen Individuen durchweg zur Reiterei, alle Tapfern aber sich zum Fußvolk gewendet hätten? Stehen wir deshalb vorläufig von Entschei-

dung dieser Frage ab, um darauf zurückzukommen, nachdem die übrigen Punkte abgehandelt sind.

2) Der soldatische Gemeingeist (esprit de corps) ist eine Tugend (virtus) des ganzen Haufens, welche hervorbringt:

A. daß jeder Einzelne seinen Muth gesteigert fühlt, wenn er sich im Angesicht der Kameraden befindet;

B. daß dieser höhere Muth der Masse auf die einzelnen Muthlosen ausströmt, die sich jederzeit in der Menge mit vorfinden, daß er sie erhebt und mit den Tapfern fortreißet;

C. daß Ehre und Schande lebhafter gefühlt werden, wenn sie das Ganze, als wenn sie den Einzelnen treffen;

D. daß die kriegerische Tugend, durch alle diese Elemente getragen und gesteigert, ihren Gipfel erreicht, und das Laster — die Feigheit — nicht aufkommen kann.

Dieser soldatische Gemeingeist ist offenbar göttlichen Ursprungs wie jede Tugend, und kann ohne Zuthun des Himmels nicht erzeugt werden. Wenn aber, wie in den letzten Jahren, der göttliche Funke der Freiheit und Aufopferung für das Vaterland jede Brust entzündet hat, so giebt es Mittel, dessen Steigerung zum Gemeingeist in einem Soldatenhaufen zu befördern oder zu hemmen.

Damit aber ein esprit de corps entstehen könne, muß vor allen Dingen ein corps, ein Soldatenhaufe, vorhanden seyn.

Die Offiziere sind dann die Repräsentanten der Truppe, die ächten und eigentlichen Träger und Bewahrer des Gemeingeistes; wenn er unter ihnen erstirbt, kann er unter der Masse nicht lange mehr leben. Wenn man daher den esprit de corps in einem Soldatenhaufen erwecken will, wird es vor Allem nöthig seyn, die Offiziere damit zu beseelen.

Zunächst wird das Offiziercorps zahlreich seyn müssen, damit der Geist der Tugend in einer gewissen Zahl von Mitglie-

dern Wurzel fassen, und sich die übrigen unterwerfen könne. Bei einem Offiziercorps von zehn bis zwanzig Mitgliedern ist recht lebhafter esprit de corps nicht wohl denkbar.

Ferner werden die Offiziere eine Zeit lang mit einander leben müssen, um rechte Liebe für die Soldaten-Familie zu fassen, der sie angehören. Denn der Gemeingeist ist der Selbstsucht entgegen gesetzt; will man ersteren wecken, so lasse man das Individuum so lange als immer möglich in dem Gemeinwesen, das ihm werth geworden. Der esprit de corps wird um so stärker, je länger die nämlichen Individuen ihn unter sich hegen und pflegen, ja endlich wird den ächten Mitgliedern eines solchen Haufens kein persönlicher Vortheil den Wunsch einflößen können, ihn zu verlassen. Wer dagegen den Gemeingeist tödten, die Selbstsucht wecken will, der lasse keinen Einzelnen lange in der Gemeinschaft leben, die er liebt, sondern verpflanze ihn möglichst oft in eine andere, dergestalt, daß er auf's Neue wechsele, bevor er zu denen, die ihn umgeben, Liebe gefaßt hat. — Mit anderen Worten: das häufige Versetzen der Offiziere ertödtet den Gemeingeist.

Die Befolgung dieser beiden Regeln wird doppelt nothwendig, wenn die Regimenter von neuer Formation sind, so daß kein wahrhafter Gemeingeist sich unter den Gemeinen (wo er schwerer geweckt wird) hat bilden können; denn alsdann sind die Offiziere allein dessen Depositarien. Auf die Gemeinen angewendet, ergeben obige Regeln

1) die Nothwendigkeit, die Regimenter stark zu machen, und lieber eine geringere Zahl derselben zu unterhalten. Die taktischen Vortheile dieser Maßregel sind nicht weniger einleuchtend, als die moralischen, und wir würden weit mehr ausrichten, wenn unsere Regimenter so stark wären, wie jetzt die Brigaden;

2) daß der Gemeingeist allemal beträchtlich leidet, wenn man sich genöthigt glaubt, eine ganze Abtheilung aus einem Regimente heraus zu reißen, und sie mit anderen ebenfalls her-

aus gerissenen zu vereinigen, wie neuerlich bei uns geschehen. Erfahrungsmäßig faßt der gemeine Mann nicht augenblicklich Vertrauen zu jedem neuen Obern; um es zu erwerben, wird eine gewisse Zeit des Zusammenlebens erfordert.

Wir wollen das Gesagte nunmehr auf die gegenwärtige Zeit und ihre Verhältnisse anwenden.

Unsere Offiziercorps sind nicht stark, denn der Etat eines Regiments beträgt 23, und ist beinahe nirgends erfüllt.

Die Offiziere werden sehr häufig versetzt. Namentlich ist dem gegenwärtigen Feldzuge eine fast totale Umwandlung unmittelbar vorhergegangen, und ganze Offiziercorps sind bis auf wenige Mitglieder in andere Regimenter vertheilt worden.

Die numerische Schwäche der Regimenter steht im Verhältniß mit der ihrer Offiziercorps. Zum Ueberflusse ist beinahe in dem Augenblicke, wo die Feindseligkeiten begannen, von jedem Regimente der vierte Theil abgenommen worden, und aus je dreien solcher Viertheile hat man ein neues Regiment gebildet. Von diesen neuen Körpern stand, der Natur der Sache nach, lediglich ein mechanisches Wirken zu erwarten; geistiges Zusammenleben und esprit de corps war begreiflicher Weise noch gar nicht möglich. Zugleich war aber die ganze Lebensregung und Bewegung der älteren Regimenter in ihren Grundfesten erschüttert, und zwar gerade als sie gegen den Feind zogen.

Daher konnte von allen Elementen, die einen Gemeingeist hervorbringen, bei der Preußischen Reiterei kein einziges vorhanden seyn. Als geistiges Element fand sich nur Tapferkeit und Eifer der Einzelnen vor. Steigerung des Muthes durch den Gesammtwillen Aller, Beseelung der einzelnen Muthlosen durch das vom Ganzen ausgehende Feuer, gemeinsames Gefühl der Ehre und Schmach, so wichtig, daß es jede individuelle Regung niederhält, — wie hätten sie sich entwickeln können?

3) Gesundheit und Brauchbarkeit von Mann und Roß. Hinsichtlich der Gesundheit kommt das Pferd mehr in Betracht, als der Mann. Dieser kann mit einigen körperlichen Uebeln behaftet seyn, ohne daß es nothwendig seiner Brauchbarkeit Eintrag thut; wenn aber das Pferd an irgend einem seiner Theile ungesund ist, kann es die geforderten Dienste gewiß nicht leisten.

Nun ist bei unserer Reiterei gerade die Mannschaft gesund, während die Pferde zum größten Theile als ungesund zu betrachten sind.

Nachdem im Jahre 1812 die wenigen damals vorhandenen brauchbaren Pferde entweder ihr Grab in Rußland gefunden hatten, oder zu Schanden geritten waren, mußte 1813 eine große Zahl eiligst zusammengerafft werden, um die Reiterei neu zu bilden. Dabei war weder eine hinlängliche Masse, noch Zeit zur Auswahl vorhanden; man mußte eben zugreifen, und Alles wurde eingestellt: alte Reitpferde, Wagenpferde, Ackerpferde. Alle diese schon abgenutzten, oder zum Reiten ganz rohen Thiere wurden von neuer Mannschaft bestiegen, welche nicht verstand, die stärkeren Theile des Pferdes heran zu bringen, die schwächeren zu schonen. Während zweier raschen Feldzüge, deren letzter im Winter stattfand, mußte das Vordertheil aller übrig bleibenden Pferde zu Grunde gehen. Sie wurden so bocksteif, daß man mit Ueberzeugung ihre völlige Unbrauchkeit für den Cavallerie-Dienst aussprechen kann. Dennoch erhielten die Regimenter während des kurzen Friedens keine, oder wenigstens höchst unbedeutende Remonten, und ihre Zahl als präsumtiv gesunder, konnte nicht in Betracht gegen die Masse der ungesunden kommen, welche man nothgedrungen beibehielt. Unsere Reiterei ging mithin auf größten Theiles ungesunden Pferden in den Feldzug von 1815*).

*) Wie sich von selber versteht: ungesund im weiteren Sinne, d. i. mit Einrechnung der äußeren Fehler.

Was sodann die Brauchbarkeit betrifft, so muß ich ehrlich heraussagen, daß sowohl Mann wie Pferd als unbrauchbar zu betrachten sind, und zwar aus folgenden Gründen:

Collectiv genommen, besteht die Brauchbarkeit eines Reiters darin, daß er im Stande ist: sich, wie es verlangt wird, also ruhig — langsam — rasch — ungestüm allenthalben hin zu begeben, dann still zu halten oder sich anderswohin zu verfügen, und allenthalben seine Waffen, wo nicht mit Ueberlegenheit, doch mit gleichem Vortheil gegen den Feind zu gebrauchen.

Die Kunst, welche das Pferd hierzu geignet macht, oder mit andern Worten es seinem Reiter dergestalt unterwirft, daß es den eigenen Willen ganz ablegt, und ohne allen Widerstand blos den Winken des Reiters folgt, — diese Kunst, welche zugleich seinem Körper größere Kräfte giebt, weil sie dieselben entwickelt, und darauf berechnet ist, die schwächeren Theile des Pferdes zu schonen, die stärkeren in Wirksamkeit zu setzen, — heißt die Reitkunst.

Ein Pferd, welches seinem Reiter nicht unterworfen, d. h. nicht zugeritten ist, muß für den bezeichneten Zweck unbrauchbar seyn. Ein Mann, welcher das Pferd, worauf er sitzt, seinem Willen nicht zu unterwerfen versteht, ist ein Unglücklicher, den man der Willkür einer unvernünftigen Bestie preisgegeben hat.

Nun ist aber in unserer Cavallerie die Reitkunst beinahe gänzlich erstorben. Die Pferde sind den Reitern nicht unterworfen. Wenn sie laufen sollen, gehen sie davon; wenn sie stehen sollen, drehen sie sich, weil ihnen die Schenkelhülfe unbekannt ist; wenn sie bei einem andern Pferde vorbeigehen sollen, bleiben sie kleben oder laufen dagegen an. Kurz, ihre eigenen Untugenden herrschen statt des Willens des Reiters, sie sind also unbrauchbar. Der Mann, welcher auf einem solchen Thiere sitzt, ist in wahrhaft bedauernswürdiger Lage, da er sich alle Unarten desselben gefallen lassen muß, ohne die

Mittel zu kennen, ihnen abzuhelfen. Indeß gezwungen, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften steht, reißt er mit dem Zügel, stößt mit den Sporen, und bringt gewöhnlich dadurch das Pferd zuletzt in eben solche Verzweiflung, wie die, worin er sich selber befindet. Denn seine Hülfen sind fast immer die unrichtigen, und bestärken das Thier in dem, wovon sie es abbringen sollen. Daß ein solcher Mann — ganz mit dem Pferde beschäftigt, und hingetragen wohin er nicht will — nicht im Stande ist, seine Waffen mit Vortheil zu gebrauchen, ergiebt die Natur der Sache. Er ist also als Cavallerist unbrauchbar.

Wenn er z. B. einen einzelnen Feind angreifen soll, bringt ihn sein Pferd unrichtig heran, dreht sich, giebt die linke Seite preis, und er wird herunter gehauen. Wenn er sich dorthin begeben soll, bringt ihn das Thier dahin. Wenn er einem Angriffe beiwohnt, ist es demselben vielleicht gefällig, mit dem Feinde wegzugehen, — kurz, die für einen solchen Mann vorkommenden Verlegenheiten sind fast unzählig, und er fällt immer aus der einen in die andere.

In diesem Zustande der Unbrauchbarkeit befindet sich unsere Cavallerie! Ich sage nicht, jeder einzelne Mann derselben, denn das wäre beinahe unmöglich, und damit zugleich alle Hoffnung des Besserwerdens verschwunden; aber ich meine die Masse. Ich sage auch nicht, jedes einzelne Regiment, aber ich meine die Masse der Regimenter. Im Ganzen ist die Reitkunst (das kann man einem alten Cavalleristen glauben) so sehr verloren gegangen, daß in der ganzen Armee nicht mehr ein jüngerer Offizier gefunden wird, der einen Reiter von Grund aus zu dressiren verstände. Wenn wir noch einige Jahre in der nämlichen Sorglosigkeit fortleben, so wird mit den Rittmeistern auch die ganze Reitkunst aus der Armee scheiden.

Es hat sich gerade seit der Zeit, wo unsere Cavallerie hierin unbrauchbar geworden ist (und vielleicht ist sie eben dadurch unbrauchbar geworden) ein Vorurtheil einschleichen wollen, welches behauptet:

> daß Cavallerie reiten könne, sey nicht nöthig, verschaffe ihr im Gegentheil nur Gelegenheit zum Ausweichen. Tüchtiger Muth, die Zügel auf den Hals, und ein Paar Sporen hinterher, sey das einzig Nothwendige; damit werfe man den Feind, keineswegs aber mit den Künsteleien.

In dieser Rede erkennt man sogleich den Nicht-Cavalleristen. Ein Mensch zu Pferde, der nicht reiten kann, wird dadurch, daß er die Zügel auf den Hals legt, und die Sporen eindrückt, sein Thier nur dann in den Feind hineintreiben, wenn dasselbe kollerig oder so voll Stallmuth ist, daß es vor lauter Lust zu rennen, nicht sieht wohin es rennt. Unter allen andern Umständen, und vorzüglich bei der Erschöpfung, in welcher unsere Reiterei gewöhnlich das Schlachtfeld erreicht, rennt ein solches Pferd fast niemals in den Feind hinein, sondern allemal seitwärts, und auf einem Bogen dahin, wo es hergekommen. Wer je einen Cavallerie-Angriff mitmachte, dem der Feind entgegen ging, weiß gewiß, daß kein einziges Pferd Lust bezeigt, in die anrückende Masse einzudrängen, daß vielmehr jedesmal alle stutzen und umzukehren suchen. Wenn der Angriff nicht vollständig mißlingen soll, muß jeder Reiter sein Thier daran hindern. Die Franzosen — ebenfalls elende Reiter — begegnen diesem unabwendbaren Unglück aller mit ihnen auf gleicher Linie stehenden Cavallerie dadurch, daß sie so fest schließen, um den Pferden das Umkehren unmöglich zu machen. Ferner reiten sie so langsam, daß die Linie im Vorgehen sich nicht öffnen kann. Dagegen befördern wir das Uebel durch unsern lockern Aufmarsch, wovon weiterhin die Rede seyn wird.

Jene Gegner der Reitkunst haben nur die Erscheinung wahrgenommen, daß die Franzosen, welche nicht reiten können, einige Feinde warfen, und haben hieraus ein Axiom gemacht, ohne sich weiter um den Zusammenhang zu bekümmern.

Wunderbar genug, gestehen viele Leute ihre Fehler, und den Mangel an Geschicklichkeit in manchen Dingen ein, daß sie z. B. nicht tanzen, oder schwimmen, oder fechten können, während fast Keiner gefunden wird, der zugiebt, nicht reiten zu können. Er wird behaupten, daß er nicht kunstgemäß reite, und zugleich diese Kunst für unnütz erklären, denn er reite so, daß er hinkomme wohin er wolle, und daß ihn nicht leicht ein Pferd herunter werfe. Freilich lehrt der Augenschein, daß er täglich herunterfallen müßte, wenn er die Gelegenheit dazu nicht sorgsam vermiede. Denn sichtlich ist dieser Mann der Willkür seines Thieres vollkommen dahingegeben. Gar manches Pferd hat er als bösartig und wild abgeschafft, das keine andere Wildheit besaß als die, nicht alle verkehrten Hülfen unbeachtet zu lassen, und nicht troß aller Anreizungen zur Unruhe, doch jederzeit ruhig zu bleiben. So hat er mit Mühe etliche ruhige Geschöpfe zusammen gekauft, die gutmüthig genug sind, ihn unbeschädigt herum zu tragen, und meidet weislich Alles, was seine Reiterkunst in Verlegenheit bringen könnte. Ein solcher Mann nun vergißt, daß der Cavallerist sich weder sein Pferd aussuchen, noch jemals eine Gelegenheit vermeiden darf, welche ihn auf die Probe stellen könnte, sondern daß er mit jedem ihm zugetheilten Pferde allenthalben hinreiten soll.

Das Pferd ist eine lebendige Maschine, die der Reiter nach seinem Willen bewegt. So wenig irgend eine Maschine von selbst geht, sondern nur auf kunstmäßiges Aufziehen und bei richtiger Behandlung, so wenig kann das Pferd von einem Anderen, als welcher reiten gelernt hat, regiert werden.

Hiernach ist klar, daß Mannschaft und Pferde unserer Cavallerie aus doppeltem Grunde unbrauchbar genannt werden

müssen. Einmal, weil die Pferde bereits ganz steif geritten sind, sodann, weil die Reitkunst großentheils in ihr untergegangen ist.

4) Fertigkeit in kriegerischen Bewegungen. Vielleicht könnten wir uns der Mühe entheben, darüber zu sprechen, denn aus dem eben Gesagten folgt schon, daß selbe nicht in gehörigem Maße vorhanden seyn kann. Denn wenn die Pferde unbrauchbar sind, und die Mannschaft der erforderlichen Fertigkeit im Reiten entbehrt, wie soll da ein ordentliches Exerciren stattfinden? Aber wir gedenken der Sache noch etwas näher zu treten, durch die Fragen:

Wie muß das Exercitium einer guten Reiterei beschaffen seyn? — Antwort: So, daß es dem Wesen der Reiterei in jeder Hinsicht entspricht.

Worin besteht das Wesen der Reiterei? — Antwort: In der Schnelligkeit und dem Ungestüm.

Weswegen würde denn diese künstliche und kostspielige Vereinigung des Mannes mit einem seiner Natur nach unbändigen Thiere erdacht worden seyn; diese Vereinigung, welche den Mann so manches Vortheils, und einer gewissen Selbstständigkeit beraubt, deren er sich zu Fuß erfreut, — wenn es nicht geschehen wäre, um Vorzüge zu gewinnen, die zu Fuß unerreichbar sind. Diese Vorzüge liegen in der Natur des Pferdes, mit der des Menschen verglichen. Es ergiebt sich nämlich, 1) daß ein Pferd rascher ist als ein Mensch, und 2) daß es auch mehr Gewicht und mehr Kraft besitzt, einen Gegenstand nieder zu rennen.

Man wird also diese Schnelligkeit benutzen können, wo die des Fußgängers nicht ausreicht. Nämlich zum Einziehen von Nachrichten und Ausspähen des Landes, zu raschen und unerwarteten Bewegungen in die Seiten und den Rücken des Feindes. Mit anderen Worten: Man wird eine leichte Reiterei bilden.

Sodann wird man das Gewicht des Pferdes benutzen, um die feindliche Cavallerie wo möglich über zu rennen, um das Fußvolk niederzurennen, sobald es sich in einer Stellung zeigt, welche dies gestattet, oder um dasselbe so oft wie möglich in feste Massen zusammen zu treiben. Man wird also eine schwere Reiterei bilden.

Wenn beide Arten gleichmäßig beide Zwecke erfüllen sollten, würde es weniger vollständig geschehen. Denn die schweren Pferde vermögen rasche Bewegungen nicht in demselben Maße auszuführen, wie die leichten, und hinwiederum können diese nicht den Ungestüm und die Kraft in ihren Angriff legen, welchen die Natur den großen, starken Thieren verliehen hat. Es ist deshalb wünschenswerth, ja nothwendig, beide Arten der Reiterei zu besitzen, und das Exercitium wird so beschaffen seyn müssen, daß es jede der beiden Eigenschaften, Schnelligkeit und Ungestüm, vorzugsweise bei der Reiterei ausbildet, die dessen ihrer Bestimmung gemäß bedarf.

Wenn ich eine Reiterei habe, die weder schnell noch ungestüm ist, könnte ich sie eben so gut entbehren. Der Fußsoldat hat ein- für allemal den großen Vortheil über den Reiter, daß er selbstständiger ist, und weniger von Zufälligkeiten abhängt. Ihm wird kein Pferd hungrig, lahm, krank, marode, scheu oder widerspenstig. So lange der Körper aushält, existirt für ihn kein Hinderniß, dem Geiste oder dem höheren Befehle zu folgen, welcher ihn leitet, während dem Reiter alle Augenblicke äußere Hindernisse in den Weg treten. Lasse ich nun meine Reiterei die einzigen Vortheile aufgeben, die sie vor dem Fußvolke hat, so lege ich mir alle bedeutenden Ausgaben, welche sie nothwendig macht, ohne Nutzen auf. Gewöhne ich meine Reiterei, im Schritt oder in kurzem Trabe anzugreifen, so ist kaum abzusehen, warum geschlossenes Fußvolk nicht den nämlichen Angriff ausführen könnte. Gewöhne ich die leichten Reiter nicht an rasche Bewegungen in die Flan-

ken und den Rücken des Feindes, lasse ich ihnen jedes Wasser, jeden Graben ein Hinderniß seyn, so kann ich ihrer größtentheils entbehren; es würden dann nur so viele nöthig seyn; um eine Gegend abzusuchen, und Befehle oder Nachrichten von einem Truppentheile zum andern zu befördern.

Wie wird es aber dann ergehen, wenn ich in einem ebenen Lande mit einem Gegner Krieg führe, der eine zahlreiche, rasche und entschlossene Reiterei besitzt? Mit einem Gegner der mich in dieser Ebene keinen Schritt unangetastet thun läßt, der mir keine Entsendungen zum Beitreiben von Lebensmitteln u. s. w. gestattet?

So lange ich in geschlossenem Viereck stehe oder marschire, wird er nichts unternehmen, aber bei jedem Defilé über mich herfallen, alle Entsendungen unaufhörlich umschwärmen, und ihnen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnen. Mit einem Worte, es wird das Verhältniß eintreten, in welchem uns die Geschichte so manches Heer entschlossenen Fußvolkes zeigt, dem eine gute Reiterei fehlte, während der Feind solche besaß. Es wird sich erneuern, was Lucullus gegen die Parther, Gustav Adolph gegen die Polen, Bonaparte in Rußland erlebte. Sehen wir von dem letzten Beispiele ab, weil der Französische Heerführer andere verderbliche Fehler beging, und die leichte Reiterei seiner Gegner zwar zahlreich, aber gar nicht tapfer war. Dafür ist das nächste um so einleuchtender, denn es giebt kein Fußvolk, welches behaupten dürfte, tapferer und besser organisirt zu seyn, als das Schwedische unter Gustav Adolph. Dennoch konnte er in dem Kriege mit den ihm weit nachstehenden Polen keine Fortschritte machen, und erkannte die Nothwendigkeit, sich eine Reiterei zu schaffen, die der Polnischen gewachsen sey.

Reiterei ist also jedenfalls nöthig, und nicht minder, daß sie ihrem Wesen entsprechend ausgebildet werde: die leichte vorzüglich im Schnellseyn, die schwere im ungestümen Angriff.

Schnellseyn der Reiterei besteht aber nicht im unmäßigen Jagen. Dieses widerstreitet ihm vielmehr, weil es die Kräfte des Pferdes im Augenblicke erschöpft. Sondern es bestehet zuvörderst in der Kunst, des Pferdes Kräfte, während sie gebraucht werden, zu schonen und zu erhalten, also in der Reitkunst; sodann in einer Taktik, welche die vorgeschriebene Bewegung in Front, Seite oder Rücken des Feindes mit dem geringsten Zeitaufwande bewirkt.

Der ungestüme Angriff, bestimmt, den entgegenstehenden Haufen nieder zu rennen, setzt Zweierlei voraus: er muß rasch und geschlossen seyn. Ersteres, um das ganze Gewicht des rennenden Pferdes auf den Gegner zu stürzen; das andere, um das Gewicht der ganzen angreifenden Masse in einen Druck zu vereinigen.

Unsere Reiterei ist weder schnell in ihren Bewegungen, noch ungestüm bei'm Angriff.

Ihre Exercir-Vorschriften sind nach denen der Infanterie gemodelt, obgleich die ganz verschiedene Art und der eben so verschiedene Zweck beider Waffen nothwendig darauf hinweis't, daß jede nach ihrem Wesen, und nicht nach einer zuvor erdachten, gewaltsam applicirten Regel geübt werden müsse. Dadurch, daß bei der Reiterei nicht das erstere, sondern das zweite geschah, ist entstanden, daß jetzt ein Regiment Infanterie seine Bewegungen schneller ausführt, als ein Reiter-Regiment. Wer nicht glauben will, daß unsere Cavallerie keineswegs schnell sey, erinnere sich nur an das Exerciren vor fünf und zwanzig Jahren, wo die Seidlitz'sche Art noch in uns steckte, oder er vergleiche das Exercitium Sächsischer oder Baierscher Reiterei mit dem Jammer des unsrigen.

Unsere Cavallerie ist nicht ungestüm, weil sie in den Attaken zu locker reitet. Diese sind ganz verdorben, und entsprechen ihrem Zwecke nicht, seitdem man angefangen hat, sie bei'm Exerciren vom Flügel her, statt von vorne zu beurtheilen.

Man hält eine Attake für gut, bei der Alles in der Richtung bleibt, und das Vorprellen gilt als größter Fehler. Da nun — wenn ein eng geschlossenes Regiment rasch anreitet — der hin- und herwogende Druck nothwendig hier und da ein Prellen erzeugen muß, so hat man diesem dadurch entgehen wollen, daß die Linie mehr geöffnet, und jeder einzelne Reiter dem Drucke seines Nebenmannes entzogen wird. So ist es allmälig dahin gekommen, daß die alte Schließung: Knie hinter Knie, auf: Knie an Knie, und: Bügel an Bügel, herabstieg. Man sieht sogar jetzt Attaken von Kürassier-Regimentern, wo zwischen zwei Angreifenden immer ein Feind hindurch reiten könnte. Dadurch ist es so weit gekommen, daß wir von der schlechtesten aller Reitereien, welche nichts für sich hat, als die Gewohnheit, fest aneinander zu kleben — von der Französischen geworfen worden sind.

Sonst beurtheilte man bei'm Exerciren die Attake von vorn. Wenn sie fest geschlossen, rasch herankam, dann war sie gut, und es wurde nicht darauf geachtet, daß eine Schwadron vielleicht etwas vorprellte. Dahin müssen wir zurückkehren, ganz fest zusammen schließen, und uns tête perdue in den Feind stürzen*).

Es ist die größte Schmach, welche unserer Cavallerie widerfahren konnte, daß sie eine Art Ueberlegenheit der Französischen hat erleben müssen! Aber ein großer Fehler wäre es, wenn wir dieser Ueberlegenheit durch Ergreifen der nämlichen Mittel begegnen wollten, deren sich der Feind bedient — wenn wir unsere Reiterei zu einer auf Pferden sitzenden Infanterie herabbrächten. Wir müssen uns der entgegen gesetzten Mittel bedienen; wir müssen ihren Trab durch eine

*) Dazu ist auch nothwendig, daß die steifen Stiefeln wieder eingeführt werden, weil mit den jetzt eingeführten schuhähnlichen Stiefelchen kein Mensch den Druck in einer geschlossenen Attake auszuhalten vermag.

raschere Gangart überrennen, und mit der leichten Cavallerie ihnen ein- für allemal in Rücken und Flanke gehen. Das ist ein Manöver, dem keine Reiterei widersteht, die ihrer Pferde nicht vollkommen mächtig, welches aber auch keine andere ausführen kann, als unter dieser Bedingung.

Mit einiger Uebung, und mit unserm guten Fußvolk werden wir der Französischen Reiterei immer noch die Spitze bieten können. Allein was soll in einem Kriege gegen Rußland geschehen, wenn in den Polnischen oder unsern eigenen Ebenen die zahlreiche Cavallerie dieses Landes, auf vortrefflichen raschen Pferden, deren sie (nach ihrer Art) Herr ist, über die unsere herfällt? Nach wenigen Gefechten wird sich diese hinter die Infanterie verstecken müssen, und das Resultat des Krieges wird den früher erwähnten historischen Beispielen entsprechen. Deshalb ist periculum in mora, wir müssen Hand an's Werk legen!

Aber die Russische Reiterei kann auch nicht das Muster der unseren seyn, denn es giebt eine andere, vor welcher sie sich niemals sehen lassen darf, die türkische. Diese ist so vortrefflich, weil sie den Z w e i k a m p f z u P f e r d e versteht, den seit dem Mittelalter keine andere Europäische Cavallerie gekannt hat. Wir müssen dahin trachten, das Reitergefecht wiederum dem Zweikampfe näher zu bringen, aber dahin gelangen wir nicht eher, als bis wir wieder reiten und uns rasch bewegen können.

Dieses alles vorausgeschickt, kann ich nunmehr die früher zurückgeschobene Frage wegen der persönlichen Tapferkeit in's Auge fassen, welche jetzt so gefaßt werden muß:

> welchen Einfluß hat die persönliche Tapferkeit des Einzelnen auf eine Reiterei ohne esprit de corps, ohne Reitkunst und ohne Exercitium?

Es läßt sich durch Gründe und durch die Erfahrung beweisen, daß sie nur geringen Einfluß haben kann, oder viel-

mehr in dem Mangel aller übrigen Verhältnisse untergehen und ihre Wirksamkeit verlieren muß. Dieses leuchtet so vollkommen ein, daß jeder Leser mir eine weitläuftige Beweisführung gern erlassen wird.

In dem bisher Gesagten liegen die Mittel zur Wiederherstellung unserer Cavallerie, auf folgende Punkte hinauslaufend:

1) Stärkere Regimenter;
2) zahlreichere Offiziercorps;
3) seltene Versetzungen (wobei nicht das Avancement der Einzelnen, Brauchbarsten, sondern das Durcheinandermischen ganzer Massen gemeint ist);
4) bessere Pferde;
5) Wiederherstellung der Reitkunst;
6) ein rascheres Exercitium, verschieden für die schwere und leichte Reiterei.

Dadurch kann die Maschine wieder hergestellt werden, daß aber alsdann der Geist nicht schlafen darf, verstehet sich von selbst. Zahlreiche, lang' zusammen lebende Offiziercorps z. B. könnten nichts helfen, wenn ihnen das Ehrgefühl fehlte, oder sie auf eine Art behandelt würden, daß es allmälig erlöschen müßte.

Daß der Verfasser ein alter Cavallerist, wird man dieser Abhandlung wohl ansehen. Uebelwollende könnten vielleicht voraussetzen, daß er eine Apologie der Unfälle habe schreiben wollen, die ihn etwa im letzten Kriege getroffen. Diesen diene zur Nachricht, daß er das Glück gehabt hat, eine Brigade zu führen, welche

1) die feindliche Reiterei warf, so oft sie dieselbe angriff;
2) vieles Geschützfeuer ertragen mußte, und auch Kanonen eroberte, die im Feuer begriffen waren;
3) in ein Französisches Infanterie-Quarré eingedrungen ist.

Hier kann also von keiner Apologie die Rede seyn. Aber der Verfasser gesteht mit Vergnügen den sehr glücklichen Umstand, daß auf seine Regimenter — die er kurze Zeit vor dem Kriege übernahm — ein beträchtlicher Theil der vorangeführten Nachtheile in geringerem Maße eingewirkt hat, als auf viele andere. In gleichem Falle werden sich auch mehr oder weniger alle Regimenter der Preußischen Cavallerie befunden haben, die in diesem Kriege Succeſſe errangen, und auf welche gegenwärtige Abhandlung nicht anzuwenden ist.

Nachtrag
zu dem vorstehenden Aufsatze.

(Geschrieben zu Crossen, im März 1816.)

Gegen die in vorstehender Arbeit aufgestellten Grundsätze und Behauptungen sind mehrfache Einwürfe gemacht worden; ich will versuchen, einige derselben zu heben, und andere zu widerlegen.

Meine Bemühung ging dahin, die Ursachen des Verfalls unserer Reiterei in ihrem tiefsten Grunde zu erfassen, und dadurch die Mittel der Aufhülfe augenfällig zu machen. Deshalb erörterte ich das Wesen der Reiterei nach seinen physischen und moralischen Beziehungen, und wendete es in beiden Kategorien auf den Einzelnen wie auf das Ganze an. Daher scheint es zweckmäßig, die gegenwärtige Entgegnung auf Einwürfe nach dem nämlichen Eintheilungs-Grunde zu ordnen, und zuletzt Einiges über den Gebrauch der Reiterei beizufügen.

1) Gegen das, was ich über den persönlichen Muth der Einzelnen gesagt, ist nichts erinnert worden.

2) Hinsichtlich des Gemeinsinnes hat man eingewendet: derselbe könne eben so wohl in einem kleinen Körper entstehen und bestehen, wie in einem großen. Unser ehemaliges schwarzes Husaren-Regiment sey in so weitläuftige Garnisonen zer-

streut gewesen, daß die einzelnen Mitglieder desselben sich oft in Jahren nicht gesehen, und bisweilen sich nicht gekannt hätten, und dennoch habe der trefflichste esprit de corps darin geherrscht. Mit den jetzigen kleinen Regimentern müsse das Gleiche zu erreichen seyn, und hänge hauptsächlich von den Befehlshabern ab, welche ihren Untergebenen das wahre Ehrgefühl einzuflößen verständen u. s. w.

Dieses Beispiel beweist nicht gegen, sondern für mich. Wir müssen zuvörderst das Entstehen des Gemeingeistes von dessen Bestehen unterscheiden, und offenbar kann eine Sache unter Umständen bestehen, unter denen sie niemals entstanden wäre. Jenes Regiment bildete ein starkes Corps von 65 Offizieren und 1500 Mann, der Gemeinsinn in der ganzen Masse war während einer schweren, thatenreichen, langen und auf lange berühmten Zeit des Zusammenlebens entstanden. In der nämlichen Masse verbleibend, und in dieser alten glorreichen Zeit festwurzelnd, bestand er trotz aller widerwärtigen Einwirkungen der Zeit und der Trennung im Raume. Er ist ein geistiges, unfaßbares Wesen, dessen Daseyn man zwar bemerken, aber es eben so wenig unter allen Umständen hervorrufen, als seine Natur erklären und zerlegen kann. Er war in jenem Regimente vorhanden, er hatte es durchdrungen und befruchtet. Jedes einzelne Mitglied lebte noch im moralischen Zusammenhange mit der alten Körperschaft, welche den großen Ruhm erworben, und ihre Gesinnung auf die Nachfolger fortgepflanzt hatte. Durch jene Vorfahren, durch ihre Gesinnung waren die weit von einander entfernten Garnisonen und die sich nicht persönlich kennenden Individuen verbunden; sie waren sämmtlich schwarze Husaren, lebten und starben für diese Idee. Daß dieselbe, wenngleich sie unter den angeführten Umständen bestand, doch nimmermehr darin entstanden wäre, ist einleuchtend.

Woher soll in unsern jetzigen Regimentern eine solche Idee entstehen, wie soll sie gehegt und gepflegt werden? Entweder haben diese Regimenter keine Thaten verrichtet, an denen ihre Erinnerung sich beleben könnte, oder die Individuen, welche daran Theil genommen, sind schon wieder entfernt, und werden es fortwährend durch häufige Versetzungen. Im ersten Falle kann kein Gemeinsinn entstehen, im zweiten verschwindet er bald.

Wenn es bei der jetzigen Formation der Reiter-Regimenter verbleiben soll oder muß, so sehe ich nur Ein Mittel, den Gemeinsinn zu erwecken, soweit es durch die Masse möglich ist. Man suche ihn für eine ganze Waffengattung hervorzurufen, und suche deshalb alle Kürassiere, Dragoner, Husaren so oft und viel zu vereinigen, als immer geschehen kann, damit sie sich als ein Ganzes betrachten lernen. Fe.ner versetze man nur Diejenigen aus einer Waffengattung in die andere, welche zu höheren Commando's geeignet scheinen, lasse aber die Masse als Kürassiere, Dragoner, Husaren leben und sterben.

Für alle Fälle will ich mich gegen eine Mißdeutung verwahren. Ich habe niemals gesagt, daß der Gemeinsinn durch die Masse erzeugt werde, sondern daß er nur in einer Masse erzeugt werden könne. Nehmt die größten Massen, behandelt sie erniedrigend, wechselt ihre Lage oft, macht ihnen die Gegenwart bitter, raubt ihnen jede Aussicht in die Zukunft, — und seyd gewiß, daß niemals Gemeinsinn entstehen, der etwa vorhandene schnell erlöschen wird.

3) Hinsichtlich der physischen Brauchbarkeit, und der hierbei von mir behaupteten Nothwendigkeit, die Reitkunst wieder zu erwecken, ist entgegnet worden:

> zuvörderst seyen die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen hin, und nicht weiter, die Reitkunst gelehrt werden solle, weil wir andern Falles in den Fehler von

vor 1806 verfallen würden, wo man über dem Einzelnen das Ganze vergessen habe.

Darauf erwiedere ich:

Erstens. Sobald einer Kunst die Grenze gezogen wird, welche sie nicht überschreiten soll, ist sie schon dadurch ertödtet, und hört auf zu seyn. Höchstens bleibt der Schatten eines Handwerkes übrig. Freies Spiel aller Kräfte, frischeste Lebensregung und Bewegung allein können den Künstler bilden, und nur Wenigen ist beschieden, diesen Gipfel zu ersteigen. Die Masse bleibt immer weit dahinter zurück, und lernt nur eben das Nothwendige. Ist aber der Gipfel überhaupt verwehrt, und müssen die Besten nur beim Nothwendigen stehen bleiben, so sinkt nothwendig die Masse, je länger desto tiefer in entschiedene Erbärmlichkeit. Deshalb kann keine Grenze gezogen werden. Es ist durchaus nicht zu fürchten, daß allzu Viele den Gipfel der Reitkunst erreichen, wenigstens jetzt, wo es darauf ankommt, uns aus der entgegengesetzten Tiefe empor zu arbeiten, und wo in der ganzen Armee gewiß nicht mehr funfzig wirkliche Reiter vorhanden sind. Sollte sich in der Folge (und Gott gebe das!) dennoch zeigen, daß dem zu sehr nachgestrebt würde, so wäre nichts leichter, als Einhalt zu thun. Man lasse nur die Regimenter viele Marschübungen machen und im Großen exerciren, so würde durch Mangel an Zeit ihnen die Möglichkeit gewonnen seyn, der einzelnen Uebung übermäßig nachzuhängen.

Zweitens. Wenn vor 1806 über dem Einzelnen das Ganze versäumt worden ist, so war das ein Fehler, vor welchem wir uns hüten sollen. Niemand wird aber behaupten, daß allemal, wenn man jenes treibt, dieses versäumt werden müsse, vielmehr kann kein Ganzes bestehen, dessen Theile nicht ihm angemessen gebildet sind. Ob die vielen Fußparaden, die Sorge um den Anzug u. s. w. damals dem Ganzen geschadet haben, will ich unerörtert lassen, aber das zu vollkommene Rei-

ten hat es gewiß **nicht** gethan. Sogar derjenige, dem das gute Reiten bei der Cavallerie entbehrlich scheint, wird doch nimmermehr zu behaupten wagen, daß es ihr schadet, und ich bin überzeugt daß, wenn 1806 Friedrich der Zweite die Armee, und Seidlitz die Cavallerie geführt hätte, man die Vollkommenheit unserer Reitkunst mit als ein Vehikel des Sieges betrachtet haben würde.

Drittens. Es ist unwahr, daß um jene Zeit das gute Reiten so über alle Maßen gemein und verbreitet gewesen. Diese Meinung gehört zu den ziemlich allgemein verbreiteten Irrthümern, und ich befinde mich in der Lage, das Blendwerk aufzudecken, d. i. zu beweisen, daß damals in der Armee weder eine sehr bedeutende Zahl vollkommener Reiter, noch eine dergleichen fertig zugerittener Pferde vorhanden war.

Das Regiment Gensd'armen galt allgemein als dasjenige, bei welchem die Reitkunst im Einzelnen am weitesten getrieben werde. Was also von diesem Regiment — in dem ich dreizehn Jahre, bis 1802 gedient — zu beweisen ist, wird ziemlich für alle gelten können.

Dasselbe bestand aus zehn Compagnien, und jede Compagnie, ohne die Unteroffiziere, aus 66 Gensd'armes. Die Hälfte davon war beurlaubt, und wurde nur zur Exercirzeit eingezogen, welche im Frühjahr neun Wochen, nämlich vom 16. März bis 23. Mai dauerte. Von diesen neun Wochen wurden drei zum einzelnen Reiten verwendet; die Mannschaft kam in verschiedenen Abtheilungen heraus, deren jede eine Stunde ritt, also **achtzehn** Lehrstunden für den Mann. Gewiß wird zugegeben werden, daß dies nicht allzuviel für einen Menschen sey, der während der übrigen Zeit nicht an die Reitkunst denkt, sondern als Bauer oder Handwerker seine Geschäfte treibt. Sodann ward bis zur Special-Revue drei Wochen lang, wöchentlich dreimal im Ganzen exercirt, so daß der Reiter in dieser Zeit sein Pferd noch neunmal bestieg. Nach der

Special-Revue entließ man den größeren Theil der Beurlaubten, und behielt nur so viele im Dienst, daß die Compagnie mit 48 Mann zum Exerciren ausrücken konnte. Diese wenige Mannschaft bestieg während der drei Wochen bis zur großen Revue ihre Pferde wiederum neunmal.

Im Herbste wurde drei Wochen lang zu 40 Mann per Compagnie exercirt, aber gar nicht einzeln geritten. Es waren dazu nur 8 bis 10 Beurlaubte eingezogen, welche ihr Pferd neunmal bestiegen.

Hieraus folgt:

Jeder Beurlaubte hatte jährlich 18 Uebungsstunden im einzelnen Reiten, exercirte bis zur Special-Revue neunmal, und bestieg also im ganzen Jahre sein Pferd sieben und zwanzig Mal. Die Wenigen, welche bis zur großen Revue im Dienst blieben, ritten neunmal öfter, und daher im Ganzen sechs und dreißig Mal. Die im Herbst nochmals Eingezogenen ritten noch neunmal, mithin fünf und vierzig Mal. — Wer einen Begriff von der Sache hat, wird zugeben, daß diese Leute während des ganzen übrigen Jahres nicht mit Reiten, sondern mit schwerer Arbeit beschäftigt, nur das Nothwendige der Kunst verstehen, und keinenfalls für vollkommene Reiter gelten konnten.

Wie war es aber mit der anderen Hälfte der Compagnie, den 33 Diensthuern, beschaffen? Sie ritten doch wohl alle wie Stallmeister?

Schade, daß wir Freiwächter und Rekruten abziehen müssen.

Der ersteren waren gesetzmäßig 10, und sie ritten schlechter als die Beurlaubten. Beinahe alle trieben nämlich einträgliche Gewerbe, wurden denselben nur entzogen, wenn das ganze Regiment complet ausrückte, und zum einzelnen Reiten fast niemals einberufen. — Rekruten will ich, obwohl etwas zu geringe, jährlich 8 annehmen. Unmöglich kann ein Mann unter zwei Jahren zum guten Reiter ausdressirt werden, wir müssen

also das Doppelte jener Zahl — 16 — in Rechnung bringen. Zusammen 26 Mann, so daß von 33 Dienstthuern 7 übrig bleiben, bei denen die Möglichkeit vorhanden war, daß sie vollkommene Reiter seyn konnten.

Pferde besaß die Compagnie 75 Stück, und erhielt jährlich 8 Remonten. Da sie sehr jung waren, und drei bis vier Jahre lang geschont werden mußten, so konnten sie auch vor Ablauf dieser Zeit nicht vollständig zugeritten seyn. Es gehen daher 24 Stück ab. Ueberdies giebt es unter einer Masse gelieferter Pferde immer mehrere, die wegen ungeschickter Gestalt, körperlicher Schwäche, oder kleiner versteckten Fehler niemals complet zugeritten werden können. Berechnet man sie zu einem Siebentheil des Ganzen, so ergiebt dies für den vorliegenden Fall 10 Stück. Endlich mußte eine gewisse Anzahl Pferde für den Unterricht der Rekruten bestimmt werden, und konnte nicht auf das Feinste geritten seyn, da sie aus einer ungeschickten Hand in die andere überging. Da jeder Rekrut täglich ritt, müssen wir zwei Pferde auf den Mann, oder im Ganzen 16 rechnen, was als Summe der nicht vollständig dressirten Pferde per Compagnie 66 Stück ergiebt. — Es konnten also complet zugeritten seyn 9 Stück.

Ist die Künstlichkeit zu weit getrieben, wenn von 66 Mann sieben, von 75 Pferden neun, so vollständig ausdressirt sind, daß sie die Kunst, worauf die Existenz der ganzen Waffe beruht, zu bewahren und fortzupflanzen vermögen? Mit Wenigerem wäre gar nicht auszukommen! Der ganze Lärm ist daraus entstanden, daß wenn Jemand die beste Mannschaft auf den besten Pferden während der sogenannten Parade-Stunden in der Bahn reiten sah, er über ihre Geschicklichkeit erstaunte, und leicht der irrigen Meinung verfiel, das ganze Regiment stehe auf dieser Höhe. — Man entgegne nicht, daß dieses oder jenes Regiment im Einzelnen noch besser geritten habe, denn auf einen Grad mehr oder weniger kommt es nicht

an. Aber die vorstehende Berechnung der Anzahl der Fähigsten ist nicht zu bestreiten, und die Regimenter außerhalb Berlin, welche seltener und niemals unerwartet gesehen wurden, hatten sämmtlich eine größere Anzahl Freiwächter, also mehr Leute, denen die Uebung des Reitens mangelte.

Gewiß werden wir keinen Ueberfluß an guten Reitern besitzen, wenn es uns gelingt, eben so viele wie vor 1806 aufzustellen. Vorläufig sind wir indeß von dieser Zahl noch ungeheuer weit entfernt.

Noch ist in Bezug auf die einzelne Dressur eingewendet worden:

> wir hätten ja an unserer Landwehr gesehen, daß es auch ohne so gründliche Dressur gehe; man habe ihnen schnell das Nothwendigste gezeigt, und damit gut ausgereicht.

Darauf erwiedere ich: als die Landwehr errichtet ward, hatten wir drei mächtige Helfer, die uns nicht immer so zur Seite stehen werden; 1) den allgemeinen Enthusiasmus der Nation, 2) Napoleon, 3) einige erfahrene Offiziere, die den Cavallerie-Dienst und die Reitkunst kannten, und daher im Stande waren, das Unentbehrliche von dem weniger Nothwendigen zu sondern, und nur jenes zu lehren.

Geradezu unmöglich ist, daß die Nation bei jedem künftigen Kriege in einen Enthusiasmus wie 1813 ausbreche, der alle materiellen Hindernisse und Mängel reichlich deckte. Eben so werden wir dem vortrefflichen Napoleon, diesen um uns hochverdienten Zuchtmeister, Lehrer und Helfer, nicht immer gegenüber stehen. — Wenn endlich die Reitkunst und Wissenschaft der Cavallerie untergegangen seyn wird (ein Zeitpunkt, dem wir ziemlich nahe stehen), wird es schlechthin unmöglich seyn, brauchbare Cavallerie schnell zu formiren. Es gehet, so lange die Chefs ihre Kunst noch verstehen, es gehet nicht mehr, sobald diese verloren ist.

Nochmals, es ist periculum in mora, und muß bald dazu gethan werden! Ich sehe kein anderes Mittel, als Reitschulen einzurichten, in denen die Reit- und Zäumungskunst gelehrt wird, dort erst einige Offiziere von jedem Regiment, und durch diese nachher die Unteroffiziere zu bilden, in der Folge aber jeden Offizier, der im Reiten zurücksteht, zur Infanterie zu versetzen. Diese kann sich dadurch nicht beleidigt fühlen, denn sie würde nur Individuen erhalten, welche im Uebrigen untadelhaft sind. Wer dies nicht ist, kann natürlich weder in der einen noch andern Waffe beibehalten werden, aber ein unvollkommener Reiter kann immer noch ein sehr tüchtiger Fußsoldat seyn.

4) In Hinsicht des vollständigen Exercitiums ist eingewendet worden:

> ich spreche nur immer von der Attake, welche doch nicht die einzige Art sey, Cavallerie zu gebrauchen. Es komme auch viel auf den leichten Dienst an, und auf die Art, wie eine Armee durch ihre Reiterei in Sicherheit erhalten werde.

Habe ich mich wirklich über diesen Punkt nicht deutlich ausgedrückt, so ist das ein Fehler, den ich verbessern muß. Meine Meinung ging aber gewiß nicht dahin, die leichte Cavallerie aus den Augen zu setzen, denn ausdrücklich ist gesagt: es müsse ein Exercitium eingeführt werden, für schwere und leichte Reiterei verschieden, und der Eigenthümlichkeit einer jeden angemessen. Was ich hierunter verstehe, folgt in kurzen Worten.

Das Wesen der schweren Reiterei liegt in dem Ungestüm und der Gewalt ihres Angriffs; das der leichten in der schnellen Beweglichkeit.

In die Augen springt, daß schon bei der einzelnen Dressur darauf hingearbeitet werden muß, daß Reiter und Pferd dem Wesen der Waffe entspreche.

Der Angriff schwerer Reiterei kann nicht geschlossen genug seyn. Das Pferd darf also weder zu empfindlich für den Schenkel geritten, noch zu sehr auf das Hintertheil gesetzt werden, denn es soll den Druck der geschlossenen Attake nicht nur aushalten, sondern ihm auch widerstehen. Es darf nicht leicht galoppiren, weil dadurch die Nebenpferde gereizt werden, und ein Drängen entsteht. Der Reiter soll sein Thier zwar allerdings in der Gewalt haben, muß aber dennoch vorzugsweise auf das Geradeausreiten und festes Schließen geübt seyn.

Die leichte Cavallerie kann sich nicht schnell genug bewegen, das Pferd muß also möglichst lose im Maul, und empfindlich für den Schenkel geritten, auch vollständig auf den Galopp ausgearbeitet werden, damit es im Gleichgewicht stehe, alle Kräfte beisammen und zur Disposition des Reiters habe, damit es lange aushalten, rennen und setzen könne, wenn es gefordert wird. Demselben Grundsatze gemäß muß bei dem Manne nicht nur die Reitkunst in ihrem ganzen Umfange ausgebildet, sondern auch seine Beurtheilung geübt werden, damit er verstehe die Kräfte des Pferdes im Nothfalle anzustrengen, und wieder im Nothfalle mit ihnen hauszuhalten.

Das Exercitium im Ganzen muß von den nämlichen Gesichtspunkten ausgehen.

Die schwere Reiterei bleibt in allen Bewegungen fest geschlossen, und wer sich ausdrängen läßt, ist straffällig. Deshalb muß sie aber auch ruhig seyn. Sie reitet selten Galopp, sondern einen langgestreckten Trab, der sie bei den Evolutionen, vorzüglich beim Aufmarsche, rasch von der Stelle bringt. Auch in der Attake trabt sie gleich rasch vom Platze fort; — aber hier ist, bei dem überall eingerissenen Fehler des Locker-Reitens, für den Anfang die größte Aufmerksamkeit nöthig, daß sie sich nicht öffne, wie jetzt allenthalben geschieht!

Die reglementsmäßige Regel ist: „weiche dem Drucke der vom rechten Flügel, und widerstehe dem, welcher vom linken

kommt", so wie ferner: „die Schwadrons-Intervallen müssen in der Attake beibehalten werden". Was entsteht hieraus jedesmal? Kein Pferd geht so stät gerade aus, daß es nicht dann und wann etwas abweichen sollte. Der rechte Flügel geht auf den gegebenen Richtungspunkt los, und darf nicht weggedrängt werden, mithin geschehen alle Abweichungen nach der Linken hin. Binnen einigen Augenblicken weicht schon der linke Flügelmann der ersten Schwadron, wodurch die Intervalle verkleinert wird. Da der Führer der zweiten Schwadron selbe erhalten soll, so läßt er sie um eben so viel links rücken, und es entsteht bei dieser, so wie in nothwendiger Folge auch bei der dritten und vierten Schwadron, was so eben von der ersten gesagt ward. Unterdessen ist die Attake immer vorwärts gegangen, das Schwanken hat sich theilweise wieder ausgeglichen, die entstandene Oeffnung links sich aber nicht so schnell wieder beseitigen lassen. Bei'm Halt ist jedesmal das Regiment auseinander, oder im Ernste hat die festgeschlossene Cavallerie des Feindes diese schwankenden Reihen durchbrochen. Hiergegen sehe ich nur das einzige Mittel: die Richtung ein- für allemal nach der Mitte der Schwadron zu nehmen.

Auf den langen Trab, womit die Attake begonnen, folgt etwa dreihundert Schritt vom Feinde ein eben so langgestreckter Galopp, und dann: Marsch, Marsch! Auf dem Exercirplatze müßte niemals Halt commandirt, sondern geblasen, und nichts daraus gemacht werden, wenn es Einige früher, Andere später hören, und sonach die Linie krumm steht. Sollte sie aber auseinander gekommen seyn, dann muß die Mannschaft gescholten werden.

Die leichte Reiterei soll ihre Pferde gesammelt haben, und deshalb in der Regel einen kurzen Trab, dagegen, wo es nöthig ist, Galopp reiten. Sie muß alle Bewegungen im Galopp machen können. Sie darf in der Attake nicht zu eng reiten, um immer leicht ihre Linie brechen und z. B. ein Flanken-

Manöver ausführen zu können. Sie muß aus der vollen Carriere auf dem Fleck halten, und eine befohlene Evolution in demselben Augenblicke machen. Uebrigens muß sie aber noch weit mehr Mühe und Zeit auf den Felddienst als auf das Exerciren verwenden.

Der größte Verderb aller Attaken ist die jetzige Mode, daß die Offiziere halb im Gliede reiten, nur ausführbar, wo ganz locker geritten wird. Wenn wir geschlossen ritten, wie wäre es möglich, daß die beiden Mann neben dem Offizier im Gedränge die eine Pferdebreite offen erhalten? Wie soll der Offizier, der nur die Kruppe des Pferdes im Gliede hat, die richtige Entfernung von seinem Richtungs-Nebenmann erhalten, da er nicht im Stande ist, dem geringsten Drucke zu widerstehen, sondern augenblicklich heraus gequetscht werden müßte? Nach meiner Ansicht sollten die Offiziere der schweren Cavallerie im Gliede, die der leichten vor demselben reiten.

Der Character der schweren Cavallerie muß seyn: durchaus keinen Widerstand zu dulden; sobald sie den Feind aufmarschirt sieht, muß das Gewitter losbrechen. Darum darf man sie nicht eher vorbringen, als bis es Zeit zum Einhauen ist, und eben so wenig zum Nachsetzen gebrauchen; unmittelbar nach gelungenem Angriff sammelt sie sich vielmehr zu einem neuen, der etwa nöthig werden könnte.

Der Character der leichten Reiterei muß seyn: alle Vortheile die sich darbieten, zu benutzen. Sie muß den Gegner stundenlang vor sich sehen können, ohne ihn anzugreifen, wenn dies keinen Vortheil verspricht, ja ohne Anstand zurückgehen, sofern es vortheilhaft erscheint. Sobald sich aber der günstige Augenblick zeigt, muß sie zufahren, allenthalben seyn, und nicht eher ablassen, als bis des Feindes Niederlage ganz vollständig ist.

Die schwere Cavallerie muß eine wahrhaft unkluge Tapferkeit besitzen, welche von dem obersten Befehlshaber zu leiten ist, die leichte aber möglichst große Gewandtheit und Kühnheit.

Noch ist bemerkt worden:

> Infanterie sey beinahe zu Allem brauchbar, wozu man bisher Reiterei verwendet, und letztere eigentlich nur unentbehrlich um den Sieg vollständig zu machen und zu benutzen. Sobald der Feind wanke, lasse man einen Haufen Cavallerie los, und dabei komme wenig darauf an, ob sie auf das Beste ausdressirt und ausexercirt sey oder nicht.

Das mag in vielen Fällen wahr seyn, aber nicht in allen. Offenbar bildet die Infanterie den Kern jedes Heeres, sie ist die naturgemäßeste Waffe, und unabhängig von den unzähligen Zufälligkeiten, welche bald den Reiter, bald sein Pferd hemmen. Vielmehr fußt sie lediglich auf den Willen und die Kraft des Mannes. Aber in allen Fällen, wo widrige Umstände ihren Grundeigenschaften entgegen treten, und zugleich die rasche Beweglichkeit der Cavallerie begünstigen, da wird das Fußvolk im Schatten stehen. Gewiß findet man in dem größten Theile Europa's bis östlich der Oder, solche Kriegstheater und Schlachtfelder, welche der Infanterie feste Posten und solche Stellungen darbieten, daß sie die Entscheidung herbeiführen kann. Gehen wir jedoch weiter gen Osten, über die Weichsel, wo die großen Flußgebiete und Ebenen beginnen, wo Dörfer und kleine Gebüsche — für unsere Infanterie so vortheilhaft — seltener werden, wo ein Gegner steht, dessen Cavallerie eine decidirte Ueberlegenheit über die unsrige besitzt, — da wird das Fußvolk die Sache nicht ausfechten können! Da man vielleicht einwendet, daß an solche östliche Expeditionen, außer einigen halbverrückten Politikern, Niemand denkt, will ich mich nicht weiter in diesen Gegenstand vertiefen.

Ferner ist in der Ebene der Rückzug über einen großen Fluß im Angesicht des verfolgenden Feindes, ohne eine gute Cavallerie gar nicht möglich. Bloßem Fußvolk rückt der Gegner so nahe auf den Leib, daß die Letzten nicht abmarschiren

können; für das Ganze bleibt keine andere Rettung, als bedeutende Massen ihm weit entgegen zu werfen, und diese als unvermeidliches Opfer zu betrachten. Anders verhält es sich mit der schnell beweglichen Reiterei, sofern man ihrer Manövrirfähigkeit und Ausdauer vertrauen kann. Sie wird ebenfalls Verluste erleiden, aber sie kommt doch davon. Ein glänzendes Beispiel liefert der Rückzug des Oesterreichischen Heeres über die Donau, am 23sten April 1809 bei Regensburg. Allerdings war die vom Erzherzog Carl dazu gegebene Disposition meisterhaft, doch damit allein wäre wenig gewonnen worden, es gehörte auch die Ausbildung und Tüchtigkeit der Oesterreichischen Cavallerie dazu. Sie schlug sich gegen große Uebermacht, erlitt bedeutenden Verlust, erfüllte aber ihren Zweck vollkommen, und rettete die Armee. Dieser Kampf ist in meinen Augen eine der schönsten Waffenthaten, welche jemals von Reiterei vollführt worden.

Was nun die Behauptung angeht, daß der Sieg auch durch eine Cavallerie vollständig gemacht werden könne, deren Ausbildung mangelhaft ist, so erinnere ich an das Treffen von Hagelsberg (27. August 1813), und nehme Bezug auf meine Darstellung desselben. Die drei Landwehr-Cavallerie-Regimenter waren gleich im Anfange nach vorwärts durchgegangen, und erst mit großem Aufwande von Zeit und Mühe wieder gesammelt worden. Als später der Augenblick gekommen schien, sie noch einmal loszulassen, bat ich persönlich den Oberst v. Bismark darum, allein er hatte das Zutrauen zu ihrer Ordnung verloren, und wollte ohne bestimmten Befehl nichts unternehmen. „Loslassen kann ich sie bald, aber ob ich nachher einen Mann wieder zu sehen bekomme, ist eine andere Frage; das kann ich nicht verantworten.“ Diese Antwort kann man einem an die Ordnung der Linien-Cavallerie gewöhnten Offizier durchaus nicht verdenken, — mit einer vollständig ausexercirten Reiterei würde er keinen Augenblick gezaudert haben.

Tapferer als jene Landwehr konnte sie nicht seyn, aber sie hätte ihren Führer durch gewohnte Ordnung in den Stand gesetzt, die erlangten Vortheile besser zu benutzen.

Es hat mir Jemand eingeworfen:

> unsere Hauptkriege würden wir mit Frankreich, Rußland oder Oesterreich haben; jeder dieser Staaten sey uns an Reiterei überlegen, deshalb könnten **wir** unsere Stärke nicht darin suchen.

Zugegeben! Allein wenn uns von vornherein die **Menge** abgeht, so ist dies gewiß kein Grund, um überdies auch auf die **innere Güte** zu verzichten. Im Gegentheil: wenn das Eine fehlt, muß man bemüht seyn, es durch das Andere möglichst auszugleichen.

Endlich bemerkt ein Kenner:

> ich hätte übersehen, daß die jetzige Fechtart ganz verschieden von der ehemaligen sey. Früher habe man in Reihen gestanden, jetzt in Massen; sonst auf der freien Ebene, jetzt vorzugsweise in Dörfern und Gebüschen, überhaupt in durchschnittenem Terrain. Jene Art zu fechten sey für die Reiterei sehr vortheilhaft gewesen, dermalen könne sie ihre Aufgabe nur schwer lösen.

Dem ist ohne Zweifel also; es folgt aber, daß bei schwerer gewordener Aufgabe, die Cavallerie in noch höherem Grade ausgebildet seyn müsse als vormals. Ueberhaupt wollte ich in der früheren Schrift lediglich von den mir auffallenden Mängeln unserer Reiterei, nicht von ihrem Gebrauche sprechen, und obige Einrede veranlaßt mich, darüber noch Einiges folgen zu lassen.

Offenbar mischen wir unsere Cavallerie zu sehr durcheinander. Es giebt Brigaden, die aus Kürassieren und Husaren

zusammen gesetzt sind, woraus folgt, daß alle den nämlichen Dienst verrichten müssen, wie die Umstände es eben gebieten. Darüber geht das Eigenthümliche jeder Waffengattung verloren, die Schweren bleiben nicht schwer genug, die Leichten verlieren ihre Leichtigkeit. Vormals war man darin consequenter. Die schweren Reiter allein hießen Cavallerie, Husaren und dergleichen wurden gar nicht dazu gerechnet.

Hierin offenbarte sich noch die Verschiedenheit ihres Ursprungs, denn die schwere Reiterei ist rein Europäisch, Nachkomme der alten Ritter, die leichte durchaus Asiatisch, und mit den Sarmaten und Hunnen in unsern Erdtheil gekommen. Der verschiedene Charakter beider ist bereits erörtert, und dem gemäß sollten sie auch gebraucht werden.

Die schwere Reiterei darf bis zum Tage der Schlacht nicht ermüdet werden, denn solche große Pferde halten ohnehin nicht viel aus. Dann aber soll ihr auch nichts widerstehen. Alles muß bei ihr auf das Durchbrechen eingerichtet seyn. Darum bedarf sie durchweg Küraffe; denn wenn man auch behaupten mag, daß diese keine Kugel abhalten, so kommt es hierauf wenig an. Sie halten Hieb und Stich ab, und es ist ein unermeßlicher Vortheil im Gefecht, wenn die Hiebe des Gegners immer auf hartes Eisen fallen, während wir das weiche Fleisch treffen. Den Helmen wäre eine Einrichtung zu wünschen, nach welcher sie nicht blos auf der Spitze des Kopfes balancirten, sondern Kopf und Nacken wirklich deckten, besonders letzteren, wo jeder Hieb tödtlich ist.

Unwiderstehlich müßte der Angriff der Kürassiere seyn, wenn sie Lanzen hätten. Ich meine nicht Piken, die man in der Mitte anfassen muß, wie unsere Ulanen führen, sondern wirkliche Ritterlanzen mit einem Gegengewicht am unteren Ende, und einem Griff, so daß man selbe an die Hüfte ansetzen und mit dem Ellnbogen an den Leib drücken kann, und deren Spitze wenigstens vier Fuß vor dem Kopfe des Pferdes

sich befindet. Wenn ein solches Regiment festgeschlossen im vollen Lauf gewittergleich ankäme, mit dem starren Lanzenwald in die Gegner hineinrennend, was sollten diese, blos mit dem Säbel bewaffnet, wohl beginnen? Zeitig umzukehren dürfte das Beste seyn, denn bei solchem Angriffe erscheint es ziemlich gleichgültig, ob der Vertheidigende einen Säbel oder einen Flederwisch in der Hand hat, weil er weder mit dem einen noch mit dem andern die feindliche Linie erreichen kann. Wartet er den Anprall ab, so wird nothwendig ein großer Theil seiner Mannschaft und Pferde durch den ersten Stoß außer Gefecht gesetzt. Geschähe dies aber auch nicht, träte das Unmögliche ein, daß sämmtliche Lanzen fehlstießen, und beide Linien prellten gegen einander, so wäre der mit der Lanze Bewaffnete immer noch im Vortheil, denn er kann sie mit beiden Händen fassen, dem Feinde in's Gesicht stoßen, und dann den Degen ziehen.

Dieses Degenziehen, und der zu erwartende Einwand, daß man gegen solche Cavallerie in Rücken und Flanken operiren werde, nöthigt mich zu einer Abschweifung über die Waffen der Reiterei.

Ich unterscheide: die vorher beschriebene Lanze, die Pike, den Degen, und den Säbel.

Die Lanze ist nur zu solchem festgeschlossenen Angriff brauchbar, in den kein Gegner mit kürzerer Waffe sich eindrängen kann. Zu schwer, als daß man sich damit drehen und wenden könnte, ist dieselbe nicht zum Fechten, sondern lediglich zum Umrennen brauchbar.

Die Pike ist vortrefflich für das einzelne Gefecht und das Nachsetzen. Auf freiem Felde, wo genug Raum vorhanden, um sich drehen, wenden und die Pike über dem Kopfe schwingen zu können, hält der gehörig ausexercirte Mann damit sich den besten Säbelreiter vom Leibe. Er bleibt ruhig stehen, während dieser ihn umschwärmt, zeigt ihm aber stets die Spitze;

so wie der Gegner nur einen Augenblick still hält, oder langsam wendet, sitzt er ihm mit einigen Galoppsprüngen in den Rippen. Eben so verhält es sich bei'm Nachsetzen. Nicht genug, daß man den Feind schon erreichen kann, welcher für den Hieb noch zu entfernt ist, so macht auch ein Pikenstich ganz anderen Eindruck, als der Hieb oder Stich mit dem Degen. Man sieht oft die Fliehenden eine ganze Last von Säbelhieben aufladen und, obwohl verwundet, doch entkommen, wenn aber mit der Pike verfolgt wird, so wirft sich gewöhnlich Alles von den Pferden. Selten wird Einer zwei Stiche mit derselben aushalten. — Uebrigens können Piken nicht leicht genug seyn, und die unseren sind sämmtlich zu schwer, weil die Stangen nicht ausgekocht werden. Auch verrücken die eisernen Schienen an der Spitze und die Flagge den Schwerpunkt, welcher nicht in die Mitte der Stange, sondern weiter nach vorn fällt. Dadurch wird die Waffe ohne allen Nutzen verkürzt. Vor der Flagge sollen sich die Pferde der Gegner scheuen, aber bei den wenigsten bewirkt sie dies, und hindert jedenfalls das Exercitium. — Die Piken der Kosaken sind die besten: ohne Flagge, und die Spitze durch ein Ledergeflecht befestigt.

Im Gedränge des stehenden Gefechts ist der Degen oder Säbel bei weitem besser, denn der Gegner kann dabei weder Lanze noch Pike gebrauchen. Mit einem guten Degen schneidet man hier jede Pike entzwei*), und der mit ihr Bewaffnete kann solchen Falles nichts Zweckmäßigeres thun, als dieselbe wegwerfen, und ebenfalls vom Leder ziehen.

Die Verschiedenheit des Degens und Säbels beruht auf ihrem verschiedenen Ursprunge: jener ist eine Europäische, dieser eine Asiatische Waffe. Dermalen ist der Säbel Modewaffe; Jeder trägt ihn, ohne seinen Gebrauch zu verstehen, denn wir

*) Wo freier Raum vorhanden ist, wird dagegen der Geübte leicht dem Hiebe ausweichen, und mittelst einer Schwingung dem Feinde den Degen aus der Hand schlagen.

wollen damit wie mit dem Degen fechten, wozu er nicht gemacht und wenig brauchbar ist. Das gute Fechten mit dem Degen bestehet aus schnellen Hieben mit der Spitze, und dem Pariren der feindlichen Hiebe, die Klinge herab mit dem Gefäß oder Korb. Das Fechten mit dem Säbel besteht aus langen **Schnitten**; mit dem Gefäß zu pariren ist nicht möglich, sondern die Hiebe des Gegners müssen mit der Klinge aufgefangen und weggeschlagen werden, oder an derselben nach der Spitze hin abgleiten. Deshalb haben auch die Nationen, denen der Säbel eigenthümlich ist, selten einen Bügel, oft nicht einmal eine Parirstange daran, denn ihre Faust wird nicht exponirt. Wir aber geben sie jedem Hiebe preis, und verderben zur Abhülfe die Säbel durch große Bügel und Körbe, die wir ihnen naturwidrig ansetzen.

Aus dem Gesagten folgt, daß bei der schweren Reiterei das erste Glied Lanzen führen muß, das zweite Degen. Hinter derselben befindet sich stets ein leichter Trupp gegen etwaige Flanken-Bewegungen des Feindes, und zum Verfolgen bestimmt. Auf dem Exercirplatz werden die Attaken sowohl in Linie als in Colonne geübt.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Colonnen-Angriff mit Schwadrons-Distance oder eng geschlossen zu machen sey? Ich bin für das Letztere. Der Colonnen-Angriff muß überhaupt aufgespart werden, bis die höchste Noth ihn erheischt, dann aber wäre es gefährlich, mit vollen Distancen zu attakiren, weil die etwa geworfene erste Escadron die folgenden in Unordnung, wenigstens zum Stutzen bringen kann. Da würde denn am Ende nicht mehr ausgerichtet, als bei dem Angriffe in Linie. Besser, ich lasse meine Schwadronen dicht aufschließen, und setze die Masse in Galopp, zuletzt in die Carriere, wobei es: „entweder — oder" heißt. Durchbrechen **muß** diese Masse allemal. Möglich, daß sie zur Hälfte zusammen geschossen wird, oder in einen Hohlweg stürzt, wobei Hunderte

den Hals brechen. Unmöglich aber, daß sie stutzt oder gar umkehrt, denn in diesem Getümmel, Brausen und Toben, wenn viele hundert Pferde in einem dichten Klumpen vorwärts jagen, bleibt auch der beste Reiter nicht Herr seines Pferdes, — sie gehen alle durch. Behielte aber auch einer oder der andere das seinige in der Gewalt, so ist dennoch an Aufhalten nicht zu denken, denn er würde augenblicklich von dem hinter ihm Durchgehenden übergeritten. Es leidet also keinen Zweifel: wird eine solche Attake unternommen, so entsteht ein Loch, oder man sieht das Regiment nicht wieder.

Auf dem Exercirplatze müßte dies geübt, aber um Gotteswillen nicht Halt commandirt werden; man bestimmt vielmehr ein sichtbares Ziel, an welchem man sich sammelt, so gut es gehen will. Wohlgethan wird seyn, das ebenste Terrain auszusuchen, denn das Stürzen ist hier lebensgefährlich.

Wenn mehrere Regimenter in einer Colonne sind, so macht nur allein das vorderste den Angriff, die anderen folgen gesammelt und in Ordnung, damit ihre Führer sie hinwenden können, wo es nöthig ist. Sind ganze Brigaden zur Stelle, so könnten Colonnen mit Regimentsfront gebildet werden. Ich setze zwei Brigaden, jede von vier Regimentern. Also vorn vier Regimenter in ihrer Front dicht aufgeschlossen, und dieses Ungewitter (ein Klumpen von zweitausend Pferden in vollem Rennen!) mit einemmale losgelassen, während vier andere Regimenter folgen, und rechts oder links herausgeworfen werden, wo es nöthig ist. Es kann viel verloren gehen, aber ich halte für unmöglich, daß Widerstand geleistet werde.

Wir gehen nun zur leichten Reiterei über, deren wichtigste Aufgabe ist, einen Vorhang um die Armee zu ziehen, hinter welchem diese ruhig ißt und schläft. Gewiß sichern wir uns lange nicht genug durch leichte Truppen, wir wissen nicht genug vom Feinde, verlieren ihn zu oft aus den Augen, und tappen im Finstern. Mir selbst ist mehr als einmal begegnet,

daß man vom Hauptquartier aus eine kleine Unteroffizier-Patrouille, nicht zu Geheimnissen, sondern nothwendigen Entdeckungen forderte, welche dort instruirt und versendet wurde, ohne daß ich erfuhr, wohin. — Die zu diesem Dienste bestimmten Reiter, immer am Feinde liegend, zu allen Entsendungen und Erspähungen gebraucht, dürfen eben deshalb so wenig als möglich in der Schlacht verwendet werden. Erst wenn diese beendet ist, fängt ihre Arbeit wieder an; sie gehen vor, entweder dem Feinde nach, oder um unsern Rückzug zu decken. Da sie am öftersten in den Fall kommen, einzeln zu fechten und zu verfolgen, so werden sie am besten mit der Pike bewaffnet.

Eine andere Art der leichten Reiterei ist die, welche in den Schlachten den Kürassieren folgt, dem Feinde in die Flanken geht, die Infanterie bei'm Aufmarsche deckt, oder auch bei der Avant- und Arrieregarde hinter den Pikenreitern die Massen bildet. Für diese ist das stehende Gefecht und ein regelmäßiger Angriff, daher führen sie zweckgemäßer den Degen oder Säbel.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, wie schwere und leichte Reiterei in ihrem Wesen, Charakter und Gebrauch so verschieden seyn müssen, daß man nicht frühe und streng genug jede auf ihre Eigenthümlichkeit hinweisen kann. Ist es gestattet, über das Verhältniß ihrer Stärke unter sich etwas zu sagen, so glaube ich, daß eine solche Masse Kürassiere erforderlich sey, von welcher man Resultate erwarten kann. Weniger als achttausend dürften es bei uns schwerlich seyn. Da nun unsere Linien-Cavallerie dermalen aus achtzehntausend Mann besteht, so bleiben zehntausend für die leichte Reiterei übrig. Hiervon rechne ich fünftausend mit dem Säbel, zur Unterstützung der Kürassiere, sowie zum Manöver überhaupt,

und fünftausend ganz leichte Reiter mit der Pike, zu Vorposten, Patrouillen und Neckereien*).

Eine alte Klage ist die geringe Stärke der Schwadronen, und wie schnell diese bei einem irgend lebhaften Feldzuge, weniger durch Verlust vor dem Feind, als durch Detachirungen, Commandirte, lahme Pferde u. s. w. zusammen schmelzen. Ich möchte die Bildung zweier „Flanqueur-Züge" vorschlagen, welche alle Flanqueurs, Avantgarden und Seiten-Patrouillen zu geben hätten, und niemals in der Front, sondern stets hinter derselben aufmarschirten. — Wenn die Küraſſiere so gehalten und gebraucht würden, wie vorstehend angegeben, so könnten bei ihnen nie Detachirungen vorfallen, und sie daher die Flanqueur-Züge entbehren. Aber der gesammten leichten Reiterei sind sie durchaus nothwendig, wenn dieselbe nicht nach wenigen Wochen auf ein bloßes Blendwerk herabkommen soll **).

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen in Bezug auf die höhere Leitung der Reiterei; denn wenn wir die unsere auch möglichst brauchbar machten, und entbehrten der guten höheren Führer für sie, so wäre im Ganzen wenig gewonnen.

Ein Seidlitz findet sich weniger oft, als ein Fouqué oder Keith. Warum? Weil das Exercirwesen der Infanterie und ihr Gebrauch eine Wissenschaft ist, das der Cavallerie aber eine Kunst. Jeder von der Natur nicht geradezu vernachläſſigte Mensch wird mit ernstem Willen es dahin bringen, ein Regiment oder Bataillon Infanterie tadellos zu führen. Anders

*) Es folgt hier eine Auseinandersetzung, warum der Herr Verfasser nicht weiter auf die Landwehr-Cavallerie rechnet. Da die Verhältnisse derselben sich seit 1816 wesentlich geändert haben, ist diese Auseinandersetzung von keinem Interesse mehr. A. d. H.

**) Auch müßte bei jedem Regimente oder wenigstens bei jeder Brigade eine Feldschmiede vorhanden seyn. Es ist ganz unglaublich, wie viele Mannschaft bei raschen Märschen auf steinigem Boden oder im Koth, durch das Aufsuchen einer Schmiede dem Glied entzogen werden, sich verirren und allgemach zu Nachzüglern werden.

bei der Reiterei, wo sich Hindernisse finden, die zu überwinden nicht eines Jeden Natur gestattet. Zuerst die Reitkunst; — es giebt Leute, die ungeachtet aller aufgewendeten Mühe nie auch nur einige Vollkommenheit darin erreichen. Sodann der schnelle Blick und Entschluß, das Erfassen des Moments. Wie Wenige verstehen, eine große Masse ohne Zeitverlust zu bewegen, und besitzen die Geistesschnelligkeit, um vor dem Feinde den günstigen Augenblick bei'm Stirnhaar zu ergreifen! Wie mancher vortreffliche Infanterist würde hier scheitern! An der Spitze von Fußvolk hat er immer Zeit, sich ein wenig zu bedenken, kann etwas früher oder später antreten, im Vorgehen die Richtung ändern, dann wieder halten — Alles ohne wesentlichen Nachtheil. Der Anführer einer bedeutenden Cavalleriemasse hat nur einen Augenblick, er läßt sie los oder nicht. Geschah es zur Unzeit oder in falscher Richtung, so ist dieser Tag wahrscheinlich für ihn verloren, daher gehört zum guten Reiterei-Führer eine ganz besondere Geistes-Organisation.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit, die Bildung von solchen Führern sorgfältig in's Auge zu fassen, oder mit anderen Worten: den Seidlitz-Naturen, welche sich hoffentlich unter uns befinden, Gelegenheit zu gewähren, daß sie zum Durchbruch kommen. Die Vertheilung der Armee in Brigaden (Divisionen) von beiden Waffen, ist in sofern eine gute Einrichtung, als sie sich dadurch gegenseitig ihrem Wesen nach kennen lernen, und vorzüglich als die Anführer mit beiden Waffen vertraut werden. Allein wenn dies ewig so bleiben sollte, so müßte auf der anderen Seite die ganze Eigenthümlichkeit der Reiterei darüber zu Grunde gehen. Ohne allen Zweifel würde eine reitende Infanterie daraus, und am Ende getraute sich Keiner mehr auf tausend Schritte in das Feld hinein, wenn er nicht den Bruder Füsilier, oder noch lieber Kanonen bei sich hätte.

Fortdauernd unter sechszehn verschiedene Behandlungsarten gestellt, müßte die Cavallerie-Kunst verloren gehen, und

ich behaupte geradezu, daß wir nicht sechszehn vollständige Cavallerie-Anführer in der Armee haben. Daraus folgt das Uebrige.

Nothwendig erscheint, daß zur Ausbildung beider Theile: der Anführer und der Mannschaft, alljährlich große Cavallerie-Exercitien stattfinden, zu denen viele Regimenter unter einem Befehlshaber vereinigt, und nach einer Methode behandelt werden. Schwerlich möchte es zu viel seyn, wenn die Cavallerie zwei Monate im Jahre, etwa im Frühlinge, blos als Cavallerie unter besonderen Befehlshabern exercirte. Gemeinschaftliche Uebungen mit dem Fußvolk und Feldmanöver finden am besten im Herbste statt, wenn sich nach vollendeter Ernte größerer Raum darbietet.

Wenn endlich die Reiterei solchergestalt ihrer Natur und der Eigenthümlichkeit ihrer Bestimmung zurückgegeben, wenn sie unter sich übereinstimmend ausgebildet wäre, und ihre Anführer selbst erzöge, dann bleibt nur der Wunsch übrig, daß bei ausbrechendem Kriege Anführer und Truppen so vereinigt in's Feld gehen, wie sie auf den Uebungsplätzen sich kennen gelernt. Wahrhaft verzweiflungsvoll wird in schwierigen Fällen die Lage eines Anführers, welcher ihm unbekannte Truppen commandirt, mit Offizieren, von denen er nicht weiß, was er Diesem anvertrauen darf, oder Jenem, oder was nicht. Vielleicht verfehlt er den klar erkannten Zweck lediglich durch eine einzige unrichtige Wahl. Eben so beschwerlich und Vertrauen raubend ist es für Truppen, einen Führer zu bekommen, dessen Art und Weise sie nicht kennen, und dessen Meinung sie deshalb nicht sogleich verstehen. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, welche mich das übrigens glückliche Gefecht unweit Namur, am 20sten Juni 1815, machen ließ; wenn der Leser die Schilderung desselben in den vorstehenden Aufzeichnungen genau durchgehen will, wird er mich vollkommen verstehen.

Hiermit mag dieser Aufsatz schließen. Ich wünsche, daß er die vielen Mängel unserer Reiterei außer Zweifel stelle, und daß die angegebenen Mittel zur Abhülfe benutzt werden, wenn man solche zweckgemäß findet. Sollte dies nicht der Fall seyn, so hoffe ich, daß man mir andere überzeugend entgegen stellen wird.

Zusatz.

(Aus den „Nachrichten aus meinem Leben" theilen wir im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz Folgendes mit:)

Friedrich der Zweite hatte über den Werth der Cavallerie ganz andere Grundsätze, als die jetzt im Schwange gehenden. Ein alter Herr v. Ahlimb in Ringenwalde in der Ukermark, und vor nicht langer Zeit gestorben, der bei dem Kürassier-Regiment meines Onkels gestanden hatte (Prinz von Preußen), den sogenannten gelben Reitern, hat mir Folgendes erzählt:

Das Regiment kam jeden Herbst zum Manöver nach Potsdam. Einsmals war der König sehr unzufrieden schon bei'm Einrücken in's Lager, und so ging es die drei Tage in einem Schelten fort. Den letzten Tag waren alle Offiziere zur Parole in Sanssouci versammelt, und nachdem der König jedem sein Theil gegeben, rief er noch besonders: Messieurs von der Cavallerie! und ging mit ihnen abwärts; dann fing er an:

„Das Regiment ist gänzlich verloddert, keine Accuratesse, keine Solidität, keine Ordnung! Die Kerls reiten schon wie die Schneider! — Ich bitte mir aber aus, daß Jeder sein devoir besser thut, sich mehr um den Dienst bekümmert, und das Reiten besser betrieben wird; sonst werdet Ihr es mit mir zu thun haben!

Ich weiß aber schon, wie es zugeht; die Rittmeister denken nur an's Profitmachen und die Lieutenants an's Faullen-

zen! Ihr denkt wohl, ich kenne Eure Schliche nicht? aber ich werde sie Euch erzählen. So wie Ihr morgen nur über die Neblitzer Fähre (¼ Meile von Potsdam) hinaus seyd, so frägt schon der Rittmeister: „Herr Wachtmeister, haben wir Leute hier aus der Gegend?" Ja, Herr Rittmeister, da ist der und der, der wohnt da und da, und der andere da, die möchten wohl gern auf Urlaub gehen. „Sie sollen Urlaub haben, sobald wir in's Quartier kommen; wir können das Tractament sparen. Sagen Sie mir nur auf jedem Marsch, wer in der Gegend wohnt, sie sollen alle Urlaub haben!" und so geht es alle Tage bis in die Garnison. Die Lieutenants aber wollen sämmtlich Bekannte besuchen und kriegen alle Urlaub, bis der Rittmeister ganz allein mit der halben Schwadron in die Garnison rückt, welche die andere Hälfte der Pferde an der Hand führt, wie eine Bande Kosaken! Aber ich werde Euch besser auf's Dach sitzen, es soll anders werden oder der Teufel soll Euch holen!

Wenn dann die Leute anfangen sollen, wieder einzeln zu reiten, so kömmt der Wachtmeister des Morgens zum Rapport, dann sagt der Rittmeister: Ich bin heute zu Mittag auf dem Lande und muß bei Zeiten wegreiten; der Premier-Lieutenant soll reiten lassen. Wenn dann der Wachtmeister zu diesem kommt, so sagt der: — So? ist der Rittmeister weg? Dann werde ich auch nicht zu Hause bleiben. Ich werde auf die Jagd gehen. Sagen Sie dem Seconde-Lieutenant, daß er reiten läßt! — Der liegt dann gar noch im Bett und sagt: So, sind sie beide weg? Das ist mir lieb, dann werde ich auch wahrhaftig nicht aufstehen. Ich habe die ganze Nacht getanzt. Sagen Sie dem Cornet, ich sey krank: er muß heute reiten lassen! — Und wenn es dann endlich an den Cornet kömmt, so spricht der: Ach, lieber Herr Wachtmeister, was soll ich da stehen? Lassen Sie doch reiten. Sie verstehen es ja viel besser als ich! So geht es. Aber was soll daraus wer-

den? Kann ich wohl solche Cavallerie vor den Feind gebrauchen? Wollt Ihr Eure Schande erleben und cassirt seyn? Denn ich muß Euch nur sagen, Euer Dienst ist so, daß ich von einem Cavallerie-Lieutenant mehr verlangen muß, als von einem Major von der Infanterie! (Hier hat er sich halb schüchtern und halb listig umgesehen, ob die es auch nicht hörten.) Wenn der Lieutenant auf der Feldwache ist und ich komme, so muß er mit der ganzen Gegend auf eine Meile vor sich Bescheid wissen, und mir ein deutliches Tableau davon machen, wonach ich mich orientiren kann. Schicke ich ihn auf Patrouille, so muß er mir genauen Bescheid bringen, wo der Feind steht, wie er sich postirt hat, wie stark, wo man ihm am besten beikommen kann, und wo er attaquable ist? — wie die Wege und Brücken dahin beschaffen sind, und ich marschiren kann, mit der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Und wenn es Zeit zur Attake ist, so müßt Ihr das selbst wissen und losreiten, denn wenn man erst zu Euch hinschicken soll, ist es allemal zu spät! Das alles braucht ein Major von der Infanterie nicht, — wenn der nur ein braver Kerl ist und feststeht, und dreist vorwärts, wenn es ihm befohlen wird, so ist er schon zu brauchen!

„Ihr seht also, welchen honorablen Dienst Ihr habt. Macht Euch dessen würdig, applicirt Euch besser, damit Ihr allemal Euer devoir und noch mehr thun könnt."

Politische Aufsätze.

I.

Vom Religions-Edict und der Einführung des Allgemeinen Landrechts.

Die beiden merkwürdigsten Ereignisse der Regierung König Friedrich Wilhelms des Zweiten in der innern Verwaltung sind unstreitig das Religions-Edict und die Einführung des Allgemeinen Landrechts.

A. Vom Religions-Edict.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatten in Frankreich die Streitigkeiten mit den Jansenisten und über die Bulle Unigenitus, die neuere Philosophie, die Alles handgreiflich und mit dem Verstande erklären will, hervorgerufen. Herabsetzung alles Göttlichen, Erhebung und Lobpreisung des menschlichen Verstandes, Hochmuth und Gottlosigkeit wurden durch sie erzeugt; Revolution aber, und Auflösung aller edleren Bande, die den Menschen an den Menschen, die Menschheit aber an Gott fesseln, waren ihre endlichen Folgen.

Im protestantischen Deutschland bekämpfte man zu der Zeit nur den Aberglauben, wie dieser aber ziemlich ausgerottet war, zu gleicher Zeit auch durch die allenthalben verbreitete Französische Bildung (am meisten bei uns durch die zahlreich

aufgenommenen Refugiés) die Französischen Schriften immer mehr Eingang fanden, war es natürlich, daß die Philosophie des Verstandes und des menschlichen Hochmuths auch hier Eingang fand.

Friedrich der Zweite, keinesweges durchaus französisch erzogen (wie behauptet wird), sondern nur im Wissenschaftlichen französisch gebildet, war ein enthusiastischer Bewunderer der Französischen Litteratur, worüber sich Niemand wundern sollte, der sie mit der damaligen Deutschen zu vergleichen im Stande ist. Dessenungeachtet kämpfte er seine ganze Lebenszeit hindurch gegen Voltaire, d'Alembert u.s.w. für die Allmacht Gottes, die Fortdauer nach dem Tode, strenge Erfüllung der Pflichten u.s.w., und ließ sich nur selten durch den Witz und die Dialektik seiner Gegner zu Spöttereien, namentlich über Glaubenslehren der katholischen Kirche hinreißen.

Daß dem also sey, davon kann ein Jeder sich überzeugen, der seinen in so vielen Werken zerstreuten Briefwechsel mit diesen Gelehrten aufmerksam lesen und zusammenstellen will. Die Liberalen aber, die Atheisten und Gotteslängner versäumten nicht, schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode auszuposaunen, daß er, wenn nicht das Haupt, doch der eifrigste Theilnehmer und Beförderer ihrer Lehren gewesen, — und das jetzige in seinem Hochmuth dumme Geschlecht, welches nichts weiß, aber alles glaubt, was gedruckt ist oder was ihm oft wiederholt wird, glaubt es steif und fest, und meldet es weiter.

Wenn nun gleich Friedrich der Zweite in seinem Lande Jedermann Freiheit ließ, zu glauben oder zu läugnen, was ihm gefiel, so duldete er doch weder Scandal noch Unordnung, in geistlichen Dingen so wenig wie in weltlichen. Die Furcht vor ihm hielt also das öffentliche Auftreten und Aufregen der Neuerer zurück, so lange er lebte. So wie er aber die Augen eschlossen, ging der Scandal los. Nicht bloß die Gelehrten

in Schriften, sondern die Prediger öffentlich auf der Kanzel verkündeten laut die Alleinherrschaft des menschlichen Verstandes, die Nichtigkeit der christlichen Glaubenslehren, ja, nicht lange nachher, daß Jesus nur ein Betrüger und Taschenspieler gewesen! Viele von ihnen mochten noch nicht bedenken, daß hierauf die Auflösung der Kirche, hierauf das Verschwinden aller sittlichen Erziehung, und endlich gänzliche Zerstörung der Civilisation und des socialen Verbandes folgen müsse. Ihre Häupter aber sahen es wohl ein und wünschten es. — Wir sehen jetzt den größten Theil dieser Früchte schon gereift, die Kirchen verlassen, den Glauben verspottet, Schulen, in denen nicht mehr Religion und Moral, sondern Pfiffigkeit, mechanische Künste und leichtes Emporkommen in der Welt gelehrt, der Hochmuth aber auf alle Weise in die Herzen gepflanzt und auf's sorgfältigste gepflegt wird; endlich Halb-Wisser und Zeitungsschreiber, die durch Schulknaben die Welt in Verwirrung setzen, ja zum Theil sie schon nach ihrer Weise regieren, d. h. zerstören und berauben.

Friedrich Wilhelm der Zweite sah die drohenden Folgen der falschen Geistesfreiheit vollkommen ein, und erließ unterm 9ten Juli 1788 das berühmt gewordene sogenannte Religions-Edict.

Dies ist natürlich von den Aufrührern, Gottlosen und Liberalen als ein Werk der Finsterniß, als Gewissenszwang und als die ärgste Tyrannei verschrieen worden, und wenige Menschen mögen jetzt leben, die es nicht steif und fest glauben sollten, weil es so oft gesagt worden, ungeachtet sie selbst jenes Edict niemals gelesen haben, noch angeben können, welche schlimmen Früchte es getragen, noch welche unschuldige Opfer ihm gefallen seyen. Wir aber wollen uns die Mühe geben, seinen Inhalt hier anzugeben, und den Leser bitten, das Edict selbst in der Fortsetzung von Mylii Corpus constitutionum marchicarum, oder in Rabens Sammlung Preußischer Gesetze nach-

zulesen. In letzterer steht es in der siebenten Abtheilung des ersten Bandes, pag. 726 und seq.

Also: in §. 1. werden die drei Haupt-Confessionen der christlichen Kirche geschützt; — in §. 2. vollkommene Toleranz gesichert. Jedermann habe für seine eigne Seele allein zu sorgen. Die bisher im Lande geduldeten Secten sollen ihre Freiheiten ferner ungestört behalten. Andere Conventicula, die der Religion und dem Staate schädlich werden können, dürfen nicht gehalten werden. — §. 3. Proselytenmacherei wird verboten. Es steht aber Jedermann frei, und ist völlig erlaubt, daß Jemand aus eigener, freier Ueberzeugung für seine Person von einer Confession zur andern übergebe. Er soll aber seine Religions-Veränderung bei der Behörde anzeigen. — §. 4. Da man dies Proselytenmachen der katholischen Geistlichkeit von jeher Schuld gegeben, und es verlauten wolle, daß wieder Priester, Mönche und verkappte Jesuiten heimlich umherschleichen, so sollen sie nicht geduldet werden. — §. 5. Ermahnung an alle christliche Confessionen, in Frieden und Einigkeit mit einander zu leben. — §. 6. Bei den Lutherischen und Reformirten sollen die alten Kirchen-Agenden beibehalten, und nur gestattet werden, in selbigen die veraltete Sprache nach dem Gebrauche der jetzigen Zeit abzuändern. Wer außerwesentliche Ceremonien und Gebräuche abändern will, soll sich deshalb an das geistliche Departement wenden, dieses soll aber dahin sehen, daß im Wesentlichen keine weitere Abänderung geschehe. — §. 7. Dies sey um so nothwendiger geworden, weil der König bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung bemerkt habe, daß protestantische Geistliche sich ganz zügellose Freiheiten in Hinsicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, Grundwahrheiten der Religion wegläugnen, die längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten rc. wieder aufwärmen, und mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit unter dem äußerst gemißbrauchten Namen: „Aufklärung“

Zweifel unter das Volk ausbreiten, das Ansehn der Bibel immer mehr herabwürdigen, selbige verdrehen, oder gar wegwerfen, den Glauben verdächtig oder doch überflüssig machen, und so dem Christenthum gleichsam Hohn bieten. Diesem Unwesen wolle der König gesteuert wissen, da er es für die erste Pflicht eines christlichen Regenten halte, die christliche Religion in seinen Staaten in ihrer Würde und Reinigkeit gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu halten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer Preis gegeben, und so Vielen die Ruhe ihres Lebens, und der Trost auf dem Sterbebette geraubt werde. — §. 8. Als Landesherr und alleiniger Gesetzgeber in seinen Staaten befiehlt der König also, daß kein Geistlicher, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Religion bei Cassation, und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung sich unterfange, solche Irrthümer bei Führung seines Amtes öffentlich oder heimlich auszubreiten. — So wie der König die bürgerlichen Gesetze aufrecht erhalten müsse, und keinem Richter oder Handhaber derselben erlauben dürfe, an ihrem Inhalte zu klügeln, und sie nach Gefallen abzuändern, eben so wenig und noch viel weniger dürfe er zugeben, daß jeder Geistliche die Grundwahrheiten des Christenthums nach Willkühr so oder anders lehre, sie beibehalte oder wegwerfe, — Glaubenswahrheiten vortrage, oder seine eignen Grillen an ihre Stelle setze. Eine Richtschnur müsse feststehen, und nach derselben das Volk treu und redlich unterrichtet werden. Diese sey die christliche Religion in ihren drei Haupt-Confessionen, wobei die Preußische Monarchie sich so lange wohl befunden habe. Diese Normen sey der König nicht gemeint, durch jene sogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen abändern zu lassen. Ein jeder Lehrer des Christenthums, der sich zu einer dieser Confessionen bekenne, solle auch dasjenige lehren, was der Lehrbegriff dieser Religionspartei mit sich bringe. Seinem Gewissen und seiner

Ueberzeugung solle nicht der mindeste Zwang angethan werden. Wer eine andre Ueberzeugung habe, als die seiner Confession, der möge sie behalten, aber er müsse aufhören, ein Lehrer jener Kirche zu seyn, — er müsse sein Amt niederlegen, weil er sich zu dessen Ausübung in seinem Gewissen untüchtig fühle. Ein solcher Geistlicher könne das nicht mehr bleiben, wofür er sich ausgiebt. — Indessen wolle der König, aus großer Vorliebe für die Gewissensfreiheit, jetzt in so fern nachgeben, daß bereits im Amte stehende Geistliche, von denen auch bekannt seyn möchte, daß sie, leider! von den im §. 7. gemeldeten Irrthümern mehr oder weniger angesteckt seyen, in ihrem Amte ruhig gelassen werden sollten, wenn ihnen die Vorschrift des Lehrbegriffs künftig bei dem Unterricht ihrer Gemeinden heilig und unverletzbar bleibe. — §. 9. Die beiden geistlichen Minister und deren Departement werden für die Ausführung verantwortlich gemacht. — §. 10. Sie sollen bei Besetzung der Pfarren, der Lehrstühle, der Gottesgelahrtheit auf Universitäten und der Schulämter nur solche Subjecte berücksichtigen, an deren Ueberzeugung von dem, was sie öffentlich lehren sollen, man nicht zu zweifeln Ursach habe. — Alle Aspiranten und Candidaten aber, die andere Grundsätze haben, sollen sie zurückweisen. — §. 11. Der König wird bei allen Gelegenheiten Religion und Tugend zu schätzen wissen. Ein gewissenloser und böser Mensch könne niemals ein guter Unterthan, und noch weniger ein treuer Diener des Staats, weder im Großen, noch im Kleinen seyn. — §§. 12. 13. und 14. endlich reden von früheren Edicten, der Cantonfreiheit der Prediger-Söhne, und befehlen allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, sich hiernach zu achten.

Man kann nicht genug die tiefe Weisheit bewundern, mit welcher der König den Grund und die Wurzel aller der Uebel einsah, mit welchen Europa so bald darauf überströmt wurde, und den Muth, mit welchem er daran ging, diesen Uebeln in seinem Lande zu steuern, so lange es noch Zeit war.

In der That, wenn alle gewissenlosen Prediger, Professoren und Lehrer ohne Schonung entfernt, und die Französische Revolution gleich bei ihrem Ausbruch mit dem Ernst auch von den andern Mächten bekämpft worden wäre, den Friedrich Wilhelm selbst dabei bewies, — wie hätten Hochmuth, Gottlosigkeit und Demagogie ihre Geißel auch über Deutschland zu schwingen vermocht?

Er erreichte aber in dieser inneren Ordnung sein Ziel eben so wenig, wie bei den äußeren Angelegenheiten. Er hätte ein geistliches Departement und Consistorium haben müssen, die von der Richtigkeit seiner Ansichten und von ihren daraus fließenden Obliegenheiten überzeugt gewesen wären. Daran fehlte aber nicht viel weniger als alles. Nur der erste geistliche Minister (ein Mann, der überdies gehaßt wurde — in diesem Stück sehr mit Unrecht) und einige wenige Consistorialräthe theilten die Ueberzeugung des Königs, alle übrigen waren selbst Aufklärer (die noch jetzt verehrten Stifter des Rationalismus) und wenn gleich keine Gottesläugner, doch Unchristen. So wie man nun überhaupt niemals ein Werk zu Stande bringen kann mit Männern, die dasselbige Werk hassen das sie vollbringen sollen, so ging es auch hier. Der König und sein Minister konnten nicht alle Prediger, Professoren und Lehrer selbst examiniren, und so wurden meist solche angestellt, die nach dem Edict hätten sollen zurückgewiesen werden, und selbiges kam daher eigentlich niemals zur Ausführung. Eigentlich hätte das ganze Consistorium und alle geistlichen Behörden neu besetzt werden sollen, dazu aber war der König theils zu gütig, theils schreckte der gute Ruf der Geistlichen, die von dieser Maaßregel getroffen worden wären.

Man hätte glauben sollen, daß nach Ansicht des §. 8. des Edicts alle Geistlichen, die in ihrem Gewissen die strenge Vorschrift ihrer Confession zu lehren sich nicht entschließen konnten, ihr Amt niederlegen würden; denn es war sonnenklar, daß sie

das nicht waren und nicht seyn wollten, wozu sie besoldet und angestellt waren, — nämlich Lehrer einer bestimmten Confession, — aber von so vielen Tausenden that es nur ein Einziger, und zwar gerade der, welcher von Allen am wenigsten — oder gar nichts — sich vorzuwerfen hatte, nämlich der Ober-Consistorialrath und Probst zu Berlin, Spalding, übrigens ein Mann hoch in den Siebzigen, von dem es natürlich war, daß er Ruhe wünschte.

Alle anderen fuhren fort, sich lutherische oder reformirte Prediger und Professoren zu nennen, bezogen ihr Gehalt als solche, und predigten und lehrten, daß der größte Theil dessen, was sie hätten lehren sollen, lauter Narrenspossen und unwahres Zeug sey. — Pfui!

B. Vom Allgemeinen Landrecht.

Schon Friedrich der Zweite hatte unterm 31sten September 1746 befohlen: „Und weil die größte Verzögerung der Justiz von dem ungewissen lateinischen Recht herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compiliret worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt, oder nach eines jeden Caprice limitirt oder extendirt werden, so befehlen Wir gedachtem Unsern Etatsminister von Cocceji, ein deutsches allgemeines Landrecht, welches sich blos auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen, und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernächst aller Unserer Stände und Collegia, auch Universitäten, monita einholen, und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit einmal ein gewisses Recht im Lande etablirt, und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen." Friedrich der Große war, wie auch der Eingang zeigt, vorzüglich darauf bedacht, den vielen Klagen über die lange Dauer der Prozesse ein Ende zu machen, er wollte das Recht in seinem Lande gewiß und fest

machen, und der vielen Entscheidungen zweifelhafter Fälle durch Edicte überhoben seyn.

Gewiß kann man ihn nur wegen seiner Absicht und wegen des Mittels, das er dazu ergriff, preisen.

Allerdings lag das Grundübel in dem Römischen Rechte; es war nicht an und für sich, sondern vielmehr nur außerhalb Rom ungewiß, weil es unvorsichtiger Weise, wie in andern Ländern so auch in Deutschland, auf Verhältnisse applicirt wurde, die nicht römisch, sondern deutsch, d. h. wesentlich und von Grund aus ganz anders waren, als die, für welche es ausgearbeitet war, so z. B. dort ein durchaus unbeschränkter Kaiser, hier viele Fürsten, Geistliche, Städte, an sich unabhängig, aber durch Reichsverband nach oben, durch ständische und corporative Rechte nach unten limitirt, darüber wieder ein eben so limitirter Kaiser, — dort nur Herren und Sclaven, hier nirgends Sclaverei, und (damals) auch nirgends absolute Herrschaft, sondern Lehns-Verband, lehnsherrliche Oberherrschaft, Vasallen, und freie Dienstverhältnisse mit den mannigfachsten Pflichten und Rechten; dort fast nur Geld-Vermögen und Geld-Verhältnisse, hier fast nur Grundvermögen und Territorial-Verhältnisse u. s. w.

Wenn also der König verlangte, daß das neue Landrecht sich auf die Landesverfassungen gründen sollte, so war hiermit das wesentlichste Erforderniß eines dem Lande eigenthümlichen und demselben anpassenden Rechtes ausgesprochen, und der Gesichtspunkt angegeben, nach welchem die Bearbeiter zu arbeiten hatten.

Es sollte sich auch auf die Vernunft gründen. Im Jahr 1746 wußte Jedermann, wie dies zu verstehen war, oder vielmehr, Jedermann wußte noch genau, was vernünftig war, — und außerdem war noch aus dem Zusammenhange zu ersehen, daß dieses Recht nicht „singulas leges, pro et contra enthalten, und nicht nach eines jeden Caprice sollte limitirt

oder extendirt" werden können, dies sollte also mit Vernunft eingerichtet werden, auf sie sollte das Recht beruhen, und die „Caprice" sollte ausgeschlossen seyn.

Da aber das Werk nicht so bald zu Stande kam, wie wir gleich hören werden, so fiel die Zeit des Aufblühens und der Herrschaft der neueren Philosophie dazwischen, welche vorgab, das Reich der Vernunft zu gründen, eigentlich aber den Verstand und alle seine „Capricen" zur Herrschaft der Welt berief, daher ewig wandelbar blieb, und den menschlichen Hochmuth an die Stelle der göttlichen Gerechtigkeit und Weisheit, den Verstand und angebliche Talente an die Stelle der von Gott ausgehenden Vernunft, endlich aber eine angebliche Freiheit und Gleichheit an die Stelle des Rechts und der aus selbigem fließenden Autorität setzte, so daß es nicht lange dauerte, bis diese sogenannte Philosophie sich in leere Sophisterei verwandelt hatte.

Also hatte sich die Vernunft, welche Friedrich der Zweite zur Grundlage seines Rechts-Compendiums hatte setzen wollen, im Verlaufe der Zeit dermaßen verwandelt, daß die „Caprice", die ausgeschlossen werden sollte, an die Stelle der Vernunft trat, und recht eigentlich dominirte.

Endlich als vornehmstes Erforderniß sollten vor der Publicirung die Monita der Stände auch gehört werden, damit die beizudruckenden Statuta einer jeden Provinz auch die richtigen und wirklich in Observanz stehenden wären.

In den Jahren 1749 und 1751 erschien auch schon ein Project zu dem neuen Gesetzbuche: „Project des Corporis Juris Friedericiani" betitelt, in welchem: „die General-Principia, welche in der Vernunft gegründet, bei einem jeden Objecto festgesetzt sind, und die nöthigen Conclusionen, als so viele Gesetze, daraus deducirt, alle Subtilitäten und Fictiones, nicht weniger, was auf den deutschen Statum nicht applicable ist, aber ausgelassen."

Ich bin nicht bewandert genug in der Jurisprudenz, um dieses ganze Project beurtheilen zu können, habe es aber (als einen Entwurf und Grundlage) von alten Rechtsgelehrten loben gehört. Auch leuchtet ein:

1) daß, insofern nur General-Principia festgesetzt, und die nöthigen Conclusionen gezogen sind, den Verfassern der Unterschied vor Augen geschwebt hat, der zwischen dem, „was recht ist" vor Gott und vor rechtschaffenen Menschen (so weit ihre Einsicht reicht), und einem von Menschen erlassenen Gesetz (welches auf bestimmte Fälle angewendet werden soll) — stattfindet und ewig stattfinden wird. Denn „was recht ist" vor Gott, das ist ewig, unwandelbar und unabänderlich, die Triebfeder der Handlungen, die Einsicht und das Gewissen der Thäter kommt in Anrechnung, und nur Gottes Weisheit und Allwissenheit kann allemal gerecht richten. Ein menschliches Gesetz aber kann den Gegenstand nicht anders, denn in abstracto fassen, alles, was Gott allein nur bekannt ist, bleibt dem Richter verborgen, der nach dem Gesetz sprechen soll, — und demnach muß der Gesetzgeber sich hüten, zu sehr in die Einzelnheiten bestimmter Fälle einzugehen, weil diese in jedem einzelnen Falle sich wieder anders zusammenfügen und darstellen, so daß das Gesetz alsdann nicht das Rechte, sondern gerade das Unrechte aussprechen und ersteres bestrafen würde. Dem Richter dürfen also nicht so bestimmte Vorschriften, die er in jedem einzelnen Falle nur nachzuschlagen braucht, und die seine Faulheit verdecken, gegeben werden, sondern er muß in die Nothwendigkeit versetzt werden, aus den allgemeinen Prinzipien die Regel für den vorliegenden Fall zu finden. Dies war auch in der That der Ausdruck, den unsere Väter gebrauchten, — sie entschieden nicht die Streitigkeiten, wie man es jetzt nennt, — sondern sie suchten zu finden (aus den allgemeinen Rechtsprinzipien oder aus des Ortes Gewohnheit), was in dem vorliegenden besonderen Falle Recht war. Nur von Königen,

wenn sie selbst zu Recht saßen, sagte man: daß sie Recht sprechen; und dies vermöge ihrer eigenen höchsten Autorität über ihre Unterthanen.

Soll aber ein Gerichtshof Recht sprechen, nach bestimmten Gesetzen für jeden Fall, und hat er ein Gesetzbuch, worin er das anzuwendende Gesetz nur nachzuschlagen braucht, so ist dem Unrecht Thür und Thor geöffnet. Er nimmt und muß nehmen das Gesetz, was auf den vorliegenden Fall am besten zu passen scheint; — er ist jeder Verantwortung überhoben; der Mühe, aus der allgemeinen Vorschrift, und aus der Landes-Verfassung und Gewohnheit herauszufinden, was eben hier recht sey, bedarf es für ihn nicht mehr, und die unabweisliche Folge ist, daß zuerst die Sorgfalt bei Untersuchung des Falles, nachher aber das Interesse für selbigen, die Unruhe seines Gewissens, ob er auch recht richte? und zuletzt jedes Gefühl von Recht und Unrecht bei ihm verschwinden. Nur das bleibt übrig, daß der Fall actenmäßig richtig durchgearbeitet werden muß.

Ich glaube, daß fast alle Richter unserer Tage sich halb todt lachen würden, wenn man von ihnen verlangte, sie sollten ein Interesse an den Prozessen nehmen, die sie verhandeln, und ihr Gewissen solle dabei in Bewegung gerathen!

Diesen Unterschied also zwischen dem was recht ist und den menschlichen Gesetzen, scheinen die Verfasser des Corporis Fridericiani festgehalten, und versucht zu haben, sich dem ersteren zu nähern, so viel als es Menschen überhaupt möglich ist.

2) Da ausgelassen war, „was auf den deutschen Statum (aus dem Römischen Recht) nicht applicable ist," so folgte von selbst, daß die Statuta der Deutschen Lande des Königs noch hinzugefügt werden mußten.

Daß die Sache während des siebenjährigen Krieges und in den Retablissements-Jahren nach selbigem ruhen mußte, lag in der Natur der Sache. Erst in den 1770er Jahren wurde die Sache wieder aufgenommen, und nach einigen Zwisten zwischen

dem Schlesischen Justizminister v. Carmer und dem Großkanzler v. Fürst erst 1780 förmlich in Gang gebracht, als Fürst verabschiedet und Carmer Großkanzler geworden war.

Eine Commission wurde mit Abfassung des Allgemeinen Landrechts beauftragt. Ihre Arbeit erschien von 1784—1788, also am Ende der Regierung Friedrichs des Zweiten, und zu Anfang der Friedrich Wilhelms des Zweiten, als ein Entwurf unter dem Titel: „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die Preußischen Staaten" mit der Aufforderung an das Publikum, seine Erinnerungen laut werden zu lassen. Dies ermangelte denn eine Schaar von Gelehrten und Juristen auch nicht im reichen Maaße zu thun. Nach manchen Abänderungen wurde der Entwurf dann den Regierungen (jetzt Ober-Landes-Gerichten) mitgetheilt und auch von diesen monirt.

Ebenso war ihnen befohlen worden, die Abweichungen der Provinzial-Gesetze von diesem Entwurf zu sammeln, und diese den Ständen vorzulegen, auch allenfalls darüber mit ihnen in Conferenzen zu treten, und gleich nach seinem Regierungsantritt hatte Friedrich Wilhelm in Cabinetsordres vom 21sten, 23sten und 27sten August 1786 diesen Befehl dahin erweitert: „daß die Stände auch bei dem allgemeinen Gesetzbuch zugezogen werden sollten."

So kam es denn zuerst aus den Händen der Theoretiker und der Juristen in Berührung mit denen, die darnach leben und darnach gerichtet werden sollten.

Diese Juristen und Theoretiker waren ihrer Natur und der Richtung des Zeitgeistes nach sämmtlich Ideologen, auferzogen und eingeweiht in der Philosophie und in den Lieblingsideen des Jahrhunderts! — Daher findet man selbige in unserm Landrechte gründlich aufgenommen, von den Menschenrechten des Thomas Payne an, bis zu den Glückseligkeits-Ideen der constituirenden National-Versammlung. — Die Idee, daß der König nur ein Beamter sey, dem das Volk zu regieren

aufgetragen habe, waltet darin vor, — er wird auch immer nur „das Oberhaupt des Staates" genannt, so daß alle ihm beigelegten Attribute in jedem Augenblick auf Jeden passen, der der Oberherrschaft sich zu bemächtigen stark, geschickt, oder böse genug ist. Es ist zwar auch vom Adel, von Bürgern, Bauern, Handwerkern u. s. w. darin die Rede, aber nur so, als ob sie nur eine überflüssige Zuthat wären, und der Staat eigentlich aus gleichgestellten Individuen, ohne gegenseitige Verpflichtungen, zusammengesetzt wäre.

Von dem Adel sind einige Ehrenrechte aufgezählt, von den Bürgern einige individuelle Verhältnisse, von den Bauern einige Polizei-Vorschriften und ihr Verhältniß zum Schulzen, von den Handwerkern ähnliches; aber worauf die Verschiedenheit dieser Stände beruht, wann sie gehorchen müssen, und wo befehlen dürfen, wo die Autorität steckt, wo ihr Zusammenhang als Corporation, mit welchen Rechten und Pflichten? das ist nirgends zu finden. Bei Herren und Dienern ist kein Unterschied zwischen beiden aufgestellt, vom Gehorsam nicht die Rede, sondern es ist ein Contract zwischen Gleichgestellten fingirt, so daß jede einzelne Dienstleistung vorher bestimmt und verabredet seyn müßte, wenn ein Herr gegen einen ungehorsamen Diener Recht bekommen sollte. Dagegen sind solche Corporationen ausführlich behandelt, die nichts weiter sind, als eine temporäre Verbindung Gleichgestellter zu Speculation und Geldgewinn — als Assecuranzen, Wechsel, Kaufleute u. dgl., — recht dem Geiste des Zeitalters gemäß.

Man behauptet von Seiten der Juristen, daß die Monita der Stände ganz besonders wären beachtet worden. — Von alten Herren, die dabei gewesen, habe ich das Gegentheil gehört, und manches wichtige Monitum gesehen, was unbeachtet geblieben ist. Daher setzten sie ihre ganze Hoffnung auf die noch bevorstehende Ausarbeitung der Provinzialrechte.

Die Monita der Ideologen aber wurden sorgfältig benutzt, und hinzugefügt, was irgend öffentlich gesagt werden durfte. Endlich wußten diese, mit ihrem liberalen und ideologischen Großkanzler an der Spitze, den König zu bewegen, daß das nun umgearbeitete: „Allgemeine Gesetzbuch für die Preußischen Staaten" im März 1791 wirklich herausgegeben wurde, und vom 1sten Juni 1792 an Gesetzeskraft haben sollte, ohne daß die Provinzialrechte beigedruckt oder nur gesammelt gewesen wären.

Indessen wurde der König doch auf die Wirkung aufmerksam gemacht, welche die Publication dieses Codex der Freiheit und Gleichheit in seinem Lande, zur Zeit der Französischen Revolution, und wie Ludwig der Sechszehnte schon wie ein Gefangener von seinen Unterthanen durch seinen Kerkermeister, den Helden Lafayette, bewacht wurde, hervorbringen müsse, — vorzüglich durch den Schlesischen Justizminister v. Dankelmann. Der König suspendirte daher am 5ten Mai 1792 die Einführung nochmals, befahl am 12ten Nov. 1793 (Ludwig der Sechszehnte, die Königin und Tausende waren in Frankreich hingerichtet, Europa im Kriege begriffen), daß das Gesetzbuch umgearbeitet werden, „und alle Sätze, die das Staatsrecht und die Regierungsform betreffen, ingleichen alle neue, aus den bisherigen Gesetzen nicht fließende Bestimmungen weggelassen werden sollen." Die Ideologen und ihre Rotte führten aber den König auf's grausamste bei der Nase herum. Statt wegzulassen, was befohlen war, wo sich denn gezeigt haben würde, daß das Allgemeine ohne das Besondere (das Gesetzbuch ohne die Provinzialrechte) gar nicht zu brauchen war, — erörterten sie jene Sätze, und fanden und bewiesen, daß selbige vom gemeinen Recht nur abzuweichen schienen. Sie ließen daher nichts oder nur unbedeutendes weg, mit welcher Arbeit sie denn sehr bald fertig wurden, überreichten das Ganze nach wenigen Monaten, welches den Titel „Allgemeines Landrecht" erhielt,

im Winter von 1794, wie der König mit Frankreich und in Polen zu gleicher Zeit Krieg hatte, und in den schlimmsten Verwickelungen mit allen Europäischen Mächten steckte, und wußten die Bestätigung zu erhalten, so daß es am 1sten Juni 1794 eingeführt wurde.

Außer den weggelassenen Geschichten von der Ehe zur linken Hand, Hagestolzen, die von den Armen-Kassen beerbt werden sollten, und dergleichen Futilitäten finde ich keinen Unterschied zwischen dem Gesetzbuch und dem Landrecht, dagegen die jakobinischen Lehrsätze wohl erhalten. — Ich finde auch keinen Beruf in mir, sie so gründlich zu vergleichen, daß ich genau von etwanigen Abänderungen Rechenschaft geben könnte. — Jedenfalls aber ist Demagogie in vollem Maaße darin verblieben, und der König in den ihm abgestatteten Berichten betrogen worden, da man ziemlich gewiß seyn konnte, daß er das Landrecht nicht durchlesen würde. Endlich aber war das „Gesetzbuch" schon seit mehreren Jahren in Jedermanns Händen, und hatte seine Wirkung gethan*).

Wie alles was oben gesagt ist, eintraf, alles was Friedrich der Zweite vermeiden wollte, eingeführt, was er erreichen wollte, beseitigt wurde, wie so recht eigentlich, statt der Vernunft und Landes Verfassungen die „Caprice jedes einzelnen" Richters zur Herrschaft gelangte, und wie förderlich dieser Zustand des Rechtswesens der Revolution in unserm Lande war, davon wird in diesen Blättern, leider, noch oft die Rede seyn müssen.

Um den Gegenstand für jetzt fahren zu lassen, bemerke ich noch, daß auf Andringen der Stände an den fehlenden Provin-

*) Das Historische dieser Erzählung ist entnommen aus des Justiz-Commissarius Simon Bericht an den Justizminister über die Redaction der Materialien der Preußischen Gesetzgebung. Vide juristische Monatsschrift von Matthis, September 1811.

zialrechten in den letzten neunziger Jahren noch scheinbar gearbeitet wurde.

In der Mark Brandenburg wurden dazu unter andern deputirt der ehemalige Präsident Graf v. Finkenstein, ein Rechtsgelehrter, und der Domherr v. Pannwitz (der ältere), ein respectabler und mit der Verfassung der Provinz gründlich bekannter Mann. — Da ihre Forderungen und Beweise für das Märkische Provinzialrecht beständig gegen das Allgemeine Landrecht anstießen, so artete die Berathung mit der Commission sehr bald in Streit aus, und da letztere ihn nicht wollte laut werden lassen und zur Entscheidung bringen, so wurden die Conferenzen unter irgend einem Vorwande abgebrochen und nie wieder aufgenommen. Ja, die Acten und Protocolle wurden bei Seite gebracht, so daß, wie später darnach gefragt und gesucht wurde, sie weder beim Justizministerium, noch beim Kammergericht, noch beim ehemaligen General-Directorio zu finden und gänzlich verschollen waren. Erst in dem gegenwärtigen 1834. Jahre hat der neue Justizminister v. Kamptz sie auf dem Boden des Justizpalastes, unter dem Dache zwischen altem Rumpelzeuge versteckt, wieder aufgefunden. Jetzt soll nun wieder an den Provinzialrechten gearbeitet werden, was aber dabei herauskommen soll, ist schwer abzusehen, da das Allgemeine Landrecht bereits 40 Jahre lang unbeschränkt geherrscht hat, und durch die ganze Gesetzgebung seit 1810 noch ungemein verstärkt worden ist; — da so viele Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Provinzialrecht, in dem langen Zeitraum verändert worden sind und Wurzel gefaßt haben, jenes endlich nur sehr wenigen Personen noch thatsächlich bekannt ist.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte also mit den beiden wichtigsten Handlungen seiner inneren Regierung das bemerkenswerthe Schicksal, daß die eine, lobenswerth und gerecht an

sich, auf's bitterste getadelt und verfolgt, ja, daß er deswegen als ein Tyrann dargestellt wurde — ungeachtet sie für das Allgemeine erfolglos und spurlos vorüberging; die andere aber, übereilt in's Werk gerichtet und ihm untergeschoben, welche die wichtigsten und verderblichsten Folgen nach sich zog, übermäßig gepriesen und als das Heil des Staates mit sich führend angesehen wurde. Beides ist in so falscher Darstellung in die Geschichte übergegangen.

II.

Aus dem Tagebuch eines Preußischen Patrioten vom Nov. 1805 bis Febr. 1806.

Ende December 1805.

Daß Bonaparte sich auf Bedingungen, über die ihn seine Macht schon weit hinausgestellt hatte, und die er seit Jahren mit Füßen zu treten gewohnt ist, nicht einlassen würde, war vorauszusehen; — auch daß er, da er Preußens Macht nun anrücken sah, suchen würde, dasselbe hinzuhalten, unterdessen aber seine Fortschritte gegen seine erklärten Feinde so weit wie möglich zu treiben, beide Vermuthungen hat der Erfolg gerechtfertigt. Da nun der Kaiser von Rußland uns seine gesammte Macht anbot, den König wiederholentlich bat, sie in die seinige aufzunehmen und von Preußischen Generalen commandiren zu lassen, so waren wir stark genug gegen jeden Angriff. — Auf Wagen und mit Relais konnte unsre Infanterie und Artillerie zu Mitte November an die Gränze gebracht seyn. Die Cavallerie konnte ohne Gepäck füglich fünf Meilen den Tag marschiren. Was dabei an Pferden fiel, war kein Verlust. — Ein Corps mußte durch Böhmen und Franken den Franzosen den Rückzug abschneiden, während ein anderes in die Niederlande einfiel. Wir hatten aber mit den Russen, Sachsen, Hessen und Engländern 370,000 Mann disponibel.

Holland, das fast ganz von Truppen entblößt war, und dessen Festungen nicht verproviantirt waren, war mit einem raschen Entschluß erobert, und blos einzelne Festungen hätten längeren Widerstand leisten können. In Frankreich hätte eine Armee erst aus Conscribirten gebildet werden müssen. — Das erste Corps stand wirklich in der Mitte November an der Elbe in Ober-Sachsen, und brauchte also nur gerade in Böhmen einzurücken, anstatt die sinnlose Reise nach Erfurt anzutreten.

Holland aber mußten wir behalten. Seine Selbständigkeit konnte ihm doch nicht wiedergegeben werden: denn es ist blos die Frage, ob Holland von Frankreich oder von Preußen soll beherrscht werden. — Alle Kräfte des nördlichen Deutschlands mußten zur Einheit unserer Maßregeln gezogen und gezwungen werden — denn nun kam die Zeit, wo Preußen in der Reihe der Europäischen Staaten mit siegender Gewalt auftreten konnte, und wo so viele Völker Deutschen Namens und Ursprungs den morschen und entheiligten Verein Deutscher Reichs-Verfassung verlassen und unter dem Preußischen Adler sich wieder vereinigen mußten! — Die Fürsten wurden Vasallen, und bekamen einen Reichstag, Kammergericht u. s. w., aber Preußen war ihr erblicher Oberherr. Hannover nur durfte kein Zwang angethan werden. — Das Alles sind Länder, die ohnedem schon von unseren Befehlen abhängen und mit uns fallen müssen — es ist also gar nicht von Veränderung ihres Interesse, sondern blos von Concentrirung ihrer Kraft zu gemeinsamer Erhaltung die Rede. —

Wie wäre dadurch die Lage des ganzen Europa verändert worden! — Der Zeitpunkt zu allem Diesem ist nun versäumt, die Holländischen Festungen sind mit allem Nöthigen versehen, und eine starke Französische Armee hat sich in den Niederlanden versammelt.

29. December 1805.

Wahrscheinlich ist der Kaiser Franz gar nicht mit dem Entschlusse, so viel zu bewilligen, hingegangen, sondern Bonaparte hat ihm persönlich imponirt und er, wie schwache Leute zu thun pflegen, hat im Laufe der Unterredung Dinge versprochen, über die er sich nachher vielleicht selbst gewundert hat. In diesen Verhältnissen könnte es Niemand dem Erzherzog Carl verdenken, wenn er sich an die Spitze des verwaiseten Staats stellte, die eingegangenen Conventionen für nicht verbindlich erklärte, und mit seiner unbesiegten Armee und der Masse der Ungarn, in deren Mitte er sich befindet, so handelte, wie es seine Ehre und seine Pflicht gegen das Vaterland fordern.

O edler Alexander! Zierde der Europäischen Regenten, wenn Du von Heerführern bedient würdest, die Deinem Jugendfeuer eine feste und besonnene Richtung zu geben verständen, Du würdest der Mann des Jahrhunderts werden. Entfernt von kleinlicher Politik und dem schwachsinnigen Interesse des Augenblicks, trachtest Du nur nach dem, was groß und edel und gut ist; erkennest Deine eigene Unerfahrenheit, und schließest Dich an an den, den Du als den Rechtschaffenen erkannt hast*), des glühenden Wunsches voll, ihn mit Deinem schönen Feuer zu entzünden.

Wie wird es werden? Alles steht in unseres Königs Hand; auch die Engländer sind ihm untergeben. Solche Macht wird ihm in Jahrhunderten nicht wieder zugeführt. Will er sie brauchen, so ist die Lage der Franzosen nichts weniger als günstig. Wird er dulden, daß die Königskrone auf seines Angreifers, des Baiern Haupt gesetzt werde? daß Würtemberg, das zweite Machwerk Französischer Gewalt, den Königstitel her-

*) Den König von Preußen, dem Kaiser Alexander seine Truppen anbot. A. d. H.

abwürdige, um den eines Kaisers eine Stufe höher zu heben? — daß die kleinen Staaten Deutschlands von diesen beiden Trabanten Frankreichs unschuldig verschlungen werden? Möge er wohl erwägen, was er sich selbst, was er der Ehre seines Hauses, und dem Preußischen Namen, was er den Verpflichtungen schuldig ist, welche sein Groß-Oheim in Wort und That für ganz Deutschland übernommen hat, ein Schutz zu seyn für alle Bedrängte, und eine feste Mauer gegen jede übermüthige Gewalt. Ihm ist Größeres vergönnt! —

13. Januar 1806.

Was hätten wir thun sollen? Oesterreich hätten wir, sogar da es sich selbst verließ, nicht sollen sinken lassen; — nach der Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz unseren Marsch nach Böhmen beschleunigen, und in Verbindung mit den Russen die Französische Armee in Deutschland vernichten. Hatten die Oesterreicher selbst unter der Zeit Frieden geschlossen, so brachte sie ein Sieg doch wieder in's Feld und auf unsere Seite. Wir hatten alle Mittel zu einem kräftigen Feldzuge in Händen, und waren den Franzosen in ihrer gewagten Stellung weit überlegen. Ferner mußten wir, wenn auch das Project der Eroberung Hollands nicht mehr auszuführen war, dennoch eine mächtige Diversion über den Rhein machen (wenn wir auch nachher wieder zurück mußten) und die Nordarmee, die sich erst zu sammeln anfing, zerstreuen. Alles dieses mußten wir nicht nur unserer Ehre, sondern noch viel mehr unserer Erhaltung wegen thun.

Das Vorgeben derjenigen nämlich, die noch jetzt beständig declamiren, daß Frankreich unser natürlicher Alliirter, Oesterreich dagegen unser natürlicher Feind sey, durch dessen Fall allein wir uns, wo nicht erhalten, doch wenigstens vergrößern können, ist ganz unsinnig. Es ist in der That nicht abzusehen, wie wir eine ganze Reihe von Jahren hindurch von dem

durchaus geschwächten Oesterreich das Mindeste sollten zu befürchten haben. Seine Anstrengungen, so lange es deren hervorzubringen im Stande ist, müssen immer gegen Diejenigen gerichtet seyn, die es gestürzt haben, gegen die Franzosen — wenn wir selbst es nicht zwingen, mit denselben gemeinschaftliche Sache gegen uns zu machen. — In der That wird dies gar bald der Erfolg unserer verkehrten Politik seyn. Denn wenig fehlt, daß Oesterreich zu einer Macht des zweiten Ranges heruntergebracht ist, und vollkommen unfähig, die verlorene Größe auf Kosten Desjenigen wieder zu erlangen, der sie geraubt, wird es gezwungen, sie durch seinen Beistand zu suchen, und so werden denn seine Blicke wieder gegen die Macht gerichtet seyn, welche vor 60 Jahren seine Größe zuerst erschütterte und deren neutralem Verhalten es jetzt die ganze Schuld seines Unglückes zuschreibt.

Die Zeit aber, wo Frankreich seine Macht gegen Preußen kehrt, wird bald kommen. Es wird bald seine Augen auf den einzigen Punkt des festen Landes richten, in welchem noch baares Geld vorhanden ist, das nördliche Deutschland.

20. Februar 1806.

Man hört in Berlin sagen: Wenn wir auch die Macht gehabt hätten, die Franzosen zu vernichten, so würde es eine höchst fehlerhafte Politik von uns gewesen seyn, indem Oesterreich unser natürlicher Feind, und Frankreich unser Alliirter sey! — Wendet man die ganz verschiedenen Umstände, die Ohnmacht des ersteren, die Gewalt und grenzenlose Vergrößerungssucht des letzteren ein, so heißt es: „Unser Land wolle er gar nicht haben *), und wenn man es ihm schenken wolle!" Erwiederte man: das sey möglich, aber wie werde es seyn mit unse-

*) Etwas über ein Jahr vor dem Tilsiter Frieden wurde so geredet! Lehrreich für die blinden Friedens-Gläubigen unserer Tage.
A. d. H.

rem Vermögen durch Contributionen? wie mit unserer Herabwürdigung zu seinen Knechten wie Bayern? so sagte man: „Bayern habe er groß gemacht, und das sey auch die wahre Politik, denn schon Friedrich der Große habe zu Erhaltung Bayerns einen Krieg geführt.“ — Kurz es war, als ob man seit funfzig Jahren geschlafen, und gar nicht gesehen hätte, was um uns her vorgegangen ist und noch täglich vorgeht!

III.

Abschiedsrede an mein Freicorps*).

Am 1sten October 1807.

Mit Betrübniß, Kameraden, sehe ich mich heute in Eurer Mitte, denn es ist zum letztenmale, und ich rede nur zu Euch, um Abschied von Euch zu nehmen.

Wir hatten uns in der frohen Hoffnung versammelt, Theil nehmen zu können an der Befreiung des Vaterlandes. — Dazu hatten wir uns aus nahen und fernen Provinzen zusammen gefunden, Länder und Meere durchzogen, und den festen Vorsatz gefaßt, zu diesem hohen Zweck keine Gefahr zu scheuen, und keine Beschwerde zu fürchten. Ich bin es überzeugt, daß wir diesem Vorsatz würden entsprochen haben.

Die Vorsicht hat es anders gefügt. Der Streit ist ohne unsere Hülfe beendigt worden, und ganz Europa liegt zu den Füßen des Ueberwinders.

Da schien mir keine Nothwendigkeit vorhanden, mein verheertes Eigenthum, wie ich bisher gethan, noch länger preiszugeben; — ich bat um meine Entlassung, und glaubte, da Ihr, Kameraden, einen Haufen ausmacht, der sich — ohne

---

*) Anm. d. Her.: Auf den besonderen Wunsch einiger ehemaligen Offiziere des Freicorps abgedruckt.

Ruhmredigkeit — dem besten an die Seite stellen kann, die der Preußische Staat jetzt besitzt, daß ich Euch in Masse, so wie Ihr da seyd, einem würdigeren Nachfolger würde übergeben können.

Se. Majestät der König aber haben das Gegentheil beschlossen. — Ihr sollt aufgelös't werden! — Wer seinen Abschied verlangt, soll ihn erhalten, wer weiter dienen will, soll andere Dienste bekommen.

Wohl uns, Kameraden, und Heil dem Staate, wenn er unserer nicht mehr bedarf!

Wir wären mit Schmerz gegangen, — jetzt können wir mit frohen Herzen in unsere Heimath gehen.

Da wir uns also alle trennen müssen, so empfangt, Kameraden, mein herzliches Lebewohl.

Sie, meine Herren Offiziere, die Sie mir sämmtlich von Anfang her den glänzendsten Beweis des Zutrauens gaben, da Sie in der verwickelten Lebensperiode, die vor uns lag, und in dem ungleichen Kampfe, den wir bestehen wollten, sich meiner Führung anvertrauten, — empfangen Sie hiermit meinen gerührtesten Dank für alle die Beweise von Liebe und Vertrauen, die Sie mir auch seitdem fortwährend gegeben haben, und glauben Sie, daß, so wie ich bis jetzt immer gesucht habe, Ihren billigen Wünschen zuvor zu kommen, ich auch fernerhin danach streben werde, mich Ihrer Achtung und Ihrer Freundschaft würdig zu erhalten.

Die Herren vom Unterstaabe, das Corps der Unteroffiziere und Junker nehme bei'm Scheiden diesen öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit und meiner Zufriedenheit mit ihrem bewiesenen Diensteifer und mit der würdigen und musterhaften Art, mit der Sie sich, so lange das Corps bestanden, in demselben aufgeführt haben.

Diejenigen unter den Volontairs, die nicht aus flüchtiger Lust an der glänzenden Seite des Soldatenstandes, sondern aus wahrem Patriotismus zum Theil einträgliche Bedienungen ver-

lassen haben, um Gefahren und Noth mit uns aufzusuchen, mögen hier ebenfalls öffentlich hören, wie sehr ich ein so rühmliches Streben erkenne, und wie zum Bewundern schnell sich mehrere wahre Soldaten unter ihnen gebildet haben.

Ihr alle, geliebte Cameraden und Freunde, empfanget nochmals meinen Dank für das Vertrauen was Ihr in mich gesetzt, die Achtung die Ihr mir bewiesen, und für die gute Ordnung und Zucht, die Ihr stets unter Euch gehalten habt! — Nehmet die Versicherung meiner innigsten Hochachtung mit in Eure Heimath. Möge das Angedenken der Zeit, die wir mit einander verlebten, und das Gedächtniß dieser Stunde bei Euch lebendig bleiben, so wie es bei mir nie verlöschen wird. — Und wenn Gott der Allmächtige, dessen gewaltiger Hand die Schicksale der Länder, der Staaten, der Königreiche und der Kriegsheere, so wie die der einzelnen Menschen ein leichtes Spiel sind, in seinem unerforschten Rathe vielleicht beschlossen hat, daß unser gemeinschaftliches Deutsches Vaterland der Gewalt des Feindes und einer jammervollen Knechtschaft dereinst wieder entrissen werden soll, so führt uns seine unsichtbare Macht, die uns jetzt von einander reißt, auch wohl in besseren, freieren Zeiten wieder zusammen.

IV.

Kritik des Stein'schen Testaments *).

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staats, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen herrscht bekanntlich die Nothwendigkeit, so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag.

In der Vervollkommnung des Innern setzte ich mein Ziel; es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Blut ihm gern und willig zum Opfer bringe.

Da es sich durch Thatsachen offenbart, daß gegenwärtige Schrift noch immer den Maßregeln der Regierung zur Richtschnur dient, wird es nothwendig, über die darin ausgesprochenen Grundsätze Einiges zu sagen.

---

*) Der Text des Stein'schen Testaments, der des Verständnisses wegen mit abgedruckt werden mußte, ist zur Unterscheidung von den Marwitz'schen Anmerkungen mit kleiner Schrift gedruckt.

Anm. d. Her.

Der Minister Stein hatte bei großer Geisteskraft den Fehler, daß er sich durch Schein blenden ließ. Daß dieses in Hinsicht der Menschen der Fall war, hat seine Katastrophe bewiesen; daß es auch in Hinsicht der Ideen der Fall sey, wollen wir zu beweisen suchen, indem wir gegenwärtige Schrift commentiren, und so wird erklärlich werden, wie er bei den reinsten Absichten der Stifter so vieles Unheils werden konnte.

> Mit Ihrem Beistande, meine Herren! ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sclaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet, — und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet.
>
> Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. Dem Volke ist die Befugniß, sein erstes Lebensbedürfniß sich selbst bereiten zu dürfen, wiedergegeben, die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützten, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bisher geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht, um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern, um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

Die Erbunterthänigkeit war kein Rest der Sclaverei. Dafür, daß sie es nicht seyn konnte, hatten weise und einschränkende Gesetze längst gesorgt. Einem jedem Unterthan war der Weg zu den Gerichtshöfen des Landes bekannt und offen. Es ist nie ein Fall bekannt geworden, daß irgend Einem von ihnen sein Recht im weitesten Sinne des Wortes nicht geworden sey.

Die Unterthänigkeit war vielmehr ein patriarchalisches Band, welches den Bauer an den Edelmann knüpfte, ein Band, welches die Idee eines höheren Rechts und einer edleren Sitte, die Achtung vor einem gebildeteren Leben auf eine Art in die Gemüther jener untersten Klasse pflanzte, welche aufgehoben

nur der äußersten Zuchtlosigkeit und der gefährlichsten politischen Irreligiosität Raum geben kann.

Ich rechne nämlich gleich hierher (wovon weiter unten die Rede ist) die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, des letzten Schattens, der nach Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältnisse von jenem ehrwürdigen Bande noch übrig geblieben ist. Denn wodurch soll der Staat, in seinen edelsten Funktionen bisher repräsentirt durch den Gutsherrn, nun aber herausgerückt aus der berührenden Nähe, sich den Bauern ferner offenbaren? Durch seine Steuereinrichtungen, die ihnen verhaßt? — durch seine Gerichte, die ihnen zweideutig oder mindestens gleichgültig sind?. Will er sie gewinnen durch Abnehmung der bedeutenden Lasten, die zu der Zeit, wo diese Schrift erschien, wohl beschlossen, jetzt aber ausgeführt ist? Glaubt er sie durch steigenden Wohlstand emporheben zu können auf eine höhere Stufe der Kultur? — Das ist ein verkehrter Weg! Wohlstand und Schrankenlosigkeit, sobald sie nicht ruhen auf einer Basis von Gesinnung, führen, weit entfernt, jene zu erzeugen, nur zu der größten sittlichen Rohheit, zu dem ruchlosesten Egoismus, und nichts ist gefährlicher, als eine äußere Subordination aufzuheben, wenn man nicht im Stande ist, unmittelbar an deren Stelle eine innere zu setzen.

Der Wille freier Menschen (eine tönende Redensart!) ist nicht der unerschütterliche Pfeiler eines jeden Thrones, sondern nur dessen, der unter einem Volke aufgerichtet ist, in welchem jene Basis der Gesinnung, jene innere Subordination schon in's Leben getreten, mithin der Wille nicht mehr frei, sondern nothwendig ist.

Der freie Wille ohne jene Basis kann aber eben sowohl gegen den Thron gerichtet seyn, und wird es seyn, weil die Ungebundenheit nicht den pflichtgemäßen Willen erzeugen kann, sondern vielmehr nur, wenn dieser Wille vorhanden ist und lebt, die Ungebundenheit nachfolgen mag, weil sie alsdann nicht mehr

schädlich ist. — Es kömmt also nicht darauf an, die Schranken zu öffnen, sondern eine innere Subordination zu erzeugen, so lange aber die Schranken fest zu verwahren. —

Deshalb ist auch der Satz, der späterhin von der Erziehung redet, ein nicht zu bestreitender.

Daß das unbeschränkte Recht zu Erwerbung des Grundeigenthums die bisher an die Scholle geknüpften Besitzer zu Speculanten macht, also den wahren Fleiß untergräbt, die Grundbesitzer und mit ihnen den Staat in Armuth stürzt, haben wir jetzt aus Erfahrung gesehen.

1) Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthan zu bestimmen oder zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt.

Nur der König sey Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übt nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des General-Departements gemacht.

Die polizeiliche Gewalt ist ein nothwendiges Mittel, durch welches allein dem Vorsteher jenes kleinen patriarchalischen Staats sein Ansehen, und in diesem Verein die Ordnung erhalten werden kann. Daß sie nicht gemißbraucht werde, darüber ist längst Oberaufsicht angeordnet, und dem Blödesten muß einleuchten, daß sie durch den Gutsherrn unter dieser Oberaufsicht des Staats mit mehrerem Interesse für die Sache, und also gerechter gehandhabt werden muß, als durch einen Angestellten der Regierung; denn jener ist selbst ein Mitglied der Familie, welcher er vorsteht, empfindet also mit ihr das Wohl oder Wehe, welches er bereitet, fortdauernd für sein ganzes Leben und für seine Nachkommen; dieser dient um Lohn, und hat sehr oft kein höheres Interesse, als nur bald den Ort wie-

der zu verlassen, dessen öffentliches Wohl ihm jetzt anvertraut ist.

Des Umstandes, daß die Ordnung dort unentgeldlich, hier mit Unkosten gehandhabt wird, gar nicht einmal zu gedenken.

Die Anhänglichkeit an den Staat kann im Unterthan (dem Bauern) durch diese Zwischenbehörde nicht geschwächt werden, vielmehr wird sie nur durch sie erweckt.

Der Staat selbst ist ein Unding für den Bauern, weil er ihn weder sehen noch erkennen kann, außer etwa durch die Abgaben die er an ihn zahlt.

Er erkennt ihn also höchstens im Ganzen als etwas Drückendes und also Feindseliges (wie er sich ihm auch denn jederzeit nach seinen besten Kräften zu entziehen sucht); die Zwischenbehörde aber (den Gutsherrn) erkennt er vollständig, denn er lebt mit ihm, und durch ihn erkennt er den Staat; denn er weiß, daß sie beide demselben untergeordnet sind. —

2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn dies einen Unterthan nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde, und den Sinn für ihre unverletzliche Heiligkeit.

Die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist bereits eingeleitet.

Der Justitiarius hat bei uns niemals vom Gutsherrn abgehangen, — am wenigsten dann, wenn der Gutsherr der Gegner seiner Unterthanen war.

Wenn die Klage von diesem ausging, ging sie nothwendig an die höheren Justizbehörden; — wenn sie von jenen bei dem Patrimonialgericht angebracht wird, steht es ja ebenfalls dem Bauern frei, auf höheren Ausspruch zu provociren.

3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesinde-Ordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen.

Auch hat man Versuche gemacht, wie der letztere Bericht der Civilcommission aus Schlesien zeigt, durch neue Gesinde-Ordnungen die Erbunterthänigkeit in einzelnen Punkten wieder herzustellen.

Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das feste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeascorpusacte, geschehen. Bisher scheinen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils, weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon seyn konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden.

Es bedarf meiner Einsicht nach nicht einer neuen Gesinde-Ordnung, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das was das allgemeine Landrecht über das Gesinderecht festgesetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Ob das Unterthänigkeits-Edict die Habeascorpusacte genannt zu werden verdient, geht aus dem bisher Gesagten hervor.

Daß die Aufhebung der alten Gesinde-Ordnungen keine wahre Ordnung für das Gesinde bewirke, wird auch jetzt handgreiflich wahrgenommen. Die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts sind hinreichend für das Gesinde der großen Städte, für Haushofmeister und Kammerjungfern; nicht aber für das Land, für Knechte und Viehmägde. —

Der wichtigste Punkt, die Verhütung des Herumstreifens des herrenlosen Gesindes, und der daraus entspringenden Ordnungslosigkeit und Liederlichkeit, ist nicht bedacht worden. Sonst bewirkte die Unterthänigkeit allein Ordnung in diesem Stück, weil Niemand ohne Bewilligung des Herrn den Ort seiner Geburt verlassen, und Niemand den entlaufenen Unterthan annehmen durfte, bei Gefahr, ihn wieder abgeholt zu

sehen. Jetzt streift alles Gesinde umher, vermiethet sich heute des Miethgeldes wegen, und entläuft morgen, um anderswo neues Miethgeld zu bekommen, und seinen Lohn zu steigern.

Ordnung hierin ist also sehr nothwendig.

Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß niemals die Unterthänigkeit ordentliche Menschen an ihren Geburtsort fesselte, und von höherem Erwerb zurückhielt, da für die mäßige keit entlassen werden mußte, der Ordentliche also ohne große Summe von 10 und 5 Thalern ein Jeder der Unterthänig-Mühe so viel erwarb, und nur der Liederliche an den Ort gefesselt blieb, wo man ihn kannte und zur Ordnung anhielt.

Das nächste Erforderniß scheint mir:

4) eine allgemeine National-Repräsentation.

Heilig war mir und bleibt mir das Recht und die unumschränkte Gewalt unseres Königs; aber damit dieses Recht und unumschränkte Macht das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernt, und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke aber die Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communal-Angelegenheiten entzieht, kömmt es bald dahin, das Gouvernement theils gleichgültig, theils in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferungen für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volkes bisher unter uns stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: Jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sey durch geistige Bande an den Staat geknüpft, haben ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt, von der Führung, von der Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab. Denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

Daß jedes Individuum im Staate repräsentirt werde kann weder recht noch nützlich seyn. Nicht recht, weil der Staat das Wohl des Ganzen wollen muß, die meisten Individuen dagegen, wenn sie gleich an demselben Theil nehmen, dennoch kein Bewußtseyn haben, worin es eigentlich bestehe, also jederzeit nur ihr Privatwohl wollen.

Diese Majorität wird also dem Zweck des Staates entgegenstreben, und denselben vernichten, wenn sie repräsentirt wird.

Nicht nützlich, weil überhaupt nichts Gutes daraus hervorgehen kann, wenn die Dummheit und Bewußtlosigkeit eines Standes repräsentirt wird, die doch bei der größeren Menge in jedem derselben anzutreffen ist. Es ist vielmehr nothwendig, das innere Lebensprinzip eines jeden Standes zu repräsentiren.

Der Stände aber giebt es nur zwei, Grundbesitzende und Gewerbtreibende. Wem also die meiste Kenntniß von Grund und Boden und von den Gewerben beiwohnt, der muß Repräsentant seyn, gleichviel, ob tausend Bewußtlose ihm ihr vermeintliches Recht, über den Staat mitzureden, übertragen wollen oder nicht.

Der Gelehrte kann niemals wegen seiner Gelehrsamkeit an sich, die außer dem Gebiete der Staats-Administration liegt, repräsentirt werden, aber er kann repräsentiren, wenn er Kenntniß von Staatssachen hat.

Es scheint diesem so grundfalschen Prinzip, daß ein jeder Staatsbürger repräsentirt werden müßte, dieselbe geometrische Idee zum Grunde zu liegen, die uns verleiten will, neue Eintheilungen der Provinzen und Kreise nach dem Cirkel oder nach dem Laufe der Flüsse u. s. w. zu machen.

Die Zahl der Bürger begründet keine Nothwendigkeit der Repräsentation. Es lassen sich Millionen Eskimos denken,

welche repräsentiren zu wollen eben so lächerlich als verderblich für den Staat wäre, der sie beherbergte.

Eben so wenig begründet die Entfernung von der Hauptstadt oder der Lauf eines Flusses die Nothwendigkeit einer Kreiseintheilung. Die gleiche Sitte, Verfassung und Gewohnheit zieht mächtiger an, als die Kürze des Weges, Flüsse scheiden nicht, sondern sie verbinden die Völker, und deswegen ist der arithmetische oder geometrische Maßstab in diesen Dingen nicht nur falsch, sondern verderblich. — Denn wir sollten uns endlich davon entwöhnen, unsern blöden Gesichtskreis da anwenden zu wollen, wo von der Natur der Dinge die Rede ist.

In den Augen der Vorsehung bilden wenige Individuen, die die Dinge in sich und neben sich erkennen, eine größere Zahl, als die gehaltlose Menge, und die krauseste Gränze auf der Karte, aber von der Nationalität gezogen, ist für sie der vollkommenste Cirkel.

5) Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Das hat nothwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth den man ihm beilegen kann zu behaupten, zu zahlreich, und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, was er bisher allein betrieb, und dem Staatsdienst, den er bisher ausschließend bekleidete, hat zur Erhaltung des Ganzen Concurrenz verstattet werden müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er seiner Geburt wegen Anspruch macht, im Widerspruch steht.

Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald darauf folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt.

Jeder Stand fordert jetzt, abgesondert, den besondern Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zum Gouvernement. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der

Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Verewigung werth sind, in einem höhern Grade erhalten werden.

Endlich verdient in der hier angezogenen Schrift das nicht übersehen zu werden, daß das Prinzip der allgemeinen Freiheit (oder vielmehr Schrankenlosigkeit), welches sie proclamirt, schon an sich selbst ein Unding ist, und niemals in's Werk gerichtet werden kann, weil es sich selbst nothwendig aufhebt und zerstört.

Denn indem für die niedrigste Klasse von Unterthanen eine jede Schranke aufgehoben wird, die sie bisher an den Staat und an seine Obrigkeit fesselte, kann es nicht die Meinung seyn, gar keine neuen Schranken an die Stelle dieser alten zu setzen, weil sonst das Volk, vom Staate losgelassen, sich demselben ganz und gar entziehen und in Anarchie verfallen würde.

Es müssen also sogleich an die Stelle der aufgehobenen neue Schranken gesetzt werden, und diese finden wir auch wirklich theils bis jetzt schon realisirt, theils in Vorschlag, beides als Folge dieser Freiheit und Glück verkündenden Schrift.

Die Unterthänigkeit ist aufgehoben und Freiheit der Gewerbe proclamirt. — Statt daß aber sonst ein jeder Unterthan oder Nichtunterthan sein Gewerbe wirklich frei betrieb, muß er jetzt dafür bezahlen, und wer den Gewerbeschein nicht lösen kann, darf sein Gewerbe nicht treiben. -- Ist er frei? —

Der Unterthan baute seinen Acker, und nährte sich ohne alles Hinderniß, verwendete dabei den Ueberschuß seiner Kräfte für den Herrn. — Jetzt ist er frei erklärt, — kein Müller aber darf ihm sein Brodkorn mahlen, wenn er nicht zuvor die Steuer entrichtet hat, und kann er sie nicht entrichten, so mag er bet-

teln oder verhungern. — Ist er jetzt frei, oder war er es sonst? —

Diese Verbindung wird zugleich 6) die Allgemeinpflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch die Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauerstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einige positive Unterstützungen zur Erhöhung seines persönlichen Werths noch bedürfen.

Hierzu zähle ich

7) Die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohne. Bestimmte Dienste, die der Besitzer eines Grundstückes dem Besitzer eines andern leistet, sind zwar an sich keine Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet; diese Dienste führen aber eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeist nachtheilig ist.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er die Gemeinheits-Aufhebung befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen erhalten kann.

Dies wird hinreichen, um bei'm Fortschritte des Volkes, der aus reinen Fundamentalsätzen nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

Das Recht zur Erwerbung des Grundeigenthums ist unbeschränkt; wenn aber der Grund und Boden theils ganz frei war, theils eine Versprechung des größten Monarchen aufzuweisen hatte (an deren ewiger Gültigkeit Niemandem zu zweifeln einfiel), daß die auf ihm haftende Steuer niemals erhöht werden sollte — jetzt aber aller Grund und Boden besteuert werden soll, und mit der Möglichkeit, das bisher darüber bestehende Gesetz umzustoßen, auch für alle Ewigkeit die Möglichkeit gezeigt worden ist, daß die Steuer immer wieder und immer schärfer erhöht und verstärkt werden kann, — was hilft

die Erlaubniß, einen solchen Boden erwerben zu können? Ein Jeder bleibt weit davon, bis Unglück, Steuern und Zinsen sowohl den jetzigen Besitzer, als den letzten hypothekarischen Gläubiger um das Ihrige bringen, und der voranstehende Gläubiger den Raub allein davon trägt!

Wo war die meiste Freiheit für Alle?

> 8) Damit aber diese Einrichtung ihren Zweck der innern Entwickelung des Volkes vollständig erreiche, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterland in der That gedeihen, muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dies nicht bewirken, doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen; durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Candidaten, und Verbesserung der theologischen Vorbereitungs-Anstalten die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen; auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarr-Abgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußerlichen Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit soll aufgehoben werden. Anstatt daß bisher das Recht für den Bauer unentgeldlich und in seinem Wohnorte gesprochen wurde, wird er jetzt den Richter bezahlen, und dazu seine Heimath und Arbeit verlassen müssen, um nur vor ihn zu gelangen, dessen zu geschweigen, daß bereits ein fehlender Stempel die Nullität des Rechts herbeiführen kann.

Wann war das Recht frei, sonst oder jetzt? —

> 9) Am meisten aber hierbei wie im Ganzen ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft für immer von innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angeregt und genährt, alle einseitige Bildung vermindert, und werden die oft bisher mit solcher Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Würde

und Kraft des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle andern kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unsere Finanz-Einrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst befolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäft berufen zu seyn, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks, und der entschiedene, auch durch die neuen Militair- und Civil-Einrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken, und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zuführen.

Königsberg, den 24sten November 1808.

Stein.

An die Herren Mitglieder des General-Directoriums.

Gesinde-Ordnungen existiren nicht mehr. Dafür wird man bald Strafanstalten errichten müssen, wenn das herumziehende herrenlose Gesinde dem Staate zur Last fallen wird.

Diese Parallele ließe sich noch viel weiter verfolgen, sie zeigt aber jetzt zur Genüge, daß allgemeine Schrankenlosigkeit nicht nur verderblich, sondern auch unmöglich ist, und also nur von Denen gewollt werden kann, die darauf ausgehen, eine Revolution herbeizuführen und den Staat in Anarchie zu stürzen.

Es kann ferner gezeigt werden, wie gefährlich es ist, bestehende Gesetze durch Machtsprüche umzustoßen, anstatt aus veralteten Gesetzen auf dem Wege des Rechts sich neue entwickeln zu lassen, Verfassungen umzustoßen, um neu erfundene, willkürliche an ihre Stelle zu setzen, die niemals bestehen können: einmal, weil sie nicht aus der Natur des Landes und seiner Bewohner, sondern nur aus einzelnen Köpfen hervorgegangrn sind; und zweitens, weil, sobald einmal eine gesetzliche Verfassung gestört und an deren Stelle eine willkürliche

gegeben ist, bei jedem Regenten- oder Ministerwechsel der neu Eintretende sich berufen glaubt, wieder eine Verfassung von seiner Art herauszugeben, theils um zu zeigen, daß er das Nämliche und noch besser verstehe, was sein Vorgänger verstanden hat, theils um sich Diejenigen geneigt zu machen, die mit jenem und seinen Einrichtungen unzufrieden waren.

Daß aber ein solcher Wechsel von Verfassungen das verderblichste ist, was ein Land betreffen kann, daß eben dadurch eine jede Spur von Vaterlandsliebe vertilgt, und die heilloseste Staaten verderbende Selbstsucht in alle Gemüther gepflanzt wird, das hat uns die neueste Geschichte bewiesen; denn es ist einer der schlauersonnensten Pfiffe der Weltzerstörer, in unterjochten Ländern Verfassungen und Regenten so oft wie möglich wechseln zu lassen, um jede Spur von Anhänglichkeit an dieselben zu zerstören, und dem ermüdeten Volke vor allem die Nothwendigkeit unbedingter Unterwerfung unter die nächste Gewalt lebendig vor Augen stehen zu lassen.

Den nämlichen Weg aber verfolgen Minister, die von ihrer Macht so verblendet sind, daß sie sich nicht begnügen, das zu thun, was die bestehenden Gesetze ihnen erlauben, sondern die sich bemühen, sie umzustoßen, gleichviel, ob diese Absicht ihnen selbst klar vor Augen steht, oder ob ihre Handlungsweise ihnen durch revolutionaire Schriften, oder von revolutionairen Umgebungen eingegeben wird.

Nur Gott allein vermag durch sich selbst zu bestehen. Die festgegründetsten Monarchien und die rechtmäßigsten Könige erhalten sich nur durch die Vereinigung der Waffen und der Gesetze (der Macht und des Rechts!), und diese Vereinigung ist so nothwendig, daß die eine ohne das andere nicht bestehen kann.

Gesetze ohne Nachdruck werden verachtet, aber die ungesetzmäßige Gewalt entartet in Anarchie, wenn sie auch der Des-

potie wegen eingeführt wurde, und das den Meistbietenden verkaufte Römische Reich, so wie das ottomannische, über welches täglich die seidene Schnur gebietet, und so viele Beispiele, die wir in unsern Tagen erlebt haben, und noch erleben werden, bezeichnen uns mit blutigen Zügen die Blindheit Derjenigen, welche die Herrschaft allein in der Gewalt und in der Willkür suchen, oder uns gar wollen glauben machen, daß das Glück der Völker durch sie gegründet werden könne.

Berlin, den 9ten Februar
1811.

v. d. Marwitz.

Nachschrift.

Noch nicht vierzehn Jahre nach jenem Testament schrieb der Minister v. Stein folgenden Brief an den Dr. Schulz in Hamm:

„Frankfurt a. M., d. 19ten Dec. 1822.

„Ihr Buch über die Bedeutung der Gewerbe im Staate las ich mit großem Interesse und bin von der Wahrheit seines Inhalts fest und längst überzeugt. Durch die Gewerbefreiheit zerstören wir einen tüchtigen Bürgerstand, durch die jetzt angenommenen zersplitternden Grundsätze über die Erbfolge bey denen Bauerhöffen, verwandlen wir den Bauerstand aus einem tüchtigen, kräftigen, sittlichen, sich selbst achtenden Stand von mittleren vermögenden Guthsbesitzern in einen Pöbel von ärmlichem Gesindel, wie an der Lahn, am Nieder-Rhein, dem Altwürtembergschen u. s. w., den Wucherern und Juden gehörig. Unser öconomisch politisch technologisch polpulirendes (sic) System durch eine centralisirende regierungslustige Beamten-Hierarchie angewandt, frißt sich selbst auf wie Saturn seine Kinder."

„Wir sind übervölkert, haben überfabricirt, überproducirt, sind überfüttert und haben mit Buchstaben, Federn und Dinte die

Beamten entmenscht, die Verwalteten entgeistet und alles in einen todten Mechanismus aufgelöset."

„Da Ihr Buch die herrschenden Lehren angreift, so besorge ich, es wird wenig gelesen, Sie sollten daher ein Exemplar am König und am Kron-Prinzen senden."

„Mit u. s. w.

Stein."

Welche merkwürdige Sinnesänderung! v. d. M.

V.

Ueber die beiden am 7ten und 16ten Sept. 1811 von dem Staatskanzler v. Hardenberg gehaltenen Reden, nebst einer Einleitung, worin den Ursachen des Verfalls des Preußischen Staates nachgeforscht wird.

Wir haben zu seiner Zeit über zwei Reden dieses Ministers, am 23sten Februar und 28sten Junius 1811 gehalten, das Nöthige gesagt*). In den gegenwärtigen rühmt er sich, sein Werk vollendet und das Heil des Staats gegründet zu haben. Es ist daher nöthig zu zeigen, auf welchem Fundament dieses Heil gegründet werden muß, und da wir (welches wir im Voraus bekennen wollen) der Meinung sind, daß der redende Minister dasselbe nicht gelegt hat, also das Heil des Staates nicht gegründet haben kann, so wollen wir nachher die von ihm so laut gepredigten Irrthümer in ihrer ganzen Blöße darstellen und überhaupt den Grund so vielen Unheils tiefer erfassen.

---

*) Nur die Bemerkungen zu der Rede vom 23sten Februar sind erhalten. Da der Inhalt derselben in dem vorliegenden Aufsatze recapitulirt ist, so sind dieselben nicht abgedruckt, sondern nur Einzelnes daraus diesem Aufsatze als Anmerkungen angehängt. A. d. H.

Beruht denn das Heil des Staates auf ökonomischen oder auf moralischen Prinzipien? Ist der reichste Staat seines Reichthums wegen der glücklichste? Oder verdient der glücklich genannt zu werden, in welchem die Freiheit der Bürger am festesten gegründet ist? und in welchem die zu diesem Staat vereinigten Menschen am meisten Bürger*) sind, d. h. ihr persönliches Wohl dem des Staates am unbedingtesten nachsetzen? Und wenn ein Staat durch die Unbürgerlichkeit seiner Bürger gefallen ist, kann ihm durch ökonomische Maaßregeln geholfen werden? Wird es nicht vielmehr darauf ankommen, ob man das verlassene Volk zur Bürgerlichkeit wieder zurückführen könne oder nicht? Wenn man endlich den entbürgerten, also selbstsüchtigen Individuen Reichthum darreicht, werden sie dadurch bürgerlicher werden, oder noch selbstsüchtiger?

Wir wollen kein Compendium der Staatsweisheit schreiben, und gestehen also von vorn herein, daß wir gar nicht reden wollen und können mit denjenigen, die uns nicht zugeben, daß die Wohlfahrt des Staats nicht auf dem Reichthum, sondern auf den Gesinnungen seiner Bürger beruht, daß man diese zu erneuern suchen müsse, wenn sie verloren gegangen sind, und daß einem Staat, der nicht durch Mangel an Reichthümern gefallen ist, durch Zuwendung derselben nicht geholfen werden könne. Wer dieser Meinung nicht ist, für den schreiben wir nicht, und er mag hingehen zu seinen todten Besitzthümern.

Der Staat besteht aber weder in dem Regenten, noch in den Unterthanen, sondern in dem freien, und sich gegenseitig

*) So nennen wir alle Mitglieder des Staats in Beziehung auf einander. Der König, der Edelmann, der Städter und der Bauer sind also insgesammt Staatsbürger.

durchdringenden Leben der Regierung und der Unterthanen. — Wo dieses nicht Statt findet, da ist politischer Tod.

In dem gegenseitig sich durchdringenden Leben haben wir gesagt.

Die Regierung mag noch so thätig und wohlwollend seyn, sie ist todt für den Staat, wenn ihr Leben von den Regierten nicht erkannt, und von ihnen nicht getheilt (mitgelebt) wird. Die Regierten mögen noch so thätig und regsam in ihren Häusern, auf ihren Feldern sein: wenn ihr Leben von den Regierenden nicht erkannt und beständig zu sich hingeleitet wird, — so sind auch sie todt für den Staat, oder vielmehr in dem gesetzten Falle (denn das eine ist ohne das andere nicht denkbar), existirt gar kein Staat, welcher nur besteht in den Elementen, die in diesem Falle nicht vorhanden sind*).

Nun aber müssen, um diese gegenseitige Durchdringung der Regierenden und der Regierten möglich zu machen, so die einen wie die andern eine feste Richtung und Norm ihres Regens und Bewegens haben. Diese Norm muß von allen anerkannt seyn, so daß ein jeder Staatsbürger sich nur innerhalb dieser Form frei bewegen könne, und Zwang empfinde, wenn er sie verlassen will.

Die Richtschnur heißt für das Thun der Regierenden: die Verfassung des Landes, für die Regierten: das bürgerliche Recht.

*) Der Staat ist nicht ein Nebeneinandersein von Menschen, deren einige befehlen, die anderen gehorchen, sondern das Ineinandersein dieser Menschen, — die gemeinschaftliche geistige Richtung ihres Wollens; woraus denn folgt, daß dieses Wollen niemals auf ein Individuum gerichtet seyn darf, sondern auf das Ganze gerichtet seyn muß, — daß also die Regierten wollen müssen, daß man sie so regiere, wie dem Allgemeinen frommt, daß die Regierenden wollen müssen, daß man nicht ihnen, sondern dem Gemeinwohl gehorche. Darum ist eine Despotie (deren Wesen keineswegs in Bedrückung und Mißhandlung besteht, sondern in der Absonderung und Isolirung des Regenten von den Unterthanen und umgekehrt) — darum ist eine Despotie kein Staat.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß beide nicht willkürlich seyn können, sondern nothwendig hervorgehen aus dem innersten Wesen der Staatsbürger, daß sie sich (dafern der Staat nur ein wahrer Staat ist, d. h. dafern er Leben hat) gegenseitig bilden und vervollkommnen, also in der Zeit fortschreitend sich verändern müssen. Es folgt ferner, daß diese Bildung und Vervollkommnung auch durchaus nothwendig und fortwährend gegenseitig seyn müsse, dafern nicht der Tod (das Nichtdasein des Staats) eintreten soll. — Denn wenn die Richtung und Norm der Regierten (das bürgerliche Recht) verändert würde, die Richtung und Norm der Regierenden (die Verfassung) aber die nämliche bliebe, oder umgekehrt, so würde ja eine Trennung entstehen, ein Nebeneinanderwegleben der Regierenden und Regierten, mit andern Worten, eine Auflösung des Staats, welche nur, wie schon gesagt, durch das Ineinanderleben aller Bürger möglich und denkbar ist.

Unser Vaterland ist schon längst kein Staat mehr gewesen, denn die Verfassung und das bürgerliche Recht haben sich nicht aus- und durcheinander gebildet und vervollkommnet, sondern die erste ist in Vergessenheit gerathen, das zweite ist willkürlich bestimmt worden.

Mit andern Worten, das Leben der Regierenden und der Regierten ist nebeneinander weg abgelaufen; von dem Ineinanderleben beider ist nach und nach sogar der Begriff verschwunden.

Wir wollen von der Verfassung und den Rechtsverhältnissen dieses Landes Einiges sagen.

Die älteste Verfassung des Brandenburgischen Landes, als welches wir hier zunächst im Auge haben, war

feudalistisch. — Um den Landesherrn standen der Adel und die Städte.

Um neue Ausdrücke zu gebrauchen, können wir gleichbedeutend sagen, sowohl die producirende als die gewerbetreibende Klasse hatte eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten.

Ein Jeder wird sich hier sagen, daß unter der gewerbetreibenden Klasse der Städter verstanden wird. — Aber der Producirende? —das ist ja der Bauer! höre ich von allen Seiten erschallen. Mit nichten, es war der Adel! Der Bauer war des Edelmannes Knecht und baute dessen Feld für Natural-Antheil*). So wenig es nun Jemand einfallen kann, wenn von Handwerkern geredet wird, blos die Gesellen also zu nennen, die Meister aber auszuschließen, — oder wenn von Kaufleuten, darunter nur Ladendiener zu verstehen, — so wenig kann auch der Bauer in damaliger Zeit, der bloße Knecht des Edelmanns, der Produzirer genannt werden. So gewiß das Handwerk nur in den Meistern, die Kaufmannschaft nur in den Kaufherren beruht, so gewiß sind die Besitzer des Grundes und Bodens, und nicht die Knechte, durch welche sie ihn beackern und aberndten lassen, — die producirende Klasse**). Und endlich: so wenig die Gesellen und Ladendiener einen eigenen Stand im Staate ausmachen können, so wenig kann es der Bauer. Man hat ihn nie ohne Nach-

*) Daß es hierbei darauf nicht ankommt, ob der Knecht seinen Antheil aus der Scheune des Herrn bekömmt, oder auf einem angewiesenen Stück Landes ihn selbst erbaut, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

**) Die Distinction, ob etwa ein Grundeigenthümer seinen Boden verpachte und blos von der Rente lebe, ist keine, sofern er nur auf dem Lande und mit den Bauern lebt, also das Landwesen in seinem Geiste auffaßt. — Die Rente in der Stadt zu verzehren und von dem Landwesen gar nichts zu verstehen, — diese Faullenzerei fand in jenen Zeiten gar nicht Statt.

theil für den Staat als einen abgesonderten Stand betrachtet*).

Die öffentlichen Angelegenheiten haben ihre Richtung entweder nach außen oder nach innen. In beide Verhältnisse griffen die beiden einzig möglichen Klassen von Staatsbürgern auf eigenthümliche Weise ein, und diese ging mit Nothwendigkeit hervor aus dem innern Wesen beider Klassen, und aus ihrer politischen und ökonomischen Lage.

Das Wesen des Landes und seiner Bewohner ist (wie wir schon an einem anderen Orte gesagt haben) Ausdehnung und Streben danach; in den Bewohnern also der Trieb,

---

*) Das Beispiel liegt in Schweden zu Tage. Ohne den Widerstand des Adels wäre dieser Staat als Staat längst gestürzt, denn entweder hätten die Könige mit Hülfe der Bauern eine Despotie (einen Nichtstaat) errichtet, — wo denn diese auch aufgehört hätten Stand zu sein, — oder die Bauern hätten das Uebergewicht gewonnen und das Land in Anarchie gestürzt. — Jetzt wenigstens, wenn es so weit noch nicht gekommen, ist die Landstandschaft des Bauern die ewige Quelle von Zerrüttungen für dieses Reich gewesen. Sie isolirte den Adel und den Bauer und theilte ein Interesse, welches seiner Natur nach gemeinschaftlich ist. Es ist auch beinahe kein Mittelweg möglich. Die Landstandschaft des Bauern ist (so lange er dumm und gehorsam) ein Blendwerk oder sie führt, (wenn er pfiffig und widerspenstig), seiner großen Zahl wegen, die Auflösung des Staats herbei. Daß der ganze Stand einsichtsvoll und bescheiden seyn könne, scheint uns unmöglich, so lange er wirklich Bauernstand ist. Die kleinen, freien Grundbesitzer, die es in andern Deutschen Ländern giebt, kommen hier nicht in Betrachtung, einmal, weil diese entweder schon über den Bauernstand (so wie er bei uns ist) sich erheben, oder eben so ungeschickt sind, das Allgemeine in's Auge zu fassen, wie dieser, und sodann, weil sie bei uns gar nicht existiren. Giebt es irgendwo Bauern, die, über ihre Arbeit hinaus, den Staat sehen, so müssen sie dem Adel gleich gerechnet werden.

Die Freeholders in England sind wie ein niederer Adel zu betrachten, und in keinem Lande hat dieser (als Repräsentant des Grundes und Bodens) so großen Antheil an der Verwaltung als dort, denn er bildet zum großen Theil das Unterhaus durch Wahl, das Oberhaus aber ausschließend durch Erbrecht.

die Kräfte des Individuums möglichst geltend zu machen, — zu benutzen, was die Natur ihm bietet.

Das Wesen der Stadt und ihrer Bewohner ist Vereinigung und Streben darnach; in den Bewohnern also der Trieb, die vereinigten Kräfte des ganzen versammelten Geschlechts geltend zu machen, zu benutzen, was die Fertigkeiten aller unserer Mitmenschen zur Benutzung uns darbieten.

Die politische Lage beider Stände war gleich, sie waren beide Bürger eines Staates.

Ihre ökonomische Lage war verschieden, wie wir so eben gezeigt haben, und hieraus entsprangen für beide auf die naturgemäßeste Weise gleiche geistige Rechte und Pflichten und ungleiche ökonomische. Sie hatten also gemeinschaftlich das Recht der Landstandschaft, das unveräußerliche geistige Recht jedes Staatsbürgers, in öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen und seine Rechtsverhältnisse nicht willkürlich bestimmt und verändert zu sehen.

Sie hatten gemeinschaftlich das Patronatrecht, das ebenfalls nothwendige geistige Recht, ihre Kirchen und Schulen mit Männern zu besetzen, zu denen sie das Vertrauen hatten, daß das Heil ihrer Seelen und die Bildung ihrer Kinder gewissenhaft von ihnen würde besorgt werden*).

Sie hatten gemeinschaftlich das Recht der niedern Gerichtsbarkeit, auf welches sich im rechtlichen Sinn anwenden läßt, was wir so eben im moralischen von Kirchen und Schulen gesagt haben**).

---

*) Daß wir hier von größeren Städten und nicht von Flecken reden, die dem platten Lande gleich zu achten sind, wird die Folge deutlicher zeigen, wir befürchten also den Einwand nicht, daß das Patronatrecht da oder dort dem Landesherrn zugestanden habe.

**) Daß diejenigen Personen, welche Gerichtsherren waren, nicht persönlich unter dem Gericht standen, welches sie selbst einsetzten, ist bekannt; aber sie wählten als Stände zu dem

Sie hatten (um von den inneren Angelegenheiten auf die äußeren überzugehen) die gemeinschaftliche Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes. Diese Pflicht ward aber der Natur des Landes und der Stadt gemäß, auf unterschiedene Weise geübt.

Die producirende Klasse (der Landmann, der Adel) ist ihrer Natur nach zur Vertheidigung des Landes geschickter, als die gewerbetreibende (der Städter)*); nicht blos, weil es natürlich ist, daß der den Boden vertheidige, der ihn besitzt und bebaut, sondern auch, weil er sein Geschäft mit geringerem Nachtheil für seine Familie und das Ganze kann ruhen lassen, weil (vom gewöhnlichen und damaligen Betrieb zu reden) seine Hauptgeschäfte auf wenige Perioden des Jahres sich beschränken, weil Weiber und Kinder das Unentbehrlichste dieser Geschäfte auch verrichten können, im schlimmsten Falle aber der rückkehrende Familienvater doch wenigstens sein Material (den Grund und Boden) immer unversehrt wiederfindet u. s. w.

---

ihnen vorgesetzten Gericht, vid. Kammergerichtsordnung von 1516, in welcher es ausdrücklich heißt:

„daß das Kammergericht mit dem trefflichen Rath der „Prälaten und Verwilligung der Grafen, Herren, Ritterschaft, Mannen und Städte eingesetztet worden," so daß „von den 12 Beisitzern

die Prälaten, Grafen und Herren	2
die Ritterschaft	4
die Städte	2
und der Kurfürst	4

geben und erwählen sollen.

*) Diese Substitution des Begriffs Landmann für Adel, und Städter für Bürgerstand werde nicht für willkürlich gehalten, um etwa, der Mode des Zeitalters gemäß, durch Verwechselung der Benennungen Verwirrung der Begriffe zu erzeugen, sondern es ist ganz ernsthaft gemeint, daß der wahre Adel das Land bauen und es vertheidigen, der Städter aber sein Gewerbe innerhalb der Mauern, die er ebenfalls zu vertheidigen hat, treiben müsse. Uns ist also Landmann und Adel, Bürgerschaft und Städter völlig synonym; die Knechte, Dienstboten und Handlanger des einen kommen so wenig wie die des andern in Betrachtung.

Diesem gemäß war dem Adel die Vertheidigung des Landes an seinen Grenzen mit Recht übergeben, der Städter vertheidigte in der Regel nur seine Mauern, die denn auch, als Vesten des Landes, wenn der Feind bis zu ihnen hin durchdrang, dem schwachen Theil des Landvolks eine sichere Zuflucht gewährten, und Beides ist auch Beider natürlichen Bestimmung unstreitig gemäß.

Ungleich waren (womit wir zu den inneren Angelegenheiten zurückkehren) ihre ökonomischen Rechte. Ein jeder Stand hatte seine besondere Freiheiten*). Bei dem Landmann (Adel) galt mehr die Person, bei dem Städter der Stand (siehe das vorher Gesagte). Die Freiheiten des ersteren erstreckten sich mehr darauf, daß ihm Nichts genommen werde von den Geschenken der Natur; die des letzteren: daß ihm Gelegenheit gegeben werde, viel zu erwerben, und auf vielfältige Weise die Kräfte des ganzen Menschengeschlechts zu benutzen.

Sonach genoß der Adel die Freiheit von allen Steuern und Zöllen, das ausschließende Recht, in die geistlichen Stifter und Orden zu treten u. s. w. Das erste war nothwendig, damit er bestehen konnte, da er beständig unter den Waffen liegen und jeden Augenblick auszuziehen bereit seyn mußte, wo er denn sein vornehmstes Augenmerk auf Gelderwerb nicht richten konnte. Das zweite war nothwendig, um ihm wieder aufzuhelfen, wenn er sein Eigenthum verloren oder zugesetzt hatte.

Die Städte hatten dagegen Befreiungen von einzelnen Zöllen, (bei jeder Stadt fast nach ihrer Lage verschieden,) das Recht der Jahrmärkte, Niederlagsgerechtigkeiten für alle durchgehende Waaren u. s. w.; — ja, es haben sogar die Stadt

*) Hier schreien wieder die Neuerer! — In einem wohleingerichteten Staate, meinen sie, soll Niemand Freiheiten haben, alles soll über einen Kamm geschoren seyn! — Ich behaupte aber geradezu: je mehr Freiheiten und Rechte, je besser — desto lebendiger wird der Staat.

Frankfurt und einige Altmärkische Städte das Recht gehabt, **Münzen zu schlagen.**

Es war natürlich, daß der minder zahlreiche Stand des Adels, wo jedes Individuum Gelegenheit hatte, durch Waffenthaten hervorzuglänzen, den Vorrang gewann über den anderen Stand, der überall nur als **Corporation** auftrat, als eine Gesammtheit, in der die Individuen verschwanden. Dies war nicht nur natürlich, sondern es war auch gerecht, denn die Einzelnen bestanden mehr Gefahren und Anstrengungen, auch waren sie früher da gewesen. — Der Adel zog mit Albrecht dem Bären in's Land und kämpfte mit seinen Fürsten, wie die Städte noch wendisch und heidnisch waren. Man findet ihn in allen Urkunden damaliger Zeit, als Gefährten, als Rathgeber, als Gewährsmann des Landesherrn, während die Städte erst 100 Jahre später als Landstände erscheinen. — Diese frühe persönliche Landstandschaft gab den Edelleuten ein großes persönliches Ansehen, man nannte sie Vasallen (Lehnsleute), um zu zeigen, daß sie ihren Fürsten blos die Lehnspflicht schuldig, im Uebrigen aber auf ihren Besitzungen **frei** waren.

Keinem Bewohner der Städte fiel es ein, den Adel wegen dieses natürlichen und gerechten Vorzugs zu beneiden, oder sich selbst deswegen gering zu schätzen. Der Städter kannte damals sehr wohl und sehr richtig seine wahre **Bürgerehre**; er mochte nicht außerhalb der Stadt seyn, fern von seinen Mitbürgern und seinem Gewerbe, noch an den schlüpfrigen Stufen des Throns. Er hätte Jeden ausgelacht, der ihm angetragen hätte, mit dem Edelmann zu tauschen.

Diesen wieder bewegte nicht der Vortheil, sondern allein die Ehre und der Ruhm*).

---

*) Man wird doch nicht hier von den einzelnen adeligen Individuen reden wollen, die zu den Zeiten der ersten Hohenzoller'schen Kur-

So wie nun bei dem Adel allenthalben die Person galt, so wie diese selbst handeln und kämpfen mußten, und auch für ihre Person geehrt wurden, bei dem Bürgerstande aber nur die Corporation in Betrachtung kam, so konnte auch nur die Gesammtheit der Städter in öffentlichen Angelegenheiten handelnd oder berathend auftreten. Sie erschienen durch Deputirte auf den Landtagen. Der Adel konnte in Person erscheinen, übte aber nur eine bestimmte Anzahl von Stimmen durch die Deputirten seiner Kreise, weil sonst, wenn Jeder hätte stimmen können, ein Uebergewicht über den andern Stand entstanden wäre.

Bei diesen Einrichtungen leuchtet offenbar der hohe und jetzt so sehr verkannte Sinn hervor: daß die öffentlichen Angelegenheiten durch den jetzt lebenden Menschen — durch das in dem gegenwärtigen Augenblick gerade am Boden herumkriechende (meist thöricht gesinnte) Individuum nicht bestimmt werden sollen, weil vorauszusetzen ist, daß dieser nur sein augenblickliches, veränderliches Interesse zur Sprache bringen werde, sondern die öffentlichen Angelegenheiten sollen bestimmt werden durch das dauernde und unveränder-

---

fürsten Räuberei trieben? — Sie fanden ihre gerechte Strafe. — Man ist aber viel zu geneigt, das gesetzwidrige Benehmen dieser Einzelnen, als den damaligen allgemeinen Zustand des Landes anzusehen, — wäre dies gewesen und hätte der ganze Adel den damaligen Quitzow's und Rochow's geglichen, so würde Kurfürst Friedrich der Erste nicht so leicht mit ihnen fertig geworden seyn. — Der größte Theil des Adels diente ihm treu, von denen unter vielen andern bei dem Sturm auf Angermünde die von Bredow, von Wedell, Schulenburg und Alvensleben genannt werden, auch die früher widerspenstigen Ganse von Puttlitz. Uebrigens ist es noch eine große Frage, ob selbst der widerspenstige Adel (die Quitzow's, Rochow's ꝛc.) so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebenen Schriftsteller sie schildern. — Friedrich der Erste hatte das Land für Geld gekauft, sie waren Vasallen des Luxemburgischen Hauses: — wer konnte sie zwingen, sich verkaufen zu lassen?

liche Interesse des Standes, als einer moralischen (sonach unsterblichen) Person.

Diesem gemäß war der Stand des Landmanns repräsentirt, nicht durch die das Zugvieh treibenden Knechte, sondern durch die Besitzer des Grundes und Bodens, und diese übten nur eine gewisse Anzahl von Stimmen, so daß vorauszusetzen war, diese würden nur solchen Männern anvertraut werden, die fähig wären, ihr augenblickliches veränderliches Interesse hinter sich zu werfen, und das dauernde Wohl ihres Standes allein im Auge zu behalten.

Der Stand des Städters aber ward repräsentirt durch die Deputirten der großen Städte; denn man setzte mit Recht voraus, daß in großen Städten (d. i. solchen, die vielerlei Gewerbe trieben, nicht solche, die eine große Zahl von Einwohnern hatten) das wahre Interesse des gewerbetreibenden Standes richtiger werde gekannt werden, als in den kleinen kaum über das platte Land sich erhebenden Orten, wo die wenigen kärglich gewerbetreibenden Individuen, in einseitiger Ansicht befangen, das wahre Beste des ganzen Standes zu übersehen nicht fähig seyn würden.

Es fiel Niemandem ein, in dem Umstande, daß kein Bauer oder kein Deputirter aus den kleinen Städten erscheinen durfte, einen Nachtheil für diese zu sehen. Heut zu Tage aber, wo Alles nach Zahl und Größe kalkulirt, der Geist aber so übersehen wird, daß man kaum noch glaubt, daß ein solcher über Zahl und Größe erhaben existiren könne, würde man erstaunliches Mitleid mit diesen Unglücklichen hegen, und alsbald einige Bauern und kleinstädtische Handwerker herbeirufen, um durch sie den ganzen Gang der Angelegenheiten zu verwirren.

Es ist nicht nöthig, hier noch auseinanderzusetzen, zu welchen Angelegenheiten die Landstände von den Regenten

zugezogen werden mußten, denn aus den noch vorhandenen Landtags-Recessen und Urkunden geht deutlich hervor, daß sie ursprünglich nicht nur wegen der aufzubringenden Gelder und Abgaben, sondern geradezu bei allen Angelegenheiten mitzureden hatten, und daß sogar bei Friedensschlüssen oder andern Verträgen von den ältesten Zeiten her die Ritterschaft, späterhin aber auch die Städte für den Landesherrn sich verbürgen, und garantiren mußten, daß er sein Wort halten werde*).

So viel von der Verfassung des Landes. — Wie dieselbe nach und nach alterirt worden, und zuletzt ganz zu Grunde gegangen ist, wird unten des Mehreren vorkommen. Wir gehen nun zu den Rechtsverhältnissen über.

So wie die Verfassung durchaus eigenthümlich und deutsch war, so war es ursprünglich auch das Recht. Das Sächsische Recht galt in der Mark Brandenburg, und wenn dasselbe eben so sehr im Herkommen und Gewohnheiten bestand, als in geschriebenen Gesetzen, so war daran wahrlich Nichts verloren, vielmehr war es dem treuen Sinne jener Zeiten vollkommen gemäß. Wenn man nur die Geduld gehabt hätte dabei zu beharren, und zu ergänzen, wo sich Lücken dargethan hätten, so würde sich ohne allen Zweifel im Laufe der Zeit ein der Verfassung angemessenes und mit derselben fortschrei-

*) Auch das ist eine spätere, durch die Uebermacht der Fürsten und durch das Römische Recht erst herbeigeführte Gewohnheit, daß die Bauern von den Fürsten willkürlich besteuert werden konnten. Ursprünglich waren sie die Diener des Adels, so wie in den Städten die Gesellen die Diener ihrer Meister, Niemand wurde willkürlich besteuert, sondern ein Landtagsschluß mußte das Erforderliche festsetzen. Späterhin, da das Interesse von dem Stande ab nach den Individuen und dem Gelde sich hinlenkte, suchte der Adel nur seine persönliche Steuerfreiheit zu bewahren, und gab seine Bauern preis. Doch hat er noch in ganz neuer Zeit für sie einen Proceß mit dem Accise-Departement geführt und gewonnen.

tendes, unsern jetzigen Bedürfnissen angemessenes bürgerliches Recht gebildet haben.

Statt dessen aber ergriff unsere Voraltern zur Zeit der hereinbrechenden Aufklärung die Ungeduld. Sie fanden es bequemer, das schon ganz fertige, niedergeschriebene Römische Recht zu adoptiren, als ihr naturgemäßes Deutsches Recht langsam zu vervollkommnen. Auf dem Landtage von 1534 ward festgesetzt, daß in der Mark nach Römischem Rechte sollte gesprochen werden.

Die unseligen Folgen dieses übereilten Schrittes sind nicht zu berechnen.

Die Landesverfassung war, wie in ganz Deutschland, republikanisch. Das Römische Recht ist durchaus despotisch. Wie mochten zwei, im direktesten Widerspruch zu einander stehende Elemente glücklich und friedlich ein gemeinschaftliches Ziel erreichen*)?

Unter Republik verstehen wir (wie auch der Wortsinn schon angiebt) ein Gemeinwesen, einen Staat. Unter Despotie aber eine unbeschränkte Alleinherrschaft, einen Nichtstaat. Eine Monarchie kann diesem nach sehr wohl eine Republik seyn, oder genauer genommen, sie muß es durchaus seyn, denn der Monarch ist in derselben ein Staatsbürger, wie die Unterthanen**).

In der Despotie allein ist kein Heil zu finden, sollte auch der Despot ein milder und gerechter Herrscher seyn. Immer

*) Was hier von der Mark Brandenburg insbesondere gesagt wird, gilt im Allgemeinen von ganz Deutschland; auch von dem Uebel, welches die Annahme der fremden, Römischen Kaiserwürde nach sich gezogen hat.

**) Wiederum kann eine Demokratie eine Despotie seyn, wie z. B. die Regierung des Wohlfahrts-Ausschusses in Frankreich, welches Land man damals sehr mit Unrecht eine Republik nannte. Dagegen war Sparta, von Königen regiert, unstreitig eine Republik, und noch in unseren Tagen ist es England.

geht durch ihn das Gemeinwesen unter, und die Griechen hatten wohl Recht, ohne Rücksicht auf den persönlichen Charakter und die Gesinnungen des Regenten, jeden Alleinherrscher einen Tyrannen zu nennen. Das Römische Recht, nicht in den blühenden Zeiten der Republik, sondern unter den Kaisern gebildet, wo in dem ganzen, den halben Erdkreis umfassenden Reiche keine Spur von Gemeinsinn und von Gemeinwesen mehr anzutreffen war, also gegründet auf den Elementen eines Befehlenden und vieler Gehorchenden gleichen Standes, — das Römische Recht, dem die so eben von uns dargelegte Landes-Verfassung, dem der rein Deutsche Unterschied des producirenden und gewerbetreibenden Standes ganz fremd war (da bei den Römern nur Sclaven das Feld baueten und die Gewerbe trieben), dieses Recht, hervorgegangen aus der Zerrüttung des Altrömischen Reichs, wo die Bürger einer Stadt die Welt beherrschten, gegründet auf den Uebergang dieser Aristokratie in die unumschränkteste Tyrannei, — wurde herrschend gemacht in einem Lande, wo es einen limitirten Regenten, einen Adel, Städte und Landstände gab!

Sonach kam von dem Augenblick an das Theuerste und Heiligste, was die Bürger unsers Staates hatten und haben konnten, ihre Landstandschaft, vor Gericht gar nicht mehr in Betrachtung; und es konnte der Fall eintreten, daß sie Handlungen begehen konnten, die der Verfassung nach Bürgerkronen verdient hätten, und die, vor dieses Gericht gezogen, todeswürdig waren. Der hierdurch nothwendig entstehende Zwiespalt zwischen dem Staatsbürger und dem bloßen Bewohner des Staats (die doch ihrer Natur nach eins und dasselbe seyn sollten) kam nicht plötzlich, sondern langsam, aber nur um desto verderblicher zu Tage.

Die Verfassung und das alte Herkommen waren Anfangs noch zu lebendig in den Gemüthern. Wo sie in Widerspruch geriethen mit den Rechtsformen, gingen sie vor, und die Stände

sorgten dafür, daß ihre alten Freiheiten ihnen in den Landtags-Recessen immer auf's Neue wieder bestätigt wurden. — Dazu kam der verfassungsmäßige Verband des Landes mit dem Deutschen Reiche und die Abhängigkeit der Kurfürsten von demselben und vom Kaiser, welche bewirkten, daß immer noch eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten lebendig blieb.

Als aber ein beinahe hundertjähriger Friede unter den spätern Hohenzollern*) die Entfernung des Adels von den Waffen vollendet hatte, die schon seit dem Landfrieden und der Reformation (deren Kriege die Mark Brandenburg nicht berührten) vorbereitet worden war; als die Städte anfingen, ihre Mauern einfallen zu lassen und sich jenseit derselben niederzulassen, um den nach und nach aufgelegten, drückenden und durch Mauer und Thor in der Erhebung erleichterten Abgaben zu entgehen; als überhaupt die zunehmende Masse des Geldes bei Regierenden und Regierten eine unmäßige Begierde darnach erzeugte, und diese Begierde nach und nach alle geistigen Bande der Bürger unter einander lösete, sie allein auf den zeitlichen Gewinn hinweisend, da ward das Verderben sichtbar. Die Edelleute waren zu Landwirthen, die ehrsamen Bürger zu gierigen Lohnarbeitern herabgesunken. Dennoch bewahrten sich die Freiheiten der ersteren noch länger, als die der letzten, eben weil sie der Person anklebten und leichter geltend gemacht werden konnten, als da, wo die ganze Corporation erst zusammentreten mußte, deren Individuen das Gemeinwesen um so viel mehr vergaßen, als die Fürsten sie mehr und mehr mit Abgaben belasteten, und als sie selbst durch ihre Gerichte von dem Ganzen ab- und auf sich hingewiesen wurden**).

*) Vor dem dreißigjährigen Kriege.

**) Es ist sehr merkwürdig, die Macht und das Ansehen der Städte zu den unruhigen Zeiten Kurfürst Ludwigs von Baiern und des falschen Waldemar — 1345—1354 — (die gewöhnlich als höchst unglücklich für die Mark vorgestellt werden) zu vergleichen mit den

Als aber Europa das erstaunenswürdige Phänomen erlebt hatte, daß die Haupt- und Mutter-Nation dieses ganzen Welttheils durch den Westphälischen Frieden in eine verfassungsmäßige Ohnmacht versenkt, und allen angrenzenden Nationen förmlich das Recht gegeben oder vielmehr gleichsam die Verpflichtung aufgelegt wurde, sich in die Deutschen Angelegenheiten fortdauernd zu mischen, da konnte es nicht fehlen, daß auch das Gemeinwesen in unserm Vaterlande die schrecklichen Folgen einer so unnatürlichen Verwirrung empfinden mußte. Die letzte schnell erlöschende Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten wurde noch hervorgerufen durch Kurfürst Friedrich Wilhelm den Großen auf verschiedenen Landtagen, vorzüglich dem von 1653, auf welchem alle Landes-Angelegenheiten noch einmal (zum letztenmal) verhandelt und in dem Landtags-Receß alle früheren gleichsam recapitulirt, und die Freiheiten der Ritterschaft und der Städte noch einmal aufgezählt, festgestellt und garantirt wurden. Es war dies aber nur noch ein Schatten der ehemaligen lebendigen Theilnahme, das Wesen war schon da nicht mehr zu finden. Wie es denn überhaupt in der Natur der Dinge liegt, daß das einmal Erstorbene nicht wieder kann erweckt werden, sondern daß die Zerstörung hindurch sich etwas Neues gestalten muß, an dessen Art und Wesen denn leichtlich erkannt werden kann, ob die Zeitgenossen etwas werth waren oder nicht: so hatten eigentlich damals unsere Vorfahren der Vorsehung zu danken, daß sie eine Regentenreihe erschuf, der sie die Fähigkeit ertheilte, einen lichten Punkt außerhalb des bisher gewohnten, jetzt zerstorbenen Kreises in's Auge zu fassen, und die Kraft auf ihn hin zu arbeiten.

Klagen und der Noth derselben, als Kurfürst Johann Sigismund (nach 100 Friedensjahren) 1610, da der dreißigjährige Krieg sich vorbereitete, die Gestellung von einigen 1000 Soldaten von ihnen verlangte.

Niemand kann es Friedrich Wilhelm dem Großen und seinen Nachfolgern verdenken, daß sie den todten und eigentlich gar nicht mehr existirenden Reichsverband verließen, und das Reich Preußen zu gründen trachteten, auch wirklich es gründeten. Ihr Beginnen begriff in sich die einzige Möglichkeit, ein neues Gemeinwesen auf den Trümmern des erstorbenen zu gründen.

Aber zuvor mußte die Zerstörung vollständig werden. Ein neues Gemeinwesen hätte sich nur bilden können in schwierigen Zeiten, die glücklich überstanden worden wären, welches nicht geschah.

Die Annahme der Königswürde lösete den Reichsverband gänzlich. Es blieb nur noch die Provinzial-Verfassung, so wie sie auf dem letzten Landtage scheinbar festgestellt worden war. Diese trat in's Dunkele zurück durch die Lehns-Constitution König Friedrich Wilhelms des Ersten, wenigstens so weit vom Adel die Rede ist, denn durch diese wurde die fortwährende Verbindung des landständischen Adels mit dem Regenten durch Muthung der Lehen durch die Allodificirung derselben getödtet, auch die Verpflichtung des Adels zum Kriegsdienst in Person gegen eine Geldabgabe aufgehoben; dadurch aber seine, ihm schon mehr, als gut war, inwohnende Neigung zur Ruhe und zur Entfernung vom öffentlichen Leben sogar gesetzmäßig begründet. Man muß es unsern Vorfahren mit Ruhm nachsagen, daß sie sich diese unheilbringende Einrichtung höchst ungern haben gefallen lassen. Mehr noch als alles dies wirkte nachtheilig auf beide Klassen von Staatsbürgern der abermalige lange Frieden. Der Adel war theils ganz zum Landwirth herabgesunken, theils fing er an, sich dem Nichtsthun in den Städten und am Hofe zu ergeben. Bei dem Städter war vom Gemeinsinn gar keine Rede mehr. Er erlag unter dem Druck der Accise; öffentliche Angelegenheiten gab es

für ihn gar nicht, und hatte er Streit mit seinem Nachbar, so entschied das Römische Recht.

Friedrichs des Zweiten lange und selbstständige, gerechte Regierung vermehrte das Uebel, sie gewöhnte das Volk ganz und gar an den Despotismus, und erzeugte sogar eine Art von Enthusiasmus dafür, der dem ehemaligen Französischen unter den Königen nicht unähnlich war.

Aber der Militairglanz dieser Regierung vollendete auch den seit Friedrichs des Ersten Regierung schon vorbereiteten Zwiespalt im Adel. Sonst kannte man keinen andern als den Landständischen. Jetzt bildete sich ein Nominal-Adel, ein Schein-Adel, und dieses Unglück können wir ganz und gar auf Rechnung des undeutschen und unverfassungsmäßigen Rechtes schreiben, welches unsere bürgerlichen Verhältnisse untergrub.

Wäre man bei dem (wenn auch noch so unvollkommenen) Deutschen Rechte geblieben, so würde man bald dahin gekommen seyn, einzusehen und in die Rechtsverhältnisse aufzunehmen, daß der erste Stand der Nation, die adeligen Vasallen, auch auf's innigste mit ihr verbunden, und durchaus verhindert seyn müßte, sich von ihr loszureißen; daß dieses nur durch ihr Grundeigenthum geschehen könne, weil dieses allein ihnen ihre adelige und Vasallen-Würde gab; daß dieses Grundeigenthum also 1) unveräußerlich, 2) unverschuldbar seyn müsse; das erstere, damit Keiner die Vasallenschaft um Geld weder weggeben noch erlangen könne, das zweite aber, damit nicht gehäufte Schulden am Ende den Verkauf der Güter nothwendig machen und dem Vasallen den Wunsch einflößen möchten, sich von seinem Grundbesitz und mit ihm vom Staate loszureißen. Man würde ferner eingesehen haben, daß diese Unverschuldbarkeit nur möglich sey, wenn die Besitzungen (mit ihnen also der Adel) vom Vater nur auf einen Sohn, nicht aber auf alle

überginge, wodurch denn der unmäßigen Vermehrung vorgebaut worden wäre, so wie der Verarmung des Adels u.s.w.*).

Das fremde Recht aber, welchem zufolge Alles nach Willkür verkauft und verpfändet werden kann, und welches allen Kindern eines Vaters gleiche Rechte giebt, zog nothwendig nach sich die Verkäuflichkeit und den Wechsel der Güter von einer Familie zur andern, die unbegrenzte Vermehrung des Adels und die gänzliche Verschuldung seiner Besitzungen: drei Dinge, die allein und für sich schon hinreichend sind, diejenigen, die sie betreffen, blos hinzuweisen auf das Zeitliche, Veränderliche, und sie die unveränderliche, unauflösliche Verknüpfung des Bürgers mit dem Staat vergessen zu machen**).

Die Landstandschaft des Adels ward also im eigentlichen Sinne verkäuflich, und nebenher erwuchs eine unzählige Menge von Edelleuten, die gar keinen Grundbesitz hatten, und keine Landstände (keine wahre Adlige) waren***). Nichtsdestoweniger machten diese, eingedenk der Römischen Vererbung der

---

*) Es geht also hieraus hervor, daß die jüngeren Söhne der Adeligen in den Bürgerstand übergehen, arbeiten und erwerben müßten, wodurch ein jetzt gar nicht existirendes Familienverhältniß zwischen beiden Ständen entstanden wäre.

Diejenigen, die hier noch die jüngeren Söhne wegen der Nichttheilnahme an der väterlichen Erbschaft bedauern können, haben den Sinn dieser Schrift gar nicht verstanden, und mögen nur gleich zu lesen aufhören. Das Geld ist in unseren Augen etwas Unwesentliches. Das Wesentliche, was der Vater den Söhnen hinterlassen muß, ist Vaterlandsliebe und Kraft, sich durch die Welt zu arbeiten.

**) Es ist bemerkenswerth, daß das Wesen der Deutschen Verfassung dahin ging, das ganze Geschlecht (die moralische, unsterbliche Person) aufrecht zu erhalten, daß aber das fremde, undeutsche Recht hiervon gar keinen Begriff hatte, und blos die in dem Augenblick, wo es angewendet wurde, gerade lebenden Individuen in Betrachtung zog.

***) Wir erinnern uns, daß wir zu Anfang nur zwei Stände im Staate constituirt haben, und mehrere nicht statuiren können. — Den Repräsentanten des Grundes und Bodens, — Landmann, — Adel; und den Repräsentanten der menschlichen Fertigkeiten, den Städter.

Rechte des Vaters auf alle Söhne die nämlichen Ansprüche auf Rang und Achtung von ihren Mitbürgern wie die wirklichen Vasallen, die Pfeiler des Landes; und das ganze Volk, in der nämlichen Ansicht befangen, gewährte ihnen ihre Ansprüche, gar nicht einmal merkend, daß sie etwas Ungereimtes begehrten. Nach und nach ging von diesem Schein-Adel eine ganze Masse von Unheil und Verderben aus. Der bessere Theil desselben diente in der Armee (und näherte sich doch solchergestalt wenigstens seiner ursprünglichen Bestimmung), der schlechtere aber faullenzte in den Städten oder am Hofe, beide aber verpraßten ihr väterliches Erbtheil, welches durch, auf die Güter des Bruders oder Vetters aufgenommene, Capitalien beweglich gemacht worden war.

So wurde nach und nach das ganze Wesen des Adels verwischt. Niemand wußte mehr, daß ein Adeliger nichts anderes sey, als ein grundbesitzender Herr, mit in der Landesverfassung begründeten Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande aber den Schutz seines Schwerdtes schuldig ist, übrigens aber auf seinem eigenen Boden zu befehlen hat, sondern man glaubte ganz treuherzig: Ein Adeliger sey ein Mensch wie andere, von dem die Gewohnheit wolle, daß man ihn „Herr von" nenne. Kein Wunder, daß dies sehr bald dem ganzen Volk wie eine unnütze Spielerei und wie lächerlicher Hochmuth von Seiten der Adeligen vorkam, wenn diese solche auf Nichts gegründete Auszeichnung prätendirten. Diese, wie man gestehen muß, nach der Lage, die die Sache einmal genommen hatte, ganz natürliche Ansicht wurde noch mehr geweckt und zuletzt bis zum Uebermaß gesteigert durch die zur selben Zeit in Deutschland überhand nehmende Aufklärerei und durch den, in Frankreich wohl zuerst geweckten, von J. J. Rousseau zur hellen Flamme angeblasenen, von Basedow und Consorten aber in die Erziehung wirklich übertragenen Philanthropismus.

Die Kurzsichtigkeit war so allgemein und so unheilbar, daß Fürsten, Adel und die achtbaren Corporationen des Bürgerstandes ihm sämmtlich Vorschub thaten, ungeachtet seine unverhehlte Tendenz deutlich dahin ging, alles Bestehende und den Staat selbst zu vernichten, welcher nur in der Lebendigkeit der, verschiedene Ansprüche machenden, Bürger besteht, und welche die todte Abgeschiedenheit der nur auf das Alltäglichste und Gewöhnlichste gerichteten Gesinnung jener Gleichgestellten nicht vertragen kann. Es war nicht die Absicht dieser Neuerer, durch Verbreitung und Realisirung ihrer Grundsätze sich eine Despotie zuzubereiten oder den Adel allein herunterzubringen, die Fürsten aber zu schonen, sondern ihr Wirken und Thun ging ganz offenbar dahin, alles umzustürzen, was über die geliebte weite und breite Fläche hervorstand. — Da sie aber nicht mit besonderem Muthe, sondern nur mit einer geläufigen Zunge begabt waren, unterstanden sie sich nicht, ihren Angriff sogleich auf die im vollen Besitze ihrer Macht noch befindlichen Fürsten zu richten, sondern sie fielen über den seiner eigentlichen Macht schon beraubten Adel her, und die Fürsten, nicht anerkennend, daß der nächste Schritt nothwendig auf sie selbst müsse gerichtet seyn, unterstützten sie nach Kräften.

Der an einigen Orten noch verborgen liegende Schatten der ehemaligen Größe des Adels, der Adelstolz, gab den Vorwand dazu her. In Schriften, Schauspielen und wo es nur irgend möglich war, ward er auf's ärgste persiflirt und an den Pranger gestellt. Die jungen Adeligen, denen eben so wenig wie dem ganzen Volke das Geringste von dem wahren Wesen ihres Standes bekannt wurde, die unaufhörlich nur auf die Ungerechtigkeit der Vorzüge der „Herren von" schimpfen hörten, und von ihren Erziehern (sämmtlich Philanthropen), in den Büchern, die man ihnen in die Hände gab, in den Schauspielen, die sie besuchten, nichts Anderes hörten, erfuhren und sahen, als die Lächerlichkeit des adeligen Junkers neben der

Tugend und den sittlichen Vorzügen des Predigers-, oder des Kaufmannssohns, schlugen sich natürlicherweise zu der nämlichen Partei; denn entweder hatten sie wirklich einen Trieb nach dem einzig Bessern, was ihnen vorgestellt wurde, oder sie hatten doch wenigstens so viel Schaam, nicht lächerlich erscheinen zu wollen. — Eben so ging es mit den Prinzen. Sie hätten sich selbst verachtet, wenn sie anders gelebt, und etwas anderes erstrebt hätten, als der kleinstädtische Bürger. Ein guter Gatte und Vater zu werden, erschien ihnen als die höchste Bestimmung, — sich über ihre Nebenmenschen nicht zu erheben, vor Allem aber (wenn sie etwa zum Regieren bestimmt waren) des Menschenbluts zu schonen, als ihre heiligste Pflicht.

So wurde also binnen zehn bis zwanzig Jahren die Revolution vollendet.

Der Adel war nicht nur seiner staatsbürgerlichen Lage nach, sondern auch in seiner eigenen Meinung heruntergebracht; — die Fürsten waren es gleichermaßen in ihrer eigenen Meinung; — der Angriff mußte nun weiter schreiten und ihre Macht wirklich untergraben. Ehe wir zu schildern unternehmen, wie dieser Angriff wirklich unternommen wurde, müssen wir uns zu den Geldverhältnissen beider Stände wenden, und zeigen, welchen Einfluß diese sammt den ganzen umgekehrten Rechtsverhältnissen auf die öffentliche Angelegenheit gewannen. Der Angriff auf den Adel war vom sogenannten Bürgerstande ausgegangen. — Ich meine damit nicht den respectablen Verein der Städter, so weit er noch wirklich existirte, sondern die vom Staat losgerissene Menschenklasse, die sich eigentlich nur darüber ärgerte, daß sie selbst nicht „Herren von" hießen. So wie sie in jenen Schriften den Adel herunterzubringen gestrebt hatte, so suchte sie den Bürgerstand hinaufzubringen, und lobte sich in ihm*).

---

*) Es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß diese so wenig, wie irgend Jemand der damaligen Zeit, einen Begriff hatten von den

Dieser ließ sich hierdurch aufhetzen, und fing an zu glauben, er sey wirklich besser als der Adel. Dem war aber nicht also. Es war Keiner weder besser noch schlechter als der Andere, sondern beide Stände waren losgerissen vom Staat und in schnöder Selbstsucht befangen. — Ihr einziges Trachten war auf den Genuß des Augenblicks gerichtet. — Daß es ein geistiges Ganze gebe, wovon sie Theile wären, war ihnen vollkommen unbekannt. Nur den Unterschied möchte man angeben, daß der Adel, wo er dennoch vom Staate berührt wurde, sich gegen ihn betrug wie ein Verschwender, der Bürger aber wie ein Geiziger. — Der erstere trachtete nach Stellen am Hofe und in der Armee, bei denen wohl Glanz, aber kein hinlängliches Auskommen zu erlangen war; — der zweite richtete sein Augenmerk auf Gelderwerb, und auf die einträglicheren Civilposten, die man denn bald anfing, zum Hohn aller richtigen Begriffe (welche verlangen, daß der Bürger für den Staat arbeite, nicht aber umgekehrt), — Versorgungen zu nennen, weil Der, der sie inne hatte, alsbald anfing, sich aller Sorgen und Mühe zu entschlagen. — Die nothwendige Folge war, daß der Adel sein Vermögen verlor, während der Bürger das seinige vermehrte. Nach und nach hatte er sich fast aller Civilstellen bemächtigt. Nach dem siebenjährigen Kriege, der dem Vermögen sowohl des Grund besitzenden, als des Militair-Adels den letzten Stoß gegeben hatte, sah Friedrich der Große

---

beiden einzig wahren, im Wesen des Staats gegründeten Ständen, Landmann und Städter, sondern daß sie nur wußten von den Schein-Ständen. Adel, Herren von; — Bürger, ohne von; — Bauern, die unglückliche Klasse, die dem Adel dienen muß, keinen Kaffee und keinen Wein trinkt u. s. w.; woraus denn auch ihr loyales Bestreben entsprang, die Ohne-von denen Mit-von gleich zu setzen, und denen armen Ohne-Kaffee welchen zu verschaffen. Um ihr Streben noch zu veredeln, poetisirten sie sich den Bauern als die höchste Redlichkeit, den höchsten Fleiß ꝛc.; nur daran dachten sie nicht, daß er wohl einmal mit ihnen so möchte verfahren wollen, wie sie mit den Herren von.

sehr wohl ein, daß ihm schleunig müsse geholfen werden, wenn er nicht zu Grunde gehen sollte. —

In den Rechtsbegriffen seiner Zeit erzogen, konnte er unmöglich auf das einzige und radicale Rettungsmittel kommen, Amortisation der schon bestehenden Schulden, und Vorbeugung der künftigen*) durch Aufhebung des Römischen Gesetzes, der ewig fortwährenden Vermögenstheilung vom Vater unter sämmtliche Kinder; — er ergriff daher ein anderes, welches dem Uebel auf kurze Zeit abhalf, aber es für die Zukunft nur desto unheilbarer machte. Das Creditsystem verschaffte der ganzen Ritterschaft Gelegenheit, die ganze Masse ihres Vermögens zu verschulden; denn weit entfernt, daß die Pfandbriefe Gelegenheit gegeben hätten, die auf den Rittergütern haftenden Schulden zu vermindern, vermehrten sie dieselben vielmehr bis auf den äußersten Punkt. Die große Sicherheit, welche die ganze Vereinigung gewährte, verursachte, daß augenblicklich ungeheure Capitale aus den Händen der Städter der Ritterschaft zuflossen.

Nun folgte eine Reihe von Friedensjahren, in welchen alle Gewerbe, vorzüglich aber der Ackerbau, blühten. — Die Begierde nach Reichthum bemächtigte sich der Adeligen, und die Leichtigkeit, Capitalien in die Hand zu bekommen, verführte sie zum Güterhandel auf Speculation, — eine Verderbniß, die in einer Deutschen Rechtsverfassung, die sich nothwendig zur Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes hinaufgebildet hätte, nimmermehr einreißen konnte**).

---

*) Später erst habe ich erfahren, daß es dem großen Manne doch wirklich eingefallen ist. Er wollte mit den Pfandbriefen eine Amortisation verbinden, wurde aber durch die Geldgelehrten, die den Plan ausarbeiteten, davon abgehalten.

**) Eben so speculirte der Bürger mit seinen Grundstücken, Häusern Mühlen, — u. s. w.

Daß hierbei die Landstandschaft schon gar nicht mehr in Betrachtung kam, sondern auf die leichtfertigste Weise von dem Verkäufer auf den Käufer, ewig wechselnd, überging, leuchtet ein; da indessen niemand anders, als Adelige, Rittergüter besitzen durfte, so hatte es doch noch den Anschein, als ob es gleichgültig wäre, ob Landstandschaft eines Edelmannes durch dieses oder jenes Grundeigenthum begründet würde. — Ich sage, den Anschein, denn in der That war ein himmelweiter Unterschied zwischen der Anhänglichkeit eines an seinen Besitz, an seine Unterthanen und an seine Fürsten durch Unveräußerlichkeit festgeknüpften Vasallen, und der kaufmännischen Leichtigkeit, mit welcher diese Güterspeculanten nunmehr von einem Ort zum andern und aus einem Staat in den andern wanderten. Friedrich der Große hatte als Philosoph den Theorien seiner Zeit gehuldigt, — als Regent aber nicht. — Wir finden in seiner langen Regierung, bei der glänzenden Macht, die er ausübte, und bei der beinahe anbetenden Verehrung seiner Unterthanen gegen ihn, keinen Eingriff in die Verfassung, der ihm doch, wenn er ihn hätte thun wollen, weit leichter geworden wäre, als irgend einem seiner Vorgänger und Nachfolger. Vielmehr bemühte er sich, sie und mit ihr das sinkende Zeitalter aufrecht zu erhalten. — Die wenigen Veränderungen, die er bei den ständischen Geld-Instituten vornahm, geschahen jederzeit

„mit Zuziehung unserer getreuen Stände".

Die Verbesserung der Justiz, die ihn während seiner langen Regierung unausgesetzt beschäftigte, wurde so betrieben, daß — wie in mehreren Cabinets-Ordres zu lesen ist:

„Wir hiernächst aller unserer Stände Monita einholen, und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit endlich — — ein Deutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landes-Verfassungen

gründet, mit den Deputirten der Stände de concert regulirt werden könne" *).

Sonderlich war er bemüht, den Adel empor zu halten, in welchem er, weiser als das auf ihn folgende Zeitalter, die Grundkraft des Staats erkannte. — Er war aber nicht vermögend, der schon tief eingerissenen Verderbniß desselben Einhalt zu thun. — Nur in dem Kriegs-Adel gelang es dem Könige, einen neuen Geist zu schaffen, der Europa in Erstaunen setzte, der aber sich auch allein auf den Soldatenstand bezog.

Mit Friedrich's Tode fiel auch seine stete Handhabung der alten Form. Unter der Regierung seines Nachfolgers strebte Alles sichtbarlich nach dem Neuen. Die Vernichtung des Adels ward vollendet, und die herrschende Gesinnung ward durchaus plebejisch, worunter wir diejenige Gemeinheit verstehen, die immer nur nach augenblicklichem Vortheil trachtet.

Die vielen Capitale, die der Adel durch das Pfandbriefs-Institut in die Hände bekommen hatte und die er verschwendete, hatten ihm einen Anschein von Reichthum und von Sicherheit in demselben gegeben, der den Bürgerstand begierig machte, daran Theil zu nehmen. Dieser war nämlich nur darauf bedacht, den Gewinn, den er entweder im Kaufmannsstande oder in einträglichen Civilposten gemacht hatte, auf die sicherste Art anzulegen, — welche ihm denn keine andere zu seyn schien, als der Ankauf von Rittergütern. Im Besitz des größeren Reichthums war er im Stande, solche Preise zu bieten, die kein Adeliger dem andern gewähren konnte, weil aller dieser Familien-Vermögen durch Kriegsdienst und fortwähren-

*) Weil, heißt es in der Verordnung vom 31sten December 1746, die größte Verzögerung der Justiz von dem ungewissen Römischen Recht herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt, oder nach eines Jeden Caprice limitirt oder extendirt werden 2c.

des Schuldenmachen schon erschöpft war. Unter der vorigen Regierung war aber die Erlaubniß, Rittergüter zu kaufen, den Bürgerlichen beinahe niemals gegeben worden. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Zweiten war sie durch Bekanntschaft jedesmal zu erhalten, und unter der Friedrich Wilhelm's des Dritten wurde sie niemals verweigert.

Die persönliche Landstandschaft des Adels ging also nun auch auf den Bürgerstand über, und wenn gleich die landständischen Rechte beinahe nicht mehr geübt und gar nicht mehr beachtet wurden, so bestanden sie doch noch im rechtlichen Sinn und wurden bei jeder Regierungsveränderung vor der Huldigung feierlich bestätigt. — Es blieb nun nichts mehr übrig, als der Scheinadel, — denn ein großer Theil des wahren (landständischen) Adels war jetzt nicht adelig.

Es trat überdies jetzt nun der zweite Hauptgrund der Verwirrung ein, der nothwendig auf den ersten folgen mußte, nämlich die Nichtübereinstimmung des bürgerlichen Rechts mit der Verfassung. Friedrich der Zweite hatte die Reform der Justiz, die er beabsichtigte, nicht zu Stande bringen können, weil er die alte Verfassung und die alten Gewohnheiten beachtete, und diese in zu großem Widerspruche standen mit dem Geiste der Zeit und mit dem einmal angenommenen positiven Recht. — Jetzt, da die Neuerer freien Spielraum hatten, dünkte ihnen die Aussöhnung ihrer Ideen mit den alten bestehenden viel zu langweilig. Sie arbeiteten einen Codex des Rechts bloß theoretisch, doctrinair (d. h. nach den gerade damals herrschenden philanthropischen Gleichheits- und Flachheits-Ideen) aus, ließen ihn vom König sanctioniren und führten ihn ein*).

Es läßt sich nichts Unpassenderes und nichts Unstaatsbürgerlicheres denken, als dieses Allgemeine Landrecht.

*) Diese gewaltsame Einführung eines neuen Civil-Codex in einem Lande, welches eine im rechtlichen Sinn noch immer bestehende,

Es war durchaus theoretisch, gar nicht staatsbürgerlich gedacht und redigirt.

So redet unter andern die Einleitung von den Gesetzen, und zwar von der Art, wie sie abgefaßt und durch eine Gesetz-Commission geprüft werden sollen. — Sie redet also von schon im Voraus intendirten, willkürlichen, veränderlichen Anordnungen; da sie doch hätte reden sollen von der Quelle, aus welcher die alten Gesetze des Landes geflossen sind, — von dem, was verfassungsmäßig in diesem Lande gelten kann, und was nicht, und von der Art, wie veraltete Gesetze dem Bedürfniß der Zeit angepaßt, und durch Landtagsbeschlüsse verändert werden können. Das Werk selber redet ganz in theoretischer (wenngleich keineswegs logisch richtiger) Form, von Personen, Sachen, Handlungen, Verträgen, Besitz, Eigenthum, Nutzung, Ehe u. s. w. — und stellt darüber Bestimmungen auf, größtentheils dem Römischen Rechte gemäß; — es redet von den Verhältnissen der Bürger zum Staate überhaupt, und bestimmt sie, aber es bestimmt nicht, und redet auch gar nicht von den Verhältnissen dieser, Preußischen, Bürger, zu diesem, dem Preußischen, Staate, in welchem Fall von den verschiedenen Ständen und von ihren verfassungsmäßigen Rechten und Obliegenheiten hätte gehandelt werden müssen*).

---

bei jeder Huldigung eines neuen Monarchen jederzeit feierlich bestätigte, in diesem Codex aber gar nicht beachtete, und durch seine Einführung ohne Bewilligung der Stände über den Haufen gerannte Verfassung hatte, — giebt den besten Beweis von der damals schon ungeheuern Gewissenlosigkeit der Justiz-Collegien. — Kein Einziger von ihnen weigerte sich, nach ihm zu verfahren, ungeachtet sie durch die Landesverfassung angewiesen waren, und diesemnach die Verpflichtung hatten:

„über die Landtags-Recesse in judicando et sententiando festiglich zu halten ꝛc."

*) Die Verfasser dieses Gesetzbuches haben den Fehler, den sie hierdurch begingen, und durch welchen sie ihrem Machwerk alles Fun-

Die hieraus entspringende Verwirrung war ungeheuer, obgleich sie von dem in Geldsucht versunkenen, bloß nach Geld und Ruhe trachtenden Volke nicht bemerkt wurde, denn bisher war wenigstens das Römische Recht unvollständig und dem

---

dament und die Möglichkeit einer Stabilität für die Zukunft geraubt haben, eingesehen, und dadurch wieder gut machen wollen, daß gesagt wurde, dieses Allgemeine Landrecht solle bloß die allgemeinen Grundsätze, nach welchen gelebt und gerichtet werden sollte, enthalten. Die besondere Anwendung in den verschiedenen Provinzen des Staats solle durch die noch zu verfassenden Provinzial-Gesetzbücher, welche also der Verfassung dieser Provinzen angepaßt werden sollten, bestimmt werden. Man vergaß nur, daß man mit diesen Provinzial-Gesetzbüchern, oder der Darstellung der Landesverfassung hätte anfangen, und sie dem Codex des Rechts zum Grunde legen sollen, und daß, so wie jetzt die Sache auf umgekehrte Weise betrieben wurde, diese Provinzial-Gesetzbücher niemals zu Stande kommen konnten. Denn da sie etwas als vorhanden setzen sollten, welches im Allgemeinen Gesetzbuch nicht anerkannt war, so mußten nothwendigerweise ihre Bestimmungen denen des Allgemeinen Landrechts widersprechen und es aufheben.

Solchergestalt hätte die Zustandebringung der Provinzial-Gesetzbücher die Nichtigkeit und Leerheit des Allgemeinen Landrechts zu Tage bringen und die wichtigsten und ernsthaftesten Discussionen über die Heiligthümer des Staats zwischen den neuerungssüchtigen Landes-Collegien und den Ständen herbeiführen, auf die Vertragung derselben aber eine feste und anerkannte Verfassung begründen müssen, — wenn überhaupt bei den Regierenden der Wille, die Verfassung aufrecht zu erhalten und diese Bücher zu Stande zu bringen, bei den Ständen aber die geringste allgemeine Theilnahme an diesem hochwichtigen Werke anzutreffen gewesen wäre.

Man wende auch nicht ein, daß im Allgemeinen Landrecht besondere Titel vom Adel, vom Bürger- und vom Bauernstande handeln, denn sie reden nicht von der Landstandschaft der Ritterschaft und der Städte, als von dem, wodurch sie eigentlich Edelleute und Bürger sind, sondern nur von dem, durch uns hinlänglich charakterisirten Scheinadel, und von dem Schein-Bürgerstande, — denn auch dieser wird darin eben so falsch charakterisirt wie der Adel, nämlich nicht als die Gemeinschaft der Stadtbewohner, sondern als diejenigen Personen, die weder adelig, noch Bauern sind; — von diesen letzteren sind aber wirklich die verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten, wenngleich unvollständig, angegeben.

Deutschen Lande in der Ausübung nicht anpassend gewesen, so daß die Richter gezwungen wurden, sich um die Verfassung und das Herkommen wenigstens einigermaßen zu bekümmern, damit doch diese im fremden Recht nicht vorkommenden Fälle nicht unentschieden blieben. Jetzt war ihnen die Sache weit leichter gemacht. — Das Allgemeine Landrecht enthielt ziemlich Alles, was in einem Deutschen Lande, in welchem Niemand sich um die Verfassung bekümmert, unter Privatleuten vor Gericht gebracht werden kann. — Sie studirten also das Allgemeine Landrecht, oder hatten es doch wenigstens zum Nachschlagen beständig in der Tasche, — sprachen darnach und waren so der süßen Ueberzeuguug voll, daß, wenn sie nur keine Geschenke von den Parteien nähmen, sie die gerechtesten und untrüglichsten Richter von der Welt wären.

Solchergestalt wurden auch die Richterstühle der Nation ganz entfremdet. — Es gehörte bloß ein wissenschaftlicher Cursus dazu, um Mitglied eines Gerichts zu werden, keine Kenntniß von Staatssachen, von der Beschaffenheit des Landes und von den Interessen seiner Bewohner. Man würde wahrlich gelacht haben, wenn man dergleichen von einer Justizperson gefordert, oder wenn man z. B. gar behauptet hätte, ein Eingeborener von geringer Gelehrsamkeit, aber bekannt mit dem Lande und seiner Verfassung, von treuer Anhänglichkeit an dasselbe beseelt, werde einen Richterstuhl besser ausfüllen, als der größte Gelehrte aus der Fremde.

Es lebte demnach von nun an der Richter nicht mehr mit der Nation und bildete sich nicht mit ihr, sondern er isolirte sich mit seinem Landrecht und mit seiner Familie.

Das Gleiche geschah, dem Geiste der Zeit gemäß, mit allen allen andern Collegien; der Finanzier studirte sein System, der Diplomat befliß sich auf Ränke und der Soldat höchstens auf sein Exercitium; — keinem fiel ein, daß Jeder des Andern Kunst mit verstehen müsse, wenn die seinige etwas werth

seyn solle, — und daß er dem Staat nicht dienen könne, wenn er nicht ein gemeinschaftliches Leben lebe mit der Nation, wenn er nicht fortwährend von ihrem Streben durchdrungen und geleitet werde, indem er sie gegenseitig mit seinem Leben und Streben erfüllte und leite. Diese Faulheit und Beschränktheit trat am öftersten unter dem Mantel der Bescheidenheit hervor, sagend:

„das verstehe ich nicht, das ist nicht mein, sondern meines Nachbars Fach, — den fraget, —"

und hieraus entstand nothwendiger Weise ein Mangel an Uebereinstimmung und Einklang in der Administration des Staats, der die allgemeine Auflösung herbeiführte.

Friedrich Wilhelm's des Dritten Regierung vollendete das Unheil. Gestellt auf den erhabenen Platz seines Großoheims, wo ganz Europa viel von ihm hoffte, verlangte und erwartete, mitten unter den Geburtswehen einer aufgeregten, neuen, fürchterlichen Zeit, mit der Verpflichtung, so manche Fehlgriffe seines Vaters wieder gut zu machen, konnte er mit den mönchischen und häuslichen Tugenden der gewöhnlichen, weichen Regenten unserer Zeit nicht ausreichen. Wenn er den lichten Stern, der seinen großen Vorfahren geschienen hatte, nicht im Auge behalten, und mitten unter dem Drange einer sturmbewegten Zeit, festen Sinnes auf ihn losschreiten konnte, — wenn er nicht ein großes neues Reich Preußen auf den um ihn her zusammenstürzenden Trümmern zu gründen vermochte, so konnte er auch das völlig desorganisirte Erbtheil seiner Väter nicht bewahren; — es mußte in dem allgemeinen Abgrund mit versinken. Er erkannte aber die schreckliche Zeit nicht, in der er lebte; er glaubte, sein Volk sey patriotisch, seine Justiz untadelhaft, — die Administration des Landes vortrefflich (höchstens Sparsamkeit vonnöthen), seine Räthe einsichtsvoll, und sein Heer, so wie es im siebenjährigen Kriege gewesen; — man werde also, sofern man nur Alles zu erhalten

strebe wie es sey, und sich nicht in die fremden Dinge, die um einen her vorgingen, einmischte, es auch erhalten können, und wenn nicht den Ruhm eines großen Königs (nach welchem ihm nicht gelüstete), doch den eines segensreichen mit in das Grab nehmen können.

Wir haben gezeigt, wie in der tiefen Verderbniß und selbstzufriedenen Nichtigkeit des ganzen Volks die der Justiz die größte war. Es war schon keine Justiz mehr, sie wähnte aber unübertrefflich zu seyn. Die Menge glaubte es. Nun aber hatte der König das Unglück, gerade einer Justizperson, einem Manne des Allgemeinen Landrechts, in die Hände zu fallen, und ihm nach und nach, da er die übrigen Umgebungen des Herrn theils an Gewandtheit übertraf, theils von ihnen auf alle Weise gehoben wurde, sein ganzes Vertrauen zu schenken. — Die Unstaatsbürgerlichkeit, der Despotismus, die plebejischen Gesinnungen des Allgemeinen Landrechts, — und der Zeit, aus welcher es hervorgegangen war, gingen hierdurch nach und nach auf die ganze Administration über. Ueberall wurde das Nächste und das Gewöhnlichste besorgt und bezweckt, überall nach geschriebener und excerpirter Norm, niemals aber in freier Thätigkeit und durch eigene Ansicht der Dinge decidirt. Von den Regierenden aber bemächtigte sich diese lose und tödtende Verfahrungsart auch der in den Irrthümern ihrer Zeit schon arg genug befangenen Regierten, und da der Anstoß von Außen kam, stürzte das morsche Gebäude zusammen.

Dieser Anstoß wäre weit früher gekommen, wenn nicht Friedrich's des Zweiten Schöpfung, die Preußische Armee, dem gährenden Europa imponirt hätte. — Der Mechanismus derselben war erhalten, vielleicht noch vervollkommnet worden. Es konnte dem Zeitalter, welches überhaupt nur mechanische Kräfte kannte und nichts zu calculiren verstand, als diese zusammenzusetzen und zu sondern, nicht einfallen, daß ein lebendiger

Geist in Körpern existire, und daß dieser aus dem Preußischen Heere so gut wie aus der Preußischen Administration und Rechtspflege gewichen seyn könne. Dies war aber geschehen. Von dem vortrefflichen, durch Friedrich den Zweiten erschaffenen Geist des Kriegsadels war wenig mehr vorhanden, und wo er noch vorhanden war, wurde er auf das Sorgfältigste unterdrückt.

Der Geist, der in der Französischen Revolution gelebt hatte, und nach den scheußlichsten Ausbrüchen so schnell erstarb, hatte den Preußischen Staat und sein Heer nicht berührt. — Beide bestanden also, bis die größere und mechanisch kräftiger zusammengesetzte Masse mit ihm zusammenstieß.

Das Französische Heer war besser organisirt und gehandhabt als das Preußische, dieses ward also von jenem geworfen. In dem geistlosen Staat war kein anderer Zusammenhang zu finden, er fiel auseinander.

So groß war die Verblendung, daß man auch jetzt die wahre Ursache nicht sah, sondern der löblichen Gewohnheit nach bei der nächsten und zunächst in die Augen fallenden Erscheinung stehen blieb. Das Heer war geschlagen; darin sollte also der Verderb allein liegen, — und wie nun die Weisen der Zeit und ihre Schreier auftraten, konnten sie nichts Tieferes auffinden, als das schon beinahe vergessene Geschrei über den Adel, dessen wir sattsam erwähnt haben. Dieses wärmten sie nun wieder auf, und suchten das Unglück in dem längst todten Gespenst seiner Präponderanz, — da es vielmehr das Nichtdaseyn eines wahren Adels und eines lebendigen Bürgerstandes gewesen war, was uns vernichtet hatte.

Nachdem die Gefahr der Waffen vorüber war, sollte regenerirt werden. Dies Geschäft fiel dem Minister Stein in die Hände, einem Manne, dem nicht die Einsicht, wohl aber die Beurtheilung mangelte. Er sah ein, daß die Hülfe geistig seyn müsse, ward aber in der Art, wie er sie anzuwenden

suchte, von der Meinung des Zeitalters hingerissen. Er huldigte, wie seine Thaten beweisen, allen Irrthümern, die wir so eben als solche überzeugend dargestellt haben. Er legte Hand an, den noch fehlenden letzten Theil der Revolution in's Leben zu rufen, nämlich nach der Vernichtung der Städte und des Adels auch die Macht des Regenten zu vernichten, und vollständige Anarchie herbeizuführen; denn ungeachtet seine Einrichtungen (wenigstens in der Gestalt, wie sie nach und nach an's Licht getreten sind) eher Despotismus oder die unumschränkteste Macht des Fürsten herbeizuführen scheinen, so ist doch eben eine Despotie ein Nichtstaat, deshalb der Anarchie nahe und auch der Despot weit weniger sicher auf seinem Thron, als der verfassungsmäßige Herrscher, — der selbst ein Staatsbürger ist, und daher von allen Staatsbürgern, so lange nur noch einer existirt, gehalten und getragen wird.

Stein sah nicht ein, daß der Staat nur durch eine Regeneration des Adels und des Bürgerstandes wiederhergestellt werden könnte, und daß durch diese in die aller Zucht entwöhnten niedrigsten Klassen der Arbeiter und Knechte wieder Regel und Ordnung gebracht werden müsse, sondern er glaubte eben in diesen Klassen die Hülfe zu finden, und ließ alle Bande los, die sie noch fesselten.

Es ist unmöglich, hier alle seine, theils wirklich durch ihn selbst in's Leben geführten, theils seinen Nachfolgern in seinem sogenannten Testament vorgeschriebenen, und von diesen nachher etwas langsamer befolgten Einrichtungen durchzugehen, da dieses gehörigen Orts schon geschehen ist. Es ist genug, zu sagen, daß das Prinzip der Gleichheit allenthalben vorherrschte, und schlimmer als dieses, das Hinweisen auf Erwerb als den höchsten Zweck des Staatsbürgers. Edelmann und Bauer sollten vollkommen gleichgestellt werden; — das Wesentliche der Zünfte und Corporationen wurde aufgehoben, an die Stelle des alten Gesammtwesens in den Städten durfte nun jeder

Einzelne seine Stimme erheben*); Unterthanen und Gesinde wurden losgelassen, vor Allem aber alles Eigenthum in des jetzigen Besitzers Willkür gegeben, beweglich gemacht, und dadurch sein Sinn von der Zeit, von seinen Nachkommen und vom Staate abgezogen, und dem Gelderwerb ausschließend zugewendet.

Es ist möglich, daß die Verderbniß der Zeit schon so groß war, daß ihr durch Schranken kein Ziel mehr zu setzen war, daß das einzige Heilmittel in dem Uebermaß des Uebels lag, — daß alle Ordnungen gelös't, — die höheren verderbten Klassen des Adel- und Bürgerstandes ganz heruntergebracht, und das hieraus entstandene Chaos sich selbst überlassen werden mußte, um auszugähren und etwas Neues naturgemäß zu gestalten; aber dann mußte auch der, der solches Unheil anstiftete, sich für einen Revolutionair bekennen, — bekennen, daß er durch die Gährung, die er zu erregen sich unterfing, — den jetzt bestehenden Staat umwerfen, und einen neuen von unten heraus bilden wolle; nicht aber vorgeben, daß die Gährung den Staat erhalten solle; — denn das mußte dem Kurzsichtigsten einleuchten, daß bei der Loslassung aller staatsbürgerlichen Bande, bei der Oeffnung aller Schranken, bei der Etablirung allgemeiner Gleichheit, über welche nur der Regent mit seinen Räthen hervorragen sollte, — nur ein außerordentlicher Regent die ungesonderte Masse zusammenzuhalten fähig seyn könnte, und daß diese nur selten auf den Thronen sitzen. Mittelmäßige oder auch nur gutmüthige Regenten können sich nur erhalten durch die Abstufungen, in welchen die verschiedenen Stände sich von unten bis zum Throne erheben und durch das verfassungsgemäße Gleichgewicht derselben, welches

*) Siehe darüber die neue Städteordnung, wo aller wesentliche Unterschied der Gewerbe vermischt, und das ganze System auf die Anzahl der Menschen begründet ist; — der sicherste Weg, um sie nur die nächsten und bequemsten Zwecke verfolgen zu lassen.

bewirkt, daß oben am Thron nur der mögliche Ausschlag der Waage zu beobachten und zu rectificiren ist; — wogegen die ungesonderte Masse, wofern sie nicht ganz verweichlicht und ohne Leben ist, fortwährend mit straffen Zügeln gehalten und geführt werden muß.

Die Stein'schen Einrichtungen widersprachen, wie hieraus hervorgeht, nicht nur der Verfassung, sondern auch schon dem Allgemeinen Landrecht, welches dadurch, nachdem es kaum 15 Jahre gelebt hatte, großentheils schon wieder unbrauchbar wurde, — und so trat der dritte Hauptgrund der Verwirrung der Rechtsverhältnisse des Landes von nun an in Wirksamkeit.

Der Urheber dieser Neuerungen fiel sehr bald durch seine Unbesonnenheit. Sein Fall machte aber die Verwirrung noch ärger, denn nun wurde das Begonnene nicht einmal ausgeführt, sondern es trat ein Zustand des Schwankens und der Ungewißheit ein unter der Verwaltung seiner gläubigen aber ungeschickten Schüler, des Dohna und Altenstein. Sie verließen den Stein'schen Geist und waren befangen in den kleinlichen Geschäften und Sorgen des Augenblicks. Stein hätte ohne Zweifel, kecken Muthes, die angefangene Revolution rasch vollendet, — den Gutsbesitzern*) die Gerichtsbarkeit, das Recht der Landstandschaft u. s. w. öffentlich genommen; — alle noch übrigen Corporationen der Bürger gesprengt und eine Nationalversammlung aus allen Klassen zusammengerufen, die er denn bald mit seiner Lebhaftigkeit und seinen fortschreitenden Eingriffen entzündet, — vielleicht auch durch seine Strenge in Zaum gehalten hätte, — aus welcher aber unfehlbar nicht die nationale Vereinigung gegen äußere Gewalt, die er hoffte, sondern vielmehr, oder wenigstens mit jener gleichzeitig, — oder nach Stein's Abgange vom Schauplatz, die

*) Ich kann nicht mehr sagen, dem Adel, da ein großer Theil derselben, wie gesagt, nicht mehr adelig war.

Revolution hervorgegangen wäre, die mit den bisherigen Ständen auch das Königliche Haus gestürzt hätte.

Seine Jünger erlagen aber unter der Sorge, die Contribution an Frankreich herbeizuschaffen, und brachten Unordnung in die Finanz-Administration. Dies brachte Alles in Bewegung, denn nun ging es an den mächtigen Abgott des Zeitalters, das Geld. Die Verwirrung des Rechtszustandes hatte ein Jeder ertragen und kaum bemerkt, die Geldverwirrung war Allen empfindlich.

Man mußte die Stände berufen, um Frankreichs Geldforderungen zu befriedigen, — und man hinterging sie, — denn ungeachtet ihnen versprochen war, und es sich auch ohne Versprechen wohl von selbst verstand, daß auf diesem Landtage die ständischen Beschwerden und ihre Geldnoth mit der des Regenten gleichzeitig abgemacht werden sollten, — so wurde der Landtag entlassen, sobald die Pfandbriefe auf die Domainen bewilligt waren. Nun versank Alles in Verwirrung und Noth, die beinahe zwei Jahre dauerte.

Während dieser Zeit und schon früher während der Kriegsjahre, bei allen den neuen Verhältnissen, war so mancher alte, bisher im vorgeschriebenen Geleise fortgewanderte Geschäftsmann unbrauchbar geworden. — Es hatten sich hier und da Massen von jungen Gesellen zusammengefunden, welche die Stein'sche Energie bewunderten, daneben in der Schule den Adam Smith studirt hatten, und sonach sich für Staatswirthe hielten. Diese kamen nach und nach durch die Unbrauchbarkeit der erwähnten Alten in die Administration. Vorzüglich war bei der Regierung in Potsdam ein solcher Convent, der sich über die Maßen weise dünkte. —

Als es mit Dohna und Altenstein nun gar nicht mehr gehen wollte, verabschiedete sie der König und erwählte den Minister Hardenberg, um dem Unwesen in den Finanzen ein Ende zu machen. Dieser, schon mehrere Male in der Admini-

stration gewesen, aber immer wieder durch andere Parteien verdrängt worden war, wollte sich einem neuen Sturz nicht aussetzen, und machte seinem Herrn Bedingungen, die dem Minister vollkommen die Stellung eines Türkischen Großveziers gaben.

Hardenberg war alt, eitel und schwach. Er hatte vollkommen den äußern Anschein und die Repräsentation eines Ministers, keineswegs aber dessen inneres Wesen und Gesinnung. Ihm fehlte Ordnung, Strenge gegen seine Untergebenen, Sparsamkeit, vor allem aber Rechtschaffenheit, — nicht mit dem Gelde, als worin solche gewöhnlich allein gesetzt wird, — sondern in dem innern Prinzip seiner Handlungen, welche, wie die Folge zeigen wird, nur immer auf den Schein gerichtet waren.

Er brauchte Helfer und fiel zu seinem Unglück auf die oben beregte Potsdam'sche Schule. Er besetzte viele Stellen in den obersten Departements aus derselben, zu seinem Privatgehülfen aber erwählte er sich den Herrn v. Raumer, der sich dort durch seine Gewandtheit, seine Bewandertheit im Adam Smith und durch ein Buch über die Englischen Steuern ungemein berühmt gemacht hatte. Dieser leichtfertige Mensch sah überall nur durch die Brille seines eben genannten Meisters, und diese war nur auf Geld und Erwerb geschliffen. — Er bildete sich also ein, nur durch Geld und mannichfaltigen Erwerb könne dem Staate geholfen werden.

Man hätte dem Herrn von Hardenberg hierbei verzeihen können, daß er nicht weiter sah, daß er nicht ahndete, daß Englands Reichthum, Glück und Macht nur auf seiner unerschütterten Rechtsverfassung beruhe, daß also, wenn doch überhaupt nur dieses Beispiel belehren sollte, wohl durch eine feste Rechtsverfassung Wohlstand und Macht, nicht aber umgekehrt durch den Wohlstand allein das Glück und die Macht herbeigeführt werden könne; oder auf andere Weise, daß wenn Englands blühender Handel und Reichthum ein dort passendes Steuer-

system erzeugt hatten, nicht auch umgekehrt, durch Einführung der nämlichen Steuer der dortige Reichthum und Wohlstand erzeugt werden könne; aber es ist ihm nicht zu verzeihen, daß er nicht einmal die so nahe liegende ganz triviale Bemerkung machte: daß wir ja nicht durch Geldmangel gefallen wären, wie uns denn also Geld-Ueberfluß solle helfen können? Raumer arbeitete also mit seinen Freunden ein neues Abgaben-System aus, welches nebst Vollendung der Stein'schen Loslassung der untern Volksklassen den kaum noch athmenden Staat heilen sollte. Dieses Alles wurde in eine Reihe von Edicten gebracht, die Hardenberg, ohne die Folgen zu bedenken, mit dem Leichtsinn eines Jünglings für sein Werk ausgab, und von seinem Herrn deren Vollziehung zu erhalten wußte.

Der Geist dieser Edicte ruhete auf der beliebten Gleichheits- und Flachheits-Ansicht. Die darin herrschenden Begriffe waren ganz aus Adam Smith geschöpft, also durchaus materiell, und die Ausführung ward mit Französischem, despotischem Uebermuthe in's Werk gerichtet. Die ganze Finanz-Verwaltung und Abgaben-Erhebung ward inquisitorisch, dadurch dem Geiste der Nation zuwider, welche zwar engherzig, aber doch nicht sklavisch und betrügerisch ist. Es war früher wohl dem Handelsstande, niemals aber jedem einzelnen Privatmann und Eigenthümer angemuthet worden, sich beständig in solchen Schranken zu halten, und jederzeit die Beweismittel bereit liegend zu haben, daß er kein Defraudant sey, als wofür nun ein Jeder von Hause aus angesehen wurde. Endlich herrschte noch die durchaus falsche Voraussetzung in dem ganzen Abgabensystem, die sich auf die Irrthümer gründete, welche wir bei Gelegenheit des ritterschaftlichen Creditsystems schon berührt haben, und welche durch einige fruchtbare und allen Gewerben günstige Jahre vor dem Kriege noch mehr verbreitet, in der That aber durch den Krieg selbst ganz zu Schanden gemacht worden war: daß nämlich der einzige Reich-

thum bei den Grundbesitzern zu finden sey. Gegen sie waren alle Abgaben gerichtet, die Wucherer, Capitalisten und Speculanten, die allein noch Geld hatten, waren verschont*).

Da nun der einzige Zweck dieser neuen Abgaben war, möglichst viel Geld in möglichst kurzer Zeit zusammenzubringen, der Druck aber auf Personen gelegt war, aus welchen nicht viel mehr herauszupressen war, so konnte dieser Zweck auch nicht dauernd erreicht werden. Ja, er ward gar nicht erreicht, weil die Erhebungskosten dieser Steuer und die Spionirungskosten gegen die Besteuerten so groß waren, daß sie einen großen Theil des Erhobenen wieder verschlangen. Die neuen Steuern verschafften nicht einmal eine große Mehr-Einnahme gegen die frühere Zeit**).

*) Eben so alle Königliche Offizianten. Es kam nämlich jetzt auch das schon lange im Stillen fortwachsende Uebel zum Ausbruch, daß der Staatsbürger nicht mehr nach seinem Charakter, seiner Stellung zu seinen Mitbürgern und nach seinen Verdiensten um den Staat geschätzt wurde, sondern allein danach, ob er einen Posten bekleide. Diese Ansicht folgte nothwendig aus der Vermischung der Stände und aus dem Despotismus, der an die Stelle des Altdeutschen Gemeinsinnes trat. Jetzt war ein Kammergerichtsrath, ein Regierungsrath (um wie viel mehr ein Staatsrath und ein Minister!) ein untrügliches, heiliges Wesen, und wenn nun gar ein ganzes Collegium sich für eine Meinung erklärte, wie wäre es da möglich gewesen, daß es hätte irren können! Wie nöthig war es nicht, solche Männer ihren Verdiensten nach zu besolden! Wie unweise wäre es, sie zu besteuern! Die Steuer fließt ja in die Staatskasse zurück, und da wäre es ja eben so gut, den Besteuerten gleich um so viel weniger zu geben; daß sie aber mit weniger nicht auskommen können, als sie eben haben, wird vorausgesetzt. Dieser crasse materielle Begriff rührt daher, daß die Königlichen Offizianten, als Theilnehmer am Regieren, sich in Opposition mit den Unterthanen des Königs denken, da doch die richtige Ansicht verlangt, daß alle im Staate lebenden Menschen die Lasten mitzutragen haben.

**) Zeiten des Wohlstandes und der Leichtigkeit der baaren Geldzahlungen da, wo baares Geld im Ueberflusse vorhanden war, hatten den Irrthum herbeigeführt, daß sie zu allen Zeiten das leichteste und beste Mittel der Ausgleichung wären, und hierauf hatten auch die Verfasser der neuen Edicte calculirt, indem sie in den Zeiten der

Diese Edicte stürzten auch den letzten Rest der zwar nicht mehr in's Leben eingreifenden, aber doch im rechtlichen Sinne immer noch bestehenden Landes-Verfassung. Ihr Ton athmete Haß gegen die sogenannten privilegirten Klassen, worunter man sich immer noch den Adel dachte, obgleich die großentheils unadeligen Landstände eigentlich darunter zu verstehen waren. — Diese Tendenz und diesen Ton hätte man dem Minister und seinen Helfern vergeben, denn alle die einzelnen Landstände bemerkten es ein Jeder für sich gar nicht einmal, daß auch sie mit unter dem Ganzen begriffen wären, welchem öffentlich vorgeworfen wurde:

> daß es sich auf Kosten seiner Mitbürger allgemeinen Lasten entzöge,

ein Vorwurf, der dem eines Verräthers am Vaterlande gleich zu achten ist. Aber der Minister griff gar zu arg in eines jeden Geldbeutel, und nun ward der Unwillen allgemein. Man erinnerte sich plötzlich der Verfassung. Alle Provinzen, alle Stände, Geistlichkeit, Ritterschaft und Städte sendeten Deputirte nach der Hauptstadt, um ihre Klagen und Beschwerden vor den König zu bringen; aber alle waren nur gegen den pecuniären Druck der neuen Gesetze gerichtet.

Hardenberg oder vielmehr seine Rathgeber blieben dem Geiste der Zeit treu. Schon in einem der Edicte hatten sie sich den Weg dazu vorbereitet. Es hieß darin: „daß vorbehal-

---

Noth und des Geldmangels alle ehemaligen Natural-Leistungen auf Geld setzten, nicht bedenkend, daß in solchen Zeiten das Geld sich in den Kästen der Capitalisten und Wucherer verbirgt, und sich der Circulation entzieht, wodurch es dem contribuirenden Staatsbürger und den Staatskassen gleich schwer wird, ihre gegenseitigen Obliegenheiten zu erfüllen. So erregte man durch das vermehrte Bedürfniß wirklich Geldmangel, statt daß man vielmehr hätte bedacht seyn sollen, dem schon vorhandenen Mangel zu begegnen, und die bisherigen Geldprästationen der fehlenden Circulation wegen noch mehr in Naturalleistungen zu verwandeln.

ten wäre, der Nation **eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation** sowohl für die Provinzen, als für das Ganze **zu geben**". Durch dies Wort „Geben" wurde schweigend vorausgesetzt, daß der Empfänger bis dahin Nichts dergleichen **gehabt** habe, und so groß war die Unkenntniß der Verfassung und die Losgerissenheit vom Staat, daß man allgemein sehr erfreut war, so etwas **Neues** und bisher gar **nicht** da **Gewesenes** zu erhalten!

Da die erwähnten Deputirten in Berlin zusammenzuströmen anfingen, und wenn man sich mit ihnen eingelassen hätte, vielleicht doch einiges von dem verletzten Recht zur Sprache gekommen wäre, so wurde mit einem Male eine große **Versammlung von unterrichteten Männern aus allen Ständen und aus allen Provinzen** angekündigt, mit denen Berathschlagungen über das neue System eröffnet werden sollten; aber dem Systeme getreu, daß überall **nur die Weisesten** gebraucht werden sollten, wurden diese Berufenen nicht von den Provinzen und Ständen erwählt, sondern **vom Könige ernannt***). Hierbei war ein doppelter Zweck zu erreichen. Fingen sie etwa an, von den verletzten Rechten zu reden, so konnte ihnen gesagt werden, daß sie ja nicht deputirt und bevollmächtigt wären, um hierüber zu verhandeln, und daß man sie bloß **für ihre Person** berufen habe, um **ihre individuelle Meinung** über den und den Punkt zu hören. Waren sie aber nachgiebig und hielten sich in den vorgeschriebenen Schranken, so konnte man sich das Ansehen geben, als wäre nun auf verfassungsmäßigem Wege Alles berathen und bewilligt.

Diese Berufenen kamen zusammen, mußten aber über sechs Wochen lang warten, bevor ihnen die Fragen vorgelegt wur-

*) Auch diese Berufung erfolgte nicht **nach Ständen**, sondern **nach Personen**, daß also schon wieder **das augenblickliche** nächste Interesse und **nicht das dauernde** zur Sprache kommen sollte.

den, die sie beantworten sollten. Während dieser Zeit wurden die Deputirten aus den Provinzen hingehalten. Sie erschöpften sich in Beschwerden, erhielten aber keine Antwort, als daß dies Alles den Berathungen mit den Convocirten vorbehalten sey, und wo diese Antwort nicht paßte, erfolgte gar keine. Unterdessen wurde das Eigenthum der Stände (an welches sich doch bis dahin, aller Sorglosigkeit von der einen, und aller despotischen Tendenz von der andern Seite ungeachtet, noch Niemand gewagt hatte) auf vielfache Weise angetastet und ihnen genommen.

Schon früher war dies mit dem Hypothekenwesen geschehen, welches selber zu verwalten die Ritterschaft durch einen Landtags-Receß befugt war. Die ritterschaftliche Behörde war nachlässig gewesen. Anstatt diese zu bestrafen, abzusetzen, oder zu erneuern, wurde die ganze Anstalt dem Kammergericht einverleibt, und da die Stände die Registratur nicht gutwillig überlieferten, ließ sie das Kammergericht ohne Urtheil und Recht mit Gewalt fortführen. Der Vorwand war, das, was befohlen sey, müsse executirt werden*).

*) Von ihrer Nachgiebigkeit gegen Befehle lieferten die Justiz-Behörden zu der Zeit mehrere Beispiele. In einem der Hardenberg'schen Edicte ward den Gerichtshöfen verboten, Klagen anzunehmen, die sich auf verfassungsmäßige Rechte gründeten. Der Chef der Justiz schwieg dazu; alle Behörden schwiegen. — Zwei Staatsräthe hatten, gestützt auf den Minister Hardenberg, den Executions-Director des Kammergerichts vermocht, eine Execution wegen einer bedeutenden Summe gegen den Juden Gans, dem diese Herren Vieles zu verdanken hatten, nicht zu vollstrecken. Der Director producirte die hierüber erhaltenen Briefe; das Kammergericht citirte die beiden Staatsräthe, sie erschienen nicht; der Staatskanzler befahl die Sache niederzuschlagen, und die Justiz gehorchte. — Man zahlte der Prinzessin von Oranien, Schwester des Königs, ihre Apanage nicht aus. Auf alle Bemühungen und Schreiben an den Staatskanzler erhielt sie keine Antwort; da ward sie von Gläubigern verklagt, und nun — erhielt sie Nichts, aber der Justizminister einen Befehl, daß diese Klagen nicht angenommen werden sollten, und dieser Befehl wurde befolgt.

Auf den bereits erwähnten Landtagen 1809 hatten die Stände eine Garantie von 12 Millionen an Frankreich übernommen. Es waren ihnen dafür königliche Domainen wiederkäuflich überlassen worden. Jetzt verkaufte man diese Domainen zum zweiten Mal an Privatleute, zog den Kaufpreis ein, und überließ den Ständen die Zahlungsverpflichtung der darauf fundirten Schuld.

Auf den Fonds der alten Landstandschaft hatten die Landesherren, vorzüglich Friedrich der Zweite, eine Schuld von mehreren Millionen gegen die Stände contrahirt, welche diese wieder auf ihren eigenen Credit für ihn negociirt hatten. — Dieser Fonds war kein Geschenk oder Bewilligung des Landesherrn an die Stände, sondern eine Bewilligung der Stände an den Landesherrn, zur Tilgung seiner, der landesherrlichen, Schulden. Jetzt zog man diesen Fonds ein, und überließ ihnen ebenfalls die Tilgung und Verzinsung der darauf contrahirten Schuld.

Das Landarmeninstitut war ein Eigenthum der Stände. Sie gaben das Geld dazu her und administrirten es. Es war schon früher durch einen Ministerialbefehl den Regierungen überwiesen; die Stände gaben es aber nicht gutwillig heraus, und nun brach in diesen Tagen, wo die Convocirten auf die ihnen vorzulegenden Fragepunkte, die Deputirten aber auf Antwort auf ihre Beschwerde harrten, ein Regierungsrath mit Landreitern und Schlossern in das Landschafthaus zu Berlin ein, erbrachen die Schlösser und Kasten, und nahmen die Kasse weg, ohne daß irgend ein Schritt geschehen wäre, dieselbe auf rechtlichem Wege zu erhalten, wo man sie denn doch hätte erhalten müssen, wenn die Stände sie unrechtmäßig zurückgehalten hätten.

Wir führen diese wenigen Beispiele an, um den Geist zu charakterisiren, der in der ganzen Verwaltung herrschte. In seinem verderblichsten Lichte zeigte er sich aber in den Selbst-

geständnissen des Staatskanzlers vor den Convocirten. — Das erste derselben legte er den 23sten Februar 1812 bei der ersten Versammlung der Berufenen ab.

Es war dabei Folgendes vorzüglich merkwürdig. Die Berufenen (deren ungefähr 60) waren sämmtlich Landstände, sechs bis acht Bauern etwa ausgenommen. Der allergrößte Theil gehörte zur Ritterschaft, und einige zu den Städten. — Erstere waren also Stände durch ihre Person, letztere als Mitglieder einer Commune*). Diese Männer redete nun der Minister gerade so an, als wenn er sie auf's äußerste ärgern und in Harnisch bringen wollte.

Er sagte ihnen: Es solle eine Berathung über das neue Steuersystem angestellt werden; nun bedürfe es aber wohl keiner Auseinandersetzung, daß, wenn man diese Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen angestellt hätte, dies weder dazu geführt haben würde, die Meinung der Nation zu erfahren, noch auch ein den Zweck erfüllendes Resultat hätte liefern können; hätte daher die beabsichtigte neue Repräsentation schnell genug zu Stande gebracht werden können, so hätte die Berathung mit diesen Repräsentanten geschehen sollen, da dies aber nicht möglich gewesen, so wären sie, die Anwesenden, berufen worden. Auch sollten sie nicht über das Wesentliche des Systems (die Grundzüge waren seine Worte) zu Rathe gezogen werden, sondern bloß über unwesentliche Zufälligkeiten; vorzüglich sollten sie die Ueberzeugung der Vortrefflichkeit des Systems hier empfangen, in die Provinzen verbreiten, und dadurch dessen Ausführung erleichtern u. s. w.

*) Eine große Verirrung dieser Zeit bestand auch darin, daß man meinte, eine und die nämliche Person könne eine zweifache Meinung hegen und zu erkennen geben, die eine als Privatmann, die andere als Staatsbürger; ein Glaube, der recht der Verderbniß und der Scheinheiligkeit des Zeitalters angemessen war. Man glaubte sich so recht patriotisch!

Man sollte glauben, die Versammlung hätte einmüthig also antworten müssen:

„Gestrenger Herr Minister!

Wir alle gehören zu den Provinzial-Ständen. Wir sind unserem Monarchen und seinem Königlichen Hause mit Leib und Seele ergeben, können also nicht dazu beitragen, den Preußischen Staat und mit ihm den Thron unseres Herrn umzustürzen. Dies würden wir aber thun, wenn wir Ihrem Beginnen Vorschub thäten. Denn wenn auch wirklich die Provinzialstände so nichtswürdig wären, wie Sie sie schildern*), so

*) A. d. H. In den Bemerkungen zu der Rede v. 26. Febr. 1811 sagt v. d. M. „Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, zu welchen noch vor wenigen Monaten der Monarch in dem Edicte v. 27. October 1810 in dem von diesem nämlichen Minister contrasignirten, also eigentlich von ihm in seines Herrn Namen verfaßten Edicte gesagt hat: „Mit Rührung haben Wir die Beweise von Anhänglichkeit aller Klassen Unserer getreuen Unterthanen an Unsere Person, Unser Haus und Unsere Regierung bemerkt, insonderheit auch die Hülfe erkannt, welche Uns bei der Sicherstellung der Contribution (an Frankreich) und bei der Aufbringung der einstweilen nöthigen Fonds von Unsern getreuen Ständen mit größter Bereitwilligkeit geleistet worden ist." Er hat also entweder damals diesen Ständen geheuchelt oder er verläumdet sie jetzt.

Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, die seit Erscheinung der neuen Edicte nicht aufgehört haben, ihre Bereitwilligkeit zu Opfern für den Staat laut und öffentlich zu erkennen zu geben, daß sie mehrere Male erklärt haben, ihr Vermögen wäre ihnen nichts, aber das Bestehen des Staats und seiner Grundgesetze Alles. Daher würden sie sich auch jede Form der Besteuerung gern gefallen lassen, wenn nur die Gesetze gerettet werden.

Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, die entweder in dem unseligsten aller Kriege selbst mit ihrem Könige gefochten und geblutet haben, oder aber vermöge ihrer Lage als Grundbesitzer dem Staate die härtesten pecuniären Opfer gebracht haben, und der Raubsucht des Feindes am meisten bloßgestellt gewesen sind.

Man vergesse nicht, daß diese Stände zusammengesetzt sind aus den Grundbesitzern und aus den Städten, daß sie also die beiden einzigen Klassen von Unterthanen, die in einem Staate möglich sind, die Ackerbauenden und die Gewerbetreibenden, vollständig repräsen-

nennen Sie selbst sie doch noch jetzt bestehend, erkennen also an, daß sie einen Theil des Preußischen Staats, so wie er nun dermalen ist, ausmachen; auch sind deren in der Ver-

tiren, daß also, wenn irgendwo, der Wille der Nation durch sie zu erfahren war.

Man vergesse nicht, daß diese bisher bestehenden Stände durch diese ihre Qualität nicht etwa einen usurpirten Platz einnahmen, sondern daß sie aus dem grauesten Alterthum her beständig die Nation also repräsentirt haben, daß mithin ihr Recht zur Repräsentation älter ist, und eben so heilig als das Recht der jetzt regierenden Familie auf den Thron, daß ihnen dieses Recht von einem jeden Regenten — und auch von des jetzt regierenden Königs Majestät bei der ihm, gleichsam nur unter dieser Bedingung, geleisteten Huldigung bei seinem Königlichen Worte auf das Feierlichste bestätigt worden ist; daß also, wenn irgend etwas in diesem Lande noch heilig geachtet und als die Basis der Monarchie betrachtet werden kann, es nichts anderes ist als das Recht der Landstandschaft, der Ritterschaft und der Städte.

Man vergesse nicht, welche Garantie die neu verheißene Repräsentation für ihre Fortdauer und für ihre Heilig-Achtung noch ferner haben kann, wenn die jetzt bestehende so wenig geachtet wird, wenn der Minister ihr solche Invectiven schamlos gerade in das Gesicht sagen darf.

Man vergesse endlich nicht, daß der Wille der Nation nicht nach der Mehrzahl ihrer Köpfe und Meinungen bestimmt werden kann, sondern man bedenke, daß die Nation aus denjenigen Individuen nur besteht, die die Idee Vaterland zu denken vermögen, und einer Begeisterung für dasselbe fähig sind, daß also alle Diejenigen, die dessen nicht fähig sind, weiter nichts sind als eine todte Masse, zum nothwendigen Gebrauch für den Staat und für jene; daß also der Wille der Nation in sehr wenigen Individuen zu erkennen ist, und daß diese aus den verschiedenen Ständen binnen Kurzem herausgefunden werden können, wenn man sie nur an den Geschäften des Staats Theil nehmen läßt. — Da wird sich die todte Masse gleich absondern, die Lebendigen, die wirklichen Staatsbürger werden stehen bleiben.

In einem jeden Staat, und vorzüglich in einem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten wie der Preußische, sind die Kräfte und die Lasten ungemein verschieden, und an einem Orte diese Kraft zu dieser Last, an einem anderen jene zu jener in größerem Maße vorhanden, und beide Lasten werden hierdurch leichter getragen.

Es ist also der Klugheit gemäß und der Aufmerksamkeit des Staatsmannes würdig, zu berechnen, welchen von diesen bei unglei-

fassung begründeten Rechte uns wohlbekannt, diese Rechte und die ganze Landstandschaft wollen Sie vorbeigehen und umwerfen, also etwas Unrechtes und Verfassungswidriges thun. Dazu wollen wir nicht helfen, denn wenn das Unrecht einmal losgelassen ist, wer kann es halten? — und wer steht Ihnen dafür, daß Einer, der künftig gegen Recht und Verfassung und gegen den König sich auflehnen möchte, sich nicht auf das Beispiel berufen wird, welches Sie heute geben?

Aber wenn Sie durch die Provinzialstände die Meinung der Nation nicht erfahren können, so können Sie es auch nicht durch uns. Denn wir selbst sind ein Theil dieser Stände, und wenn wir gleich heute nicht als solche versammelt sind, so können wir doch auch für unsere Personen niemals andere Meinung haben denn als Stände, eben weil wir unserem Lande und unserer Verfassung, nicht bloß dem Scheine nach, sondern aus unserm innersten Herzen ergeben sind, und gar nicht anders denken und leben mögen, als in diesem Staat und in dieser Verfassung.

Wenn Sie also die Provinzialstände lästern, so lästern Sie uns in's Angesicht; wir sind zu gut, um dergleichen mit anzuhören.

Wenn wir ferner nur das Surrogat Ihrer neuen und unserer Meinung nach unrechtmäßigen Repräsentation seyn sollen, die Sie nicht schnell genug haben zusammenbringen können, so achten wir uns abermals zu hoch, um uns zu einem solchen Blendwerk herzugeben. Noch könnten wir Ihnen zu Diensten stehen, wenn Sie wirklich und im Ernst

---

chen Lasten angestrengten ungleichen Kräften noch etwas anzumuthen sey, und welchen abgenommen werden müsse.

Leichter aber ist es, alle gleichsam an einen Block zu spannen, sich in der Mitte dahinter zu stellen, und mit der Peitsche nachzuhelfen; und so scheinen diese neumodischen Systeme weit mehr zur Bequemlichkeit der Regierenden als zum Wohl der Regierten erfunden zu seyn.

über das Wesentliche Ihrer Einrichtungen oder über nothwendige Aenderungen der Verfassung, die nachher mit den versammelten Ständen ordnungsgemäß zu verhandeln wären, ein ernstes Wort mit uns reden wollten, da aber auch dieses nicht der Fall ist, und Sie uns gerade heraus sagen, daß Sie von uns bloß erfahren wollen, was ein jeder Accise-Officiant (dafern Sie verständige und redliche haben) Ihnen muß sagen können, und daß Sie uns die Rolle eines Ausrufers oder Comödianten zuzutheilen gedenken, welche Leute nur das wiedererzählen, was ein anderer ihnen gesagt oder gelehrt hat, so können wir Ihnen unsere Beschämung und unsern Unwillen nicht bergen. Wir empfehlen uns demnach und werden morgen nach Hause reisen."

So kam es aber gar nicht, und man weiß wirklich nicht, ob man mehr über die lockere und oberflächliche Ansicht des Ministers oder die seiner Zuhörer sich ärgern oder lachen soll.

Der Minister hatte gar nicht die Absicht (kein Mensch wird es glauben, aber dem ist wirklich so), die Versammlung zu erzürnen; er war vielmehr, nach seiner Art, beflissen, sie für seine Ansichten und Absichten zu gewinnen, und da sagte er ihnen das Erzählte so treuherzig hin, mit einem höflichen Tone, und gar nicht meinend, daß einer der Zuhörer das, was er sagte, für Ernst nehmen sollte. Es sollte so bloß ein Geklingel von Worten seyn und eine Einleitung zu seinem eigentlichen, nachfolgenden Begehren.

Die Zuhörer waren des Redners vollkommen würdig, sie nahmen das Gehörte gar nicht übel, sondern freuten sich über die einschmeichelnden Manieren und die Artigkeiten des Ministers. Den Tag darauf war die Rede in den Zeitungen zu lesen; wenn also auch nur Einer unter den Sechszigen gewesen wäre, der nicht recht verstanden, oder den das Unerwartete überrumpelt hätte, der nun aber zur Erkenntniß

gekommen wäre, so hätte es sich noch zeigen müssen. — Es zeigte sich aber nichts.

Im Verfolg seiner Rede brachte der Minister nun noch Einiges zu Markte, was seine Zuhörer, die ihn nicht durchschauten, ganz verwirrte.

Er rühmte sein neues System und sagte, es beruhe darauf:

1) daß jeder Einwohner des Staats persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkühr eines anderen darin behindert zu werden. (Die Zuhörer hätten antworten können, daß man nur wünschen müsse, einerseits, daß diese Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarten, andererseits aber, daß die neuen Gewerbesteuern diese freie Benutzung der Kräfte nicht zu sehr hindern möchten.)

2) Daß Niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde. (Es wäre Vieles zu antworten gewesen, welches wir hier nicht wiederholen wollen, da es in unserem eigenen früheren Commentar dieser Rede sattsam ausgeführt ist. Es läßt sich in wenigen Worten darauf reduciren, daß die gleiche Tragung, die hier gemeint ist, in der Wahrheit die größte Ungleichheit ist.)

3) Daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Unterthan gesichert sey, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde. (Hier wären ihm die oben in der Anmerkung angeführten Fälle vorzuhalten und zu fragen gewesen, wie man noch von Gerechtigkeit reden könne in einem Lande, wo den Gerichten Recht zu sprechen verboten worden wäre; und dadurch schon gar kein Recht mehr existire, daß die Justiz-Collegien, vor allem aber der Justiz-Minister, einem solchen Befehl sich wirklich unterwürfen.)

4) Daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne. (Zu fragen: wann denn dieses schon gehindert worden wäre?)

5) und 6) redete er noch von der Einheit und Kraft der Verwaltung, von der Religiosität und Erziehung, und vollendete dadurch die Auffagung seiner Lection, die Punkt vor Punkt aus der Stein'schen Instruktion, keineswegs aber aus seinen Edicten genommen war (nach denen er doch eigentlich reden wollte).

Die Berufenen merkten die Täuschung gar nicht, sondern glaubten wirklich (man muß dieses wenigstens voraussetzen, da kein einziger von ihnen das Gegentheil zu erkennen gegeben hat) — daß in diesen Edicten, mit denen sie doch alle in ihrem Herzen unzufrieden waren, — von nichts als Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Emporstreben des Verdienstes, Religion und Erziehung die Rede sey; — sie vergaßen, daß von allen diesen Dingen gar nicht, sondern allein von Abgaben darin geredet wurde, — die zum großen Theil diesen schönen Grundsätzen sogar widersprachen, — und fürchteten nun dawider laut zu werden, um nicht für Apostel der Knechtschaft, der Tyrannei, Unterdrückung und Irreligiosität gehalten zu werden.

Endlich offenbarte der Minister sein eigentliches Begehren, und zeigte dadurch klar, daß sein Raumer das zum Theil an's Licht getretene fremde, Englisch-Französische System noch weiter auszudehnen gesonnen sey, und daß man wahrscheinlich nur deswegen noch andere Meinungen darüber hören wolle, weil man doch etwas besorgt geworden war, daß der gänzliche Umsturz des Bisherigen ein gar zu großes Deficit in den Kassen hervorbringen würde.

Allgemeine Gewerbefreiheit, sagte der Minister, sey eine Hauptbedingung des Wohlstandes; — sie könne nur da stattfinden, wo die Abgaben zwischen Stadt und Land völlig gleich gestellt wären *), — ob dieses nun durch direkte oder indirekte Abga-

*) Mit einer solchen unglaublichen Leichtfertigkeit wurde das unwahrste und verderblichste Axiom als etwas vollkommen Erwiesenes aufge-

ben geschehen solle, darüber sey hier nicht zu streiten; man habe, auf Erfahrung gestützt, die indirekten vorzüglich gewählt. Es solle also in Ueberlegung genommen werden:

1) In Hinsicht dieser heilbringenden Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land: „a) ob die Consumtions-steuern auf irgend eine Art fixirt werden könnten?" und noch neun andere untergeordnete Fragen, die allerhand Kleinigkeiten über diesen Gegenstand betrafen.

2) Was am Stempel-Edict zu bessern sey?

3) Wie die Einwendungen der durch die Gewerbefreiheit in ihren bisherigen Rechten Verletzten am besten zu beseitigen wären?

4) Wie sie zu entschädigen seyen, falls sie ja ein Recht dazu haben sollten?

5) Ob man nicht die Grundsteuer (Contribution) ganz ablösen solle, damit es gar keine direkten Steuern mehr gebe?

---

stellt! Stadt und Land, in ihrem Wesen so durchaus verschieden, einander entgegengesetzt, — zum Wohl des Ganzen entgegengesetzt, sollen durchaus gleich besteuert werden. Der die Produkte der Natur benutzt, soll auf gleiche Weise mit dem Verarbeiter der geselligen Kunst-Erzeugnisse besteuert seyn! Der Erste kann seinen Gewinnst nur mit Mühe und mit Aufwand in Geld verwandeln, dadurch, daß er ihn in die Stadt führt, von wo er auch seine Bedürfnisse holen muß. — Seiner politischen Lage sind also Natural-Abgaben angemessen. Der Zweite lebt im ewigen Tausch, Kauf und Verkauf mit seinen ihn nachbarlich umgebenden Genossen. Alles geschieht bei ihm durch Geld; er nimmt unaufhörlich welches ein, es wird ihm in's Haus gebracht.— Seine Bedürfnisse holt er nicht weiter als vom Markte, — seiner Lage sind also Geld-Abgaben angemessen. Diese ewige und unveränderliche Eigenthümlichkeit war in dem neuen Abgaben-System ganz übersehen. Naturalleistungen waren ganz abgeschafft, Alles auf Geld gesetzt, aus Liebe zur Bequemlichkeit und zu einem schönen, gleichmäßigen, leicht zu übersehenden System auf dem Papier; — in einer Zeit des Geldmangels! — Man kann also ohne Uebertreibung sagen, daß dieses Abgabensystem, der Natur des Landmanns durchaus entgegen, seinen Ruin nothwendig herbeiführen mußte.

6) Wie man die ritterfreien Grundstücke am schnellsten catastriren und besteuern könne?

7) Ob die Besteuerung derselben nach dem Maßstabe eingerichtet werden könne, den der Schuldenzustand der Provinzen (in so fern er als Staatsschuld anzusehen) an die Hand geben würde?

(Hierdurch sollte also den ritterfreien Grundeigenthümern die ganze Provinzialschuld zugewälzt werden, da man so viel von ihnen zu erheben gedachte, als zur Verzinsung dieser Schulden erforderlich seyn würde. Dieser Punkt und die nächst vorhergehenden zeugen von einem ungemeinen Wohlwollen gegen die notorisch alle auf den Bankerot stehenden größeren Landbesitzer.)

8) Wie das Serviswesen in den Städten, und zwar mit möglichster Analogie der Grundsteuer, einzurichten sey?

9) Wie man sich wegen der Gemeinheitstheilungen und der Lösung der bäuerlichen Verhältnisse zu verhalten habe?

10) Was wegen der Verlängerung oder Aufhebung des Indults zu beschließen sey?

Wenn man annimmt, daß eine Regierung nichts festsetzen soll, was sie nicht auszuführen gedenkt, so mußte das am meisten befremden, daß der größte Theil dieser Fragen Dinge betraf, die durch die Königlichen Edicte schon bestimmt ausgesprochen und entschieden waren, — und die Berufenen hätten wohl fragen sollen: „weshalb habt Ihr uns das nicht gefragt, ehe denn Ihr die Gesetze ergehen ließet?"

Aber sie freueten sich vielmehr, daß sie in so vielen Dingen noch sollten mitreden können, und hofften manche Aenderung in den letzten Einrichtungen zu bewirken. Eine solche Einwirkung zuzulassen war aber wohl nicht die Meinung, sondern man wollte nur über die Grundsteuern, die Deckung der Provinzialschulden, die Gemeinheitstheilungen und den Indult in's Reine kommen: — über welche rein praktischen Gegenstände

die Potsdamer Theoretiker in ihrem Compendium Nichts fanden.

Nun wurde noch der Gang der Berathung so organisirt, daß keine Vereinigung der Mitglieder und kein gemeinschaftlicher Beschluß möglich war; denn man trennte die Provinzen und Stände und untermischte sie mit Königlichen, den neuen Theorien anhängenden Offizianten*), — so daß in vier Abtheilun-

*) A. d. H.: Siehe den Schluß der Rede vom 23sten Februar 1811. Dazu bemerkt v. d. Marwitz in seinem Aufsatze über diese Rede: „Es wird hier noch einmal erwähnt, daß Provinzial-Ansichten ihrer Natur nach immer einseitig seyn müssen und daher hier nicht beachtet werden können. — Eben weil sie einseitig, d. h. ganz aus der Natur und Lage ihrer Provinz geschöpft sind, darum müssen sie beachtet und gehört werden. — Daß nachher das Wohl des Einzelnen dem des Ganzen weichen müsse, versteht sich von selbst. Die Preußische ist keine von Alters her so wie sie jetzt ist schon bestehende, durch Sprache, Sitten und Gesetze rund herum abgeschlossene Nation, sondern sie ist ein Zusammengebrachtes, aus vielen an Gesetzen und Gewohnheiten höchst verschiedenen Provinzen, sie kann auch niemals Eine Nation werden, wie die oben bezeichnete seyn würde, weil eine jede Provinz neben sich andere ihrem Staat fremde Provinzen hat, denen sie sich im Grunde näher verwandt fühlt, als den entfernten und ihr unbekannten anderen Provinzen des Preußischen Staates, so z. B. der Märker dem Sachsen, der Schlesier dem Deutschböhmen und Mähren, der Preuße dem Kurländer und Litthauer. Sie nun in Eins schmelzen wollen, heißt ihnen ihre Eigenthümlichkeit rauben, und aus einem lebendigen Körper eine todte Masse machen wollen.

Wodurch sollen sie denn aber verbunden werden? höre ich fragen. —

Ich antworte, dadurch, wodurch sie unter Friedrich dem Großen verbunden waren, durch die Idee: Preußen, die jeder Provinz als etwas Höheres vorschwebte. Solche Idee ist vielleicht das stärkste Band, welches einen Staat zusammenhalten kann; der Preußische hat es bewiesen, der Oesterreichische beweis't es noch heute. Er wäre längst gefallen, wenn es ihm eingefallen wäre, Böhmen, Oesterreich, Ungarn und Croatien alle über einen Leisten schlagen und so ihre Eigenthümlichkeit ersticken zu wollen. Aber diese, und mit ihr das Ganze zu erhalten, dazu gehört freilich eine Regierung, die mehr versteht als ein Schema auf dem Papier zu entwerfen, um ihre Provinzen und Unterthanen mit aller Bequemlichkeit danach zuschneiden und zerarbeiten zu können."

gen, die gemacht wurden, und welche Königliche Offizianten zu Präsidenten erhielten, in einer jeden alle möglichen Meinungen, alle möglichen Provinzialansichten und alle möglichen bürgerlichen Verhältnisse zusammengeworfen wurden. Dabei wurde noch streng verboten, daß von der Ordnung der Fragen nicht abgegangen und nichts Neues auf das Tapet gebracht werden sollte, damit vom Recht nicht gesprochen werde.

Man hätte freilich nicht nöthig gehabt hierüber besorgt zu seyn. Es fiel keinem der Berufenen ein, einen ernsthaften Schritt dieserhalb zu thun, — sie stritten sich etwa vier Wochen lang durcheinander, betrachteten sich gewissenhaft als zu Rathe gezogene Weltweise, und nicht als Staatsbürger, und wer von ihnen überhaupt eine Meinung gehabt hatte, der blieb bei derselben stehen und gab sie schriftlich ein. — So waren in der angegebenen Frist die vorgelegten Fragen vielseitig beantwortet. — Die Deputirten der Stände, von denen die der Kurmark ebenfalls in Berlin versammelt waren, betrugen sich eben so unstaatsbürgerlich und noch furchtsamer.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf keine ihrer Eingaben wegen des Hypotheken-, des Landarmenwesens ꝛc. Antwort erhielten. — Es war eine Stimme unter ihnen*), welche rieth, bloß bei dem Recht stehen zu bleiben, sich in keine Untersuchung der Materie einzulassen, sondern schlechthin Alles zu verwerfen, was nicht verfassungsmäßig sey. Sie konnte aber nicht durchdringen. Man erwähnte wohl in Vorstellungen des Rechts, ging aber allemal auf die Materie ein, nicht bedenkend, daß man schon vom Rechte vergab, wenn man etwas als da seyend betrachtete, was nur dem Rechte zuwider da seyn konnte. — So hatten sie früher die Edicte vor- und alle Materien derselben durchgenommen, — voluminöse Ausarbeitungen gemacht und eingegeben; jetzt bemächtigten sie sich

*) v. d. Marwitz selbst. A. d. H.

der an die Berufenen gerichteten Fragen, und beantworteten sie auf ihre Weise. — Alles blieb (und hier auch nicht mehr wie billig) unbeachtet. — Die nämliche Stimme hatte zu Anfang vorgeschlagen, daß, anstatt man nur darauf ausging, dem Staate die Provinzialschulden aufzuladen, dadurch dessen Credit ganz zu vernichten, und der Unordnung des Ministerii noch mehr Stoff darzureichen, man vielmehr den Betrag des Deficits, welches durch die neuen Steuern gedeckt werden sollte, zu erfahren trachten müsse, damit alsdann nach dem Beispiel unserer Väter die Provinzen und Stände einen adäquaten Theil dieser Staatsschuld übernehmen, und die zur Tilgung nöthigen Abgaben selbst verwalten könnten. — Sie fand kein Gehör. — Man wollte nur seine eigene Last los seyn, nicht bedenkend, daß nichts Reelles da war, dem man sie hätte aufladen können. — Jetzt, da alle auf das Recht gerichteten Eingaben, als zu welchen diese Stimme nur allein mitgewirkt hatte, unbeantwort blieben, stellte sie die schmähliche Lage vor, in die sich die Deputirten durch immer erneuerte und immer unbeachtet bleibende Eingaben selbst versetzten, und schlug vor, durch eine allgemeine Protestation die Rechte der Stände zu verwahren, und nach Hause zu gehen. Sie drang nicht durch, denn man hatte nicht einmal hierzu den Muth. Sie verließ hierauf die Versammlung, die auch binnen Kurzem, da ein Jeder seinen eigenen kurzsichtigen Weg ging, sich von selbst auflös'te.

Auch die Berufenen mußten mehrere Monate auf Entscheidung über ihre, wie schon bemerkt, eben so verschiedenartigen Eingaben warten*).

*) Die Scheingründe, mit welchen zu dieser Zeit ein Jeder sich selbst und vor dem Anderen seine eigene Richtigkeit und Leerheit zu beschönigen suchte, waren zum Theil höchst merkwürdig. — Einer sagte, sein Vater habe die Güter, die er jetzt besitze, vom König geschenkt bekommen, darum glaube er nicht als Landstand auftreten

So viel hatten die Deputirten doch noch unter einander verabredet, daß sie nach ihrer Zurückkunft ihren Kreisen die Nothwendigkeit vorstellten, sich mit General-Vorstellungen direkt an den König zu wenden, um wenigstens, wenn es auch nichts helfen sollte, sich nicht den Vorwurf machen zu müssen, daß man irgend ein Mittel unversucht gelassen habe. Diese Vorstellungen wurden verfaßt und abgesendet, — und das muß man dabei zur Ehre der Ritterschaft bemerken, daß sie allein es war, die sich in dieser Zeit der öffentlichen Angelegenheiten annahm. — Von den Städten hörte man so wenig, als ob gar keine im Lande existirten. Sie schienen ganz vergessen zu haben, daß auch sie Landstände waren. — Der Unterschied rührte vielleicht daher, daß die von Hause aus ärmere, und durch den Krieg mehr mitgenommene Ritterschaft durch die Noth stärker gedrängt wurde. In den Städten lagen zwar auch die Gewerbe darnieder, aber man hatte noch Vermögen zuzusetzen, man zerstreute sich durch Schauspiel, Bälle, Concerte, und bekümmerte sich nicht um das Gemeinwesen. Indessen war es auch von Seiten der Ritterschaft, wie die Folge lehrte, mehr ein leichtsinniges Unterfangen, als ein sich selbst klarer und fester Wille.

---

und gegen den Umsturz des Rechts reden zu dürfen; — als wenn er nicht eine um so größere Aufforderung dazu gehabt hätte, je mehr er sich dem Staat und dem König verpflichtet glaubte. — Ein Anderer haßte Frankreich und meinte, Hardenberg allein würde noch einmal einen Krieg gegen dasselbe herbeiführen und zum glücklichen Ende leiten, — darum müsse man ihn schonen. Wenn er vom Ministerio käme, fiele das Alles! Als wenn ein solcher Krieg mit etwas Anderem geführt werden könnte, als mit der Gesinnung des Volks, und als ob der ihn leiten könnte, der damit anfing, diese zu ertödten, — oder als ob dem Unrecht mit etwas Anderem könnte widerstanden werden, als mit dem Recht? — welches aber Hardenberg vertilgte, und sich dadurch Jenem gleich setzte, den man durch ihn bekämpfen wollte. — Ein Dritter rieth, ruhig zu seyn und nachzugeben, damit man nicht noch viel mehr verlöre! Als ob mehr könnte verloren gehen, als Recht und Verfassung?

Die erwähnten Vorstellungen der ritterschaftlichen Stände an den König griffen die Sache ziemlich von allen Seiten an. Der König schickte sie dem Minister zu und dieser fertigte sie mit kurzen Antworten ab. — Eine aber war darunter, welche sich gar nicht auf die Materie der neuen Einrichtungen einließ, — sondern bloß bei dem Rechte stehen blieb, und die Form angriff*). Sie stellte ungefähr die Ansichten auf, die auch in dieser Schrift dargelegt sind, denuncirte die staatsverderblichen Schritte des Ministers und seiner Helfer, und warnte vor der Gefahr, die aus dieser offenbaren Revolution auch für den König und sein Geschlecht hervorgehen müsse. — Sie erbat Nichts, sondern legte die Rechte der Stände noch einmal dar, und erklärte, daß diese zwar der Gewalt wichen, ihrer Rechte sich aber nicht begäben. — Ein anderer Kreis schrieb in dem nämlichen Ton, nur viel (man kann wohl sagen) impertinenter gegen den König, der sogar an den Wahlspruch des schwarzen Adlerordens erinnert wurde,— allein in dieser Eingabe verschonte man den Minister. Auch hierauf erfolgte eine kurze Antwort, wie bei allen übrigen**).

Aber gegen den vorgedachten Kreis ward (nach 14tägigem Besinnen und Debattiren) zugegriffen. Der Landrath, den man wie einen Königlichen Beamten betrachtete, ward seines Postens entsetzt, — eben so einer der Stände, der dem Könige persönlich diente. Von den übrigen aber wurden die beiden, deren Namen (zufälliger Weise) voran unterschrieben waren, ergriffen und auf die Festung gesetzt***).

*) Die des Lebuser Kreises. A. d. H.

**) In mehreren dieser Antworten waren dem Könige die Worte in den Mund gelegt: „daß wenn er der Nation eine Repräsentation als ein freies Geschenk zu geben beabsichtigte u. s. w." Man hatte ihn also glauben gemacht, daß keine rechtmäßige Repräsentation da sei.

***) v. d. Marwitz und Graf v. Finckenstein. A. d. H.

Der Minister, nachdem er einmal im Unrecht so weit vorgeschritten war, konnte nicht anders handeln. Er war so angegriffen, daß er sich nur durch einen eclatanten Gewaltstreich retten und sicherstellen konnte.

Bei den Ständen aber mußte es sich nun zeigen, ob sie noch der Ehre werth waren, Stände genannt zu werden. Sie hatten bisher keine Antwort erhalten können, jetzt war sie ihnen vernehmlich genug angegeben. Der König hatte sich für die Meinung erklärt, die der Staatskanzler schon in seiner Rede dargelegt hatte. Die Stände wurden ihrer bisherigen Rechte für unwerth geachtet und sollten derselben verlustig gehen. — Zwei ihrer Mitglieder waren, da die ganze Corporation, zu der sie gehörten, ein verfassungsmäßiges Recht ausübte*), aus der Mitte dieser Corporation ausgesucht und ihrer Freiheit beraubt worden. — Gab es jemals ein Signal zur Vereinigung, so war es dieses**). Es brauchte dies gar keine Vereinigung zu seyn gegen den König, sondern nur gegen den Minister, — denn auch die also bestrafte Vorstellung hatte überall die treueste Anhänglichkeit an die Person des Königs geathmet. — Wenn nun sämmtliche Provinzen und Kreise mit Beschwerden gegen diesen in der Hauptstadt zusammengeströmt, — auf eine Untersuchung gegen die Gefangenen und gegen ihn gedrungen hätten, so hätte er sich nicht halten können, und das Recht konnte noch einmal wieder siegen. Oder: wenn der König seinen Minister gehalten hätte, was nicht zu erwarten, — so war wenigstens aller Schein zerstört, und nirgends konnte mehr gesagt werden, daß etwas Anderes im Lande regiere, als die Gewalt.

---

*) Vide Landtagsreceß von 1653, §. 14.

**) Die Verabschiedung der im Königlichen Dienst befindlichen Personen konnte von den Ständen nicht übel aufgenommen werden, — da ihm, als Herrn, frei stehen mußte, sie zu entlassen, wie er sie angenommen hatte.

Der Minister fühlte auch das Mißliche seiner Lage, und war ungemein besorgt, vorzüglich auch deswegen, weil in der bisher verflossenen Zeit sich die Unhaltbarkeit des Raumer'schen Systems, sowohl durch die unendlichen Klagen (die an einigen Orten unter den Bauern sogar in Widersetzlichkeit ausarteten) als auch durch die leeren Kassen (die Administrationskosten verschlangen das Meiste) deutlich dargethan hatte.

Ein älterer Diener des Ministers, ein brauchbarer Ackerverwalter, aber durchaus unbrauchbar, wenn er hierüber hinaus sich versteigen wollte, Scharnweber mit Namen, benutzte diese Krisis, um Raumer zu stürzen. — Von Stund' an kamen nach und nach ganz andere Maßregeln zum Vorschein. Weil Scharnweber ein Grundbesitzer war, wurden diese erleichtert, statt daß die früheren Projecte nur dahin gerichtet gewesen waren, sie noch mehr anzugreifen. Directe Steuern wurden den indirekten substituirt, statt daß man vorher darauf ausgegangen war, gar keine directen mehr bestehen zu lassen. — Dessenungeachtet sagte der Minister keck hin, es wären noch immer die nämlichen Maßregeln, und alle Welt glaubte es!

Er versammelte die Berufenen zum zweiten Mal am 28sten Junius 1811, — redete ungemein höflich und verlegen, da er wohl glauben konnte, daß sie über das ganz frische Ereigniß der Arretirung der beiden Stände aufgebracht seyn würden.

Er sagte: Die Wichtigkeit der Gegenstände allein habe diese zweite Zusammenkunft so lange verzögert. — Die Vorsorge des Staats sey auf die Erhaltung der Grundbesitzer ganz vorzüglich gerichtet. — —

Es fiel keinem der Zuhörer ein, zu sagen: er irre sich wohl im Ausdruck, — denn bis dahin habe er ja Alles gethan, um sie zu ruiniren!

Um diese Vorsorge zu beweisen, ließ der Minister sogleich ein Edict über den Indult verlesen, welches den Eigenthümern sowohl städtischer als ländlicher Grundstücke einige Erleichterung gegen ihre Gläubiger verschaffte.

Alsdann wurde der glänzende Erfolg des Verkaufs der Domainen gepriesen, aber verschwiegen, daß das aus denselben gelös'te Capital, welches doch zur Tilgung der Schulden sollte angewendet werden, — keineswegs dahin floß, sondern in der laufenden Staats-Einnahme mit verrechnet und vergeudet wurde u. s. w.

Wir können hier einige Kleinigkeiten übergehen, die noch vorkamen, da wir diesem Selbstgeständnisse des Staatskanzlers zu seiner Zeit ebenfalls einen eigenen Commentar gewidmet haben.

Das wollen wir hier nur noch in Erinnerung bringen, daß, ungeachtet den Berufenen am 23sten Februar wahrlich nicht viel verheißen worden war (nämlich sie von dem angenommenen Systeme der Verwaltung genau zu unterrichten) — auch dieses Wenige nicht gehalten wurde, — denn der Minister sagte ihnen am Schlusse seiner Rede: „daß, wenn noch drei Punkte, die er aufzählte, in Richtigkeit gebracht wären, er ihnen davon Nachricht geben, und damit das Geschäft, weshalb sie berufen worden wären, glücklich beendigen würde!

Das ganze Geschäft der Berufenen hatte demnach darin bestanden, zehn Fragen anzuhören, — ein Jeder seine Meinung darüber zu sagen, und nach einigen Monaten geschäftslosen Harrens ein paar neue Edicte verlesen zu hören, deren Inhalt mit ihnen nicht verabredet war, ja auf den sie kaum im Entferntesten influirt hatten! Mit einem so losen Gaukelspiel ließen sich diese Männer geduldig hinhalten.

Es kam aber bei dieser zweiten Versammlung noch ein viel schlimmeres Blendwerk zum Vorschein. — Der Minister taufte die Versammlung der Berufenen um, — nannte sie

ständische Deputirte, und machte so in allen öffentlichen Blättern das Volk und die Ununterrichteten glauben, die Neuerungen seyen wirklich mit Deputirten der Stände verabredet und in's Werk gerichtet, — woraus denn folgte, daß die Gegner dieser Einrichtungen nur übelwollende Privatpersonen seyn konnten.

Durch dieses scheinheilige und schmeichelnde Betragen, — durch das Vorgeben, die Erhaltung der Grundbesitzer sey sein vornehmstes Bestreben, durch das Indult-Edict, durch einige andere kleine Modifikationen und durch die eben erzählte fälschliche Benennung als Deputirte erreichte der Minister seine Absicht vollkommen. So beunruhigt er dieser zweiten Versammlung entgegen gesehen hatte, so ruhig konnte er nach derselben seyn. Die Berufenen waren höchlich zufrieden; sie erinnerten sich abermals nicht, daß auch sie Stände waren, sie gedachten des Gewaltstreiches nicht, der zur selben Zeit gegen ihre Mitstände geschah *), und sie waren auch nicht erzürnt, daß man sie zu öffentlichen Theilnehmern eines Betruges machte, — indem man ihnen Namen und Merkmale beilegte, die anderen Personen zukamen.

Die Stände selbst betrugen sich noch elender, denn die Berufenen konnten sich wenigstens hinter den hier schon früher enthüllten Scheingrund verstecken, daß sie nur als Privatpersonen reden und handeln dürften, sie daher diese Sache nichts angehe. — Die Stände waren aber direkt angegriffen und in ihrem heiligsten Rechte gekränkt. —

Vorzüglich traf dies den Kreis, der die bestrafte Vorstellung abgesendet hatte, und aus welchem die beiden Verhafteten

*) Einer von ihnen, der früher sehr laut gesprochen, und sich stets für einen großen Verfechter des Rechts ausgegeben hatte, — rühmte sich nun: „daß er seinen Unwillen über den Arrest der beiden Stände vorzüglich dadurch zu erkennen gegeben hätte, daß er gar nicht davon geredet, und wenn Jemand davon angefangen, sogleich abgebrochen hätte."

waren. Man hatte diese aber sehr gut gewählt; es waren die Einzigen im ganzen Kreise gewesen, welche die Grundsätze dieser Vorstellung mitgedacht und mitgefühlt hatten. Die Anderen hatten aus einer Art von leichtfertiger Nachgiebigkeit gegen diese und in Unbedachtsamkeit wegen der Folgen unterschrieben. — Denn, anstatt nun aufzutreten und zu erklären: Sie alle hätten ja die nämliche Meinung getheilt und geäußert, wegen welcher die Zwei gefangen säßen, rührten sie sich gar nicht, ließen diese im Stich, und freueten sich nur im Stillen, daß der Arrest sie selbst nicht betroffen hätte!

Die anderen Kreise der Kurmark redeten ein wenig von der Sache, thaten aber auch nichts. Es hieß Anfangs, sie wollten auftreten; da brachte man aber auf's Tapet, die ganze Provinz sollte einen und den nämlichen Schritt thun, — sogleich saßen alle Einzelnen still und Niemand konnte die ganze Provinz versammeln, oder dachte auch nur daran.

Ein einziger Kreis schrieb an den König, aber so gebeugt und so bittend, — daß er von vorn herein eine Strafbarkeit für diese beiden, aus zwanzig Ausgewählten, zugab, also für die Aufrechthaltung des Rechtes Nichts bewirken konnte *).

*) Alle die Genannten übertraf, wie schon längst ihre Zeitgenossen an Unbürgerlichkeit, so auch in diesem Falle an Feigheit und Mißkennung ihrer wahren Bestimmung und ihrer Pflicht, — die Justiz. Alle Anderen konnten sich mit ihrer Dummheit, oder mit ihrer Erziehung und bisherigen Lage im Staat entschuldigen, welchen zufolge sie nie etwas anderes gehört und kennen gelernt hätten, als die Sorge für ihr persönliches und höchstens ihrer Familie Fortkommen. Daß man auch Pflichten und Rechte als Staatsbürger habe, hätten sie noch niemals vernommen, und auch noch nie dergleichen ausüben gesehen! — Es wäre wenigstens gar nicht zu verwundern, wenn Jemand in unserem Zeitalter also geredet hätte. Wer aber eine Justizperson seyn wollte, mußte doch wenigstens in seinen Studien den Unterschied zwischen Recht und Willkür erlernt haben, und demnach wissen, daß beide einander entgegengesetzt sind, und daß kein Recht da bestehen kann, wo Willkür

So dauerte es fünf Wochen. Nach Verlauf dieser Zeit wurden die beiden Stände losgelassen, und nun war es, als ob nichts gewesen wäre! — Nur der Minister wußte, daß er dreist Alles wagen könne, und keinen ernsthaften Widerstand zu befürchten hätte. — Dem Staat und dem König aber konnte man unmöglich zu solchen impassiblen Unterthanen Glück wünschen. Eben so leicht wie der seinigen, werden sie sich auch einer fremden Gewalt unterwerfen, und seine Rechte an den Thron so wenig gegen diese verfechten, als jetzt die ihrigen.

Den entbürgerten Pöbel und die dem Staate ganz fremden Königlichen Offizianten hörte man damals von der so eben erzählten Geschichte wohl also reden: „Wenn auch in den Vor-

---

herrscht. Dies wußte aber das Kammergericht in Berlin nicht. Bisher hatte es seine Schlechtigkeit nur auf passive Art, nämlich durch Unterlassen des Rechten, an den Tag gelegt, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit gefunden. Im vorliegenden Fall schritt es weiter vor, zur activen Schlechtigkeit, — denn es war behülflich, das Unrechte in's Werk zu richten. — Der Kanzler wählte höchst pfiffig, und weil er den Geist der Zeit wohl kannte, zu Werkzeugen der willkürlichen Arretirung der beiden Stände lauter Mitglieder des Kammergerichts, — und diese ließen sich auch wirklich dazu gebrauchen. — Es fiel ihnen nicht ein, zu sagen, daß der König zu Werkzeugen seiner Willkür genug Militair und Polizei-Offizianten habe, um der Justizbedienten nicht zu bedürfen, und daß diese nur da handelnd auftreten könnten, wo eine Klage, eine Vertheidigung des Beklagten und ein Urtheilsspruch stattfände, welches Alles hier nicht sey; — daß es also das Recht vernichten hieße, wenn Justizpersonen sich vermessen wollten, so aus ihrer Sphäre herauszutreten. Dieses Alles fiel ihnen nicht ein. Sie ließen sich zu Schergen gebrauchen, reis'ten nach den Landsitzen der beiden Stände, ergriffen sie, brachten sie nach Spandau und ließen sich hinterher noch eine unmäßige Summe Kosten bezahlen, die sie sich durch Execution erpreßten.

Man brauchte auch hier den Scheinvorwand, daß diese Schergen ihre That nicht als Justizpersonen, sondern nur als Privatleute, vermöge erhaltenen Auftrags, begangen hätten. — Allenthalben hieß es aber, die beiden Stände wären durch das Kammergericht arretirt worden, — und damit war Alles auf rechtlichem Wege geschehen, sie hatten nichts weiter als ihre gerechte Strafe empfangen.

stellungen der Stände etwas Wahres liegen möge, so wäre es doch in jedem Fall höchst anmaßend, es dem Könige, der ein unumschränkter Monarch wäre, zu sagen."

So wenig kannte man aber die Verfassung des Landes, daß man nicht einmal wußte, daß der König von Preußen ein limitirter Monarch ist, daß alle Provinzen des Königreichs ihre ständischen Verfassungen, nicht nur hergebrachte, sondern großentheils niedergeschriebene und durch Verträge sanctionirte haben, — und daß diese Verfassung auch in allen inneren Angelegenheiten des Landes (z. B. vor zwei Jahren noch, bei der Veräußerung und Verpfandbriefung der Domainen) beständig zur Sprache gekommen war*).

Man machte dem König ein schlechtes Compliment, wenn man ihn zu einem Despoten machte, ungeachtet in diesem Begriff, wie schon mehr erwähnt, gar nicht der der persönlichen Härte liegt.

Es konnte nicht fehlen, daß der schwache und trügerische Minister durch die ihn allenthalben umgebende größere Schwäche dreist gemacht werden mußte. Nach dem Sturze Raumer's war der Landwirth Scharnweber sein vornehmster Rathgeber. Dieser gefiel sich ungemein in seiner neuen Qualität als Staatsmann, und von Stund' an trugen alle ergehenden Verordnungen den Stempel seiner Ignoranz. Am 7ten September wurden die Berufenen zum drittenmale versammelt. Jetzt hatte der Kanzler sie und die Stände kennen gelernt; so furchtsam und schmeichelnd er vor 4 Monaten geredet hatte, so dreist war er dieses Mal.

*) Nur Schlesien wurde so betrachtet, als wenn seine frühere, sehr weite ständische Verfassung seit der Preußischen Eroberung vernichtet wäre.

Er erklärte, die Hauptgrundsätze seines Systems nicht ändern zu wollen, und nannte es einen Frevel, daran nur zu denken.

Als die Grundlage dieses Systems nannte er nun abermals:

1) Die Gleichheit vor dem Gesetz (die er, da sie so lange bestanden, — zerstört hatte).

2) Freie Benutzung des Eigenthums und freie Disposition über dasselbe. —

Wir haben aber im Vorigen gesehen, daß es gerade die bisherige zu freie Disposition über das Eigenthum war, welche die Bürger zuerst vom Staate losgerissen, und ihnen nachher auch das Eigenthum selbst (durch die ungeheuere Verschuldung) entrissen hatte.

3) Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller Kräfte.

Es ertödten aber gemeinhin die Gewerbe den freien Geist, wie wir an dem Beispiele des Brandenburgischen Adels gezeigt haben (seine Landwirthschaft, da er nichts anderes trieb, war auch ein Gewerbe); es wäre also vielmehr rathsam, den besten Klassen der Nation solche Gewerbe, die den Geist noch mehr einengen, als Landwirthschaft, zu verschließen. — In den Zeiten der Noth aber alle Gewerbe, wenn auch nur den geringeren Klassen, öffnen, ist darum unweise, weil Speculanten die bisherigen Gewerbetreibenden stürzen, wodurch ein Theil der Nation, ohne Vortheil für das Ganze, verarmt; — denn in diesen Zeiten werden die Gewerbe doch niemals blühen. — Unter der freien Anwendung aller Kräfte meint er aber keine anderen, als die zum Gelderwerb gebraucht werden.

4) Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann.

Wir haben aber bewiesen, daß die Natur der Dinge und die staatsbürgerliche Lage der Bürger so verschieden ist, daß die gleichen Grundsätze wohl bequem für den Administra-

tor der Abgaben, aber nicht anders als verderblich für das Volk seyn können.

Solche groben Irrthümer pries der Minister gleich von vorn herein, und nun fuhr er fort:

Diese Grundlagen der neuen Verfassung wären nicht nach Willkühr gegeben worden*), nicht der Theorie huldigend**), oder fremde Einrichtungen nachahmend***), sondern in der vollen Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit wären sie von Sr. Majestät dem Könige erwählt worden.

Es ist eine ganz schändliche Feigheit und Falschheit Hardenberg's, an seiner eigenen Stelle den König vorzuschieben. Sobald dies geschehen ist, gewinnt auf der einen Seite jeder Widerspruch das Ansehen der Rebellion, und auf der anderen macht sich der Minister von allen üblen Folgen frei, die seine Einrichtungen jemals haben können. Dem König wird Alles allein aufgeladen, Der mag es tragen. Se. Majestät der König hat diese Dinge nicht erwählt, sondern sie sind ihm von dem Minister, Gott weiß unter welcher Vorspiegelung, untergelegt worden; den Beweis werden wir am Schlusse dieser Schrift finden. Ueberhaupt, da Könige Rathgeber haben müssen und Minister zur Administration der Länder, so müssen erstere auch für ihren Rath, und letztere für ihre Administration verantwortlich seyn, denn der König ist auch

*) Wonach denn?

**) Wem denn? — Wo haben sie sich denn etwa in der Praxis bewährt? die wahren Grundsätze seines Systems trachten nach Gelde, Ertödtung alles Gemeinsinns, Sorge für den Augenblick, Gesetzlosigkeit für die Regierenden und leeren Schein, statt Wahrheit!

***) Es ist aber durchaus nichts Eigenthümliches darin; man darf nur die Französisch-Westphälischen Gesetze nachlesen, so hat man auch diese Hardenberg-Raumerschen. Die Scharnweberschen werden auch gleich an die Reihe kommen. Diese ganze Tirade ist gegen die oft erwähnte Vorstellung des einen Kreises der Kurmark gerichtet, in welcher alle diese Vorwürfe den Einrichtungen des Ministers gemacht werden.

ein Mensch, und kann irren, gestraft kann er aber nicht werden; darum müßte ein jeder Minister, der ihn vorschiebt, um seinen eigenen Hals zu retten, ohne alle Umstände zum Tode geführt werden. Daß dies nicht allenthalben Sitte ist, ist eine große Quelle von Unglück für die Völker. — Der König will aber, so fuhr der Minister fort, seinen Zweck nicht durch gewaltsame Zerrüttungen erreichen, sondern lieber langsam, auf billige Wünsche Rücksicht nehmend*).

Es gäbe Hindernisse gegen die Aufbringung so hoher Abgaben, aber es gäbe auch (so ließ der Minister seinen Zorn vernehmen) üblen Willen, man wolle Unzufriedenheit erregen u. s. w. Gegen solche Frevler werde mit der größten Strenge verfahren werden (er hatte wieder die beiden gefangen gewesenen Landstände im Sinn, und freute sich seiner Tapferkeit, ungeachtet sie dort übel angebracht war, denn diese hatten gegen Jedermann geschwiegen, nur gegen den König nicht, der helfen konnte). Unterwerfung und Opfer sollten aber belohnt werden. Die Zuhörer, die sich nur in die letzte Klasse rechnen konnten, sahen hierbei gewiß sehr vergnügt aus, und erwarteten die dritte Klasse des Adler-Ordens, das allgemeine Ehrenzeichen u. dgl. Es wurde hierauf

1) ein Edict wegen Veränderung der neuen Abgaben auf dem Lande, und

2) ein dergleichen über die Gewerbe

vorgelesen. Das erstere führt statt der bisherigen Mahl-Accise eine Kopfsteuer ein, und bei dem zweiten ist die vollkommene Freiheit zu Gunsten der früher Berechtigten wieder etwas eingeschränkt worden. Die große Wohlthätigkeit dieser Einrichtungen wurde, ganz dem entgegen, was ein Jahr früher gesagt worden war, ungemein gepriesen. Es wurde gestanden, daß

---

*) Da war man doch um ein Großes zurückgegangen. In den Edicten des vorigen Jahres war hiervon keine Spur.

die Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land nicht ausführbar sey*).

Dann würde sie es seyn, wann die Kräfte der Contribuanten gleich seyn würden**).

Die Gerechtsame, die der Gewerbefreiheit auf dem Lande entgegenständen, hätten nicht ganz gelöset werden können. — Der Krugverlag im eigenen Dorfe und die Brau- und Brennerei-Gerechtigkeit solle fortdauern***).

Wenn in der an die Stelle der Consumtionsaccise gesetzten Kopfsteuer Ausfälle gegen den gemachten Etat sich zeigen sollten, so sollen sie durch eine außerordentliche Grundsteuer gedeckt werden. Die Unterhaltung der fremden Truppen in den Oder-Festungen soll auch durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht werden.

Welche reiche Quelle von Willkürlichkeiten und von bequemen Deckmänteln für eine verschwenderische Verwaltung der Gelder liegt nicht überall in diesen beiden letzten Bestimmungen, vorzüglich in der ersteren, die wieder ganz revolutionair gegen die Grundbesitzer gerichtet ist!

---

*) Man mußte also öffentlich gestehen, daß man auf die leichtfertigste Weise eine Einrichtung gemacht und das Land ein ganzes Jahr darnach gequält hatte, von der man sich erst dann überzeugte, daß sie unausführbar sey. Man hatte also doch nur der Theorie gehuldigt, doch nur fremde Einrichtungen unbedachtsam nachgeahmt.

**) Diese Geständnisse des Staatskanzlers sind ungemein merkwürdig. Man soll zwar glauben, daß die Kräfte der Contribuenten dadurch gleich werden sollen, daß die Unvermögenden sich in Folge seiner segenbringenden Einrichtungen bereichern werden; aber wer kann sich enthalten, an das Gegentheil zu denken, daß weit eher derjenige, der noch Vermögen hat, bald so herunterkommen wird, daß Alle an Armuth gleich seyn werden.

***) Die pecuniären Gerechtsame hatten also doch wirklich ihre Vertreter gefunden, und waren einigermaßen beachtet worden, weil auch die Regierenden sich nichts Höheres denken konnten, als das Geld. Die geistigen Gerechtsame kamen weder bei dem einen noch bei dem andern in Betrachtung.

Endlich ward gerühmt, daß nur noch ein Punkt übrig sey, um das ganze Gebäude in seiner Herrlichkeit vollendet zu sehen, die Entfesselung des Landbaues; und auch dieser solle des Nächsten berechtigt seyn.

Die Berufenen schieden voller Freude und der trostreichen Ueberzeugung voll, daß sie zu dem künftigen Wohl des Staats unendlich viel beigetragen hätten, sie waren die Mahl-Accise los, sie behielten die Brennereigerechtigkeit, auch der verwünschte Blasenzins sollte fixirt werden können; welcher wichtige Gewinn! welche frohe Aussicht in die Zukunft! wie werden sie sich ausruhen können im trostreichen Bewußtseyn alles des Guten, welches sie gewirkt haben!

Am 16ten September endlich wurden sie zum letztenmale versammelt. In der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede zeigte sich die neue Scharnwebersche Ansicht des Ministers, die er dreist die seinige nannte, und, wie wir schon bemerkt haben, sogar die Unverschämtheit hatte, für die nämliche auszugeben, die die Edicte des vorigen Jahres erzeugt hatte, gleich als ob dem Ganzen wirklich ein durchdachtes System zum Grunde läge. Diese Ansicht entwickelte sich jetzt vollkommen; und da sie zu merkwürdig, zugleich auch zu aberwitzig ist, als daß ihre Darlegung nicht interessiren sollte, müssen wir einen Augenblick dabei verweilen.

Wir erinnern uns hierbei, daß das Trachten Raumer's und demnach auch des Ministers, so lange er jenem gehorchte, vornehmlich dahin ging, durch nachahmende Einführung des Englisch-Französischen Abgaben-Systems *) auch den Englischen

*) Englisch in Hinsicht der Besteuerungsart, französisch eben darin, (da auch sie die Engländer nachgeahmt haben), vorzüglich aber in Hinsicht der Anwendung, nämlich rücksichtslos, und mit Zertretung der Gesetze.

Wohlstand und die gefüllten Englischen Staatskassen herbeizuführen, wobei vorzüglich der Blasenzins eine große Rolle spielte, da er enormes Geld einbringen, und auf chemischem Wege großen Wohlstand herbeiführen sollte.

Von jetzt an aber sollte alles Heil durch den Ackerbau herbeigeführt werden, wobei einige volkreiche Provinzen des mittäglichen Deutschlands, in denen Scharnweber Ackerbau getrieben hatte, und auch Belgien mit seinen kleinen Grundbesitzern zum Muster genommen waren. So wurde über die Agronomie die Chemie und sogar Adam Smith nebst der beliebten Gleichstellung der Abgaben vergessen. Dieses Mal hob der Kanzler damit an, das Glück zu preisen, dem die Nation entgegen eile*). Er ermahnte die Versammelten zur Mitwirkung, um die Besorgnisse der Nichtunterrichteten (solcher also, die etwa meinen möchten, daß man etwas Unnützes oder gar Schädliches einrichte) zu zerstreuen, und zur Verachtung der kleinen Tyrannen, die auf sklavische Abhängigkeit ihres Nebenmenschen und auf bloße Benutzung desselben zu eigenem Vortheil einen Werth setzen könnten**).

---

*) Ob ihm denn wirklich gar nicht einfiel, daß, wenn wirklich Wohlstand die Folge seiner Einrichtungen seyn könnte, diese Art des Glücks immer nichts werth sey, so lange der Staat nach Außen hin nicht frei ist? daß vielmehr der Wohlstand gierige Unterdrücker um so mehr anlocken, die Einwohner aber um so mehr der Knechtschaft preisgeben (also auch um ihren Wohlstand bringen) würde, je mehr er die Gemüther dem geistigen Gut ab- und dem irdischen zuwendet?

**) Hierbei bekam der gute Alte, wie wir sehen, einen Rückfall in die philanthropische Ansicht, die vor 30 Jahren so vielen Lärm machte. Solche kleine Tyrannen gab es jetzt (Dank sey es dem damaligen Geschrei) gar nicht mehr; denn so sehr auch Alles auf den eigenen Vortheil nur gerichtet und bemüht war, so wenig fiel es einem Einzigen ein, daß irgend einer seiner Nebenmenschen ihm dazu zu helfen verpflichtet werden könne.

Die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, fuhr er fort, seyen durch ein eigenes Edict regulirt*), die Landescultur durch ein anderes befördert**), ein drittes über Gemeinheitstheilungen solle bald nachfolgen. Dann verbreitete er sich (ungeachtet er im Eingang der Rede gefrohlockt hatte: „daß er nicht nöthig habe, diese heutige Versammlung den Forderungen zu widmen, welche die Staatsbedürfnisse erheischten," ganz diesem Freuderuf zuwider) über eine neue Schazzung, die dem Volke zum Unterhalt der fremden Unterdrücker in den Oder-Festungen aufgelegt werden müsse, und von diesem Gegenstande wendete er sich ziemlich naiv auf den der Repräsentation, gleichsam anerkennend, daß der Eine so viel Unglück über das Land bringen werde, als der Andere.

Er sagte, man müsse jetzt nur dahin trachten, sie schnell zu Stande zu bringen, daher sich begnügen, die Verhältnisse***) nur so viel als möglich zu berücksichtigen, damit das Wesentliche schnell und einfach zu Stande käme. Die Versammlung hörte dieses, ihrer Gewohnheit nach, ruhig und gläubig mit an. Es fiel Keinem ein, den Minister zu erinnern, daß er den nämlichen Nothbehelf schon vor 7 Monaten angewendet hatte, und daß es eine gar zu grobe Täuschung sey, beständig von der Schnelligkeit zu reden, womit dieses oder jenes zu Stande gebracht werden müsse, während alle Geschäfte entweder mit der ermüdendsten Langsamkeit betrieben würden, oder ganz und gar liegen blieben. Niemand sah ein, daß es mit diesen Redensarten und mit der ganzen Repräsentation nur auf ein ähnliches Blendwerk hinausgehe, wie dasjenige war,

*) Warum sagte er nicht lieber aufgelöset?

**) Wem fällt hierbei nicht der König Joseph Bonaparte von Neapel ein, welcher decretirte: Calabrien solle auf den höchsten Gipfel der Fruchtbarkeit gebracht werden!

***) Soll wohl heißen: die Natur des Landes und seiner Bewohner, oder die bisherige Verfassung.

zu welchem die große Convocation gedient hatte: dazu nämlich, sich den Schein zu geben, als wären willkürliche, Verderben bringende Einrichtungen auf rechtlichem Wege und zur Zufriedenheit Aller gemacht worden.

Hierauf wurden die vorerwähnten Edicte verlesen.

In dem über die Verbesserung der Landes-Cultur liegt unter andern der Gedanke zum Grunde, daß die allen erlaubte Veräußerung und Zerstückelung aller Grundstücke die jetzigen Besitzer schuldenfrei machen sollte.

Scharnweber hatte nämlich in den volkreichen Gegenden Deutschlands, in welchen er in ruhigen und günstigen Jahren Ackerbau getrieben hatte, erlebt, daß, bei der durch diese Umstände herbeigeführten großen Nachfrage nach Land, die Besitzer so viel verkauften, als zu Tilgung ihrer Schulden nöthig war, und das Uebrigbleibende nachher um so sorgfältiger und mit größerem Gewinn bestellen konnten, weil es nicht an Consumenten fehlte. Nun sollte es hier eben so werden.

Es war aber nicht bedacht worden, daß in unserm Lande Niemand die, wie die neueste Erfahrung gezeigt hatte, jedem neumodischen Druck und jeder Pressung sowohl von Freundes als Feindes Hand, bloßgestellten Landgüter würde haben wollen. Es war nicht bedacht, daß, wenn sich auch wirklich im gegenwärtigen Augenblick noch Käufer von Domainen finden, es keine andere sind als solche, die entweder ein großes Vermögen in Staatspapieren auf keine andere Art zu retten wissen, oder Unwissende, welche die Zeit, in welcher sie leben, nicht begriffen haben, und nicht ahnen, was ihnen als Grundbesitzern noch bevorsteht. Der Ersteren giebt es aber überhaupt wenige, und die Letzteren werden bald von der Thorheit ihrer Ansicht belehrt werden. Es wird also aus dieser Einrichtung nichts Bleibendes, viel weniger etwas Nützliches hervorgehen, sondern höchstens können einige Kurzsichtige dadurch zu Speculationen verleitet werden.

In dem neuen Edict über die Finanzen vom 7ten September 1811 wird zum Schluß beiläufig von der Repräsentation geredet, zum bleibenden Wahrzeichen, daß sie nur eine Nebensache sey, und daß kein Begriff mehr existire, daß eine Repräsentation etwas anderes vertreten könne, als Geld. Dies wird noch deutlicher dadurch, daß es die Landes-Schulden-Commission seyn soll, welche „vorerst die National-Repräsentation constituiren soll". — Diese Landes-Schulden-Commission und Repräsentation soll aber nur bestehen für jede Provinz aus 2 Rittergutsbesitzern*), 1 Mitglied aus den großen Städten, 1 aus den kleinen oder vom Bauernstande, außerdem aber noch aus einem Mitgliede aus jeder der drei Hauptstädte Berlin, Königsberg und Breslau**). Diese Leute sollen zwar nur zur Schuldensache gewählt, aber doch zur Repräsentation mit bevollmächtigt werden***). Wir heben nur diese wenigen Sätze aus den verlesenen Edicten heraus, da das Uebrige, dem Geiste nach, in diesen Blättern schon berührt worden ist.

Nach Beendigung der Vorlesung aber ereignete sich ein Phänomen, welches die Anwesenden billig in das höchste Er-

*) Es ist ganz consequent, daß man nicht mehr sagt: „Deputirten der Ritterschaft".

**) Es herrschte also hier noch immer das Prinzip der Zahl und des äußeren Scheins; darnach wurden die Abgeordneten gefordert, nicht nach dem inneren Wesen der verschiedenen Klassen der Staatsbürger.

***) So heißt es in dem Königlichen Edict. In seiner, im Monat März 1812 erst erschienenen Instruction hat sich der Staatskanzler wieder anders besonnen: „die Repräsentanten sollen bloß auf die Geld-Angelegenheit bevollmächtigt werden, das Uebrige aber, was vorkommen möchte, nach ihrem Gewissen abmachen. Solche Deputirte, die hierüber etwa Instructionen mitbringen möchten, sollen zurückgewiesen werden." So wenig auch etwas Ernsthaftes von Seiten der Stände zu erwarten ist, so ist es doch noch bequemer, jede Gelegenheit im voraus abzuschneiden.

staunen hätte versetzen sollen. Von seinem Herrn aufgefordert, erhob sich Scharnweber in Person und fing an zu predigen!

Es ist nicht bekannt geworden, daß unter den Versammelten auch nur Einer gewesen wäre, den gerechtes Erstaunen ergriffen hätte, wie weiland die Männer von Gilgal, welche sprachen: „Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten?“ In unsere Landessprache übersetzt: „Was sollen wir hören die Bemerkungen Deines Schreibers? Wir sind zu gut, hier Stunden lang zu stehen, um seiner Eitelkeit und Deiner Schwäche ein Fest zu geben.“ Sie hörten vielmehr der Predigt geduldig zu, welche folgendermaßen begann*):

„Um den Zweck zu erreichen, glückliche und zufriedene Bürger zu erhalten, ist neben innerer und äußerer Sicherheit ein möglichst hoher Wohlstand erforderlich.“

Dieser über alle Beschreibung hinausgehende Aberwitz mußte billig auch das äußerste Maß von Geduld und Nachsicht bei

*) So wie wir in den Raumerschen Ideen und Projecten allenthalben den unreifen Schüler durchblicken sehen, der sich vermißt, ein auswendig gelerntes Pensum, ohne Sachkenntniß und eigenen Geist in die Wirklichkeit zu verpflanzen, so kann Scharnweber in Allem, was er sagt und thut, den speculirenden Avanturier nicht verleugnen, der durchaus nichts anderes kennt, als Landwirthschaft und Geld-Erwerb. Er hatte sich aus niederm Stande empor speculirt, nachher aber wieder dem Bankerot nahe gebracht. Seine landwirthschaftlichen Ideen, auf Thaersche Theorien gegründet, mußten den Staatskanzler besonders ansprechen, der ihnen, ohne belehrt worden zu seyn, einen großen Theil seines Vermögens geopfert hatte. Beide suchten sich jetzt wieder empor zu bringen, der Herr durch ein unmäßiges Gehalt und durch ganze Domainen-Aemter, die er sich zum Lohn früherer Verdienste hatte schenken lassen; der Diener, indem er edelmüthig jeden Posten und Gehalt ausschlug, dafür aber lieber zu Zeiten ein Capital zur Retablirung seiner Wirthschaft anzunehmen sich gefallen ließ. Eben jetzt hatte er 30,000 Thlr. bekommen. So wie mit diesen, so speculirte er jetzt dreist weg mit dem Grundeigenthum des Staats, und es ist daher schwer zu sagen, ob der Kanzler mit ihm oder vorher mit Raumer schlechter und gefährlicher berathen war.

verständigen Zuhörern erschöpfen. Man weiß gar nicht, was man mehr bemitleiden oder belachen soll, die schwächliche Beschränktheit des Ministers, der das, was er für seine eigenen Sachen ausgiebt, in seiner Gegenwart so parodiren läßt, oder die anmaßende Ignoranz seines incorrigiblen Satelliten.

Glückliche und zufriedene Bürger zu machen, ist ein thörichter und unerreichbarer Zweck, denn jeder kann sein Glück und seine Zufriedenheit nur sich selbst bereiten.

Zum wahren Glück und zur wahren Zufriedenheit, welches nur eine innere seyn kann, ist ein möglichst hoher Wohlstand nicht nur nicht erforderlich, sondern auch mehrentheils hinderlich.

Neben innere und äußere Sicherheit kann gar nichts hingestellt werden, denn diese unterwirft sich alle übrigen Zwecke, indem sie sie entweder von selbst hervorbringt, oder vernichtet. Der Staat hat keinen anderen Zweck, als nur diesen allein; ist daher in einem Staat keine Sicherheit nach Außen zu finden, ist er ein Spiel oder ein Nachläufer seiner Nachbarn, können Minister auch die innere Sicherheit darin vernichten, das Recht beugen, willkürliche Gesetze erschaffen und sie willkürlich wieder vernichten, wie Hardenberg gethan hat, so kann in einem solchen Staat weder Glück noch Zufriedenheit, noch Wohlstand erreicht werden; denn was den Bürger zufrieden und glücklich macht, kann ihm morgen genommen werden, und wird es eben deswegen; der Wohlstand aber fällt der Begier oder dem Eigensinn des ersten besten Nachbars zur Beute.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn wir die ganze arrogante Darstellung Scharnwebers commentiren und alle seine Blößen aufdecken wollten. Wir wollen uns begnügen, bloß die Gedankenfolge seiner Rede vorzulegen. Ihre Verkehrtheit ist schon aus der des Vordersatzes klar.

„Die Quelle des Wohlstandes", gab er seinen Zuhörern zu vernehmen, „seyen die Gewerbe, darum müsse der Staat sie pflegen, vorzüglich aber den Ackerbau, auf welchem sie alle beruhen."

Er giebt hierauf das trostreiche Versprechen von sich: „daß die Regierung (id est Scharnweber) sich fortdauernd mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigen werde."

„Unsere agrarische Gesetzgebung", fährt er fort, „sey schlecht gewesen, jetzt soll sie geändert werden! Unsere (id est Scharnwebers) Sachkenntniß wird sehr gepriesen. — Unsere Bemühungen (und Speculationen) werden durch die königlichen Verordnungen (die wir selbst gemacht haben) sehr erleichtert werden."

„Ich werde Ihnen" (so lauten seine Worte*)) „über jede der königlichen Verordnungen einige Bemerkungen mittheilen, zuvor aber über das Ganze der Landwirthschaft und über die Punkte etwas sagen, welche bei deren Betrieb hauptsächlich in Betracht zu ziehen sind!!!"

Mit dieser unbeschreiblichen Arroganz hat sich der Mann in wenigen Sätzen von dem Wohl des Staats bis zur Landwirthschaft hinüber gedreht; er untersteht sich, in der Versammlung der erwählten Rathgeber des Monarchen, den ganzen Zweck ihrer Zusammenkunft aus den Augen zu setzen und ein Collegium über Landwirthschaft zu lesen.

So der Minister wie die versammelten Räthe hörten geduldig zu.

Er redete hierauf vom Zwecke der Landwirthschaft, vom Boden, Arbeit, Capital, Intelligenz, welche beiden letzteren die ersteren herbeischafften, deshalb also müsse aller Grundbesitz

*) Diese sind deshalb wohl zu merken, wenn etwa gesagt werden möchte, Scharnweber habe nicht für sich geredet, sondern nur einen Aufsatz des Ministers vorgelesen. Es steht deutlich: Ich werde vortragen, ich werde reden.

beweglich seyn, damit er durch Verkauf vermögende und verständige Besitzer finden könne*).

Alsdann kamen Cultursysteme, Separationen u. s. w. an die Reihe. Seiner Meinung nach sind sie theils hinderlich, theils unnütz, Befreiung von Servituten führt allein schon zum Ziel. Nun geht er das Culturedict weitläuftig durch, und beweiset, daß es allem bisherigen Uebel abhelfe, daß es die Bauern mit der Herrschaft auseinandersetze, ihnen Eigenthum verleihe, die Servitute einschränke, Parzellirungen erlaube, und dadurch die Schulden tilge u. s. w. u. s. w. Kurz, man sieht, daß der Mann in seinem Leben viele Noth in seinem Kuhstall, auf seinem Felde, und allenfalls in seinem Hause durch Landreiter gehabt hat, aber daß ihm nicht nur der Begriff, sondern sogar die leiseste Ahnung davon mangelt, daß ein Staat andere Noth haben könne, als ein Landwirth, und daß dem Uebel und dem Unzusammenhang einer geistigen Gemeinschaft (wie der Staat ist) auf andere Weise müsse geholfen werden, als einem verschuldeten Gutsbesitzer.

Nachher rühmt er die große Nachfrage nach Grundstücken, die eintreten wird (vorzüglich würden die Bauern viel kaufen), die Production würde immer zunehmen, und nur die höchste Stufe des Wohlstandes werde endlich diesem immer fortschreitenden Heil Grenzen setzen. Zuletzt geht er gar zu Vorschlägen über, wie man in einzelnen Fällen bei Servituts-Ablösungen werde verfahren können, und nachdem er ausgeplaudert hat, wie das noch zu erwartende Edict über

*) Daß das Vermögen und der Verstand dem Besitzer nichts helfen, wenn die erste beste Gewalt ihm Vermögen und Besitz nehmen kann, und wenn beim allgemeinen Elend Niemand seine Produkte begehrt, das konnte diesem Kurzsichtigen nicht einfallen, noch weniger, daß es höhere Rücksichten geben könne, als pecuniäre, und daß diese gar leicht verlangen können, daß das größere Grund-Eigenthum unbeweglich bleibe, wenn gleich dadurch etwas weniger Geldkommerz im Staate stattfinden sollte.

Gemeinheitstheilungen beschaffen seyn werde, und er sich bis zur Ermüdung mehrere Male durch seinen ganzen Vortrag von Anfang bis zu Ende wieder durchgewunden und ihn verschiedentlich recapitulirt hat, preiset er seine Weisheit, daß dadurch allein „die Abgaben zwischen Stadt und Land würden gleichgestellt, und unbedingte Gewerbefreiheit gestattet werden können"*).

Mit einem Jubel über die bevorstehende glückliche Zukunft, und einem Lobe des Königs, „der dieses Alles geschaffen und bereitet habe," schließt er seinen langen Vortrag, worauf denn der Minister in den nämlichen Jubel einstimmt und jauchzend ein eigenhändiges Schreiben Sr. Majestät des Königs hervorholt, um damit dessen Einstimmung in alle seine (des Ministers) Gedanken zu beweisen, welches er aber besser gethan hätte tief zu verbergen; denn siehe, der weiterblickende, aber von seinem Groß-Vezir fortgerissene König sagt in diesem Schreiben: „daß Niemand inniger und lebhafter wünsche, als Er, das Glück und den Flor des Landes durch die neuen Einrichtungen befördert zu sehen". Er wünschet, ist also keineswegs überzeugt, wie denn doch seyn müßte, wenn Alles lediglich von ihm ausgegangen wäre, wie der Minister uns eben so oft will glauben machen, als er Widerspruch befürchtet. Auch setzet der König noch hinzu: „Möge der Segen des Friedens dieses wichtige Unternehmen begünstigen", zum bleibenden Denkmal, daß Er gar wohl einsieht, worüber dem Minister und seinen Helfern die Augen geschlossen sind, daß ohne Sicherheit von Außen alle diese gepriesenen Einrichtungen nichts anderes seyn werden, als ein leerer Schein, ein Spiel mit Worten.

*) Hiermit will er sich zugleich über seinen Vorgänger Raumer erheben, dem er diese Phrasen abgelernt hat, der aber nun, neben seiner Gründlichkeit und Sachkenntniß oberflächlich und vorschnell erscheinen soll.

Der Minister ist in dem Taumel seiner Freude nicht zu stören, sondern bittet Gott um die Erhaltung des Königs und des Friedens, wobei er aber doch, wenn Letzteres nicht gewährt würde, zum Kampfe entschlossen ist*).

Zum Schluß bedankt er sich für die guten Gesinnungen der Versammlung, sowohl gegen die Sache, als gegen ihn selbst, und entläßt sie mit der nochmaligen Ermahnung, „doch ja in ihren Provinzen Vertrauen zu erregen". Hierauf redeten denn auch zum ersten Mal durch den Mund eines Schlesiers, des Grafen Henkel, die bisher stummen Convocirten. Sie bedankten sich bei dem König und dem Minister, „daß die Noth doch jetzt nach Möglichkeit gelindert sey, und für die Gewährung einer National-Repräsentation", und legten dadurch den deutlichsten Beweis ab, daß ihre Ansichten eben so beschränkt waren, als die des Ministers und seines Knechtes, daß sie nicht wußten, daß die wahre Noth, die den Staat und seine Bürger drückte, in diesen Conferenzen gar nicht berührt worden war, und daß sie den Schein einer Sache für etwas Wirkliches hielten. Die Art, wie repräsentirt werden sollte, war ihnen vollkommen enthüllt, nicht minder diejenige, wie dieser Minister mit Repräsentanten umzugehen pflegt, und dennoch nahmen sie sie mit Dank an, da sie vielmehr dawider hätten protestiren sollen. Tages darauf, den 19ten September, gaben die Berufenen dem Minister ein großes Fest, und der Bund der Freundschaft unter ihnen wurde für die späteste Zukunft geschlossen!

---

*) Wieder ein Denkmal seines ungeheuren Leichtsinns. Womit will er dann kämpfen? Mit Masse gegen Masse? Das wird er sich doch nicht verhehlen, daß die Preußische zu schwach ist gegen die fremde? Also mit der Gesinnung? Diese hat er aber auf alle Weise zu ertödten gesucht!

Wir aber glauben, zu vollständiger Darlegung unserer Ansicht genug gesagt zu haben. Wir glauben, den tiefen Grund so vieles Unheils vollständig erfasset zu haben, wir glauben, gezeigt zu haben, wie neben so vielen äußeren allgemeinen Ursachen, als der Auflösung des Deutschen Reichsverbands, dem beständigen Zunehmen des Geldes und der Begierde darnach, dem Westphälischen Frieden u. s. w., auch so viele besondere und innere zusammengewirkt haben, um diesen Staat zu zerstören, nämlich die Einführung eines fremden Rechts, der dadurch entstandene Zwiespalt zwischen Verfassung und Gesetz, wie zwischen der häuslichen und staatsbürgerlichen Richtung der Gemüther*), wodurch letztere nach und nach ganz aufgehoben, und zuerst der Verfall der Städte, nachher der des Adels, herbeigeführt wurde. Wir glauben gezeigt zu haben, wie die Einführung des Allgemeinen Landrechts das Uebel vermehrte, und den bis zur gänzlichen Vernichtung herabsinkenden Verfall der Justiz herbeiführte, wie nachher durch die feindliche Eroberung und durch die Steinsche begonnene, aber nicht vollendete Revolution und durch die noch unverständigere Befolgung seiner Grundsätze von seinen unwissenden Nachfolgern, das Unheil zur äußersten Höhe gesteigert wurde, bis Hardenberg ihm die Krone aufsetzte und den Sturz des Königlichen Hauses unvermeidlich machte. Dieser Minister huldigte zuerst der Lüge und dem Schein, und gewöhnte das Volk, sich mit gehaltlosen Worten abspeisen zu lassen, wo es Wirkliches zu sehen verlangen konnte. Er verband mit dem größten Leichtsinn den größten Despotismus, und zerstörte durch diesen bei dem schlaffen, seiner vollkommen würdigen Geschlechte die letzte Spur von Gemeinsinn. Ewig

*) Ich meine damit, daß, weil die Privat-Angelegenheiten eines Jeden, nach diesen, seine öffentlichen aber nach jenen Regeln beurtheilt wurden, auch sein ganzes Wesen nach und nach eine doppelte und divergente Richtung nehmen mußte, woraus dann wieder nothwendig erfolgte, daß die eine von ihnen (die entferntere) nach und nach gänzlich verlassen wurde.

schwankend, ging er von einer trügerischen Maßregel zu der anderen über, beständig vorgebend, es seyen die nämlichen. Das Volk, welches durch Selbstsucht und durch Begierde nach Reichthum gefallen ist, will er durch Darreichung des Reichthums und durch Eröffnung des weitesten Spielraums für selbstsüchtige Losgerissenheit regeneriren. Solchergestalt inoculirt er jetzt gleichsam einem jeden dasjenige als allgemeine und gesetzliche Richtung, was bisher nur als ein schleichendes Gift im Stillen um sich gefressen hat.

Sein beabsichtigter Reichthum wird von der Nation niemals erreicht werden, noch weniger seine Regeneration, sondern wenn die äußere Macht das erste Mal an den fundamentlosen Staat drängen, und ihn entweder umwerfen oder mit sich fortreißen wird, so wird er, der Minister, zuvörderst nicht einmal seine eigenen Projecte durchführen können, sondern er wird alle Kräfte des Landes jenen zu Gebote stellen müssen, späterhin aber wird in allgemeiner Verwirrung jede Spur dieser Einrichtungen untergehen, die man jetzt als Grundlage einer bessern Zeit kurzsichtig zu preisen sich untersteht. Diese Zeit noch näher herbeigerufen zu haben, statt ihr entgegenzuarbeiten, den Staat und die Königliche Familie von ihrem Thron gestürzt zu haben, anstatt an ihrer Erhaltung zu arbeiten, das wird man diesem Minister und seinen schlaffen und unwissenden Anhängern beständig vorwerfen; und so ist auch er, wie alle Regeneratoren dieser Zeit, ein Jeder auf seine Weise, ein getreues Abbild des großen Regenerators, den sie im innersten Herzen alle anbeten, sie geben sich den Anschein zu gründen, und verstehen doch nur zu zerstören.

Friedersdorf, den 31sten Januar 1812.

Späterer Zusatz. 1818.

Die Folge der Zeiten hat das Vorhergesagte bestätigt. Zwar hatte Hardenberg das Glück, daß Napoleon sein Ende selbst herbeiführte, und daß der Allmächtige den Preußischen Staat durch den Enthusiasmus des Volkes äußerlich wieder emporhob, aber im Innern stellten sich die Folgen der revolutionairen gleichmachenden Einrichtungen ein. Das Volk hatte vom Staate keinen Begriff, schrieb alle seine Leiden den Franzosen zu, und wurde durch den leeren Schein der Hardenbergschen Versprechungen (die mit seinen Thaten im grellsten Widerspruche standen) aufgeregt. Wie es nun 1813 zu fechten galt, erregte man es noch mehr, durch Aufrufe, durch Lob der Freiheit, Glücksverheißungen u. s. w., ja 1815, wie auf's neue Gefahr war, wurde der König vermocht, öffentlich eine repräsentative Verfassung zu versprechen. Wie das Unglück abgewendet war, wurde Nichts gehalten. Der alte Druck blieb und ward noch vermehrt. Nun erst merkte das Volk, daß doch nicht alles Unheil unmittelbar von den Franzosen gekommen sey. Es ward unruhig. Die früheren schönen Redensarten und die nachherigen Verheißungen wirkten. Ein Jeder führte sie im Munde. Die Finanznoth drängte die Minister selbst, durch die Repräsentation b e w i l l i g t e S t e u e r n zu wünschen, nur der König wollte sie nicht. Und es ist die große Frage, ob e r hier nicht wieder den richtigen Takt gehabt haben wird, wenn gleich die Regierer ihn am Ende wahrscheinlich mit sich fortreißen werden. Es ist die große Frage, ob eine Repräsentation nach den jetzt herrschenden Ideen nicht ein großes Unglück wäre. Der Grund und Boden ist beweglich gemacht, die alten Grundbesitzer existiren nicht mehr, oder haben eine andere Richtung erhalten. In den Städten giebt es keine Gesammtheit mehr, allenthalben gilt die Masse, die Zahl und das Geld. Woraus würde denn nun die neue Repräsentation bestehen? Gewiß nur

aus eben solchen Neuerern, die von ihren Gleichmachungs- und Geld-Ideen je länger je mehr erhitzt sind, die keinen Begriff haben vom Geschlecht, von Vergangenheit und von Zukunft, und die nur den eben daseyenden Augenblick, Geld, Theorien und ihre eigene werthe Person kennen? Diese despotischen Staatsdienern gegenüber gestellt, was anderes könnte daraus hervorgehen, als Verwirrung und Unheil?

Vielleicht will der Allmächtige, daß seine Welt da hindurch gehe, und aus dem Uebermaß der Verwirrung etwas Neues, Gutes und noch ganz Unbekanntes in späteren Zeiten sich gestalte.

(Beilage zu Nr. V.)

Reden des Staatskanzlers Freiherrn v. Hardenberg in den ständischen Versammlungen zu Berlin 1811

(im Auszuge*).

Erste Rede, gehalten am 23sten Februar 1811.

Hochgeehrteste Herren!

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs sind Sie zusammenberufen, um eine Berathung über die Ausführung des neuen Steuersystems anzustellen, von dem wir nach großen Unglücksfällen die Rettung und das Wiederaufblühen des Staats erwarten.

Wie ein guter Vater von seinen Kindern, fordert der König von seinen getreuen Unterthanen nicht bloß Gehorsam, Er wünscht

*) A. d. H. Ausgelassen ist, was nicht zum Verständniß des vorstehenden Aufsatzes nöthig ist.

Ueberzeugung bei Ihnen hervorzubringen, daß Seine Verfügungen nur Ihr wahres Wohl bezielen, daß die Opfer, welche Er höchst ungern von ihnen fordert, zur Errettung und Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, des Ganzen, von dem das Heil der Einzelnen abhängt; Er will seine Anordnungen lieber hierauf gegründet sehn, als auf Seinen Willen, und so soll das Vertrauen, auf welches Er so große Ansprüche hat, auch in dieser wichtigen Angelegenheit um desto sicherer befestigt werden.

Das Edict über die Finanzen des Staats und die neuen Abgaben vom 27sten October 1810 athmet diesen Geist; es enthält die Königliche Zusage, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath der König gern benutzen und in der Sr. Majestät nach Höchstihren landesväterlichen Gesinnungen gern Ihren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben wollen, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind.

Wäre es möglich gewesen, diese Repräsentation schnell genug zu Stande zu bringen, wodurch allein ein Glück, ein Nationalinteresse, an die Stelle, ihrer Natur nach, immer einseitiger Provinzialansichten treten kann; wäre nicht die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Hülfe gleich zu benutzen, welche die neuen Abgaben darbieten, nicht die Unmöglichkeit, etwa einstweilen Mittel auswärts zu finden; so würde der König gern die Meinung der Repräsentanten der Nation über das Steuersystem gehört haben, ehe Er solches festgesetzt hätte. Eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können.

Dieses bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Mit sorgfältiger Ueberlegung aller Verhältnisse ist daher das neue System hingestellt worden in seinen Grundzügen, und die Absicht ist nicht und darf nicht seyn, diese umzuändern; aber indem verständige und mit den örtlichen Verhältnissen bekannte Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen hier versammelt wurden, soll die Ausführung jenes Systems dadurch gesichert und er-

leichtert werden, daß genaue Kenntniß desselben bewirkt, daß Mißverständnisse gehoben und die Berufenen in Stand gesetzt werden, nach ihrer Zurückkunft in die Provinzen auf die allgemeine Stimmung heilsam zu wirken und Vertrauen und Folgsamkeit zu begründen; daß die Mitglieder der Regierungen Uebereinstimmung in ihre Ansichten bringen, und dann dazu beitragen, die Königlichen Anordnungen überall nach einerlei Grundsätzen und ohne Aufenthalt in Ausübung bringen zu lassen. Wo örtliche Verhältnisse es gebieten, sollen Modificationen angenommen werden, insofern sie unbeschadet der wesentlichen Grundlagen anwendbar sind. Hierüber, meine Herren, über die Beihülfen oder Erleichterungen, welche Unglücksfälle auf eine Zeit lang nothwendig machen, oder welche die Aufrechterhaltung nützlicher Gewerbe heischt, über die Sicherstellung der Abgaben durch die zweckmäßigen Controllen, durch welche sie zwar nicht lästiger sind, als es die Nothwendigkeit erfordert, aber doch auch nicht zu wenig strenge, damit der unredliche Defraudant nicht auf Kosten des rechtlichen Staatsbürgers gewinne, sollen Sie Ihre Meinung abgeben. Und das werden Sie thun mit dem reinen Patriotismus, mit der Unparteilichkeit, die Männern eigen seyn müssen, auf die das Vertrauen des Königs und des Volks gerichtet ist. Wo ist Einer unter uns, der es bezweifelt, wie wehe es dem Herzen unsers geliebten Monarchen thut, in einer so verhängnißvollen und durch so manche Umstände drückenden Zeit, Seinem Volke Lasten auflegen zu müssen, während Er es nur mit Wohlthaten überhäufen und die geschlagenen Wunden ohne Schmerzen heilen möchte?

Aber es wäre auch Beleidigung, meine Herren, bei Ihnen allen, ohne Ausnahme, nicht wahren Patriotismus, Anhänglichkeit an den König und an den Staat, und Entfernung an Vorurtheilen und Egoismus voraussetzen zu wollen. Viele unter Ihnen haben hiervon die rühmlichsten und unzweideutigsten Beweise gegeben, die andern erwarten nur die Gelegenheit. Alle sind sie bereit zu großen Aufopferungen, alle wollen Sie gewiß gleich tragen die allgemeine Last.

Nur Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit sollen Sie leiten, solche, die unsere späten Enkel noch billigen wer-

den. — Und wenn gleich Ihre Ansichten über die Mittel zum Zweck noch verschieden seyn mögen, so wollen Sie doch gewiß alle nur dasselbe Ziel erreichen, und wie dieses geschehen könne, unbefangen zu prüfen und sich darüber zu vereinigen trachten. Sie werden zwar nicht vergessen, meine Herren, was das Wohl der Provinz oder der Stadt erfordert, zu der Sie gehören; aber Sie werden eingedenk seyn, daß Ihr Standpunkt hier höher genommen werden müsse, Sie werden sich als Bürger des ganzen Staats betrachten, und das einzelne Wohl, das einzelne Interesse dem des Ganzen unterordnend, hiernach Ihre Meinung zu bestimmen wissen.

Meinerseits fühle ich mich hochgeehrt, meine Herren, hier das Organ des Königlichen Willens, der Königlichen Gesinnungen zu seyn, und ein Geschäft zu leiten, von dem das Wohl des Vaterlandes und der Segen unserer Nachkommenschaft abhängt. Möchten Sie mir alle das Vertrauen schenken, darum ich bitte! Unzählige Hindernisse und Unannehmlichkeiten begleiten jetzt den Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, und nur das reine Bewußtseyn in seiner Brust, mit rastlosem Eifer für das, was gut und was gerecht, und was nach seiner Erkenntniß wohlthätig ist, nach allen Kräften zu wirken, seinem Berufe sich ganz zu widmen, seinem König unverbrüchliche Anhänglichkeit und Treue zu beweisen; — nur das kann und muß ihn aufrecht erhalten und stärken, selbst dann, wenn er wider seinen Willen Unzufriedenheit erregt.

Es bedarf für Sie keiner Schilderung des erlittenen Unglücks, um Sie zu überzeugen, daß wir unser Heil nur in der Ergreifung außerordentlicher und kräftiger Mittel finden können.

Aber es kann uns zum Trost gereichen, daß diese Mittel vorhanden sind, wenn wir sie wie Männer, denen nicht zu klagen, aber zu handeln und Opfer nicht zu scheuen ziemt, mit Muth ergreifen.

Sie liegen aber keinesweges allein in dem Aufbringen des nöthigen Geldes, um uns der uns aufliegenden Kriegscontributionen und Schulden zu entledigen. Nur Kurzsichtige und mit den älteren und neueren Begebenheiten nicht vertraute Beobachter könnten das vermeinen: — könnten es verkennen, daß in den großen Veränderungen, die allenthalben um uns her vorgingen, laute Aufforderungen liegen — nicht zu einer tadelnswerthen Nachahmung —

aber zu einer klugen Aneignung solcher Grundsätze, Verfassungen und Einrichtungen, die aus den Fortschritten des menschlichen Geistes und den veränderten Ansichten der Dinge folgen, gegen die das Alte sich vergeblich zu erhalten strebt.

Und wie viel glücklicher sind wir, als Andere, wenn dieses ohne gewaltsame Erschütterungen durch den edlen Willen eines gerechten und einsichtsvollen Königs und durch willige Annahme abseiten eines gebildeten, folgsamen und über sein wahres Beste aufgeklärten, gutgesinnten Volkes geschieht.

Das neue System — das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann — beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines Anderen daran gehindert zu werden;

daß Niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde;

daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsunterthanen gesichert sey, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde;

daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne;

daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde;

daß endlich durch Erziehung, durch ächte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit festgegründet werden können.

Allgemeine Gewerbefreiheit ist eine Hauptbedingung des Wohlstandes. Sie kann nur da stattfinden, wo die Abgaben zwischen Stadt und Land völlig gleich gestellt sind.

Sollte dieses durch direkte oder durch indirekte Abgaben geschehen? Darüber ist lange gestritten.

Im Preußischen Staate hatte man längst den indirekten Abgaben den Vorzug gegeben, und auch jetzt haben sich die Meinungen einsichtsvoller Männer dahin vereinigt, daß bei den neuen Auflagen die indirekte Besteuerung vorzüglich gewählt werden müsse.

Es würde zu weit führen, hier in eine Erörterung dieses Gegenstandes hinein zu gehen.

Ich will mich also nur darauf beschränken, die Fragen namhaft zu machen, auf die unsere Berathungen gerichtet werden sollen.

(Hier wurden diese verlesen.) In einer zahlreichen Versammlung, wie die gegenwärtige ist, würde eine Berathung über die wichtigen Gegenstände, die ich erwähnt habe, nicht zweckmäßig vorgenommen werden können, daher wollen wir uns in vier Abtheilungen absondern.

(Die Mitglieder dieser Abtheilungen wurden hier genannt.)

Wollten wir die Berathschlagungen Provinzenweise vornehmen: so würde Einseitigkeit nicht davon zu entfernen seyn; schon der in der Natur der Sache liegende Mangel an Kenntniß der Verhältnisse in anderen Theilen der Monarchie würde eine richtige Beurtheilung der Gegenstände unmöglich machen.

Es ist also am räthlichsten, in jede Abtheilung Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen zu bringen, damit sie ihre Ideen und ihre Kenntnisse gegen einander auswechseln und ausgleichen.

Jede Abtheilung wird durch einen der hier anwesenden Herren Regierungspräsidenten geleitet werden. Für das Locale ist gesorgt, und jeder der Herren Präsidenten wird dasselbe seinen Mitarbeitern bekannt machen. Die nöthigen Nachrichten und Aktenstücke werden diesen von den Präsidenten mitgetheilt werden.

Ueber die Berathungen selbst, die genau nach der Ordnung der aufgestellten Fragen vorgenommen werden müssen, werden Protocolle geführt. Diese werden mir von den vorsitzenden Herren Präsidenten vorgelegt.

So oft es nöthig ist, werde ich dann sowohl diese Herren Präsidenten, als von den übrigen Mitgliedern der Königlichen Regierungen, und von denen aus den Provinzen, diejenigen zu mir einladen, mit denen Besprechungen räthlich und nothwendig seyn werden.

Solchergestalt werde ich den Faden des ganzen Geschäfts festhalten, und wir werden solches hoffentlich bald zu einem erwünschten Resultate bringen.

Aber ohne meine Genehmigung darf in den Abtheilungen nichts zum Vortrag kommen. Dieses ist der Ordnung wegen nöthig. — — Und nun, meine Herren! wollen wir uns mit redlichem Herzen

und mit dem festen Vorsatze verlassen, in wechselseitigem Vertrauen unser wichtiges Geschäft anzugehen und zu vollenden, mit steter Rücksicht auf die Pflichten, die ein jeder von uns sich gewiß während der heutigen Versammlung lebhaft vergegenwärtigt, und deren treue Erfüllung im Herzen feierlich angelobt hat. Gott segne den König, das Land und unsere Bemühungen!

Zweite Rede, gehalten am 28sten Juni 1811.

Der Zeitpunkt, wo ich Sie wieder zusammenberufen konnte, meine hochgeehrtesten Herren, um Ihnen die Resultate bekannt zu machen, die aus Ihren gepflogenen Berathungen hervorgegangen sind, hat sich sehr gegen meine Wünsche verzögert. Die Verschiedenheit der Meinungen, die hohe Wichtigkeit der Gegenstände, auf die es ankommt, machten es durchaus nothwendig, die Gutachten, welche die Herren Deputirten in den verschiedenen Abtheilungen abgegeben hatten, einer sorgfältigen Prüfung der oberen Staatsbehörden zu unterziehen, bevor die Befehle Sr. Majestät des Königs eingeholt werden konnten.

Diese ist jetzt über einige Gegenstände erfolgt und ich eile Ihnen solche mitzutheilen; wegen der übrigen sind die Vorarbeiten dem Ziele nahe.

Die Fürsorge des Staats ist auf die Erhaltung der Grundbesitzer, als auf eine der nothwendigsten Bedingungen seines Wohlstandes, ganz vorzüglich gerichtet. Neue, möglichst zweckmäßige Verfügungen, statt des bisherigen Indults, waren nothwendig. Auch darüber haben Sie sich berathen, meine Herren, und von allen Seiten ist die größte Aufmerksamkeit hierauf gerichtet worden. Seine Majestät der König haben die Verordnung vollzogen, welche ich die Ehre habe Ihnen gegenwärtig mitzutheilen.

Der Geist des Gesetzes ist, daß Derjenige, der im Stande ist, seine Gläubiger zu befriedigen, durch dasselbe nicht das Recht, nicht den Vorwand finde, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen; auf der anderen Seite, daß dem ohne sein Verschulden dazu außer Stand gesetzten Schuldner Rettung und Schutz gegen Bedrückung gesichert werde.

(Hier wurde das Gesetz verlesen.)

— — — In dem Edict wegen Aufhebung des allgemeinen Indults sind Bestimmungen, wo von der Annahme derjenigen Staatspapiere nach dem Nennwerthe die Rede ist, die bei dem Ankauf der Domainen gelten.

Da die Veräußerung der Domainen und der säcularisirten geistlichen Güter eine der Hauptgrundlagen unseres Finanzsystems und von allgemeinem Interesse ist, so glaube ich Ihnen hier auch gleich eine Verordnung bekannt machen zu müssen, welche Se. Majestät der König vollzogen hat, um jenen Verkauf noch mehr auszubreiten.

Die bisherigen Resultate sind trotz der ungünstigen Zeit, in der wir leben, über alle Erwartung vortheilhaft: es kommt nur darauf an, der Operation die möglichste Ausdehnung zu geben und sie auf die wohlthätigste Weise für die Rettung des Staats und für die Erleichterung seiner Bewohner zu benutzen.

(Hier wurde das Edict verlesen.)

— — — Die wenigen Thatsachen, die ich Ihnen beispielsweise darlege*), meine Herren, mögen hinreichen, um zu beweisen, wie groß die Hülfsquellen sind, die wir, Gott sey Dank, in den Domainen haben. Sie geben uns im Voraus die beruhigende Ueberzeugung, daß in ihnen die Mittel vorhanden sind, den Staat aus allen seinen Verlegenheiten zu ziehen; sie geben mir die Hoffnung, Sr. Majestät dem König Erleichterungen in Absicht auf das Abgabesystem in Vorschlag bringen zu können.

Bei dem Stempel-Edict vom 20sten November v. J. fand man insbesondere drei Gegenstände drückend: die auf den Nichtgebrauch des Stempels gesetzte Strafe der Nullität, den hohen Werthstempel bei Processen, und die Höhe des Stempels bei den Erbschaften der Descendenten von geringem Vermögen. Diesen Beschwerden ist abgeholfen, wie die Declaration jenes Edicts zeigen wird, die ich die Ehre habe, Ihnen hier ebenfalls bekannt zu machen.

(Hier folgte die Verlesung des Edicts.)

---

*) Sind nicht abgedruckt. A. d. H.

Nun beschäftigen wir uns noch:

1) mit den wichtigen Gegenständen der Besteuerung, die bei der ersten Frage Ihrer Berathungen vorgekommen sind. Hierbei werden beruhigende Modificationen eintreten;
2) mit einem Gesetz über die gutsherrlichen Rechte und die bäuerliche Verfassung;
3) mit einer näheren Bestimmung des Gesetzes über die Gewerbefreiheit.

Ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß in 14 Tagen, spätestens in 3 Wochen, dieses alles beendigt, und dabei die Zufriedenheit jedes wohldenkenden, einsichtsvollen und unbefangenen Patrioten bewirkt werden wird. Es wird dabei auf die Vorschläge, die bei den Berathungen geschahen, die größte Rücksicht genommen, und Dasjenige gewählt werden, was nach der sorgfältigsten Prüfung für das Beste der Einzelnen sowie des Ganzen am räthlichsten und am wenigsten drückend erscheint.

Ich hoffe Sie also sehr bald wieder zu mir berufen, und damit das Geschäft glücklich beendigen zu können, um dessentwillen Sie hierher gekommen sind.

Dritte Rede, gehalten am 7ten September 1811.

Hochgeehrteste Herren!

Wenn seit unserer letzten Zusammenkunft bis zu der heutigen ein längerer Zeitraum verstrichen ist, als ich vermuthete, so liegt die Ursache bloß in der größeren Sorgfalt, die auf Gegenstände unseres Geschäfts verwendet worden ist, deren Wichtigkeit die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, insonderheit darin, daß ich es mir angelegen seyn ließ, — wie viele von Ihnen wissen, meine Herren, — über mehrere Artikel noch die Meinungen einsichtsvoller Männer unter uns zu vernehmen, und billige Wünsche zu befriedigen.

Nach den gerechten und milden Gesinnungen unseres geliebten Königs ist von dem Gesichtspunkte ausgegangen: dem Abgabensystem sowohl als einigen anderen Anordnungen nähere Bestimmungen zu geben, die auf der einen Seite zwar den Hauptgrundsätzen nicht zuwiderlaufen, nach welchen Seine Majestät seit dem Frieden die

Verfassung des Staats und seine Verwaltung einzurichten für gut befunden haben, auf der andern aber, die Beschwerden über die neuen Steuern und die Einwendungen gegen die neuen gesetzlichen Vorschriften mit völliger Unbefangenheit zu prüfen, das Ausgesprochene, nicht bloß, weil es einmal ausgesprochen wurde, mit Strenge aufrecht zu erhalten, sondern Dasjenige aufzufinden, was in der That als das Beste — und, da große Lasten einmal unvermeidlich sind, als das Minderlästige sich ergeben würde.

Die Grundlagen des Systems sind unwidersprechlich gut. Sie erschüttern wollen, wäre Frevel, — denn wer mag auftreten und behaupten, daß Gleichheit vor dem Gesetz, daß Eigenthum und freie Benutzung desselben, auch freie Disposition über dasselbe — daß Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller einzelnen Kräfte zum Besten des Ganzen — daß Aufhebung der Monopole und der Zwang- und Bann-Gerechtigkeiten, — daß endlich Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, und Vereinfachung derselben, daß dieses alles nicht wohlthätig sey, und das Ziel seyn müsse, nach dem gestrebt werden muß?

Nicht nach Willkür sind jene Grundlagen unserer neuen Verfassung gegeben worden, nicht etwa bloß der Theorie huldigend, oder fremde Einrichtungen nachahmend, sondern aus voller Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben für die Wiedergeburt des Staats wurden sie von Seiner Majestät dem König erwählt. Daher darf denn auch im Wesentlichen nichts daran geändert werden.

Aber Seine Majestät wollen den Zweck nicht durch gewaltsame Zerrüttungen, nicht ohne Entschädigungen wegen wohlhergebrachter Rechte, sondern lieber auf einem langsameren, aber sicherern Wege erreichen, wollen gern auf die Wünsche Ihrer getreuen Stände und Unterthanen Rücksicht nehmen, in so fern nur der Hauptzweck erreicht wird; wollen gern die Wege erwählen, die jenen Wünschen am mehresten entsprechen, und diejenigen Abgaben mildern oder ganz abstellen, die am drückendsten erscheinen, dagegen aber solche anordnen, von denen man dafür hält, daß sie es weniger sind.

Der Mangel an Absatz und der niedrige Preis der Producte und Fabrikate hat den nachtheiligsten Einfluß auf den Wohlstand,

und es läßt sich nicht verkennen, daß dadurch insbesondere dem platten Lande die Aufbringung hoher Abgaben sehr erschwert wird; es ist ferner richtig, daß die Controle gegen Einschwärzung fremder Producte und Fabrikate, bei einem beträchtlichen Theile unserer ausgedehnten Grenzen, höchst schwierig und fast unmöglich wird, wenn bei hohen Abgaben der Reiz zu Defraudationen zu groß ist. Allein es ist nicht minder wahr, daß man häufig, bloß aus Vorliebe für das Alte, das bessere Neue tadelt; daß Vorurtheile und Privatinteresse dabei mitwirken, und daß man den Maßregeln höchst ungerechterweise die Uebel zuschreibt, die doch keineswegs in solchen, sondern in äußern, unabwendbaren Umständen ihren Grund haben; daß von wenigen Uebelgesinnten daran gearbeitet wird, Unzufriedenheit im Inneren zu erregen, ja sogar, daß der Wahn frevelhaft verbreitet wird, als ob wohlthätige Einrichtungen zum Besten der geringeren Stände nur vermöge erzwungener Verpflichtungen gegen eine fremde Macht geschähen.

Gegen Diejenigen, welche den nur auf das Wohl der Unterthanen so väterlich gerichteten Absichten des Königs Hindernisse zu erregen sich nicht entfahen, muß nothwendig mit dem größten Ernst und mit Nachdruck verfahren werden. Darin werden Sie selbst laut einstimmen, meine Herren, und das wird eben so gewiß geschehen, als der König gewiß auch jede patriotische Mitwirkung zu dem allgemeinen Zweck, jedes Opfer, jede Bemühung, welche zur Erreichung desselben beförderlich seyn kann, mit Dank erkennen und belohnen wird.

In dem Geiste der Ihnen so eben eröffneten Grundsätze werden Sie die Königlichen Verordnungen abgefaßt finden, die zu Beendigung unseres Geschäfts noch übrig waren.

Ich werde heute die Ehre haben, Sie bekannt zu machen:

1) mit einem fernerweiten Edict über die Finanzen des Staats, darin Sie die Abänderungen finden, welche in Absicht auf das Abgabensystem für anwendbar gehalten worden sind; sowie die weiteren Entschließungen Seiner Majestät des Königs wegen der Generalcommission zur Regulirung des Provinzialschuldenwesens und der Nationalrepräsentation;

2) mit einem Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe in Bezug auf das Edict vom 2ten November 1810 wegen Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer.

Einer anderweitigen Zusammenkunft müssen noch vorbehalten bleiben:

1) ein Edict wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse;
2) ein Gesetz wegen der Gemeinheitstheilungen;
3) ein Edict zur Beförderung der landwirthschaftlichen Cultur.

Wir wollen also gegenwärtig erst die beiden erstgenannten Verordnungen hören.

(Hier wurden diese aus der Gesetzsammlung bekannten Verordnungen abgelesen.)

Die Kenntniß der so eben bekannt gemachten Gesetze wird, wie ich zuversichtlich hoffen darf, Ihren Erwartungen entsprechen, meine Herren, und Sie beruhigen über häufig geäußerte Besorgnisse, befestigen bei Ihnen und bei Ihren Mitständen das Vertrauen auf den König und Diejenigen, die mit der Ausführung Seiner edlen Zwecke beauftragt sind.

Gewiß setzen Sie voraus, daß das Steuersystem auf einer richtigen Berechnung des Bedürfnisses beruhe.

Glauben Sie es mir auf mein Wort, daß dem Lande kein Opfer angemuthet wird, das die Nothwendigkeit nicht erheischt.

In der Folge wird eine öffentliche Darlegung des Zustandes und der Fortschritte der Finanzen des Staats stattfinden.

Die Kosten behufs der Oderfestungen sind eine außerordentliche und vorübergehende Ausgabe.

Alle Mittel werden angestrengt, die ganze über die Hälfte bezahlte Contribution zu tilgen, so wie durch Ueberlassung von Colonialwaaren an Frankreich eine beträchtliche Summe abgetragen wird. Diesem nach ist alle Hoffnung vorhanden, daß jene außerordentlichen Ausschläge wegen der Festungen bald ganz wegfallen werden. Ihretwegen fortdauernde Auflagen zu machen, oder die bestehenden Abgaben zu erhöhen, wäre unter diesen Verhältnissen nicht zweckmäßig gewesen. Es erschien auf alle Weise räthlicher, diese Last, so lange sie noch fortdauern muß, außerordentlich auf-

zubringen, Alles, was von Frankreich vergütet werden wird, darauf zu Gute kommen zu lassen, und der ganzen Sache die größte Publicität zu geben.

In Absicht auf den Repartitionsfuß der Provinzen unter sich sowohl, als in den Provinzen selbst wünschte ich Vorschläge der anwesenden Herren Deputirten zu erhalten, und bitte demnach, diese Angelegenheit sogleich in Ueberlegung zu nehmen und mir das Resultat bekannt machen zu wollen.

Die Wohlthat der Herabsetzung der Steuern wird dadurch erhöht, daß der bleibende Theil der neuen Abgaben so vertheilt ist, daß er jede Kraft verhältnißmäßig trifft, und die Erhebung ohne Druck und mit Sicherstellung des Einganges geschieht.

Das beste Mittel dazu war eine Einrichtung, die es erlaubte, die Erhebung und Controle den Dorfschulzen und dem Kreispersonale anzuvertrauen. Die Bedingung dabei war Einfachheit der Abgaben und Leichtigkeit der Einziehung.

Beides wird dadurch bewirkt:

a) daß die Mahlabgaben abgeschafft sind:

b) daß die fixirte Personensteuer nicht nach Klassen, sondern bloß nach einem bestimmten, leicht zu constatirenden Alter erhoben wird;

c) daß die Branntwein-Abgabe in jeder Brennerei auf den Grund einer festen Regulirung entrichtet wird;

d) daß die Versteuerung des Braumalzes einfacher geschieht;

e) daß bei der Schlachtsteuer bloß die leicht zu erkennende Vieh-art berücksichtigt wird, und aller Unterschied im Gewicht und Verbrauch aufhört.

Der wünschenswerthe Zweck, die Abgaben zwischen Stadt und Land ganz gleich zu stellen, kann jetzt noch nicht ausgeführt werden.

Nur dann wird diese Gleichstellung ohne Druck geschehen können, wenn die Kräfte der Contribuenten gleich seyn werden, und die geringsten Kräfte müssen dabei zur Norm dienen.

Jetzt finden sich diese in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, und der Zustand derselben ist durch die Handelssperre und Mangel an Productenabsatz so sehr verschlimmert, daß

mehr als das, was jetzt aufgelegt wird, ohne Druck nicht aufzubringen seyn würde.

Wollte man aber nur diese geringen Abgaben auch in den großen Städten erheben, so würde an den Accise-Einkünften davon ein sehr großer Ausfall entstehen, und da es unmöglich ist, daß die Staatskassen solchen jetzt tragen können, so hat man sich begnügen müssen:

a) die Gleichstellung mit dem platten Lande auf die kleinen Städte einzuschränken, und

b) den größeren dadurch einige Erleichterung zu gewähren, daß der Accise-Tarif von mehreren lästigen Artikeln befreit wird, daß verschiedene mit Plackerei verbundene Abgaben ganz erlassen, und einige andere zur Hülfe für die Serviskassen überwiesen werden.

Zusammengenommen mit der durch den neuen Tarif entstandenen Verminderung der Bier- und Branntwein-Accise, ist diese Hülfe für die großen Städte doch sehr bedeutend, und ihre Bewohner werden hoffentlich dem platten Lande den größeren Erlaß um so weniger beneiden, da derselbe nur solche neuen Abgaben trifft, die den Städten nicht mit aufgelegt sind, wogegen der Erlaß für die großen Städte an schon bestandenen älteren Abgaben stattfindet.

Dieser Umstand hat auch um so mehr in Erwägung kommen müssen, da die Lage der großen Städte in Absicht auf ihren Erwerb bei weitem nicht in dem Grade verschlimmert ist, als die der kleinen Städte und des platten Landes.

Jene lassen sich beinahe alle Arbeit noch eben so theuer und zum Theil theuerer bezahlen als sonst, obgleich der Consumtionsaufwand viel geringer ist, während die Grundbesitzer bei Erhöhung ihrer Ausgaben die Hälfte ihrer vorigen Einnahme verlieren.

Bei der vorzüglich hieraus mit entspringenden Nothwendigkeit, die völlige Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land noch zu suspendiren, war es eine wichtige Sorge, gleichwohl die so höchst wohlthätige Gewerbefreiheit aufrecht zu erhalten.

Ohne solche würde die Ungleichheit der Kräfte, und mithin das Hinderniß einer künftigen gleichen Besteuerung, niemals gehoben werden können.

Man hat daher getrachtet, das Abgaben- und Gewerbesystem so mit einander zu verknüpfen, daß beides Mittel zu dem mildesten Uebergange vom Alten zum Neuen werde, und daß der Zweck dabei vor Augen bleibe, Stadt und Land künftig in allen Beziehungen ganz gleich zu behandeln.

Hierauf zielen die Bestimmungen ab, welche die Declaration des Edicts wegen der Gewerbesteuer enthält.

Theils eine Erhöhung dieser Steuer, theils eine Nachschußaccise, die bei'm Einbringen von Landfabrikaten in die Städte entrichtet werden soll, sind die Mittel, die städtischen Fabrikationen auch auf dem platten Lande zulässig zu machen, und einen freien Verkehr zu begründen, ohne daß solches nachtheilig für die Städte werde.

Diese könnten freilich besorgen, daß ihnen das platte Land Abbruch thun werde; allein wahrscheinlich wird die Wirkung anders und Vortheil zu erwarten seyn, da die höhere Fabrikation, wo mehrere Handwerker und Künstler zusammen wirken müssen, gewiß immer in den Städten bleiben wird, die geringere aber, welche sich zwischen Stadt und Land theilt, in der zunehmenden Bevölkerung und dem größeren Wohlstande des platten Landes einen so bedeutenden Zuwachs von Consumenten erwarten kann, daß der auf das letztere treffende Theil für unbedeutend dagegen zu erachten seyn wird.

Hierbei muß auch noch in Anschlag kommen, daß bei größerer Fabrikation sich auch im Auslande der Absatz vermehren kann, welches die billigen Preise, die von der Concurrenz des platten Landes zu erwarten sind, hoffen lassen, zumal, wenn sich die Handelsverhältnisse wieder bessern.

Die große Schwierigkeit bei der Gewerbefreiheit, die derselben entgegenstehenden Gerechtsame zu befriedigen, hat nicht ganz gelös't werden können. In den Städten läßt sie sich beseitigen, aber die Mittel, die dort stattfinden, sind unzureichend für das platte Land, besonders in Absicht auf die Getränkefabrikation und das Krugverlagsrecht.

Da ferner die Ausmittelung der verheißenen Entschädigung nicht leicht geschehen kann, so ist es nöthig gewesen, das Krugverlagsrecht da fortdauern zu lassen, wo es auf Vertrag oder Verjährung beruhet, die Getränkefabrikation aber den bisher ausschließ-

lich berechtigten Gütern größtentheils dadurch zu sichern, daß man die Ausübung an einen Landbesitz von 15,000 Thlrn. landschaftliche Taxe knüpfte.

In beiden Anordnungen liegt für die bisherigen Zwangspflichtigen deshalb nichts Hartes, weil sie völlige Consumtionsfreiheit behalten, und hierin der Antrieb für die zum Debit Berechtigten liegt, die Krüge mit gutem Getränk zu versehen.

Die Beschränkung der Fabrikationsbefugniß auf einen gewissen Landbesitz hindert Niemand, diese Fabrikation zu treiben. Man kann sich zu dem Ende in den größeren Städten niederlassen oder auf dem Lande ankaufen.

Das Hauptresultat der Königlichen Entscheidung über die Gegenstände der Ihnen heute vorgelegten Edicte ist also: daß wir

a) die Gewerbefreiheit mit den wenigen Ausnahmen aufrecht erhalten, welche die Gerechtigkeit gegen Einzelne erheischt, und für andere wichtige Zwecke unnachtheilig sind;

b) daß eine Abgabengleichheit für das platte Land aller Provinzen mit Ausdehnung auf die kleinen Städte stattfinden wird;

c) daß wir sie zwischen dem Theil der Stadt- und Landbewohner, welche durch freien Verkehr bei ihren Gewerben in Concurrenz kommen, gleich jetzt ebenfalls bewirken; eben dadurch aber auch

d) für die übrigen Verhältnisse so vorbereiten, daß sie bei zunehmenden Kräften des platten Landes, welche von anderen Anordnungen zu erwarten sind, künftig ohne gegründete Beschwerde für Einzelne eintreten kann;

e) daß die neuen Abgaben theils den verschiedenen Kräften, theils den Wünschen der Nation gleichmäßig entsprechen;

f) daß ihre Erhebung ohne Druck, und doch mit vollkommener Sicherheit geschiehet;

g) daß wir im Stande sind, durch die Entfesselung des Landbaues die Nation auf den Punkt zu heben, der das Ziel der großen und edlen Absichten unseres Monarchen ist.

Auch die Bearbeitung dieses letzterwähnten Gegenstandes ist in den oben erwähnten drei Gesetzen, die ich mir vorbehalte, Ihnen in unserer nächsten Zusammenkunft vorzulegen, der Vollendung nahe.

Seine Behandlung gründet sich auf die Wünsche und Rathschläge der Mehrheit unter Ihnen, meine Herren, und ich darf daher hoffen, daß Sie darin eben die Befriedigung finden werden, die ich mir von den heute verhandelten wichtigen Angelegenheiten verspreche.

Vierte Rede, gehalten am 16ten September 1811.

Hochgeehrteste Herren.

Es ist ein höchst angenehmes Gefühl für mich, unsere heutige letzte Versammlung nicht den Forderungen widmen zu müssen, die unerläßliche Staatsbedürfnisse erheischen. Nur solche Gegenstände unserer Berathung sind noch übrig, die unsern Wohlstand erhöhen, nur solche, die uns in Stand setzen werden, jene Lasten zu tragen, und uns die Aussicht eröffnen in eine glücklichere Zukunft.

Viele von Ihnen, meine Herren, haben durch Rathschläge und Bemerkungen Antheil an den Königlichen Verordnungen:

wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse;

wegen Beförderung der Landescultur, die ich Ihnen bekannt zu machen die Ehre haben werde.

Sie werden nun auch Antheil haben an den Segnungen, die diese Gesetze nothwendig zur Folge haben müssen. Sollten auch einige Bestimmungen derselben im ersten Augenblicke nicht ganz den allgemeinen Beifall finden, nicht die allgemeine Zufriedenheit hervorbringen, die sie verdienen, so wird die Erfahrung doch bald das Heilsame derselben bewähren.

Bis dahin, meine Herren, sey es unser angelegentlichstes Bestreben, die Besorgnisse der Wohlmeinenden, aber nicht Unterrichteten zu entfernen, für Ueberwindung noch vorhandener Hindernisse den Muth zu stärken, die Hoffnung zu nähren und zu beleben. Dem Egoisten, dem kleinen Tyrannen, der auf sclavische Abhängigkeit seines Nebenmenschen, auf bloße Benutzung desselben zu seinem Vortheile einen Werth setzen könnte, bleibt unsere Verachtung.

Möchten wir dazu auch nicht eine einzige Veranlassung finden!

Ein Edict, wegen Behandlung der Gemeinheitstheilungen, sollte, wie Sie wissen, den beiden erwähnten noch hinzukommen. Es wird nachfolgen. Mit dem Zweck, die Cultur und die höchste und freieste Benutzung des Bodens zu befördern, ist es allerdings nöthig, auch die völlige Sicherheit des Eigenthums und wohlbegründeter Rechtsansprüche zu verbinden, und wie das am besten zu vereinigen sey, ist noch ein Gegenstand der gemeinschaftlichen Prüfung mit dem Königlichen Justizministerium. Einfachheit und möglichste Abkürzung müssen mit jenen Erfordernissen verknüpft seyn.

Man wird die Theilungsgeschäfte selbst in die Hände sachverständiger Oekonomen legen, und diesen in erster Instanz das Uebergewicht bei der Entscheidung geben, in der zweiten und letzten aber, wo es hauptsächlich darauf ankommen dürfte, über streitig gebliebene, das Eigenthum angehende Fragen zu urtheilen, soll jenes Uebergewicht Richtern zukommen, die durch ihre Anstellung bei den oberen Landes-Justiz-Behörden als dazu völlig geeignet anerkannt sind. —

Erwähnen will ich auch noch kurz: daß durch besondere Verordnungen wegen des Wasserstaues bei Mühlen und der Verschaffung von Vorfluth, wegen einiger mildernden oder erklärenden Bestimmungen bei der Luxussteuer, endlich wegen der gewünschten Impostirung verschiedener ausländischen Gegenstände, in den nächsten Tagen das Nöthige bestimmt werden wird.

Die Gutachten wegen Repartition der Verpflegungs- und Unterhaltungskosten, behufs der mit Französischen Truppen besetzten Oderfestungen, desgleichen wegen der National-Repräsentation, habe ich erhalten.

Die Wichtigkeit beider Gegenstände macht eine sorgfältige Erwägung der geäußerten Meinungen nothwendig.

Sobald diese vollendet seyn wird, soll die erforderliche Bekanntmachung unverzüglich erfolgen. Ich werde bei meinen, Seiner Majestät dem Könige zu machenden Vorschlägen mein Augenmerk vorzüglich auf jene Gutachten richten, und beschränke mich hier darauf, zu erwähnen:

1) daß es mir am angemessensten scheint, nur eine und dieselbe Besteuerung nach der Bevölkerung und nach Klassen, nach

allgemein für die ganze Monarchie zu bestimmenden Sätzen eintreten zu lassen, wobei der niedrigste Satz so anzunehmen seyn wird, daß er auch auf den anzuwenden steht, der das Wenigste zu erlegen im Stande ist. Ich halte es durchaus für unnöthig, für einzelne Provinzen besondere Grundsätze anzunehmen. Dadurch wird nothwendig Prägravation entstehen, anstatt daß auf dem angezeigten Wege die Last verhältnißmäßig vertheilt wird. Hat bei der früheren Auflage für die Festungsverpflegung eine Provinz vor der andern zu viel gezahlt, so gehört dieses vor die Ausgleichungs-Commission;

2) daß der Termin der Zahlungsverpflichtung auf den ersten September angenommen werde;

3) daß dagegen aber bei dieser überhaupt nicht dauernden Abgabe eine Trennung des Bedarfs für die conventionsmäßige Truppenzahl, und für die überzählige durchaus nicht stattfinden könne. Der Ausschlag muß nicht mehr und nicht weniger betragen, als das wahre Bedürfniß;

4) daß alles, was Französischer Seits vergütet wird, wäre es auch durch Abzug an der Contribution, ohne Ausnahme der auszuschlagenden Summe zu Gute gerechnet werde;

5) daß man die Verwendung öffentlich bekannt mache;

6) daß ein Paar Mitglieder der National-Repräsentation an der Verwaltung dieses Gegenstandes Theil nehmen.

Was diese Repräsentation betrifft, meine Herren, so bitte ich nicht zu vergessen, daß sie, in der Form, die wir ihr jetzt geben werden, vorerst nur interimistisch seyn soll. Die künftig bleibende muß genau nach den Verhältnissen eingerichtet werden.

Jetzt muß man sich begnügen, diese nur so viel als möglich zu berücksichtigen und nur das Wesentliche einfach und schnell zu Stande zu bringen. Die Zahl der Repräsentanten darf nicht zu groß seyn. Hiernach wird wegen der Wahlen das Nöthige an die Stände ergehen.

Ich bitte Sie nun die beiden Edicte zu hören, deren Bekanntmachung ich Ihnen angekündigt habe, hierauf aber einige erläuternde Bemerkungen, die dazu dienen werden, den Sinn dieser Gesetze näher zu erläutern und zu entwickeln.

(Hier wurden die in der Gesetzsammlung befindlichen, oben bemerkten Edicte abgelesen und nachher von dem Herrn Kriegsrath Scharnweber die nachfolgenden Bemerkungen vorgetragen *).)

— — —Die schönste Erndte von diesen mannigfachen Saaten hat die Nation im Ganzen zu hoffen!

Der Staat gewinnt nämlich:

1) eine wachsende Bevölkerung, die man, mit Ausnahme Nieder-Schlesiens, gewiß auf das Doppelte der jetzt vorhandenen annehmen kann.

Es entsteht

2) zunehmender Wohlstand seiner Bürger;

3) durch beides vermehren sich, ohne irgend eine Erhöhung, die Einkünfte, indem die Personensteuer des platten Landes mehrere Contribuenten erhält und die Consumtion allgemein größer wird.

Dadurch kommen wir denn endlich

4) auf den Punkt, die Abgaben zwischen Stadt und Land gleichstellen und den Gewerben die unbeschränkteste Freiheit gestatten zu können.

Wir stehen also jetzt an den Pforten einer beglückenden und segensvollen Zukunft, und können mit Grund hoffen, daß das Große und Gute, wonach der Zeitgeist strebt und wofür er Opfer ohne Zahl fallen läßt, ohne es zu erreichen, hier bei uns bewirkt werden wird, ohne irgendwo zu verletzen, oder Gefahr zu laufen, daß das, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der andern wieder verloren gehe.

Unser edler König wird uns ferner väterlich dem Ziele allgemeiner Wohlfahrt und Zufriedenheit entgegenführen.

Gott segne Ihn dafür und lasse Ihn lange Jahre hindurch die Früchte der großen Bemühungen erndten, die Er anwendet, um Sein Volk glücklich zu machen, und dem Staate die Kraft und Würde wieder zu verschaffen, die große Thaten demselben mit dem Anspruch erwarben, sie auf die spätesten Nachkommen fortzupflanzen!

*) Von denen hier nur der Schluß abgedruckt ist. A. d. H.

sentation uns bewiesen haben. Wir erneuern daher die Versicherung der treuesten Anhänglichkeit an einen güten und gerechten König.

Wir erkennen aber auch mit dankbarem Gefühl die wohlwollenden Gesinnungen, womit Euer Excellenz das Vertrauen der Nation an den Thron knüpften.

Die Segenswünsche so vieler bedrängten Familien werden Ew. Excellenz begleiten, deren Noth jetzt wenigstens nach Möglichkeit gelindert wurde.

VI.

An den Kronprinzen.

Ew. Königl. Hoheit haben mich beauftragt:

„wenn mir irgendwo ein Sully aufstieße, ihn Höchstdenselben namhaft zu machen.“

Diese Aeußerung kann ich nicht anders ansehen, als wie eine mir gnädigst ertheilte Erlaubniß, Ew. K. H. meine Gedanken über die Art und das Wesen eines Sully gehorsamst vorzulegen, und wenn ich von derselben freimüthig Gebrauch mache, so darf ich hoffen, in der gnädigen Art meine Entschuldigung zu finden, mit welcher Ew. K. H. sich mit mir über diesen Gegenstand und über die Lage der vaterländischen Angelegenheiten unterhalten haben.

Wer war denn Sully? War er ein heimathloser Referendarius, der sich durch Schreiberei und Schule zum Assessor, Rath und Präsidenten empor gearbeitet hatte? Nein, er war ein angesessener Mann, der in seinen eigenen Angelegenheiten die Verwaltung praktisch geübt, zugleich ein wackerer Kriegesknecht, der seinem Herrn von seiner Treue und Ergebenheit deutliche Proben gegeben hatte.

Wie kam Heinrich der Vierte zu diesem Sully? — Saß Heinrich isolirt auf seinem Thron, und sah er sich in seinem

Lande bei irgend einer Verlegenheit nach einem Manne um, der dort war? Hatte er das Glück, ihn zu finden? — Mit nichten. Er hatte ein mühe- und arbeitvolles Leben hingebracht, unter Feinden und unter treuen Gefährten. Unter diesen hatte er Biron, Sully, Lesdiguieres, du Plessis, Mornay, Sillesy, Jeannin u. s. w. Er kannte und gebrauchte sie alle, dem Sully aber vertraute er das Wichtigste, und Sully rechtfertigte die Wahl.

Hierauf gründe ich den Schluß: daß ein Sully nicht gefunden werden kann, wenn man ihn unter Halb-Unbekannten sucht, sondern daß er sich zeigt, wenn ein Regent die Handlungen und das Wesen seiner Diener prüft.

Woher kommt es denn nun, daß diese Prüfung bei uns nicht geschehen kann? ja, daß die Handlungen und das Wesen der meisten Staatsdiener so vollkommen unbekannt sind, daß sie gar kein hinreichendes Fundament zu solcher Prüfung darbieten. — Wir haben ja auch ein mühe- und arbeitvolles Leben geführt, wir haben gute und schlechte Zeiten genossen, wir sind dem Feinde dahingegeben gewesen, wir haben uns seiner wieder entledigt! Das ist doch mit geringen Anstrengungen nicht geschehen, treue und brauchbare Diener müßten sich ja durchaus gezeigt haben.

Es liegt offenbar an der ganz hierarchischen Organisation unserer gesammten Staatsverwaltung, bei der nur die Sachen hervortreten und die Personen nothwendiger Weise verschwinden müssen. Diese hierarchische Organisation ist rein demagogisch, und nur bekannt, seit es Revolutionen giebt. Sie ist darauf berechnet, jedem persönlichen Verdienst die Möglichkeit zu rauben, sich kund zu geben, den Heimathlosen alle Stellen und die Gewißheit einer gemächlichen Existenz zu eröffnen, die Angesessenen von der Verwaltung auszuschließen, nur sachliche Brauchbarkeit zu gestatten und es dahin zu bringen, daß niemals eine ehrenwerthe Gesinnung, Kenntniß des Landes und

seiner Bedürfnisse, und Anhänglichkeit an den Fürsten, sondern immer nur die Unterordnung unter den Zunächst-Vorgesetzten, und die Fertigkeit, die sogenannten Geschäfte aus einer Behörde in die andere zu treiben, zum Vorschein kommen können.

Da stehen sie neben einander, gleich isolirten Pyramiden in der Wüste, die Finanzen, das Innere, der Unterricht, der Handel, sogar der Schatz u. s. w. Nirgends Zusammenhang mit den Administrirten, nirgends eine Kenntniß ihrer Lage und ihrer Bedürfnisse; selbst die Zeit fehlt, sich darum zu bekümmern, denn mit stets erneuerter Mühe müssen die Geschäfte, die ihre Natur nicht ablegen, und daher in keine einzelne Pyramide passen wollen, in selbige hinauf- und hinabgewunden, und dann nach dem benachbarten Spitzbau hingefördert werden. Hierdurch wird nun erreicht, daß eine Menge von Heimathlosen angestellt, beschäftigt und bezahlt werden; aber woher soll die Gelegenheit kommen, ihre Gesinnung, ihre Art und ihr Wesen kennen zu lernen, da sie in dem kolossalen Bau eingeschachtelt und gefangen stehen?

Höchstens kann der Minister gekannt seyn, der auf der Spitze dasteht. Aber auch von diesem, was wird von ihm anders gesagt werden können, als daß er seine Geschäfte fleißig oder nachlässig betreibt?

Will man also einen Sully suchen, so wird man damit anfangen müssen, jene Pyramiden einzureißen, und die Leute so zu stellen, daß ihre Art und ihr Wesen mehr in's Auge treten.

Dies wird geschehen, wenn nicht die künstliche Verbindung der verschiedenen Geschäftszweige, sondern die Lage und die Bedürfnisse der Administrirten die Richtschnur der Organisation der Verwaltung geben.

Und da der Preußische Staat aus vielen nach und nach zusammengebrachten und großentheils erst ganz kürzlich zusammengebrachten Provinzen besteht, seiner geographischen Lage

nach noch obenein weit auseinandergereckt: so gestehe ich, gar nicht einzusehen, wie man es nur hat unternehmen können, ihn anders, denn provinzenweise, zu administriren.

Geben nun ferner, wie ich bemerkt habe, die Lage und die Bedürfnisse der Provinz die Richtschnur ihrer Administration, so folgt auch ganz von selbst, daß sie nicht durch heimathlose Studirte administrirt werden darf, sondern daß es durch Angesessene derselben Provinz geschehen muß. Also zuvörderst keine Regierungs-Collegia. So wie diese verschwinden, hören eine Menge Plackereien nach Unten und nach Oben, und eine ganze Menge sogenannter Geschäfte ganz von selbst auf.

Eine Domainen-Verwaltung wird bleiben müssen. Es ist aber gar nicht abzusehen, warum alle übrigen Geschäfte der Regierung nicht von den Landräthen eben so gut besorgt werden sollten, und warum ihr Kassenwesen nicht direkt unter einem der ganzen Provinz vorgesetzten Minister stehen könnte? Wenn die Landräthe dadurch eine ausgedehnte Wirksamkeit bekämen, so würden nicht mehr alle Individuen, die jetzt diesen Posten bekleiden, dazu passend bleiben. Sie sind schon zu sehr zu schreibenden Dienern herabgesunken. Es würde also nöthig werden, eine ähnliche Einrichtung zu treffen, wie bei den Magistraten: daß nämlich die Landräthe nicht gleich auf Lebenszeit, sondern erst auf 3 und 6 Jahre gewählt werden. Hierdurch würde auch erreicht, daß man nach und nach die Tauglichsten finden würde.

Sie wären übrigens keine Despoten, sondern die Kreisstände ständen ihnen zur Seite; von diesen könnte auch der größte Theil der Abgaben, wie sonst, administrirt werden, und ein ungeheures Personal, Schreiberei und Controle fielen abermals weg.

Ob der Provinzial-Minister direkt mit den Landräthen communiciren könnte, oder ob noch eine Zwischenstufe eingeschoben werden muß (einige Präsidenten, Ober-Präsidenten,

unter denen mehrere Landräthe ständen), damit der Minister nicht mit zu Vielen zu thun habe, muß der Umfang der Geschäfte ergeben. Wenn es nicht nöthig ist, so ist es besser.

So wie die Kreisstände dem Landrath, so ständen dem Provinzialminister die Provinzialstände zur Seite, in Dingen, die sie betreffen. Der Provinzial-Minister hat nur eine etatsgemäße Disposition über seine Kassen, der Ueberschuß geht an den Finanzminister, unter welchem außerdem die Gränzaccise steht; dieser gewinnt dadurch eine weit bessere und übersichtliche Stellung, als die jetzigen Unglücklichen, die sich mit so vielen demagogischen Collegien, und auf den Börsen mit den Wucherern herumschlagen müssen, gegen welche sie doch allemal zu kurz kommen.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Provinzial-Minister in den Provinzen wohnen müssen, und direkt an Se. Majestät berichten dürfen; hiermit fallen alle Sach-Minister, alle Oberpräsidenten, Ministerial- und Präsidialräthe, alle Geheimen und wirklichen Geheimen Oberräthe, alle Ministerial- und Präsidial-Büreaus mit ihrem ganzen Personal über den Haufen, bis auf eines, viel weniger beschäftigtes in jeder Provinz.

Es frägt sich nun, und ich erwähne dessen, weil Ew. K. H. ihrer erwähnten, ob Reichsstände seyn sollen? Dazu kann ich, wenigstens für jetzt, gar nicht rathen; Reichsstände sind gewissermaßen auch eine neue demagogische Erfindung.

Die Theorie hält sie für nöthig; das Land hegt selbst keinen Wunsch nach ihnen und fühlt kein Bedürfniß danach.

Sie werden daher nothwendig zu einer bloßen Zank- und Deliberir-Versammlung, die zu nichts dient, als das Regieren zu erschweren und die Fehler der Regierung, die niemals ausbleiben können, aufzudecken. England selbst erhält sich nicht durch sein Parlament, sondern durch seine übrigen Institutionen, trotz seines Parlaments, und es ist die Frage, ob es sich mit demselben erhalten könnte, wenn es keine Insel wäre?

Es ist einer der feinsten Kunstgriffe der Demagogen, denn für reine Unwissenheit, und daß sie selbst redlich also meinen, kann man es nicht halten, daß, nachdem sie die Fehler ihrer Regierungen aufgedeckt und gesagt haben: daß ihnen durch eine Verfassung abgeholfen werden müsse, sie, mit einem gewaltigen Sprung, solche Verfassung in einer allgemeinen Zank- und Deliberir-Versammlung setzen, in welcher sie den Meister zu spielen ziemlich gewiß seyn können, während noch kein redlicher Staatsbürger und kein aufmerksamer Beobachter aus solcher isolirten und auf nichts ruhenden allgemeinen Versammlung jemals etwas Kluges, für ein großes Reich, hat herauskommen sehen. In einer solchen Versammlung beruht keineswegs die Verfassung eines Staats. Sie beruht vielmehr darin, daß den Landes-Eingesessenen erlaubt sey, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und daß sie nicht von einer Rotte heimathloser, auf Theorien einstudirter, dem Lande und seinen Bedürfnissen aber fremder Gesellen regiert und hin und her gezerrt werden dürfen. Für den Regenten beruht sie darin, daß er mit Leuten zu thun habe, denen an der Ruhe des Landes etwas gelegen ist, und nicht mit einer Bande, die (wenn auch in guter Absicht) jeden Tag etwas Neues will.

Es ist möglich, daß, wenn erst die Angelegenheiten eines Landes so geordnet sind, daß sie ihren ruhigen und festen Gang gehen, daß die Angesessenen gewöhnt sind, die und die Dinge selbst zu besorgen, ohne den Regenten damit zu incommodiren, und ihm wiederum zu überlassen, was seines Amtes ist: daß alsdann eine Versammlung von Reichsständen von Nutzen seyn mag. Von vorn herein aber, und ohne das sichere Fundament fester Communal- und Kreis-Einrichtungen erbaut, kann sie nichts leisten, als die Stände von dem abziehen, was ihnen zunächst liegt, und den Regenten ungewiß machen, wonach er zuerst greifen, und wem er glauben soll. Man wird in der ersten Zeit, wo alles noch neu und ungewohnt seyn wird, schon

genug Nachsicht haben müssen mit den Provinzialständen. Gott bewahre uns also vor Reichsständen!

Unter Sach-Ministern kann es Provinzialstände nicht geben; wenigstens nicht mit Nutzen.

Denn da die Ersteren auf den sachlichen Betrieb der Dinge gestellt sind, die Letzteren aber auf den persönlichen, — die Ersteren nach dem Zusammen-Klappen und Passen der Sachen in die gewählten Tabellen und Formen trachten müssen, die Letzteren aber von der Lage und den Bedürfnissen der Administrirten ausgehen, welche sehr oft in jene Tabellen und Formen gar nicht passen können, so ist der nothwendige Erfolg, daß beide Theile sich nicht verstehen oder in Streit gerathen werden, und dann werden Klagen und Recriminationen über die Unwillfährigkeit und Unbehülflichkeit der Stände nicht ausbleiben.

Provinzial-Minister sind aber mit den Provinzial-Ständen auf denselben Boden gestellt, können also sehr füglich mit ihnen nach demselben Ziele streben.

Entsteht nun etwa die Frage: woher die Provinzial-Minister nehmen? so ist vielleicht Niemand zur Beantwortung derselben weniger geschickt denn ich, weil ich seit 20 Jahren sehr zurückgezogen, wenngleich in steter Beobachtung des Landes und der Weltverhältnisse gelebt habe. Aber selbst aus dem kleinen Kreise meiner Bekannten habe ich die volle Ueberzeugung, daß z. B. der G.-L. v. Knesebeck, der G. Staatsrath v. Quast, der K.-G.-R. v. Voß, der ꝛc. v. Rochow auf Rekahn u. s. w. vollkommen zu Brandenburgischen Ministern geschickt und fähig sind. Eine weitere Bekanntschaft würde gewiß die Wahl unter zwanzigen geben, und derselbe Fall würde in jeder anderen Provinz eintreten, sobald man diese Minister nur auf den festen Boden der Provinzial-Verhältnisse stellen will. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß nichts schwieriger ist, als Fach-Minister zu finden, bloß deswegen, weil sie auf dem Schaukel-

brett der Theorien stehen sollen. Die Landräthe finden sich ganz von selbst, weil sie gewählt werden.

Vielleicht wird man einwenden, daß diese Art der Verwaltung gar zu einseitig ausfallen, die Provinzen in alle Ewigkeit getrennt bleiben, und eben so wenig wie jetzt die Möglichkeit gegeben seyn würde, diejenigen kennen zu lernen, die man in Zukunft zu diesem Posten befördern könnte.

Ich glaube, daß der Staatsrath hierzu das nöthige Erkennungs- und Bindungsmittel abgeben kann, wenn er danach organisirt ist. Es scheint ganz unbegreiflich, wie man darauf hat verfallen können, den Staatsrath aus denselbigen Menschen beinahe ausschließlich zusammenzusetzen, welche die Verwaltung in Händen haben. Es ist ja in die Augen fallend, daß sie im Staatsrath nichts anders reden und beschließen können, als in ihren Verwaltungszweigen, und daß sonach der Staatsrath keine tiefere Kenntniß und Einsicht gewähren kann, als die Verwaltung ohnedies hatte, sondern daß er nothwendig der Nachhall und das Echo derselben bleiben muß!

Die noch in demselben sitzenden Theoretiker ändern an der Sache nichts, denn es kommt nicht darauf an, Theorien, sondern den Zustand und die Kräfte des Landes zu erwägen.

Daher würden nur die Chefs der Verwaltung im Staatsrath sitzen können, die Mehrzahl seiner Mitglieder aber müßte aus Angesessenen bestehen, die mit der Verwaltung nichts zu thun hätten, und alle bloßen Theoretiker müßten durchaus entfernt werden, welchen Lärmen sie auch darob erheben möchten. Denn nicht ihr Charakter und ihr Wissen, welche rechtschaffen und klug seyn mögen, sondern ihre Lage und Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft macht sie unfähig dazu, wie die Erfahrung lehrt; nicht in der Verwaltung befangene Mitglieder des Staatsraths werden sich unter den Provinzial-Ständen

finden, gleichviel ob es Landbesitzer oder Städter sind, aber sie müssen Angesessene seyn und Interesse am Lande haben, nicht aus bloßer Neigung, die von allen Heimathlosen vorgeschützt und beinahe immer erheuchelt wird, sondern mit Nothwendigkeit, weil ihr Wohl und Wehe mit dem Bestehen der Ruhe des Landes verknüpft ist. Hierunter werden sich auch immer wieder zukünftige Minister finden und abgegangene dahin zurücktreten können; denn fortan wird es nicht mehr nothwendig seyn, jeden Minister und seinen ganzen Anhang und Sippschaft so zu beschenken, zu fundiren und auszustatten, daß er sein Lebenlang daran genug habe; nur mit den Heimathlosen war dies nothwendig. Die Angesessenen gehen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf, wieder zurück in ihre Heimath.

In gleicher Art wird man mit Augen sehen, wie der Minister seine Provinz, der Landrath seinen Kreis verwaltet; die Brauchbaren und der Beförderung Würdigen werden, wie Friedrich dem Großen, so auch jetzt wieder in die Augen fallen. Kurz, die Personen werden da hervortreten, wo man jetzt nur todte Sachen sieht, und daher nothwendiger Weise ewig um Personen verlegen seyn muß, weil die Sachen doch nicht von selbst gehen, sondern geführt werden müssen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unter solchen Verhältnissen, wenn sie einmal im Gange wären, auch der Finanz-Minister, der eigentliche Sully, sich bald zeigen würde. Woher aber jetzt? Die Verwaltung der Finanzen ist so verwickelt und liegt so sehr im Argen, daß eine Menge positiver Kenntnisse dazu gehören, um sie herauszureißen; es wird sich jetzt nicht leicht Jemand dazu fähig glauben, der nicht in der Finanz-Parthie schon einen höheren Posten bekleidet und daher die Uebersicht des Ganzen gewonnen hat. Ob ein solcher vorhanden ist, kann ich nicht sagen, da mir die Kenntniß dieser Personen gänzlich abgeht. Aber wie er gesonnen sey, was er

lieben und hassen muß, wenn Hülfe von ihm zu erwarten seyn soll, das kann ich angeben.

Daß der Finanzminister ein ausgelernter Wucherer, Börsenspeculant und Kaufmann seyn müsse, wenn er brauchbar seyn soll, ist ein allgemein verbreiteter, aber durchaus nichtiger und sogar lächerlicher Wahn. Wie lange sind die Preußischen Finanzen blühend und durch ganz Europa berühmt gewesen? So lange wie große Könige und treue angesessene Diener derselben die Kräfte des Landes genau kannten, und mit ihren Einnahmen haushälterisch umgingen.

Seit wann sind sie im Verfall? Seit man nach schweren Zeiten die Bahn verließ, und durch Papier, Börsen-Manöver und Anleihen Hülfe schaffen und durch eine theoretische Sach-Administration das Land beglücken wollte.

Seitdem hat der Staat nichts, das Land verarmt, und nur die Juden und Wucherer prosperiren sichtbarlich. Hat Sully durch dergleichen Schwindeleien Heinrich's des Vierten zerrüttete Finanzen wieder hergestellt und blühend gemacht? Mit nichten! Er klopfte den Kassendieben (diese sind jetzt auf der Börse und beim Papier-Schacher zu finden!) auf die Finger, führte strenge Ordnung ein, speculirte gar nicht, sondern hielt die Einnahmen fest und sparte in den Ausgaben. Da hat uns die Erfahrung zwei glänzende Beispiele aufgestellt! — Es kann also wahrlich keine Hexerei seyn, im Preußischen Staat mit 66 Millionen auszukommen.

Wie das erstemal ein Wucherer Finanzminister wurde (Nekker), folgte auch gleich die Revolution. — Die Sache stand freilich durch lange Verschwendung schon schlimm, aber nun wurde sie unheilbar. Er brachte durch seinen Credit und seine Börsen-Manöver zwar einen augenblicklichen Schwung hervor. Die Täuschung konnte aber nicht lange dauern, weil zu dem einen Uebel der Verschwendung sich das andere gesellte, die Speculation.

Speculation, Papierhandel, Schuldenmachen und Börsen-Kunststücke sind unwürdige Hülfsmittel für einen Staat; sie sind zugleich verderblich und entehrend, weil alles am Ende darauf hinausläuft, die Faulen reich zu machen, die Fleißigen arm, und das Kapital im Voraus zu verzehren, wovon unsere Kinder und Enkel noch leben sollten.

Dieses Verderben mußte nothwendiger Weise von einer Nation von Kaufleuten zuerst ausgehen; noch trägt England zwar seine Last, weil ihm die Reichthümer aller Welttheile zufließen, aber wer kann sagen: wie lange noch? Welcher Aberwitz also könnte darauf verfallen, ein solches System in Länder herüberzuführen, die dieser Zuflüsse entbehren? — Der Aberwitz ist es auch nicht allein gewesen, sondern die Habsucht, der leichte Gewinn, der an dem Schaden gemacht wird, den man dem Staate zufügt. Zu Sully's Zeiten bestahl man die Kassen, jetzt gewinnt man bloß, in dem Papierhandel, indem man den Staat verlieren läßt.

Ein Finanzminister soll also die Ordnung lieben, streng und sparsam seyn; die Papiere, die Anticipationen-Verschreibungen und den Börsen-Schacher hassen und am besten ihn gar nicht kennen. Dann wird er sich am sichersten davor in Acht nehmen und den Wucherern keine prise geben. Zu kurz kommt er doch allemal dabei, denn die Wucherer, die keine anderen Geschäfte haben, bleiben immer seine Meister. Sie sind immer die Gewinner. Er bleibt der Verlierer. Sodann muß er allerdings ein landeskundiger Mann und den Projecten abhold seyn. Findet sich nun ein solcher Mann in unserer Finanz-Parthie, so vertraue man sie ihm an. Findet er sich nicht, so nehme man Einen, der in seinem eigenen Geschäfte die angegebenen Gesinnungen bethätigt hat, und der Conduite genug besitzt, um nicht mit dem Einreißen anzufangen, sondern der die Sache erst genau kennen lernt, bevor er sie ändert.

Ein solcher wird immer besser seyn als die, welche der Speculation anhängen, und späterhin, wenn eine mehr persönliche Administration persönliche Verdienste wird bekannt werden lassen, wird sich auch ein besserer finden, der der Sache vollkommen gewachsen ist. Für diesen kann ich aber nur einen solchen erkennen, der es versteht, mit 66 Millionen nicht nur auszukommen, sondern noch davon übrig zu behalten.

Und das ist auch gar nicht schwer, sobald er nur auf einem andern Grunde steht als jetzt. Mit solcher Radicalkur ist, mit Palliativen aber nicht, zu helfen. Es ist unnütz, mit fruchtlosem Sehnen nach einem Manne umzuschauen, den es nicht giebt. Will man die Kur nicht annehmen, so ist es weit besser, einen tüchtigen Demagogen auszusuchen, an denen es nicht fehlt, ihn zum General-Aufseher über sämmtliche Spitzsäulen zu machen, und die Arbeit des Hinauf- und Hinunterwindens nach wie vor ihren Gang gehen zu lassen.

Ich schmeichle mir, daß Ew. K. H. in diesen Bemerkungen die treue Ergebenheit und die Ehrfurcht nicht verkennen werden, mit welcher ich in Unterthänigkeit verharre.

Frankfurt, den 28sten März 1823.

VII.

Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg, und wie ihnen zu helfen?

1823.

Aufgefordert, meine Meinung zu sagen, wie der notorisch immer zunehmenden Verarmung der Grundbesitzer in unserer Provinz abzuhelfen seyn möchte, glaube ich voranschicken zu können: daß ein so weit verbreitetes Uebel tiefe Wurzeln haben muß, und nicht aus einzelnen zufälligen Umständen entstanden seyn kann.

Sollte es mir also gelingen, die Ursachen des Uebels aufzufinden, so wird sich auch von selbst ergeben, auf welchem Wege die Hülfe gefunden werden kann.

Ich sehe mich genöthigt, bei dieser Untersuchung in die Geschichte unseres Vaterlandes zurück zu gehen.

§. 1.

Die Mark Brandenburg ist zu allen Zeiten ackerbauend gewesen.

Der Grundbesitz dominirte allenthalben, unter Aufsicht des Landesherrn, und neben ihm fand man ehrliche Gewerbe.

Nun ward plötzlich ein vorhandenes, vollkommen ausgearbeitetes, aber für ihre Verhältnisse nicht passendes Rechtssystem

angenommen, das begreiflicher Weise von keinem Deutschen Rechtsverhältnisse etwas wußte, weder vom Deutschen Reichsverbande, noch von Vasallen und Hintersassen, noch vom Landmann, der nur von Produkten lebt, noch vom städtischen Zunftwesen. Am allerwenigsten konnte dieser rein Germanische Unterschied eines producirenden und eines gewerbetreibenden Standes ihm bekannt seyn. Es kannte vielmehr nur Vermögen überhaupt, und vorzüglich Geldvermögen (da im Römischen Reich der Akkerbau, als baare Nutzung, durch Sklaven betrieben wurde), Theilung desselben, Erbschaft, Vermächtniß, Ehestiftung, Vertrag u. dgl.

Statt daß bisher der Sohn dem Vater im Besitze des Grundstücks gefolgt war, ohne sich eben um dessen Geldwerth zu bekümmern, statt daß er die Wittwe ernährt, und die Brüder zum Ritterdienst, die Schwestern aber zur Ehe ausgestattet hatte, war nun allen diesen Personen gleiches Recht an dem Nachlaß gegeben. Wenn bisher das Geschlecht im dauernden Besitz des Erbtheils seiner Väter geblieben war, und sich dadurch erhalten hatte, so mußte jetzt getheilt werden, damit jedem Individuum sein vermeintliches Recht werde, so lange, bis zuletzt nichts mehr zu theilen übrig blieb. — Ja, das Brandenburgische statutarische Recht, welches der Wittwe erlaubt, entweder ihr eigenes Vermögen zurück zu nehmen, oder, nach ihrem Gefallen, die Hälfte der ganzen Masse zu fordern, vermehrte den Uebelstand noch, — denn da sie in der Regel immer das wählt, was ihr den meisten Vortheil bringt, so fällt jedesmal der größte Theil der Erbschaft in Weiberhände, wird mithin in der Regel schlecht administrirt, geht durch zweite Heirathen in andere Familien über, und wird überhaupt auf alle Weise beweglich gemacht.

§. 2.

Das Uebel blieb in gewissen Gränzen, so lange überhaupt in Europa der Geldverkehr noch nicht die Oberhand gewonnen

hatte über den Verkehr mit Produkten. Der Maßstab fehlte, nach welchem Erbschaften, die in Grund und Boden bestanden, zur Theilung sollten geschätzt werden. Man begnügte sich also, den Miterben so viel anzuweisen, als man gewiß wußte, daß der Erbe, dem das Grundstück zufiel, geben konnte, ohne zu Grunde zu gehen. — So wie aber das Geld der allgemeine Maßstab aller Dinge wurde, und je mehr die Gerichtshöfe in die Theilungen sich einmischten, und beflissen waren, die neuen Rechte der Frauen und Minorennen sicherzustellen, je mehr wurde auch von der Erhaltung des Grundes und Bodens für die folgenden Geschlechter abgesehen und einzig und allein danach getrachtet, daß von den gerade jetzt lebenden und theilenden Individuen auch der Eine genau so viel bekomme, wie der Andere.

Schon dieses Streben allein würde hingereicht haben, die Grundbesitzer zu ruiniren. — Wendeten wir dasselbe Princip auf das Königreich Preußen an, so springt in die Augen, daß in wenigen Generationen nichts mehr davon übrig bleiben könnte. Um wie viel mehr bei bloßen Grundstücken, die meistentheils nicht in natura getheilt werden konnten, sondern auf welchen die neu herausgerechneten Vermögens-Antheile als Schulden haften blieben.

§. 3.

Es bildete sich also eine ganz neue und bis dahin unbekannte Klasse von Menschen: Menschen, die von dem Ertrage der Grundstücke lebten, ohne mit ihnen verwachsen und verwebt zu seyn, die nicht mehr Landleute waren, und denen der Ertrag des Landes doch zufiel, ohne Gefahr und ohne Mühe.

Dieses verwickelte und ganz neue Verhältniß mußte viele Verwirrung und eine große Menge sich kreuzender Ansprüche herbeiführen.

Diese waren zu Anfang des 18ten Jahrhunderts schon nicht mehr zu übersehen, und der ordnungsliebende König Friedrich Wilhelm der Erste war beflissen, Regelmäßigkeit und Uebersicht hinein zu bringen. — Er führte im Jahr 1718 die Landbücher, jetzt Hypothekenbücher genannt, ein. — Durch diese kamen die Ansprüche an den Grund und Boden in eine leicht übersehbare Ordnung, — die Herrschaft des Geldes über den Grund und Boden wurde festgestellt, und das seiner Natur nach Unbewegliche wurde beweglich gemacht.

Ohne Zweifel hat Friedrich Wilhelm der Erste nicht geahnt, welche Folgen seine wohlgemeinte Einrichtung nach sich ziehen würde! Noch kurze Zeit aufgehalten durch die Gewohnheiten des Landes, die dem Römischen Wesen noch immer sich nicht anpassen wollten, schlug sie zum Ruin der alten grundbesitzenden Familien aus, und wurde ein Geschenk für die Geldbesitzer, welche nun mit der vollkommensten Sicherheit wußten und beweisen konnten, wie viel das in Rede stehende Grundstück ihnen jährlich zu entrichten hatte, welche anderen Schuldforderungen ihnen vor- oder nachstanden, und welche Maßregeln sie zu ergreifen hatten, wenn die Zinsen-Zahlung etwa ausblieb, denn der ganze Vermögenszustand des Grundbesitzers lag ihnen nunmehr offen vor Augen.

Wie sehr standen diese hierdurch z. B. gegen jeden Kaufmann zurück, der die gewagtesten Geschäfte mit fremdem Gelde unternehmen, und nur im äußersten Fall gezwungen werden kann, seine Bücher aufzulegen!

§. 4.

Unterdessen hatte sich, seit dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten, die Gestalt von Europa ganz verändert. Der Ritterdienst und die Heeresfolge, wo der Einzelne nur einer Rüstung und eines Pferdes bedurfte, hatten aufgehört; stehende Heere waren eingeführt, und der Adel (damals mit „großem Grundbesitze" noch synonym) war an die Höfe gezogen worden.

Dieser neuen Gestalt der Dinge kam das neu entstandene größere Vermögen der jüngeren Brüder zu statten. Seit des großen Kurfürsten Zeiten dienten sie sämmtlich in der Armee, oder am Hofe. Die natürliche Folge war, daß sie ihr Vermögen verzehrten, und daß ihre Ansprüche an die väterlichen Grundstücke, mit den darüber ausgefertigten Obligationen, an Geldbesitzer aus anderen Ständen übergingen. Die meisten verarmten in ihrem Dienst, wie denn schon König Friedrich Wilhelm der Erste die Kadettenhäuser für ihre Kinder stiften mußte, wenn diese nicht in den Stand der Handwerker zurücksinken sollten. Wenn auch einige wenige dieser Offiziere im höheren Alter bei der damaligen reichen Ausstattung der höheren Chargen wieder Vermögen erwarben, so war dies anderer Art, und kommt als Ausnahme, und weil es die Geschichte des Grundbesitzes nicht berührt, hier nicht in Betracht.

Die Grundbesitzer selbst kamen nun in die Lage, nicht mehr bloß mit Verwandten, sondern mit fremden Gläubigern zu thun zu haben, welche in die Rechte jener getreten waren, die also keine Rücksicht auf die Lage und auf die Umstände ihrer neuen Schuldner nahmen. Dies zwang allerdings zu besserer Bewirthschaftung der Güter, aber da es dazumal dem Edelmann noch nicht leicht einfiel, sich auf die Oekonomie zu legen, und die Ehre, im Heere zu dienen, weit mächtiger reizte, als der Geld-Erwerb, so diente auch der größere Theil der Grundbesitzer, und die Güter wurden verpachtet.

So gereichte selbst ihre Anhänglichkeit an ihre Fürsten, die Schicksale der Kriege, die sie unter deren Anführung auskämpften, und ihre eigene Ehrbegierde, den Edelleuten zum pecuniären Verderben.

Im Bürgerstande hielt sich im Allgemeinen, wer einen lucrativen Erwerb fand, vom Staate fern, und sorgte nur für das Eigene. Wer von ihnen aber im Staatsdienste war, der

halte in der Regel gefahrlose, und wenigstens dadurch einträgliche Stellen, daß sie mit keinen nothwendigen Ausgaben verbunden waren. Von Verlust des Eigenthums durch den Dienst war daher bei ihnen niemals die Rede.

§. 5.

Unter König Friedrich dem Großen und nach seinen ruhmvollen Kriegen war das Uebel so weit gediehen, daß ein großer Theil der Grundstücke sich schon in den Händen der Gläubiger befand, oder auf dem Punkt war, hinein zu fallen. Die wirkliche Insolvenz vieler hatte Allarm unter die Gläubiger gebracht; die Auszahlung der Capitalien wurde selbst da gerichtlich beigetrieben, wo die Zinsen noch gesichert waren, und die Unmöglichkeit, jene herbeizuschaffen, mußte selbst die ordentlichsten Grundbesitzer stürzen.

Friedrichs des Großen Weisheit verlieh nun, nebst Königlichem Vorschuß, die ritterschaftlichen Taxen, und das Pfandbriefs-Institut.

Hierdurch wurde ein mäßiger Werth der Güter festgestellt, und der Besitzer hatte den Gewinn, daß er bei ordentlicher Zinszahlung vor der Kündigung gesichert, und dem Geldverkehr und Wucher einzelner Gläubiger nicht mehr ausgesetzt war. Sie hatten jetzt nur mit der ganzen Corporation zu thun.

Hätte der große König seine eigene, erste Idee durchgeführt, so wäre das Uebel ausgerottet worden. Er wollte nämlich mit den Pfandbriefen eine Amortisation verbinden. Wäre dies geschehen, so wäre jetzt schon der größte Theil der Güter schuldenfrei. Aber die Vorstellungen der Geldspeculanten brachten ihn davon ab.

Dadurch verloren in der Zeiten Folge die Grundbesitzer den besten Theil der Wohlthat, und nur die Geldbesitzer behielten ihren Gewinn. Sie hatten nun weder mit einem einzelnen Gute, noch mit einem einzelnen Schuldner, noch mit

den Weitläuftigkeiten der Gerichtshöfe zu thun, wenn sie ihr Geld herausziehen wollten. —

Ihr so sicher fundirtes Papier fand seinen Markt, und sie konnten es in jedem Augenblick wieder in baares Geld verwandeln. Da die Pfandbriefe bis auf den halben Werth der Güter ausgegeben wurden, so kann man sagen: daß durch sie die Hälfte des Grundes und Bodens mobilisirt und in den Handel und Wandel gebracht worden ist.

§. 6.

Bei dem anklebenden Grundfehler des Instituts konnte es nur wie ein Palliativ wirken. Lange Friedensjahre und eine segensreiche Regierung verzögerten die Katastrophe. Aber da die gleiche Theilung der Nachlassenschaften fortwährend bestand, so war natürlich, daß neue Erbtheile in die Hypothekenbücher hinter den Pfandbriefen eingetragen werden mußten, und daß die Verschuldung mit jeder neuen Generation zunahm. Ebenso verursachten die nothwendig strengen Formen des Hypothekenwesens, daß eine große Anzahl von Gütern an der Wohlthat der Pfandbriefe nicht Antheil nehmen konnten, und daher dem Wucher der Gläubiger preis gegeben blieben. Die Pfandbriefe erfordern nämlich den ersten Platz unter den Gläubigern. Wenn also Vorfahren bei Theilungen oder Auszahlungen versäumt hatten, die alten Schuldposten löschen zu lassen (sey es aus Unkunde oder aus Unachtsamkeit) — so verursachte dies in der Folge die größten Schwierigkeiten, weil alte (meist vernichtete) Documente wieder vorgelegt, und ehemalige (längst verstorbene) Theilnehmer, oder deren Erben, dem Gericht wieder vorgestellt werden mußten, bevor die Löschung ihrer ehemaligen Gebührnisse, und die Aufnahme der Pfandbriefe erfolgen konnte.

Wer jemals einen Hypothekenschein von solchen imaginairen Schuld-Posten hat reinigen lassen, der weiß: daß zwanzig

Jahre darüber hingehen können, ehe die Sache zu Stande kömmt.

Indessen erhielten der lange Frieden, die Unveränderlichkeit der Staats-Institutionen, die fortwährend guten Preise der Produkte, und Friedrichs des Zweiten Sorgfalt, daß der Besitz der großen Grundstücke nicht in die Hände der Gewerbtreibenden fallen sollte, die Sache noch im Gange, bis zur Französischen Revolution.

Durch jene Sorgfalt nämlich wurde erreicht, daß unter dem schon armen Adel sich höchst selten ein Käufer zu einem sub hasta gestellten Gute fand. Das Geld war schon damals in natürlicher Folge der Zeitläufte in den Händen der Gewerbetreibenden. Sie waren daher, im Allgemeinen, die Gläubiger, — und da sie hiernach das Grundstück selbst nicht besitzen durften, so mußten sie geneigt werden, den Besitzer nicht ohne Noth zur Sequestration und Subhastation zu treiben, denn nur höchst selten war für sie etwas dabei zu gewinnen.

§. 7.

Nun kam das Allgemeine Landrecht. Die Juristen waren dadurch der Mühe überhoben, allgemeine Rechtsgrundsätze nach dem, was sich in unserem Lande historisch vorfand, interpretiren zu müssen, und das bisherige tiefe Studium konnte durch Fertigkeit im Nachschlagen ersetzt werden. Wer jemals z. B. Lehnsprocesse geführt hat, der wird diesen Nachtheil erkannt und eingesehen haben, wie schwer den jetzigen Gerichtshöfen alles wird, was sich von den Worten des Allgemeinen Landrechts entfernt, und historische Kenntniß des Landes erfordert.

Die Grundbesitzer fielen mit allen ihren Familien- und Vermögens-Angelegenheiten unter die Aussprüche der neuen Gesetze, und da bald darauf den Bürgerlichen allgemein erlaubt wurde, adelige Güter zu acquiriren (eine Maßregel, die man nicht länger unterlassen konnte, weil der immer steigenden

Verschuldung keine Gränze zu setzen war), so ging ein Kaufen, Verkaufen und Vertauschen der Grundstücke vor sich, von dem man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. — Die Gesetzgebung bot keinen Damm dar gegen diesen ewigen Wechsel, sondern erleichterte ihn, und das Wesentlichste, was dadurch verloren ging, war das Band des Vertrauens, des Respects, der gegenseitigen Achtung und Hülfsleistung unter den Landbewohnern, die nun anfingen sich zu isoliren, und nur dem eigenen Vortheil nachzugehen, wie in den Städten schon längst geschehen war. Denn es konnte weder der neue Käufer, für den das Landgut eine Geldspeculation war, besondere Vorsorge haben für das Wohl und für das gesetzmäßige Betragen seiner Bauern, deren Art und Wesen ihm unbekannt, oder fremd blieben, noch konnten diese die Achtung auf ihn übertragen, die ihnen von Natur inwohnte gegen den Herrn, mit welchem, oder mit dessen Vätern, sie aufgewachsen waren.

Von jetzt an fallen die Begriffe „adelige Güter", und „großer Grundbesitz", die bis dahin beinahe synonym waren, ganz auseinander, denn der alten Familien, die ihre Güter meiden mußten, ward sehr bald eine so große Zahl, daß in mancher Gegend auch nicht mehr der vierte Theil im Besitz derselben sich noch befindet. Das Uebrige befindet sich alles in den Händen neuer speculirender Acquirenten.

§. 8.

Den größten Einfluß auf den Grundbesitz hatten die Theorien des neuen Zeitalters.

Diese Theorien wollten Freiheit, Gleichheit der Rechte für alles Volk, Theilnahme an der Gesetzgebung, und wo möglich auch an der Regierung u. s. w. Den Regenten legten sie die Pflicht auf, ihre Regierten zu beglücken, und diesen gaben sie das Recht, von unten herauf ewig nach Verbesserung des eigenen Zustandes zu streben, alle Bande des Ge-

meinsamen von sich zu werfen, und für jedes wahre oder eingebildete Talent ein Emporkommen zu verlangen.

Wie leicht es nun auch immer seyn mag, einzusehen:

daß ungebundene Freiheit sich nur mit der Barbarei und dem Nomadenleben vertragen kann;

daß Staaten eben dadurch entstanden sind, daß man diese Freiheit nicht mehr ertragen konnte;

daß Gleichheit der Rechte nothwendig den Staat zerstören muß, weil keine irdische Ordnung ohne Unterordnung, und keine irdische Verbindung ohne Verschiedenartigkeit der Dienstleistungen bestehen kann;

daß eben diese nothwendige Unterordnung die Theilnahme der Menge an Gesetzgebung und Regierung ganz unbedingt unmöglich macht;

daß keine Regierung in der Welt, und selbst die gerechteste und weiseste nicht, im Stande ist, ihre Unterthanen zu beglücken, weil das Glück einzig und allein von Gott und von der Rechtschaffenheit der Individuen ausgeht, — woher denn keine Regierung in der Welt im Stande ist, im Allgemeinen mehr zu thun, als Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und einem Jeden das: „suum cuique" zu bewahren;

daß jede Regierung, die sich eines Mehreren vermißt, unausbleiblich und mit dem besten Willen Schaden anrichtet, weil sie nicht im Stande ist, in den allgemeinen, von Gott herbeigeführten Verhältnissen der Menschen etwas zu verbessern, sondern höchstens nur Schaden abzuwenden;

wenn endlich eben so leicht einzusehen ist:

daß das ewige Streben nach Verbesserung des irdischen Zustandes und nach Emporkommen durch Talent eine Unruhe in alle bürgerlichen Verhältnisse bringen muß, die für den Staat nicht anders denn gefährlich werden kann, weil sie gar nicht zu befriedigen ist, weil es nicht genug Plätze giebt für alle diese eingebildeten Talente, und hienieden keinen Rich-

ter, der in die Herzen schaut, um aus der Menge der Talente die Talentvollsten emporzuheben, und Andere wieder in ungewohnten Stand und zu ungewohnten Beschäftigungen hinabzudrücken:

so ergriff dennoch der sogenannte Geist der Zeit alle Länder vom Atlantischen Meer bis zum Dnieper, das heißt: alle, die sich der Civilisation rühmten, und gestaltete sie um, ein jedes auf seine Weise. Hier war es das unbedachtsam zusammengerufene Volk, von Neuerern geführt, dort die in's Volk übereilterweise verschmolzene Armee, welche die alte Verfassung gewaltsam umstürzten, und dort wieder die Regierer, gestützt auf Königliche Macht, welche es nicht über sich gewinnen konnten, den Regierten die neu erfundenen Segnungen vorzuenthalten, wenn gleich diese noch gar kein Gelüst danach verspüren ließen. — Und so ward denn allenthalben rüstig an's Werk der Umwälzung geschritten.

Zwei Dinge waren es vornehmlich, durch welche sie befördert wurde: das Emporkommen einer ganz neuen Klasse von Regierern, und die bis zum Uebermaß gesteigerte Macht des Geldes.

§. 9.

Ein Zeitalter, welches Theorien über Erfahrung setzte, mußte nothwendig einen übermäßigen Werth legen auf die Ausbildung des Verstandes, und auf das Erlernte. Man glaubte, daß kein Mensch glückselig oder brauchbar seyn könne, als nur nach dem Maß dessen, was er gelernt habe, und wie denn überhaupt die Gränze zwischen Viel und Vielerlei nicht immer leicht zu halten ist, so streifte auch der größte Theil der eifrigen Lerner dahin über, daß sie von den meisten Dingen nur die Oberfläche kannten, ohne irgendwo in die Tiefe oder in das Wesen derselben einzudringen.

Vorzüglich aber blieb ihnen dasjenige fremd, was nicht in der Stube erlernt werden kann, sondern in einem arbeit-

samen Leben und in den Wechselverhältnissen desselben erkannt und begriffen werden muß: die Lage, die Bedürfnisse und Verhältnisse ihrer Mitbürger, und somit des Vaterlandes überhaupt. Und darauf legte auch das Zeitalter keinen Werth.

Die Grundbesitzer mußten am allermeisten von dieser sonderbaren Manie der Zeit befreit bleiben. Die größeren waren viel zu sehr mit ihrer eigenen Bedrängniß beschäftigt; sie mußten ihre Güter aus der Pacht nehmen, und sich dem praktischen Betrieb der Wirthschaft widmen, wenn sie nicht viel früher noch zu Grunde gehen wollten. Die kleineren waren überhaupt in der Bildung noch nicht weit genug vorgeschritten, so daß die Studien schon hätten an sie kommen können.

Hauptsächlich also der Städte und des eigentlich Gewerbe treibenden Standes bemächtigte sich die Unruhe des Zeitalters. Hier war auch durch fleißige Väter und durch die dem Geldbesitz günstige Gesetzgebung das meiste Geld zusammengebracht, durch welches unterstützt die Jugend anfing, sich in der Welt umherzutreiben, und sich da niederzulassen, wo das bequemste Unterkommen sich darzubieten schien.

Eine solche allgemeine Unruhe und Wanderung war eine ganz neue Erscheinung. Denn bis dahin war der Sohn in der Regel dem Gewerbe des Vaters gefolgt, und hatte, in späteren Jahren wenigstens, die Vaterstadt wieder zum Wohnsitz gewählt. Hiervon war jetzt nicht mehr die Rede. Mit einem jeden sollte es besser werden. Der Sohn des kleinen Kaufmanns wollte ein reicher Banquier, der des Predigers ein unabhängiger Gelehrter, der des Schulmeisters Prediger, der des Handwerkers Kaufmann, der des Ackerbürgers ein Schriftgelehrter werden. Die Handwerke mußten schon aus den Dörfern recrutirt werden, auf die solchergestalt die Unruhe zurückschlug, denn dieser Stand erschien schon als viel zu mühselig.

So entstand nach und nach eine Klasse von heimathlosen Menschen, die sich den gebildeten Mittelstand nannten, und welche dreist von sich behaupteten, die einsichtsvollste und beste zu seyn, und daß in ihr die wahre Kraft der Staaten beruhe.

Ohne sich auf die gerühmte Einsicht einzulassen, kann man fragen, ob diejenigen die Besten seyn können, und ob der Staat von denen irgend eine Kraft erhalten kann, die sich am fernsten von ihm halten, und aus einem in den andern wandern, ohne durch etwas anderes an irgend einen Staat gebunden zu seyn, als durch eine vorgeschützte moralische Hinneigung.

Daß die Regierer von dem Wahn des Zeitalters, in dem sie lebten, mit fortgerissen wurden, darf nicht befremden. Sie mußten glauben und glaubten wirklich: daß, wer am meisten gelernt habe, auch am besten zum Regieren werde gebraucht werden können.

So erfolgte nach und nach eine völlige Umwälzung in dem Personale der Staatsbeamten. Statt daß bisher die Verwaltung (das bloß schreibende Unterpersonal ausgenommen) aus Angesessenen, des Landes Kundigen, und aus denselben vermöge ihrer ganzen Lage und Stellung nothwendigerweise ergebenen Männern bestanden hatte, so ging jetzt die Regierung an die Heimathlosen über, an eine Gesellschaft, die mit dem Jesuiten-Orden eine nur zu große Aehnlichkeit hatte, weil sie vermöge der eingeführten Prüfungen sich durch sich selbst ergänzte, und es in ihrer Macht hatte, nur diejenigen zuzulassen, die mit ihr gleiches Sinnes waren, alle anderen aber zu excludiren.

Es war vorzüglich nach der Katastrophe des Jahres 1806, daß dieser Orden der Regierer ganz und gar die Oberhand und das Land in seine Gewalt bekam. Diese Katastrophe, durch die Welteereignisse vorbereitet, und durch politische und

militairische Fehler herbeigeführt, war diesem Orden eine willkommene Erscheinung. Er wußte vorzuspiegeln, daß das Unglück von unseren mangelhaften Institutionen herrühre, und daß man diese von Grund aus verändern müsse, um zum Heile zu gelangen. Die Veränderung aber müsse von ihm ausgehen, weil er Alles am besten verstehe. So fing er denn an zu verändern, riß Alles an sich, und breitete sich selbst je länger je weiter aus.

Statt der sonst gesuchten Kenntniß des Landes, seiner Verfassung und seiner Bedürfnisse, statt der sonst erforderten Anhänglichkeit an das Vaterland und an seinen Fürsten war jetzt nur die Bekanntschaft mit den herrschenden Theorien, Ergebenheit an den Orden, und die Fertigkeit, eine Sache auf's Papier zu bringen, und durch die Akten zu treiben, erforderlich, um in den Orden aufgenommen zu werden, und an's Regieren zu gelangen.

Statt daß sonst die Ruhe der Charakter der Verwaltung war, wurde jetzt eine Unruhe und ein Streben nach Veränderung in ihr bemerklich, welche sich allem dem mittheilte, was mit ihr in Berührung kam.

Dieser Orden war es also, welcher die Umkehr im Staate begann und förderte. Schriftsteller und Lehrer, aus derselben heimathlosen Klasse hervorgegangen, auf die er späterhin seine Sünden ablagern wollte, waren nur seine indirekten Helfer.

Da die Umkehr sich aber immer an die Natur der Dinge stieß, an ihre Geneigtheit zur Ruhe, und an die Abneigung der Angesessenen, mit jenen Heimathlosen gemeinschaftliche Sache zu machen, so war, nächst vielen andern einzelnen Maßregeln, deren manche hier noch berührt werden sollen, ihr Streben nach einer sogenannten Constitution und National-Repräsentation gerichtet.

Die Kenntniß, daß eine Verfassung keinesweges in einer solchen tumultuarischen Versammlung, sondern eben in den

Institutionen beruht, welche verhindern, daß die Heimathlosen sich des Regiments über die Angesessenen bemächtigen können, — diese Kenntniß war beinahe ganz untergegangen, und wo etwa noch Jemand davon sprach oder erwähnte, daß der Regent der Angesessenen erster, und keine salarirte hypothetische Person sey, da wurde er als ein Obscurant und incorrigibler Dummkopf verfolgt.

Sie stützten sich auf das Beispiel Englands, indem sie sich obstinirten, von dessen constitutionellem Palast nur das Dach (das Parlament) zu sehen, und zu versuchen, es in freier Luft aufzubauen, ohne die festen Gewölbe, die ihm zur Grundlage dienen. Sie sahen nicht, daß England nicht durch sein Parlament, sondern trotz seines Parlaments groß und mächtig ist.

Wenn man dort verlangen wollte, daß derjenige verschiedene Examina über den Adam Smith und andere dergleichen Autoren passiren müsse, der Friedensrichter, Sheriff, Lord-Lieutenant, oder Parlamentsglied zu werden begehre, — was würde dazu gesagt werden? Schwerlich würde man sich entschließen, auf solche Proposition ernsthaft zu antworten!

Diese verschiedene Verfahrungsweise ist auch der erste Grund, warum England nicht nur immer brauchbare Staatsdiener findet, sondern selbst große Männer, sobald es deren bedarf, während in Staaten, die von den Heimathlosen regiert werden, augenblicklich die Verlegenheit eintritt: „wen zu berufen?" sobald von etwas anderem die Rede ist, als aus dem nächst untergeordneten Posten in den nächst höheren zu ascendiren.

§. 10.

Wie in unserem Vaterlande die gesetzlich stets gleiche Theilung des Grundvermögens und der fast allgemeine Militairdienst der dadurch Betheiligten dem Gelde das Uebergewicht

verschafft hatten über den Grundbesitz, so hatte es auch in dem übrigen Europa, lange vorbereitet seit der Entdeckung von Amerika, hier durch übertriebenen Commerce und Speculation, dort durch Verschwendung der Höfe, kurz durch eine Menge von zusammenwirkenden Ursachen, eine bis dahin unerhörte Macht bekommen.

Wie nun die anderen Staaten anfingen, dem Beispiele Englands wieder unbedachtsam zu folgen, und augenblickliche Calamitäten dadurch abzuwälzen glaubten, daß sie dieselben auf die Zukunft schoben, — mit einem Wort, wie sie anfingen, Staatsschulden auf Staatsschulden zu häufen, ohne das Vermögen zu haben, welches selbst in England nur eine precaire Stütze für das kolossale Schuldengebäude ist, — so stieg die Macht des Geldes so in's Unglaubliche, daß es Grund und Boden, und Menschen und Arbeit verschlang.

Bis dahin hatte Niemand erwerben können, ohne zu arbeiten, sey es mit den Händen oder mit dem Kopf, oder als Unternehmer von Anstalten, wo Andere, von ihm besoldet und unterhalten, arbeiteten, — immer war ohne Arbeit kein Erwerb denkbar. — Dieser Zeit aber, wo Papier die Arbeit und das Einkommen künftiger Jahre repräsentirt und vorweg verschlingt, war das merkwürdige Phänomen vorbehalten, zu zeigen: daß Arbeit ihren Lohn nicht mehr findet, und dagegen eine ganz leichte Speculation und Papier-Umtausch Reichthümer gewähren!

Die Masse des von so vielen Regierungen ausgegebenen Papiers (Versprechungen, ihre *künftigen* Einnahmen dem Inhaber desselben zu überlassen) war so groß, daß es seinen vollen Werth nicht hielt, und daß der eingebildete Werth an jedem Ort und zu jeder Zeit anders sich stellte. Was war nun leichter, als solches Papier an einem Orte wohlfeil einzuhandeln, um es am andern augenblicklich theurer zu verkaufen? oder auch die Zeit zu erspähen, wo der Gewinn erfolgen mußte?

Ja, nicht das mindeste Vermögen gehörte zu diesem losen Gewerbe, da Versprechung der Zahlung für Zahlung galt, und da mancher redliche Besitzer wohl gedrungen war, die Zahlung so lange zu erwarten, bis der Wucherer den Gewinn schon gemacht hatte!

Eben so wenig gehörten Verstand, oder Kenntnisse, oder Erfahrung zu diesem Verderben bringenden Spiele, da nichts leichter ist, als Cours-Zettel mit einander zu vergleichen und Börsen-Manöver zu erlernen.

Die natürliche Folge war: daß immer mehr Menschen von der Arbeit und von den ehrbaren Gewerben abließen, und sich dem Nichtsthun und der Börsen- und Papier-Speculation dahingaben. Es war gar zu verführerisch, im Zimmer ein bequemes Leben zu führen, und andere für sich arbeiten zu lassen.

So entstand nach und nach eine Geld-Oligarchie, die sich über ganz Europa verbreitete, und als zu keinem Staate gehörig sich selbst betrachtete und betrachtet wurde. In ihren Händen war ungefähr die Hälfte alles Grundvermögens, ohne daß sie für den Landbau das Mindeste that, noch zu dessen Lasten das Mindeste hergab. In ihre Hände flossen jährlich über 1000 Millionen von den Steuern, welche in den verschiedenen Staaten erhoben wurden, ohne daß sie irgend etwas Bedeutendes zu denselben beigetragen hätten, denn da ihr Besitzthum in ganz dünnem und leicht transportablem Papier bestand, so war es nirgends zu finden, und nirgends glaubte man es mit Steuern treffen zu können.

Wir haben erlebt, daß im Jahr 1813, wie die Rede davon war, von den reichsten Wucherern eine erzwungene Anleihe zu nehmen, eines ihrer Häupter Berlin verließ, mit seinem Papierkasten nach Hamburg zog und erklärte: „er habe zu handeln aufgehört! — er sey gar nicht mehr da!“ — Wie die ihm drohende Gefahr vorüber war, trug er seinen Kasten zu-

rück, wucherte weiter, und ist noch jetzt ein wegen seines Reichthums in Berlin angesehener Mann.

§. 11.

Der größte Schaden für das Land und für das Grund-Eigenthum insbesondere entsprang aus der innigen Vereinigung der beiden eben beschriebenen Klassen des Ordens der Regierer und der Wucherer, oder Geld-Oligarchen.

Hervorgegangen die eine wie die andere aus dem neu entstandenen und sich selbst immer preisenden „gebildeten Mittelstande", heimathlos die eine wie die andere, hatten sie ein gemeinschaftliches Interesse, nämlich alles bis dahin Feste beweglich und zum Gegenstande der Speculation und des Erwerbes zu machen. Mit anderen Worten: den Staaten selbst, ihrem integrirenden Theil, den angesessenen Leuten, das Grundvermögen und die geschichtliche Existenz zu rauben, um damit ein leichtsinniges Spiel zu treiben.

In den Städten, und meistens nur in den größeren Städten erzogen, und in diesen ausschließlich verkehrend, kannten sie nur selbige und die Geldwirthschaft. Das Land und dessen Verkehr mit den Produkten der Erde, ohne vieles Geld, war ihnen völlig fremd.

Daher gingen von dem Orden der Regierer lauter Gesetze aus, als ob es nur große Städte und nur Geld-Verkehr in der Welt gäbe.

Die Abgaben zwischen Stadt und Land gleich zu setzen, war das erste große „Schiboleth", welches er aussprach.— Unberücksichtigt blieb dabei die ganz verschiedene Natur beider Theile, welche den einen an den Grund und Boden fesselt, den andern dem Gelde dahin giebt; unberücksichtigt die natürliche Ruhe des einen, dessen Geschäfte sich nur einmal im Jahre erneuern, dessen Erfahrungen oder Proben sich erst nach mehreren Jahren bewähren, — der Geld nur mit Schwierigkeit und

aus der Ferne herbeischaffen kann, — und die natürliche Unruhe des andern, dessen Gewerbe den schnellesten Kreislauf geht, der Erfahrungen und Proben in wenigen Tagen vollendet, und der, er sey reich oder arm, doch nie von etwas anderem lebt, denn vom Gelde, welches er täglich einnimmt und täglich ausgiebt; — unberücksichtigt blieb, daß dem ersteren Naturalleistungen und Lieferungen allemal leichter werden als Geld-Abgaben, während der andere nur diese wünscht und sich vor jenen entsetzt, — und so wurden denn alle Naturalleistungen aufgehoben und neue Geldsteuern erfunden.

Hierauf folgte jede Begünstigung der Theilung des Eigenthums, das Losmachen von allen Banden, die es noch irgendwo zusammenhielten, die Aufhebung alles dessen, was noch gemeinschaftlich war, und dessen, wo die Achtung vor des Nächsten Recht und die Scheu vor dem Nachbar noch fesselte. — Jeder sollte nur auf sich selbst hingewiesen seyn, und nach Möglichkeit seinen Zustand verbessern können, alles sollte sich regen und bewegen und dem Geldverkehr anheimfallen, denn darin bestanden Glück und Wohlfahrt. — Die bisherige Ruhe, Zufriedenheit mit dem Bestehenden, das Leben mit der Natur, schien etwas Verderbliches. Nur im schnellen Wechsel war Glück und Heil.

Eben so mußte nach Möglichkeit aufgehoben werden der Unterschied der Stände. Es fielen alle Gesinde- und Handwerks-Ordnungen mit allen Vorzügen, welche Geburt und langer Besitz bis dahin gegeben hatten. Was an die Stelle der sonstigen Gesinde-Ordnung gegeben wurde, mochte allenfalls hinreichen für Haushofmeister und Kammerjungfern, es brachte aber Ungebundenheit und Trotz unter Bedienten, Ackerknechte und Mägde. Die Freiheit der Handwerke war nicht mehr an Probejahre, bewiesene Geschicklichkeit, unsträflichen Wandel und Anschließen an die Gesammtheit der Zunft, sondern nur an die zu zahlende Abgabe gebunden. — Von Stund' an stan-

den die Gesellen über den Meistern, ertrotzten jeden Lohn, und während letztere allenthalben über Mangel an brauchbaren Arbeitern klagten, füllte sich das Land mit Vagabunden, die an allen Thüren bettelten und schlechte Streiche verübten.

In Ansehung der Dörfer wurde affectirt, den Besitz und die polizeiliche Aufsicht der Gutsherrschaft nicht mehr zu kennen und den Schulzen als den Herrscher im Dorfe anzusehen. — In den zahllosen an diese gerichteten Verordnungen werden sie wie Bürgermeister und Polizei-Präsidenten gedacht, mit einem Magistrat um sich und Schreibern, und einer Rathsstube, und einer Registratur, wo protocollirt und registrirt wird. — Um sich davon zu überzeugen, darf man z. B. nur die Instructionen lesen, wie der Schulze beim Tabacksbau verfahren, und mit den Accise-Aemtern correspondiren soll, oder wegen Einziehung der Personen- und Gewerbesteuern.

Die Folge war: daß die Schulzen (von denen die Vernünftigen schon lange sagten: „Ja, lesen können wir es wohl, aber verstehen nicht!") sich den Geschäften nicht gewachsen erklärten, und nun wurde wieder, im seltsamen Widerspruch, den Gutsherrschaften die Verpflichtung aufgelegt: den Schulzen zu assistiren und die Schreiberei zu besorgen, der er nicht gewachsen sey. Als ob mit der Assistenz im Schreiben ihm auch der mangelnde Geschäfts-Verstand und die Autorität über seines Gleichen und über seine natürlichen Vorgesetzten gegeben werden könne. Und so kehrte man allenthalben das Unterste zu oberst.

Die Verwaltung selbst betreffend, so war es natürlich, daß dieser Orden der Regierer, der mit dem Lande selbst in gar keiner Verbindung stand, sondern bloß auf seinen Theorien ruhete, eine Methode der Geschäftsführung erfand, die mit denselben harmonirte.

Früher war es Niemandem eingefallen, eine Provinz anders zu administriren denn als Provinz, und die Gesammtheit

ihrer Verhältnisse, so wie sie sich wechselsweise erzeugen und bedingen, in der Hand zu behalten. Von nun aber sollte jeder einzelne Gegenstand auf's beste behandelt und dem Klügsten in dem Fach vor Augen gebracht werden. Es wurde daher versucht, jeden Gegenstand einzeln herauszuspinnen und ihn von seinen Neben-Bedingungen zu sondern. So wurden die Einkünfte, die Polizei, der Handel, die Administration der liegenden Gründe, die Schulen, die Landstraßen u. s. w. einzeln behandelt, und so sollten sie für den ganzen Staat in eben so viele Central-Stellen zusammenlaufen.

Die natürliche Folge war, daß die Gegenstände der neuen Erfindung sich nicht anbequemen wollten. Wenn ein solcher Gegenstand regulirt werden sollte, so streifte er immer andere Verhältnisse, wodurch denn nothwendig eine sehr große und unnütze Correspondenz von einer Behörde zur andern entstehen, und für die Central-Stellen die Unmöglichkeit herbeigeführt werden mußte, trotz alles Fleißes, trotz alles Hin- und Herschreibens, und trotz des besten Willens sogar, die eigentlichen Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner auch nur kennen zu lernen, vielweniger, wie doch die Absicht war, sie zu verbessern.

Für den Orden selbst hatte diese Lage der Dinge die ersprießliche Folge, daß er sich immer vergrößerte, indem immer mehr Behörden errichtet, und immer mehr Aspiranten aufgenommen werden mußten, um nur der Menge der selbstgeschaffenen Geschäfte gewachsen zu seyn.

Seine Macht wurde so groß, daß es ihm gelang, nicht nur seinen geschichtlichen Ursprung, sondern sogar den Zweck, um dessentwillen er da war, total in Vergessenheit zu bringen.

Ursprünglich war alles das, dessen er sich jetzt unterwand, durch den Kanzler des Fürsten mit einigen gelehrten Räthen besorgt worden.

Zu dieser Leute Unterhalt waren niemals Abgaben erhoben worden, sondern sie gehörten mit zu dem Hausstand des Regenten.

Stehende Abgaben wurden erst eingeführt, wie die Nothwendigkeit eintrat, stehende Heere zu unterhalten. Dazu waren sie ausschließlich bestimmt, und wenn gleich im Laufe der Zeiten die Verhältnisse verwikkelter wurden, und ein Theil der Abgaben auch für den Civil-Etat verwendet werden mußte, so ward doch noch vor 30 Jahren nur ein verhältnißmäßig ganz Unbedeutendes hierzu verwendet, und seinem ursprünglichen Zweck entzogen.

Jetzt war es dahin gekommen, daß der Orden der Regierer und seine Verbündeten, die Wucherer, die größere Hälfte der Staats-Einnahme verschlangen, so daß nur die kleinere zur Unterhaltung des Heeres übrig blieb.

Hätte man nur im Mindesten den Zweck im Auge behalten, wozu der Orden instituirt worden war, nämlich, die Einkünfte zu verwalten (nicht, sie zu verzehren), und die Ober-Aufsicht über allgemeine Ordnung im Lande zu führen, so hätte man einsehen müssen, daß dieser Zweck durch viel zu kostbare Mittel erstrebt würde.

Davon war man aber nur zu weit entfernt. Wenn von Regulirung der Ausgaben oder von deren Verminderung die Rede war, so wußte der Orden immer vorzuspiegeln:

daß die Armee es sey, die alles verzehre.

Und wenn er eine Reduction derselben erlangt hatte, so verstand er es immer wieder, eine neue als nothwendig darzustellen.

Er stellte dabei den Grundsatz auf: daß Armeen überhaupt überflüssig wären, und durch Volks-Bewaffnung vollkommen ersetzt werden könnten, — und so groß war

die Befangenheit des Zeitalters, daß man ihm entweder getreulich Glauben beimaß, oder wenigstens, indem man den neuen Satz bestritt, den vor Augen liegenden Angriff auf den Orden selbst nicht wagte: daß nämlich, wenn das Volk so ungemein geschickt zur Selbst-Vertheidigung sey, es um so geschickter zur Selbst-Administration der eigenen Angelegenheiten seyn müsse, und daß in jenem Fall die Kosten der inneren Administration nur einen Bruchtheil derjenigen betragen dürften, die zur Sicherstellung nach Außen für nöthig befunden würden, weil man hier mit Feinden, dort aber mit lauter Freunden zu thun habe.

Je mehr also das Eine herabgesetzt werden könne, um so mehr müsse das Andere heruntergehen.

Diese unreife Idee der ausschließenden Volks-Bewaffnung war großentheils auf die Erfolge des Jahres 1813 gestützt, welche, zum großen Theil mit Unrecht, ihr allein zugeschrieben wurden. Es war dabei außer Acht gelassen, daß ein Zustand, wo jeder Einzelne die Ueberzeugung hatte, daß ohne Kampf alles verloren sey, zu den allerseltensten gehört; — daß die weiseste und gerechteste Regierung es nicht in ihrer Macht hat, alle Kriege zu vermeiden, deren Ursache jeden Unterthan nicht bis in's Innerste erschüttert, daß Preußen, die einzige von den großen Mächten, die mit allen Uebrigen in Berührung steht, mehr wie irgend eine andere von den Zwistigkeiten so vieler Nachbaren betroffen wird; — daß seine lang hingestreckte Lage und die heterogenen Bestandtheile seiner Macht es vor allen andern auffordert, auf alle Fälle gefaßt zu seyn, und daß mithin nichts Fehlerhafteres erdacht werden kann, als sein Vertheidigungssystem auf eine zwar kürzlich da gewesene, aber doch so seltene Ausnahme zu begründen, daß man dreist behaupten

kann, sie werde unter hundert Fällen nicht ein Mal wieder eintreten.

Diese Opposition wurde aber entweder nicht gefunden, oder der Orden war so mächtig, daß er sie gleich unterdrückte.

Ja, er ging in seinem Bestreben, alles wandelbar und vom Zufall abhängig zu machen, so weit, daß er versuchte, das Regentenhaus aus den Reihen der Angesessenen hinaus und zu den Heimathlosen hinüber zu ziehen, indem er es seines Grund-Eigenthums beraubte.

Er behauptete: Königliche Domainen seyen etwas Schädliches, weil sie von Privat-Personen höher würden genutzt werden! Deshalb müsse man sie verkaufen. Sie brachten, in ihrem Irrthum, ihren Herren um einen großen Theil derselben, und hatten nicht übel Lust, ihn von dem größten Grundbesitzer zu einem bloßen Pensionair seiner Unterthanen herabzusetzen, um auch an ihm die Vortheile des Wandelbaren und Beweglichen zu erproben.

Wie alles Entreprise und Speculation war, so sollte auch der König ein bloßer Staats-Entrepreneur seyn.

So viel von dem Orden der Regierer. Wir wenden uns zu den Wucherern oder Geld-Oligarchen, und zu ihrem Einfluß auf die Begebenheiten, insofern er auf ihrer engen Verbindung mit jenem Orden beruhete.

§. 12.

Die Welt-Ereignisse, welche diese Periode zu einer der unruhigsten machten, die je erlebt worden war, trugen viel dazu bei, die Dinge auf die Spitze zu stellen. Verheerungen des Feindes vereinigten sich mit den Anstrengungen der eigenen Regierungen, um die schon so hoch stehende Macht des Geldes noch zu vergrößern. Allenthalben wurde es gesucht, und den Regierungen wie den Einzelnen schien kein Preis zu hoch, um es zu bekommen.

Die Wucherer verstanden es, ihren Gewinn davon zu ziehen. Den hätte man ihnen verstatten mögen. Aber sie verstanden es auch, sich allenthalben außerhalb der Staaten zu setzen, und darin that ihnen der Orden der Regierer Vorschub, zum größten Nachtheil der arbeitenden Unterthanen, die nicht anders, denn innerhalb der Staaten leben konnten.

Es war überall, wo nicht für Recht, doch durch die Noth für genugsam entschuldigt gehalten, wenn man Waaren und Produkte im Kriege verbrauchte. Man requirirte Tuch, Schuhe, Lebensmittel, Vorspann und Transporte, lauter Dinge, die den arbeitenden Klassen zur Last fielen. Es fiel aber Niemandem ein, von den reichsten Speculanten und Wucherer Geld zu requiriren, und wenn ja einmal ein Davoust oder seines Gleichen darauf verfiel, so gab es einen solchen Lärm, daß beim Friedensschluß gewiß alles ersetzt wurde.

Der Schaden des Grundbesitzers wurde angesehen, als ob er ganz anderer Art wäre, und in der That war er auch immer so beträchtlich, daß kein Ersatz möglich war.

So litten die Wucherer niemals Schaden durch die Zeitläufte, sondern hatten überall den Gewinn, den sie sich für ihre Darlehne verschreiben ließen. Denn wenn es nachher zur Ausgleichung kam und der Staat seine Schulden bezahlen sollte, so betrachtete der Orden die Wucherer immer so, als ob sie nicht zum Staate gehörten. Hätten sie dazu gehört, so hätten sie einen adäquaten Theil zur Tilgung seiner Schulden hergeben müssen. Dies wurde aber nicht gefordert, sondern Steuern auf Production und Gewerbe gelegt, und Domainen verkauft, um sie zu befriedigen. So mußten die Arbeitenden wiederum für die Speculirenden hergeben, und diese ließen sich ihre Stellung außerhalb des Staatsverbandes recht wohl gefallen.

Sie bildeten nun eine geschlossene Gesellschaft durch ganz Europa, eine Oligarchie, wenn es je eine gegeben hat. Ihr

Stolz wuchs mit dem Luxus, den sie trieben, und von dem alle großen Städte, die sie bewohnten, Zeuge waren. Ihre Häupter setzten ihre Stühle zwischen die der Fürsten Europa's, und man sahe sie mit Erstaunen bei deren Zusammenkünften als mitverhandelnde und vermittelnde Mächte.

Der Orden der Regierer that ihnen allen Vorschub, denn er handelte und gewann durch ihre Vermittelung. Von jedem Finanzminister wurde verlangt, daß er ein ausgelernter Wucherer seyn müsse, damit er gewiß im System der Oligarchie und von ihr abhängig bleibe; — und was war denn nun leichter für diejenigen, die die Finanzen der Staaten in Händen hatten, oder nur damit Bescheid wußten und mit den Wucherern in Verbindung standen, als ihre Privat-Wucher-Geschäfte auf die der Staaten zu basiren und dadurch zu gewinnen? In der That sah man jeden armen Mann, sobald er nur in den Orden getreten war, Vermögen erwerben. Was sonst durch Veruntreuung öffentlicher Gelder geschehen war, das wurde jetzt durch Kauf und Verkauf von Papieren an der Börse gewonnen, — und da durch alle diese Kunststücke doch kein Geld hervorgezaubert werden konnte, so liefen sie sämmtlich darauf hinaus, es den arbeitenden Klassen aus der Tasche hinaus zu spielen. Es ist dabei noch die Frage: ob in dem ganzen Orden Einer ist, der auch nur daran denkt, daß er mit seinem Privat-Wucher etwas Unrechtes treibt, weil er durch die Kenntniß der wucherlichen Staats-Operationen gesichert ist.

Wenn ja einmal in Vorschlag gekommen ist, den Wucherern nicht alles zuzuwenden, und sie nach Proportion ihres Vermögens auch zahlen zu lassen, so hat es der Orden allemal durch die Vorstellung abgewendet:

man müsse diese Leute nicht böse machen! — Sie gingen mit ihrem Gelde fort, und wenn dann der Staat einmal in Verlegenheit gerathe, würde von ihnen nichts zu erlangen seyn!

O der guten Zeit, wenn sie erst alle fortgezogen wären! Aber leider wird sie nicht kommen, denn diese Leute sind wie die Fliegen.

Wir sehen die Staaten, die unter verschiedenen Formen Bankerot gemacht haben, Oesterreich, Frankreich, Holland, gegen welche die Wucherer also erbittert seyn und sie meiden müßten, eben so gut von ihnen umlagert, wie andere, wo man ihnen stets gewissenhaft gezahlt hat. Sobald man nur winkt, so sind sie wieder da. — Sie leihen den ephemeren Regierungen von Spanien und von Neapel, der Republik Columbia und dem schwarzen König Christoph, kurz allenthalben, wo auch keine Spur von Sicherheit für die Zukunft vorhanden ist: zum sicheren Beweise, daß ihr Profit schon im Augenblick des abgeschlossenen Geschäfts fix und fertig, und durch Umschläge mit den Papieren sicher in ihren Taschen ist; — so daß dasjenige, was sie unter dem Namen von Zinsen der Staatsschulden von den Regierungen Europa's jährlich genießen, diesen Namen eigentlich nicht verdient, sondern ein Ueberfluß des Profits ist, ein Tribut, der ihnen von den Staaten gezahlt wird.

So verhält es sich mit der neuen Geld-Oligarchie und mit der Herrschaft der Heimathlosen.

Es bleibt wohl kein Zweifel, daß nur in dieser Gesellschaft, und nicht unter den Schulknaben, die Demagogen gesucht werden müssen, welche die Staaten umkehren.

§. 13.

Der Einfluß, den die Weltbegebenheiten und die so eben geschilderten beiden neuen Erscheinungen auf die größeren Grundbesitzer haben mußten, kann mit wenigen Worten angegeben werden.

In den ersten Paragraphen dieser Schrift ist der Zustand geschildert, in dem sie sich schon befanden. Nun fiel noch über sie her:

Lieferungen und Contributionen für den Feind.

Lieferungen und Ausrüstungen für das Vaterland.

Vermögens-Steuer, Silber- und Luxussteuer gezahlt.

Verlust der bisherigen Abgabenfreiheit bei ihrem schon verschuldeten Zustande, wo also der Besitzer so viel zahlen mußte, als sey sein Vermögen gleich dem ganzen Werthe des Gutes, von dem vielleicht nur der zehnte Theil ihm noch wirklich gehörte.

Verlust aller nutzbaren Privilegien.

Verlust aller Naturaldienste, und daher die Nothwendigkeit, jede Arbeit mit Gelde zu bezahlen, die sonst umsonst geleistet wurde.

Erzwungene Gemeinheitstheilungen, und daher die Nothwendigkeit, mehr Acker anzunehmen und die Wirthschaft zu vergrößern, wenn gleich es schon zu der kleineren an Gelde gefehlt hatte.

Wucher von allen Seiten, wenn er borgen mußte.

Mahlsteuer, Schlachtsteuer, Gewerbesteuer für Brennereien, Brauereien und Mühlen, Accise für dieselben Gegenstände und für den Tabacksbau, Klassensteuer, Provinzial-Schulden-Tilgungs-Steuer eingeführt und ihm aufgelegt.

Allgemeine Concurrenz im Lande, bei den Gegenständen, die er sonst ausschließlich nutzte, und sogar von dem Auslande eingeführt, wo entweder die Gegenstände nicht besteuert waren, oder wo die rohen Produkte viel wohlfeiler erzeugt wurden, weil dort noch Naturaldienste stattfanden.

Sinkende Getreidepreise, von deren Ursache noch Einiges gesagt werden muß.

In den Städten ward so viel Geld zum Wucher, zur Speculation und zum Börsenschacher verbraucht, und die Staatskassen zogen so viel an sich, daß nur ein sehr mäßiger Theil zum Ankauf der Land-Produkte übrig blieb. — Der Städter kaufte also nur für den täglichen Bedarf, und niemals auf die Zukunft im Voraus.

Der Landmann aber, um das ihm täglich nothwendiger werdende baare Geld in die Hand zu bekommen, füllte den Markt mit Produkten, und drängte sich mit seinem Getreide und seinem Vieh nach der Stadt. Was war also natürlicher, als daß die Preise von Jahr zu Jahr mehr heruntergedrückt wurden? daß jeder Käufer bei der sich drängenden Zufuhr, und da er selbst keinen Ueberfluß an baarem Gelde hatte, mit dem Einkauf zurückhielt, weil er sah, es müsse immer wohlfeiler werden.

Die Theorie frägt zwar, warum denn der Landmann bei so schlechtem Preise losschlage? Es stehe ja in seiner Macht, zu verkaufen oder nicht. — Dem ist aber nicht also. Zuerst drängt ihn der Mangel an baarem Gelde, um die neuen Steuern bezahlen zu können. Sodann muß er Tage lang reisen und zurückreisen, um an die Quelle des baaren Geldes, den Markt, zu gelangen; — zu Hause wartet auf ihn seine Ackerbestellung, seine Erndte, sein Vieh, seine ganze Wirthschaft; er kann sie nicht versäumen, denn in der Wirthschaft ist alles Kreislauf; er muß also verkaufen, um zurückkehren zu können. Der Käufer hingegen hat den Markt vor der Thür, er sieht ihn einen Tag wie den andern gefüllt, — er hat Zeit zu warten; und so bestimmt er, und nicht der Verkäufer, allemal den Preis!

Dies ist so gewiß der Fall, daß wir täglich ländliche Produkte unter dem Preise losschlagen sehen, den sie zu erzeugen kosten.

In Zeiten wirklichen Mangels, die in unserem ackerbauenden Lande noch nicht eingetreten sind, kehrt das Verhältniß sich

um, denn alsdann fährt Allarm unter die Käufer, und einer überbietet den andern.

Aus jenem Verhältniß ergiebt sich denn auch noch obenein: daß das Land eigentlich die Abgaben der Städte mit bezahlt.

Diesen ist nämlich, statt der direkten Klassensteuer, die das platte Land zahlt, eine indirekte Steuer auferlegt auf die Consumtibilien, welche in ihnen verbraucht werden. —

Sollte nun diese Steuer den Consumenten wirklich treffen, so müßten Brod und Fleisch um so viel theurer geworden seyn, als die Steuer beträgt. Da sie aber nicht nur im Preise stehen geblieben, sondern sogar wohlfeiler geworden sind, so ist ganz klar: daß der Bäcker, der Brauer, der Brenner, der Schlächter dem Landmann am Preise seiner Produkte so viel abdrücken, als sie nachher der Accise entrichten müssen, und indem dieser dadurch so viel weniger erhält, so ist klar, daß er unter den jetzigen Verhältnissen, neben seinen eigenen Lasten, auch die der Städte mit trägt.

Aus diesem allen erklärt sich hinlänglich das gänzliche Herunterkommen der großen Grundbesitzer. Die einzelnen Fälle ausgenommen, wo ein neuer Geld-Oligarch zu seinem Vergnügen sich auf dem Lande niedergelassen hat, oder wo niemals viele Kinder getheilt haben, sind sie sämmtlich im Verfall. Die Nachkommen der alten Geschlechter sind zu armen Landwirthen und ängstlichen Oekonomen herabgesunken. Sie unterscheiden sich von Pächtern nur durch minderen Wohlstand, und selbst diejenigen sonst gewerbetreibenden Speculanten, die vor zehn oder zwanzig Jahren große Landgüter gekauft haben, nähern sich schon demselben Zustande.

§. 14.

Was endlich die kleinen Grundbesitzer, die Bauern, anbetrifft, so ist von den Demagogen zwar alles geschehen, um

sie empor zu treiben, zugleich ist aber, aus Unkenntniß ihrer wahren Verhältnisse, ein doppelter Saamen des Verderbens unter sie gestreut, der binnen Kurzem den ganzen Bauernstand auflösen muß. Dies ist: die Entwöhnung von einem arbeitsamen und einfachen Leben, und die neu geschenkte Theilbarkeit und Verschuldbarkeit ihrer Güter.

Wie die Neuerer, die Demagogen, zuerst die Büchse der Pandora eröffneten, so fielen für den Bauernstand gleichzeitig zwei Neuerungen heraus, jede an sich schon verderblich, bei unbedachtsamer Anwendung aber noch verderblicher in ihrem Zusammentreffen.

Es waren:

Aufhebung aller Naturalleistungen an den Staat, und

Aufhebung der Naturaldienste an die Herrschaft.

Bei den ersten wurde rein vergessen, was die Bauern denn eigentlich dem Staate geleistet hatten. Es war die Verpflegung der Armee gewesen. — Diese ward nun von Stund' an durch vom Staate bezahlte Entrepreneurs geleistet, ohne daß dem Bauernstande eine andere, einigermaßen äquivalente, Abgabe dafür aufgelegt worden wäre; denn die neu erfundenen trafen fast ausschließlich die Rittergutsbesitzer, und so bekam ein jeder Bauer, zu seinem Erstaunen, einen jährlichen Ueberschuß in die Hand, mit dem er für den Augenblick nichts anzufangen wußte.

Da nun die Aufhebung der Naturaldienste an die Herrschaft hiermit coincidirte, so deckte der Bauer die an deren Stelle tretenden Geld- oder Getreide-, oder Land-Abgaben durch jenen Ueberfluß. So befand er sich denn, ohne Dienste, genau in dem nämlichen Zustande, wie zuvor mit denselben. Er änderte daher nichts an seiner Wirthschaft. Den Knecht und die Magd, die er des Hofedienstes wegen gehalten hatte, hätte er

jetzt abschaffen können. Er behielt sie aber bei, ließ sie die Arbeit verrichten, die er bis dahin selbst gethan hatte, und versetzte dadurch seine eigene Person in vollkommene Ruhe. Statt daß er sonst auf seinem Acker arbeitete, sieht man ihn jetzt vor der Hausthür, oder im Wirthshause vor der Branntweinflasche sitzen. Wo sonst im Sommer um 3 Uhr Morgens alles schon munter war, wird es jetzt kaum um 6 Uhr lebendig.

Schon ist Kaffee an die Stelle der Brodsuppe getreten. Statt daß der Bauer sonst seine Söhne zur Arbeit anhalten mußte, lernen diese jetzt die Faulheit vom Vater, und um ihnen ein bequemes Leben zu verschaffen, sendet er sie in die Stadt und läßt sie ein Handwerk oder vielmehr Gottlosigkeiten und das Vagabundiren erlernen.

Es ist klar, daß mit der verminderten Arbeitsamkeit und durch die aufgegebene einfache Lebensart auch die alte Gesundheit und Kraft dahinschwindet.

Schon suchen wir im Heere nach den ehemaligen Bauersöhnen, welche den Kern desselben ausmachten, und bald werden wir sie gar nicht mehr finden.

Wiederum wurde die Büchse der Pandora geöffnet, und heraus sprang für den Bauernstand: das Geschenk, diejenigen Grundstücke als freies Eigenthum zu besitzen, die ihm bisher von der Herrschaft zum Nießbrauch überlassen gewesen waren. Mit diesem Geschenk verschwand die Grundbedingung, welche bisher den Bauernstand in seiner Eigenthümlichkeit, Arbeitsamkeit und Sicherheit erhalten hatte.

So lange er bloß Nießbraucher der herrschaftlichen Grundstücke gewesen war, waren sie für ihn, dem Wesen nach, ein unverschuldbares Familien-Fidei-Commiß, denn schon seit 100 Jahren bestand das Gesetz: daß der Sohn nicht aus dem Nießbrauch des Vaters gesetzt werden dürfte. Das Grundstück ging, unverschuldet und untheilbar, mit der Hofwehr auf ihn über. Nur was der Vater sonst etwa Be-

wegliches hinterlassen hatte, konnte unter die übrigen Kinder getheilt werden, die denn von ihrer Hände Arbeit, so gut wie alle übrigen Landbewohner, sich ernähren mußten.

Jetzt aber fiel das neue Eigenthum unter das im Landrecht festgehaltene Römische Recht; Hypothekenbücher wurden eingeführt, jedes Erbe gleich getheilt, und Schulden werden auf die Bauergüter eingetragen. Dadurch eilen sie demselben Abgrunde zu, in welchen die Rittergutsbesitzer gefallen sind, — sie sind der Macht des Geldes dahingegeben, welches bis jetzt beinahe keine Gewalt über sie hatte. — Schon bemeistert sich die Sucht des Kaufens und Verkaufens, und die noch weit thörichtere, jedem Kinde ein hinreichendes Erbtheil zu hinterlassen (welche dahin führt, daß die Güter zu hoch geschätzt und mit Schulden überladen werden), des Bauernstandes.

Die Justizbeamten reisen umher und erndten reiche Sporteln von Kaufs- und Verkaufs- und Erb-Geschäften eines Standes, mit welchem sie bisher beinahe gar nichts zu thun hatten. Die jüngeren Bauernsöhne entfernen sich von der Arbeit, und suchen mit dem neuen Vermögen einen leichteren Erwerb in der Stadt, und es kann nicht fehlen, daß in einer nicht fernen Zeit sich eine müßige Klasse von Mitbesitzern der Bauergüter bilden muß, wie sie jetzt bei den Rittergütern und bei dem städtischen Eigenthum existirt.

So ist denn auch das letzte Eigenthum, welches noch fest und sicher war, beweglich und wandelbar gemacht, und auch der Bauernstand dem Wucher, den Processen, und den Zufälligkeiten der Geldwirthschaft dahingegeben.

Zur Beschleunigung dient: daß, nachdem der böse Samen schon aufgegangen, die faulen Gewohnheiten schon angenommen waren, und der Bauernstand das Schuldenmachen schon gelernt hatte, der Geldmangel den Orden der Regierer dahin trieb, dem Bauernstande eine neue beträchtliche Geldsteuer auf-

zulegen. Nachdem er also 10 oder 12 Jahre lang beinahe von allen Abgaben befreit, und in eine ungewohnte, bequemere Lebensweise hineingetrieben worden war, mußte er sich zu einer, wenn nicht höheren, doch ungleich beschwerlicheren Abgabe bequemen, als er früherhin, unter ganz anderen Verhältnissen, getragen hatte. Ich meine die Klassensteuer, welche in baarem Gelde gezahlt, wozu also das Geld auf dem Markte erworben und geholt werden muß, während ehedem die Heeresverpflegung in natura geleistet werden konnte. — Nun erst fühlt der Bauer die Last der Neuerungen, nun mit einemmale ist ihm das damals unbedachtsam gemachte Geschenk entschwunden, und es ist kein Wunder, daß diese Abgabe ihm verhaßt ist. Sie ist es um so mehr, weil sie auch die Klasse der Tagelöhner trifft, die sonst von allen Abgaben gänzlich frei war.

Zu diesem allen kömmt noch, daß auch die Grundstücke selbst ohne Maß getheilt und kleiner gemacht werden, wodurch denn zwar, sowie durch das Vertheilen der Gemeinweiden, die Production für den Augenblick erhöht, aber für die Zukunft der Zustand vorbereitet wird, den wir in den sogenannten gesegneten Ländern wahrnehmen, in denen beinahe Jedermann ein kleines Eigenthum hat, am Rhein, in den Niederlanden u. s. w.

Hier verzehrt die, durch die weit getriebene Theilung erzeugte, größere Population ihre Produkte in dem Grade, daß nach einer fehlgeschlagenen Erndte Hungersnoth entsteht, eine Calamität, von der wir gar nichts wissen. Denn wie in der Nacht vom 30sten zum 31sten Mai 1818 der Roggen im ganzen Oderbruche, und im größten Theil der Uckermark und des Havellandes (also in den Kornkammern von Berlin) in der Blüthe erfror, so daß gar nicht geerndtet wurde, so verspürte man den Rückschlag in Berlin dennoch nicht; — man hat es gar nicht einmal erfahren; keine Zeitung redete davon. —

Wie aber das Jahr vorher in Brabant und Flandern eine schlechte Erndte gewesen war, und die Menschen in Brüssel vor Hunger auf der Straße starben, da ertönten sie freilich alle von dem Jammer.

Wenn aber der Orden der Demagogen fortfahren darf, das Landvolk in die Städte ziehen zu lassen, wenn er ihre Wirthschaften zerschlagen und verhypotheciren darf, damit sie nachher von Justizpersonen administrirt werden müssen, oder wenn er sie, nach dem Verschwinden des jetzigen Bauernstandes, an städtische Schwächlinge wird gebracht, und in so viel kleine Theile wie möglich wird getheilt haben, damit ja ein Jeder ein Eigenthum habe, so wird er auch das Vergnügen haben, noch ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, auch in unserem Vaterlande die Hungersnoth praktisch eingeführt zu haben.

Dies ist die Aussicht und der Zustand des kleinen ländlichen Grundbesitzers, ein Zustand, von welchem jener Orden schwerlich eine Ahnung hat.

§. 15.

Ich glaube nun, meinem zu Anfang angekündigten Vorsatz gemäß, die Ursachen entwickelt zu haben, welche die Verarmung der Grundbesitzer herbeiführen mußten, und welche sie noch täglich in immer zunehmendem Maße beschleunigen. — Es würde nun an der Zeit seyn, die Mittel zur Hülfe anzugeben.

Wenn aber das bisher Gesagte deutlich genug ergiebt, daß das auf den Grundbesitzern lastende Uebel kein anderes ist, als dasjenige, welches die Staaten selbst drückt; — wenn die letzte hohe Verschuldung, der Mangel an Geld in den Staats-Kassen, die Unmöglichkeit, Dinge durchzuführen, die noch unseren nächsten Vorfahren ganz leicht wurden, die Schwierigkeit, nur das nothwendigste Militair nothdürftig zu erhalten, die Verschleuderung so vieler Staats- und Privat-Kapitale, die

Beschränkung der regierenden Häuser selbst, — wenn alle diese demagogischen Erscheinungen und Umtriebe ganz dieselben und die nämlichen sind, welche die Grundbesitzer an den Bettelstab bringen, so wird sich auch ganz von selbst ergeben:

a) daß es die Revolution ist: — die durch das Streben, den Zustand der Gesellschaft nach neu erfundenen Theorien zu verbessern, hervorgebrachte Umkehr aller Verhältnisse, nebst allen ihr vorangegangenen und sie begleitenden Weltereignissen, welche diese Erscheinungen herbeigeführt hat;

b) daß es also nur darauf ankommt, scharf in's Auge zu fassen: ob es rathsam sey, diesen Umsturz seinen wechselvollen Gang ferner gehen zu lassen, und das endliche Resultat ruhig abzuwarten, oder sich seinem rastlosen Fortschreiten entgegen zu stellen?

Geht die Revolution fort, so verschwinden die jetzigen Grundbesitzer, und mit ihnen alles Feststehende und historisch Begründete im Staat, mit anderen Worten: der jetzige Staat selbst. Sollen diese gerettet werden, so wird man der Revolution ein Ende machen müssen.

§. 16.

Aus allem bisher Gesagten geht aber wohl zur Genüge hervor, daß einer so tief begründeten Calamität nicht anders ein Ende gemacht werden kann, als wenn man die Grundursachen zerstört, auf welchen sie ruht.

Besteht nun aber die Revolution darin: daß das Bewegliche über das Unbewegliche gesetzt worden ist, der ewige Wechsel über eine ruhige Ordnung, das Geld über den Grund und Boden, die Speculanten über die fleißigen Arbeiter, und die heimathlosen Theoretiker über die angesessenen Leute; ist nebenher der Ruin der Angesessenen durch fehlerhafte und fremdartige Successionsgesetze schon lange vorbereitet worden, —

so ergiebt sich auch mit Evidenz, was zu thun ist, um der dadurch entstandenen Calamität ein Ende zu machen.

Es wird nämlich nöthig seyn:

1) Der Geld-Oligarchie den Gehorsam aufzusagen, sie nicht ferner zu unterstützen, den jährlichen Tribut einzuschränken, den man ihr zahlt, um ihn in der Folge ganz aufzuheben;

2) Den Bund mit den Heimathlosen aufzugeben, und dagegen einen mit den Angesessenen zu schließen, jenen Orden ganz aufzuheben, und seinen Mitgliedern dadurch eine Heimath zu geben, — denn wenn sie vom Regieren nicht mehr werden leben können, so werden sie entweder ein Eigenthum erwerben, oder auswandern; — den Preußischen Staat (der nicht bloß aus Menschen und Speculanten, sondern aus Menschen, deren Arbeit, und aus einem festen Grund und Boden besteht) durch angesessene Leute zu regieren, die mit dem Grund und Boden verwachsen, und mit denen verschwistert sind, die ihn oder seine Erzeugnisse bearbeiten.

Dadurch wird die Administration sogleich leichter, einfacher und wohlfeiler.

Einer Corporation von Angesessenen kann Vieles überlassen, und nur die Oberaufsicht vorbehalten werden, wogegen jetzt selbst das Kleinste von oben herab bestimmt und regiert werden soll. — Jene kann ihren eigenen Schaden niemals wollen, jetzt aber ist er beinahe eben so oft erzielt worden, als man sie speculirend hat beglücken wollen.

Ferner: Ein angesessener Mann geht wieder zurück in seine Heimath, wenn man seiner nicht mehr bedarf.

Ein Heimathloser will ewig beibehalten, salarirt, pensionirt, und sammt seiner Sippschaft unterhalten seyn.

3) Die Successions-Gesetze für alles Grundeigenthum zu ändern, so daß es nicht ferner von Erbfall zu Erbfall taxirt, getheilt und verschuldet werden dürfe, son-

dern daß ein beständiger Unterschied bleibe zwischen beweglichem und unbeweglichem Vermögen, daß ersteres theilbar, letzteres aber untheilbar bleibe, beide ihrer inneren Natur und ihrem Wesen nach; ersteres dem Gelde und dem Verkehr unterworfen, letzteres aber nicht.

4) Ein Amortisations-System für die alten Schulden einzurichten, welches sich wahrscheinlich mit den Pfandbriefen würde verbinden lassen.

Mit diesen Maßregeln kann Alles nach und nach in einen ruhigen Stand zurückkehren, und die jetzige Unruhe und Verlegenheit gestillt werden.

Wenn das Geld in der Speculation seinen Werth verliert, muß es sich den Arbeiten, und durch diese dem Staate wieder zuwenden, statt daß es jetzt von den Arbeiten, durch den Staat, in die Speculation fließt.

Wenn angesessene Leute das Land verwalten, müssen sie, ihrer Natur nach, nach Ruhe und Stabilität der Verhältnisse trachten.

Wenn die Unbeweglichkeit der Grundstücke nicht durch Geld und Schulden aufgehoben, und das Feste dadurch dem Wechsel unterworfen wird, so werden sie immer den Besitzer und seine Angehörigen ernähren, und dem Staate Vertheidiger und ein sicheres Einkommen liefern.

§. 17.

Würde dies nicht aber eine neue Umkehr seyn, die auch ihre Gefahren haben kann? und wäre es nicht besser, in der zu verharren, die einmal hereingebrochen ist, — erwartend, was daraus entstehen wird?

Betrachten wir daher kurz, welcher von beiden Gegensätzen für den Staat und das regierende Haus ersprießlich seyn kann.

Der Staat besteht nicht aus einem Aggregat von Menschen, die einen willkürlichen Gesellschafts-Vertrag mit einan-

der geschlossen haben, sondern er ist das geschichtliche Resultat des Zusammenlebens dieser Menschen auf einem bestimmten Fleck der Erde.

Versuchen wir, alle Menschen, die im Preußischen Staate leben, mit allen ihren Kenntnissen, mit aller ihrer gerühmten Industrie, mit ihrem Gelde, kurz mit allem was nur irgend beweglich ist, nach Afrika zu versetzen! — Nehmen wir den Orden der Regierer und die berühmtesten Wucherer mit, und stellen wir sie dort an die Spitze der neuen Colonie! — Wird dann der Preußische Staat in Afrika fortleben?

Wenn Niemand diese Frage mit: Ja beantworten kann, so ist auch erwiesen, daß der Preußische Grund und Boden, und eine gewisse Stabilität der Verhältnisse dazu gehören, um den Preußischen Staat zu erhalten, und daß diese durch Theorien und Menschen und Geld nicht ersetzt werden können.

Ist das Geld ein Glück oder ein nothwendiges Uebel? — Ohne diese Frage philosophisch erörtern zu wollen, genügt wohl schon die Bemerkung, daß jedes Glück ein inneres seyn, und den Charakter der Ruhe an sich tragen muß, daß mithin ein so vergängliches, äußerliches und unruhiges Ding, wie das Geld, nur ein falscher Götze seyn kann, der Diejenigen nicht beglücken wird, die ihm opfern.

Es kann also niemals rathsam seyn, die ganze Masse des Volks von der Arbeit und vom ruhigen Erwerbe ab, in die Unruhe der Geldspeculation hinein zu treiben, und einen Jeden, seiner eingebildeten Bereicherung und der Verbesserung seines Zustandes wegen, von aller Gemeinschaft mit seinen Standesgenossen zu isoliren, bloß, damit er mehr Industrie deployiren und mehr Geld erwerben könne, wie dies der Demagogen einziges Bestreben ist.

Gehören die regierenden Häuser zu den Angesessenen oder zu den Heimathlosen? zu denen, die fleißig und ehr=

lich arbeiten und ihres Geschäfts warten, oder zu den Speculanten?

Wer ihres Ursprunges und ihrer Geschichte eingedenk ist, wird über die Beantwortung dieser Fragen nicht zweifelhaft seyn. Und doch sehen wir täglich, wie das Bestreben der Demagogen, der heimathlosen Speculanten, dahin gerichtet ist, den Landesherren den Charakter der Angesessenheit zu nehmen, und sie zu den Heimathlosen hinüberzuziehen, — sie wie bloße Staatsbeamte darzustellen, die für ihr nothwendiges Da-Seyn eine reichliche Pension genießen. Wir sehen täglich, daß die Regierungskunst von der fleißigen Leitung des Bestehenden ab- und zu der Speculation nach Verbesserung hingezogen werden soll.

Was könnte die Fürsten, wenn sie ihre Lage erkennen, wohl bewegen, in einer ihrem Stande und ihrem Wesen so ganz entgegengesetzten Verbindung zu beharren?

§. 18.

Aus diesen Betrachtungen, aus der Erfahrung dessen, was bis jetzt geschehen ist, und des Ganges, den die Umkehr genommen hat, ergiebt sich als ihr unausbleibliches Resultat: Stets wachsende Verlegenheit in den Finanzen, weil die Geld-Oligarchie sich fortwährend alles dessen bemächtigen wird, was man auf irgend eine Weise wird zusammenbringen können, und weil der Orden der heimathlosen Regierer, so wie er den jetzigen Zustand herbeigeführt hat, so auch ferner noch zu Durchsetzung seiner Verbesserungs-Ideen, zu Erhaltung des Ordens selbst, und um den Wechselfällen und Ereignissen zu begegnen, die als nothwendige Folge seines kenntnißlosen Eingreifens sich immer wieder ereignen müssen, je länger je mehr Geld gebrauchen wird.

Verschwinden des Privatvermögens der regierenden Häuser, weil der Orden nicht unterlassen wird, bei jeder Weltbe-

gebenheit, die Anstrengungen erfordert, das Dahingeben desselben wie eine Tugend darzustellen, und auch zu beweisen, daß alle anderen Quellen erschöpft sind, und andere Hülfe nicht mehr möglich sey.

Die Unmöglichkeit, ein Heer zu unterhalten, um das Ansehen des Staates bei den Nachbarn zu bewahren, weil dieses in Friedenszeiten immer als das Entbehrlichste dargestellt werden wird, und weil die Heimathlosen sich jederzeit als die violentesten Vaterlandsvertheidiger und als Diejenigen anpreisen, die für sich allein die Rettung sicher bewerkstelligen werden, bis sie dann, wenn die Stunde schlägt, alle davonlaufen, wenn nicht ein fester Kern vorhanden ist, in den man sie einschachteln kann.

Gänzliche Verarmung der Grundbesitzer und derer, die in den Städten ehrliche Gewerbe treiben, und als Folge

für die Ersteren beständiger Wechsel des Eigenthums; der eine ausgepfändet und vertrieben, der andere einziehend, alles umwerfend, die Anlagen des Vorgängers zerstörend, das Grundkapital verzehrend, dann wieder verkaufend, ein dritter wieder ausgetrieben, bis endlich der Acker zur Wüste wird, und das Land mit Vagabunden angefüllt ist.

Für die Letzten: kein fester Besitz, kein sicherer Absatz, täglich neue Ankömmlinge, die Neues unternehmen, einer dem andern den Rang abzulaufen suchend, — daher immer schlechtere Arbeit; — zunehmende Arroganz der Gesellen, Hin- und Herziehen derselben. Nothwendige Verarmung von allen Seiten.

Gänzliches Verschwinden des Bauernstandes. Erst die Grundstücke getheilt und verschuldet, dann Auspfändung und Vertreibung. Vagabunden im wechselnden Besitz der Grundstücke.

Wir sehen den Anfang dieses Zustandes schon in Preußen, wo die Abgaben nicht mehr eingehen, alle Güter in Sequestration fallen, und die Zinsen der Pfandbriefe (d. h. die Hälfte des sonstigen Einkommens) nicht mehr tragen; — wo

die schönsten Bauergüter in der Welt, in der Danziger Niederung, schon für den Betrag dreijähriger Abgaben verkauft werden, und in den Städten alles Gewerbe darniederliegt.

Es ist hier keine Täuschung möglich, denn es ist dort nichts Außerordentliches vorgefallen, was in den anderen Provinzen nicht auch stattgefunden hätte.

Es haben nur einige Lokal=Umstände und Unglücksfälle das Uebel früher zum Ausbruch gebracht.

Schon ist Pommern auf dem Wege, zu folgen, und dann kommt es an die andern Provinzen.

Daher hilft alles Kopfzerbrechen nichts, wie auf einzelnen Punkten zu helfen sey? und durch welche einzelne Maßregeln? Es ist ein Grundübel, lange vorbereitet, welches jetzt zum Ausbruche kommt, ein Uebel, dem man an die Wurzel gehen muß, wenn man überhaupt den Muth hat, es anzugreifen.

Hieraus folgt nothwendigerweise: daß der Orden doch nicht weiter wird regieren können, weil die Natur der Dinge einmal die Oberhand gewinnen muß über seine Speculationen, und daß die Geld=Oligarchie zusammenstürzen wird, sobald ihr jede Grundlage und die Arbeiter fehlen werden, die doch immer den Zins ihrer Wucher=Umschläge hervorbringen müssen.

Dies ist so gewiß, daß alle einsichtsvollen Wucherer es einsehen und schon anfangen, einen Theil ihres Vermögens in Grund und Boden anzulegen, ungeachtet er ihnen nichts einbringt.

Sie sehen aber die Katastrophe kommen und wissen: daß sie es am längsten aushalten, und zuletzt im Grund und Boden eine Zuflucht finden werden, wenn all' ihr Papier zerstoben ist, wie Spreu vor dem Winde.

Möchte der Staat ein Beispiel an ihnen nehmen!

Möchte er einlenken, da es noch Zeit ist!

Auch vor ihm gähnt der Abgrund auf, und ruft vernehmlich: Cave, adsum!

VIII.

Die Preußische Verfassung verglichen mit der Französischen.

Die Glückseligkeit und die Freiheit, welche aus Constitutionen neuerer Art hervorgehen sollen, werden so vielfach gepriesen, und solche Constitutionen werden eben deshalb an so vielen Orten ersehnt, daß es wohl der Mühe verlohnt, ihr Wesen und ihre Wirkungen an Beispielen wenigstens zu untersuchen. Diese zur Mode gewordene Sehnsucht hat Viele in dem Maße ergriffen, daß sie in der Meinung stehen, in solchen Ländern, wo keine niedergeschriebene Constitutions-Urkunde existirt, existire auch keine Verfassung.

Wenn die Verfassung aber nichts anderes ist, als der Inbegriff des bestehenden Rechtes bei einem Volke, sowohl im Verhältnisse des Regenten zu seinen Unterthanen, als in den Verhältnissen dieser zu einander, so ist schon an und für sich klar, daß es gar kein in civilisirtem Zustande lebendes Volk geben kann ohne Verfassung, diese mag nun in einer besonderen Urkunde zusammengeschrieben seyn oder nicht.

Erwägt man nun ferner: daß solche Rechtsverhältnisse doch erst in der That da seyn und bestehen müssen, bevor sie niedergeschrieben werden können, so begreift man kaum, wie irgend ein Mensch hoffen kann, daß eine improvisirt hinge-

schriebene Constitution, die also nicht beurkunden soll, was Recht und Gewohnheit ist im Lande, — sondern im Voraus bestimmen, was da werden soll, — wie diese an und für sich Glückseligkeit jemals begründen könne! — Als improvisirtes Ideal eines künftigen Zustandes muß sie vielmehr allemal den bestehenden verletzen, und in ihm alle Diejenigen, deren Rechtsverhältnisse und Besitzthum in der ursprünglich dagewesenen Verfassung begründet waren, mit anderen Worten: sie muß die ganze Nation verletzen, mit Ausnahme des kleinen Theils derselben, der gar keine sichere Existenz hat und in der allgemeinen Zerstörung zu gewinnen hofft, oder derer, die in der Eitelkeit ihrer Speculationen das Unglück nicht sehen wollen, was sie sich und ihren Mitbürgern bereiten.

Da die verschiedenen Französischen Constitutionen, welche auf einander gefolgt sind, und alle aus demselben Prinzip fließen, wenn gleich eine jede etwas gegen die vorhergehende modificirt, allenthalben nachgeahmt werden, wo man sich nach dergleichen sehnt, so wollen wir dieses improvisirte Produkt, welches alle älteren Rechtsverhältnisse verändert hat, und sich noch immer abmüht, neue an deren Stelle zu erschaffen, hier vergleichen mit der Preußischen Verfassung, die auf den Zustand und die Bedürfnisse des Landes begründet ist.

Wir wollen zu dem Ende ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten neben einander stellen.

In Preußen.	In Frankreich.
1) Jedermann ist frei in seinem Hause und in seinem Gewerbe. Er wird in seinen Geschäften durch keine andere gezwungene Beschäftigung unterbrochen, oder durch die Einwirkung Anderer gestört, höchstens kann ihn der Dienst in der Landwehr ein Jahr um das andere 14 Tage lang von [illegible]em Geschäft entfernen. Er kann [illegible] wohin er will, zurückeh-	1) Er wird alle Augenblicke gestört. Er muß jederzeit zum Dienste in der Nationalgarde bereit seyn, seine Montirung anschaffen, seine Waffen unterhalten, er muß auf die Wache ziehen, exerciren u. s. w. Es dringen Steuer-Officianten in sein Haus, zählen seine Thüren, Fenster, Mobilien und besteuern sie. Wenn er reiset, muß er sich allenthalben über seine Geschäfte

In Preußen.

ren u. s. w. Niemand fragt nach seinen Absichten.

2) Jedermann, der Reiche wie der Arme, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Der Dienst im stehenden Heere dauert 3 Jahre. Im Frieden wird der Soldat nach 2½ Jahren beurlaubt. Nachher bleibt er 2 Jahre in der Kriegsreserve ebenfalls ungestört auf Urlaub. Endlich 7 Jahre in der Landwehr, während welcher Zeit er einigen 14tägigen Uebungen beiwohnen muß.

3) In jeder Gemeinde (Commune), es sey Stadt oder Dorf, ist jeder angesessene Einwohner (Bürger) Mitbesitzer eines Gemeinde- (Communal-) Vermögens, welches aus Vorwerken, Wäldern, andern Einkünften, oder wenigstens aus Gemeindeweiden besteht. Dies Vermögen dient dazu, die gewöhnlichen Leistungen der Commune ganz oder theilweise zu bestreiten, und ist zuweilen so beträchtlich, daß außerdem noch von den jährlichen Einkünften an die Bürger vertheilt wird (z. B. Holz).

4) So wie die Gemeinde über ihr Vermögen disponiren kann, so steht sie auch mit ihrer Obrigkeit in directer und freier Verbindung. Jede Stadt wählt ihren Bürgermeister und Magistrat, und die Staatsbehörde bestätigt dieselben bloß. Diese Erwählten können nicht anders als in Folge einer Criminal-Untersuchung abgesetzt werden. Auf den Dörfern ist das Amt des Schulzen theils erblich (Lehnschulzen), theils werden sie von der Obrigkeit eingesetzt. Die Schulzen

In Frankreich.

ausweisen, und wenn er in den Verdacht geräth, zu einer Partei zu gehören, die in dem Augenblick der herrschenden entgegensteht, so kann er leicht auch unschuldig in's Gefängniß wandern.

2) Es findet Stellvertretung statt, die Wohlhabenden können sich also vom Dienst befreien, welcher im stehenden Heere 8 Jahre dauert. Die Nationalgarde aber nimmt alle Bürger für ihre Lebenszeit in Anspruch.

3) Die Revolution hat alles Communal-Vermögen verschlungen. Den letzten Rest zog Napoleon für den Staat ein. Demnach muß zu jeder, auch der kleinsten Leistung (sey es z. B. die Reparatur eines Pflasters oder Brunnens) den Bürgern eine Schätzung auferlegt werden.

4) So wie die Communen kein Vermögen haben und über nichts disponiren dürfen, sondern überall von der Hauptstadt aus geleitet und geregelt werden, so stehen sie auch mit ihrer Obrigkeit nur in Zwangsverbindung. Die Maires werden überall, in Städten wie in Dörfern, von der Regierung eingesetzt. Sie sind in jedem Augenblick durch den Minister, und selbst durch den Präfekten absetzbar. Hiervon wird in solchem Maße Gebrauch gemacht, daß wenige Monate

In Preußen.

sind nicht fremde Leute, sondern sie sind in der Gemeinde angesessen, die von ihnen verwaltet wird, und gehören zum Bauernstande. Daß nur die angesehensten und brauchbarsten Bauern dazu berufen werden können, liegt in der Natur der Sache. Unbrauchbare oder abwesende Lehnschulzen müssen einen Stellvertreter halten.

5) Neben dem Magistrat in Städten stehen die Stadtverordneten, ebenfalls von der Bürgerschaft gewählt. — Sie haben eine entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten, die das Vermögen und überhaupt die Ausgaben der Stadt betreffen. Neben dem Schulzen auf den Dörfern stehen die Gerichtsmänner oder Schöppen.

6) Den Kreisen steht der Landrath vor, der ebenfalls gewählt wird, und nur in Folge einer Criminal-Untersuchung abgesetzt werden könnte. Er muß eigentlich im Kreise angesessen seyn, und aus den Rittergutsbesitzern desselben gewählt werden, d. h. aus denjenigen größeren Grundeigenthümern desselben, welche die Polizei-Gerichtsbarkeit in den Dörfern ausüben und Patrone ihrer Kirchen

In Frankreich.

nach der jetzigen Revolution 6000 Maires durch andere ersetzt waren, — ein Fall, der auch nur zum hundertsten Theil in Preußen gar nicht vorkommen kann, und ganz unerhört seyn würde. Ein Französischer Maire braucht auch an dem Orte, den er verwaltet, nicht angesessen zu seyn, sondern dies Amt wird jeglichem Fremden nach Belieben übergeben.

5) Außer dem Maire existirt ein **Conseil municipal**, welches theils die Funktionen unserer Magistrate versieht, theils die der Stadtverordneten, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nur berathet, wenn es vom Maire ausdrücklich dazu aufgefordert wird, wogegen beide genannte Behörden in Preußen nothwendig, theils berathend, theils entscheidend, vernommen werden müssen.

Bisher wurde das **Conseil municipal** ebenfalls von der Regierung ernannt, und nur nach dem eben jetzt in Berathung begriffenen Municipal-Gesetze scheint es, daß man den Communen die Wahl dieses Conseil überlassen wird. Die Stelle des Maire von einer Wahl der Administrirten abhängig zu machen, wie in Preußen, hat man auch jetzt noch nicht gewagt.

6) Den Departements steht ein Präfect, und, da sie größer sind als unsere Kreise, unter ihm mehrere Unterpräfecten, ein jeglicher in seinem Bezirk, vor. Sie brauchen in letzterem weder ansässig noch wohnhaft zu seyn, auch nicht einmal bekannt. Sie sind jeden Augenblick durch den Minister absetzbar, oder werden von einem Departement in das andere, von der Deutschen bis zur Spanischen

In Preußen.

sind *). — Der Landrath wird also aus Denen genommen, welche schon vorher in geringerem Umfange mit der Verwaltung zu thun haben.

7) Jeder Kreis hat seine Kreisversammlung, bestehend aus Rittergutsbesitzern und Deputirten der Städte und Bauern. Sie entscheidet über alle Angelegenheiten des Kreises, denn auch ein jeder Kreis hat sein Vermögen und besondere Verhältnisse, Verbindungen und Anstalten. Zum Nachtheil eines ganzen Standes (z. B. der Bauern) kann nichts entschieden werden, da einem solchen das Widerspruchsrecht und Berufung auf höhere Entscheidung zusteht.

8) Viele der ältern Landestheile haben besondere **Communal-Landtage**, wie die Kreistage organisirt, durch welche sie besondere Institute, wie Land-Armen-Sachen, Feuer-Societät, Kriegsschulden-Wesen, auch abgesondertes Vermögen, verwalten.

9) Eine Anzahl von Kreisen bildet einen Regierungs-Bezirk, dem ein Collegium von Staatsdienern vorsteht, welche erst durch verschiedene wissenschaftliche Examina gegangen, und ihre Befähigung zu Geschäften nachgewiesen haben müssen, bevor sie anstellungsfähig sind.

Solcher Regierungs-Collegien giebt es 25 in Preußen.

*) Der Kirchenpatron hat für das Beste der Kirche und Schule zu sorgen, beruft den Prediger und den Schullehrer, und trägt auch das Meiste zur Erhaltung der Kirche bei, gewöhnlich die Hälfte. Alle übrigen Mitglieder der Kirchengemeinde die andere Hälfte.

In Frankreich.

Grenze versetzt. Die Absetzung geschieht in dem Maße, daß nach der letzten Revolution von 86 Präfecten, die Frankreich zählt, 82 abgesetzt wurden.

7) Nichts dem Aehnliches in Frankreich.

8) Nichts dem Aehnliches findet sich in Frankreich.

9) Nichts dem Aehnliches in Frankreich. Die Präfecten stehen direct unter dem Minister. Keine Localstände, keine Localbehörden, sondern eine den Administrirten durchaus fremde Beamtenherrschaft. Um in diese einzutreten, bedarf es weder wissenschaftlicher, noch localer Kenntnisse, sondern bloß der Gunst derjenigen Partei, die am Ruder der Geschäfte ist.

Sobald eine andere Partei sich derselben bemächtigt, werden auch alle Beamten gewechselt.

In Preußen.

10) Jede der 8 Provinzen des Reichs hat einen Provinzial-Landtag, bestehend aus Deputirten der Rittergutsbesitzer, als Repräsentanten des größern ländlichen Grundbesitzes und der ländlichen Obrigkeiten, aus Deputirten der Städte, als Repräsentanten der Gewerbe und städtischen Obrigkeiten, und aus Deputirten der Landgemeinden, als Repräsentanten des kleinern ländlichen Grundbesitzes.

In keinem der Stände kann Einer sitzen, der nicht selbst zu demselben gehört. Die Deputirten müssen also entweder Rittergutsbesitzer seyn, oder Magistrats-Personen, oder Gewerbetreibende, oder ein ländliches Grundstück selbst bewirthschaften. Das Geschäft dieser Landtage ist ein zwiefaches.

Entweder werden ihnen von Sr. Maj. dem Könige Gesetzentwürfe vorgelegt, über welche sie ihr Gutachten abgeben, oder sie reichen Bitten und Beschwerden an den König ein.

Bei Ersteren haben die Stände das Gesetz zu prüfen, sie können Veränderungen dazu in Vorschlag bringen, und tragen unter Anführung der Gründe darauf an, daß das vorgeschlagene Gesetz, verändert oder unverändert, erlassen oder auch nicht erlassen werde.

Die Letzteren werden von den Deputirten entweder aus eigener Kenntniß der Sache in Vortrag gebracht, oder sie sind von ihren Committenten, den Kreisen oder Städten, damit beauftragt. Die Beschlußnahme auf dem Landtage geschieht nach Stimmen-Mehrheit. Zur Zurückweisung eines Antrages genügt die einfache Majorität; zur Erklärung über ein vorgeschlagenes Gesetz ist eine Majorität von zwei Drittheilen der Versammlung erforderlich. Ist diese nicht

In Frankreich.

10) So wie Frankreich keine eigenen Communal-Behörden und keine Kreisstände hat, so hat es auch keine Provinzen u. Provinzial-Stände. Dagegen hat es in der Pairs- und Deputirten-Kammer eine Art von Reichsständen, welche aber des Zusammenhangs mit den Localitäten ganz und gar ermangeln. Sie gehen nicht hervor aus Stadt oder Land, oder aus Besitz und Gewerbe, sondern die Pairskammer aus Verleihung auf Lebenszeit oder an ein Geschlecht, — die Deputirten-Kammer aus eigenen Wahlen nach dem Maaße der Besteuerung und Bevölkerung. Die Deputirten repräsentiren also kein Interesse, mit welchem sie zusammenhangen, sondern es wird eine allgemeine Intelligenz bei ihnen vorausgesetzt, die Alles versteht.

Herausgefunden aber aus der Masse des Volks wird diese Intelligenz auf eine wahrhaft sonderbare Weise.

Zuerst nach der Bevölkerung. Die Bewohnerzahl von Frankreich wird mit der Anzahl der Deputirten dividirt, und dadurch herausgebracht, auf wieviel Köpfe ein Deputirter gewählt werden soll. Es kommen also z. B. 100,000 brodlose Herumtreiber hierbei in gleicher Art in Betrachtung, wie 100,000 angesessene und achtbare Bürger und Bauern.

Sodann aber nach der Besteuerung. Aus der vorhin herausgerechneten Fraction der Bevölkerung treten Diejenigen heraus, welche die meisten Steuern bezahlen, also die präsumtiv reichsten; diese wählen und werden gewählt, und bei ihnen wird die Intelligenz vorausgesetzt, von allen Staats-Angelegenheiten unterrichtet zu seyn und sie leiten zu können. Den Gesetzen zufolge liegt

In Preußen.

vorhanden, so werden die Meinungen der Majorität und Minorität mit den beiderseitigen Gründen dem Könige vorgetragen.

Um einen Antrag an den König beschließen zu können, müssen ebenfalls zwei Drittheile der Versammlung mit selbigem einverstanden seyn. In allen diesen Verhandlungen kann ebenfalls kein einzelner Stand durch die übrigen präjudicirt werden, denn wenn ein ganzer Stand durch den Beschluß der Mehrheit sich gefährdet glaubt, so tritt die Sonderung in Theile ein (itio in partes), d. h. die Stände verhandeln nicht mehr in der Gesammtheit, sondern getrennt, und jeder Stand reicht abgesondert sein Gutachten ein.

In Frankreich.

also einzig und allein in der Wahl dieser Deputirten die Glückseligkeit und angebliche Freiheit des in seinem Hause, Gewerbe, Wohnort und Departement, allenthalben beschränkten Franzosen. Diese Wahl kann nur nach allgemeiner Bekanntschaft, nach dem, was die Zeitungen von Diesem oder Jenem sagen, oder nach dem Redner-Talent sich richten, denn die vielseitigen Interessen, die allenthalben in jeder einzelnen Wahlversammlung zusammenstoßen, machen es unmöglich, daß jedes oder auch nur eins derselben repräsentirt werde. Der Zufall entscheidet also und sehr oft der Schein.

Die natürliche Folge ist, daß die Wahl meistentheils auf Schriftsteller, Gelehrte, Advokaten und Beamte*), vorzugsweise aber, wie die Erfahrung lehrt, auf Pariser fällt, die zwar von den Provinzen wenig oder nichts wissen, aber in der in den Kammern hergebrachten Streitkunst erfahren sind. Bitten und Beschwerden, die an diese zahlreiche Versammlung gelangen, können gewöhnlich von ihr nicht beurtheilt werden, und werden daher beinahe immer an den Minister verwiesen, der selten über die nöthige Zeit disponiren kann, um sie gehörig zu prüfen. Da also in dieser Versammlung kein Stand oder Gewerbe repräsentirt wird (obgleich sie das einzige Organ ist, durch welches deren Bedürfnisse sich kund geben können), sondern die präsumirte Intelligenz allein entscheidet, so ist kein Mittel vorhanden, einzelne Stände oder Di-

*) Alle diese sind in Preußen keineswegs ausgeschlossen, nur müssen die Bedingungen auch bei ihnen zutreffen, die für jeden Deputirten in den verschiedenen Ständen vorgeschrieben sind.

In Preußen.

11) Da nun keine Gesetze erlassen werden, als nur allein nach vorheriger Berathung durch die Stände, so folgt: daß kein Gesetz erscheinen kann, ohne vorher in allen Provinzen des Staats wohl erwogen, und nach dem Interesse der verschiedenen Stände jeder Provinz abgemessen zu seyn. Diese Einrichtung erscheint bei den verschiedenen Bestandtheilen der Preußischen Monarchie und bei ihrer lang dahin gestreckten Lage überaus weise und angemessen.

12) Die Meinung der acht Provinzen kann ihrer Natur nach nur äußerst selten, und in ihren Einzelnheiten fast niemals übereinstimmend ausfallen.

Demnach werden die verschiedenen Gutachten der Provinzen im Ministerium gegen einander gehalten, verglichen, discutirt und, wenn die Sache sich dazu eignet, das zu erlassende Gesetz mit den Erklärungen aller Provinzial-Stände entweder als ein allgemein oder für einzelne Provinzen zu erlassendes Gesetz an den Staatsrath gebracht, dessen wohlerwogenes Gutachten endlich an den König zur Entscheidung gelangt. Die Bitten und Beschwerden aber gehen von jeder Provinz unmittelbar an den König. Die Hervorbringung neuer Gesetze

In Frankreich.

strikte gegen Bevortheilung durch die Mehrheit zu schützen. Ein Französischer Bauer oder geringer Cultivateur würde eine sonderbare Erscheinung in der Deputirten-Kammer seyn, und die Franzosen würden es wahrscheinlich gar nicht glauben, wenn sie erführen, daß bei uns der Bauer neben dem mediatisirten Fürsten in derselben Versammlung sitzt, und sein eignes Recht vertritt.

11) Alle Gesetze erscheinen, ohne in den Provinzen und nach Localitäten berathen zu seyn. Sie werden von den Ministern in die Kammern gebracht, oder nach der letzten Charte sogar in den Kammern selbst von den Mitgliedern improvisirt, discutirt und angenommen. Der König kann sie nur verwerfen oder bestätigen.

12) Demnach giebt es also keine genaue und mühsame Untersuchung über die Nützlichkeit oder den Nachtheil der projectirten Gesetze, sondern nur Discussion und Abstimmung in dieser einen Deputirten-Kammer, der die Pairs-Kammer selten widerspricht. Nicht also die Zweckmäßigkeit für die Regierten, sondern Rednertalent, durch die Zeitungen bearbeitete Meinungen und verbreitete Vorurtheile, auch wohl zufällige Abwesenheit anders Gesinnter geben den Ausschlag, und die Hervorbringung der umfassendsten und den Zustand des ganzen Landes verändernden Gesetze ist dort äußerst leicht, sobald man die Mehrheit in der Kammer für sich hat. Prinzip ist, der Weisheit dieser Kammer allein und ausschließend zu vertrauen. So

In Preußen.

(die doch immer in das Eigenthum oder den Zustand der Regierten eingreifen) ist also schwierig. Es ist Prinzip, vorher alle Interessen zu erwägen und den Betheiligten darüber zu hören.

13) Unsere Minister sehen wir mit den Arbeiten ihres Amtes vollauf beschäftigt. Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Verhandlungen der Stände.

In Frankreich.

oft sie aber durch ein übereiltes Gesetz fehlgegriffen hat, so wird im nächsten Jahre ein neues Gesetz gemacht, und der Zustand des Landes und seiner Bewohner ebenfalls verändert.

13) Die Französischen Minister haben noch mehr Geschäfte als die unsrigen, weil die Verwaltung dort noch mehr concentrirt ist, und ihnen die Unterstützung unserer Regierungen und Ober-Präsidenten mangelt.

Dessenungeachtet müssen sie den größten Theil ihrer Zeit in den Kammern, im angestrengtesten Zank mit Gegnern verbringen, welche, durch das heftige Flankenfeuer von zwanzig Zeitungen unterstützt, beflissen sind, ihnen das Regieren unmöglich zu machen, weil sie selber gern Minister werden wollen, und die nicht verfehlen, jede Unregelmäßigkeit, die in dem weiten Frankreich vorfallen mag, und alle Folgen übereilt gegebener Gesetze, dem im Amt stehenden Minister, als dem allgemeinen Sündenbock, allein aufzubürden.

Aber dies ist noch nicht genug. Es wird von ihnen verlangt, daß sie, sobald sie nur ins Amt getreten sind, sogleich Glückseligkeit über ganz Frankreich verbreiten sollen, und da dies, weil es unmöglich ist, niemals geschieht, so werden sie als unbrauchbar, wohl gar als Verräther verschrieen, während es doch gerade diese in Disputen fruchtlos hingebrachte Zeit ist, welche es den Ministern unmöglich macht, sich ihren Geschäften ganz hinzugeben, und selbst die geschicktesten und wohlwollendsten unter ihnen verhindert, das Gute zu Stande zu bringen, welches sie vielleicht beabsichtigten.

In Preußen.

14) Was die Abgaben anbetrifft, so sind sie, nachdem das Finanzwesen nach dem Kriege wiederum geordnet worden, in derselben Verfassung geblieben, die Staatsschulden bedeutend getilgt, und dennoch mehrere Abgabenzweige schon herabgesetzt worden.

Mit der herannahenden neuen Amortisations-Periode der Staatsschulden war eine bedeutende Verminderung der Abgaben mit Bestimmtheit vorauszusehen.

Wenn sie nicht sollte eintreten können, so liegt die Schuld einzig und allein an unseren unruhigen Nachbarn.

In Frankreich.

So mißhandelt, bleibt ihnen nichts übrig, als abzutreten. Mit ihnen zugleich fällt jedes Mal der größte Theil aller Unter-Beamten, Präfecten und Maires, neue treten an ihre Stelle und zerren Land und Leute nach einer andern Richtung hin. Je mehr aber die oft veränderte Constitution in dieser Art von Freiheit und Glück vorschreitet, je größer wird die Zahl der Unzufriedenen, und die der Aspiranten nach Beamtenstellen, die Einer den Andern verdrängen, weil ein Jeder regieren und Keiner regiert seyn will. Diese ganze Rotte aber läßt die friedlichen Bürger gar nicht zur Ruhe und Besinnung kommen.

14) Um eines Deficits von 46 Millionen Franken willen, das er nicht zu decken wußte, berief Ludwig **XVI.** im Jahre 1789 die Reichsstände. Diese brachten das Deficit bis zum Jahre 1793 auf mehrere Tausend Millionen und enthaupteten darauf ihren König!! —

Die Abgaben im Jahre 1789, welche zu vermehren man sich nicht getraute, und dadurch die Revolution herbeiführte, betrugen nach Necker's Angaben 518 Millionen Franken; durch die Revolutionen und Constitutionen wurden sie trotz dreimaligen Bankerots bis zum Jahre 1830 auf 900 Millionen Franken erhöht. Kaum aber war die neueste jetzige Revolution ausgebrochen, so waren die neuen Minister gezwungen, ihren Etat (**budget**) trotz angeblicher Ersparungen, noch um mehr als 200 Millionen Franken (d. h. um eben so viel als die ganze Preußische Staats-Einnahme jährlich beträgt) zu erhöhen. Seitdem sind schon wieder an 400 Millionen hinzugekommen, und bei alledem sind die großen Kosten der Nationalgarde, die

In Preußen.	In Frankreich.
	dem Einzelnen zur Last fallen, nicht zur Berechnung gekommen. Man hat diese zu 200 Franken für den Kopf gewiß mäßig berechnet. Sollte wahr seyn, wessen die Franzosen sich rühmen, daß sie 2 Millionen Nationalgarden auf den Beinen haben, so würde dieser Zuwachs an Steuern allein 400 Millionen Franken betragen. Also: die für unerträglich gehaltene Last von 518 Millionen jährlicher Abgaben verursachte die erste Revolution. Diese führte dreimaligen Bankerot, Ausplünderung von ganz Europa, Verlust alles Communal-Vermögens in Frankreich und Bonaparte's Siege und Niederlagen, in Folge dessen aber 900 Millionen Abgaben herbei. Die neueste Revolution aber hat diese Abgaben in 9 Monaten schon auf 1500 Millionen, mit den Kosten drr Nationalgarde vielleicht auf 1900 Millionen gebracht.

Der durchgreifende Unterschied zwischen beiden Verfassungen möchte also wohl folgender seyn:

In Preußen.	In Frankreich.
Ruhe und Freiheit zu Hause und in der Gemeinde. Freies Schalten über Local-Vermögen und Local-Verhältnisse. Obrigkeiten aus den Mitbürgern. Kreis- und Provinzial-Versammlungen. Collegialische Behörden für die Provinzen. Sicherheit der Angestellten in ihren Aemtern. Erwägung der Gesetze durch die, die dadurch betheiligt werden. — Auf gleiche Art Erwägung jeder Beschwerde, endlich: nach allem diesem Allerhöchste Entscheidung. Feste, und mit sicherm Schritt der Verminderung entgegengehende Abgaben, wenn nicht etwa die Unruhe der Nachbarn die Verminderung noch hinausschiebt.	Unruhe und Zwang im Hause und in der Commune. Kein Local-Vermögen, sondern statt dessen Abgaben. Obrigkeiten aus der Ferne, willkürlich gesendet. Jedes Lokal-Verhältniß von der Hauptstadt aus bestimmt und geregelt. Keine Kreis- und Provinzial-Versammlungen. Keine collegialischen Behörden, sondern eine Regierung von Individuen, die ihres Amtes keinen Augenblick sicher, sondern einem willkürlichen, oft wiederholten Wechsel unterworfen sind. Statt dessen aber: Oben an der Spitze ein zahlreiches Collegium, eine Art von Republik, welches, großentheils nicht betheiligt, Abgaben auferlegt,

In Preußen.	In Frankreich.
	neue Gesetze improvisirt und sie ins Werk richtet, zu Zwecken, die nicht von den Bedürfnissen des Landes und den Interessen seiner Bewohner, sondern von einer wandelbaren Ideologie eingegeben werden. Endlich: immerfort und ohne Maaß sich steigernde Abgaben, deren Nothwendigkeit aus der allgemeinen Unruhe und Unsicherheit aller Verhältnisse sich leicht erklären läßt.

Wie bei allen vorgestellten Verhältnissen das Glück und die Freiheit eines Landes einzig und allein in die niedergeschriebene Verfassungs-Urkunde und in das Daseyn und das regellose Wirken einer Versammlung von einigen Hundert Individuen gesetzt werden könne, während das ganze Volk in allen seinen Verhältnissen in Zwang und Beschränkung befangen ist, wird Derjenige schwer begreifen, der ganz andere Garantieen seiner Ruhe und Freiheit unter einer wirklich lebendigen Verfassung genießt, wenn sie gleich nicht in einer Urkunde zusammengeschrieben, noch im Voraus improvisirt worden ist.

Welcher imaginaire Antheil aber von Glück und Freiheit auch in dem Daseyn jener Deputirten-Kammer gesetzt werden mag, wieviel kommt denn den Franzosen oder deren Nachahmern zu Gute?

Zwei und dreißig Millionen Franzosen haben 450 Deputirte, nach richtiger Division auf ihre Kopfzahl vertheilt, von dieser Kopfzahl aber wählen nur die höchst Besteuerten oder etwa der hundertste Theil des Ganzen; mithin scheiden mehr denn 31½ Millionen Franzosen sogleich aus und haben gar keinen Theil an dem vorausgesetzten Glück. Sie verbleiben in allen den vorhin angeführten Zwangs- und Beschränkungs-Anstalten

gezwungen, alle denkbaren Veränderungen über sich ergehen zu lassen.

Einige Hunderttausend haben aber das Vergnügen, alle 5 Jahre in Wahl-Versammlungen zusammenzutreten und 450 Deputirte zu wählen. Sind sie damit fertig, so gehen sie nach Hause und fallen in dieselbe Kategorie mit den vorerwähnten 31½ Millionen ihrer Mitbürger, demselben Zwange wieder fünf Jahre lang dahin gegeben*).

Aber die 450 (noch nicht 7000ste Theil der Bevölkerung Frankreichs) genießen doch wohl des Glücks und der Freiheit im vollsten Maße? Mit nichten. Sie sind bei den Abstimmungen, auf welche allein es ankömmt, entweder in der Minorität — dann geschieht das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigen, — oder in der Majorität, alsdann haben sie zum drei- oder vierhundertsten Theile Antheil an der Beglückung, die aus dem angenommenen Gesetz hervorgehen mag; — vorausgesetzt, daß es wirklich ihrer Meinung nach gefaßt und nicht nach der ihrer Collegen modificirt wurde, oder daß sie nicht bloß für dasselbe stimmten, um nicht ihren Gegnern den Sieg zu überlassen.

So eigentlich und nicht anders verhält es sich mit der künstlichen Anstalt, durch welche angeblich der Volkswille, also der der ganzen Bevölkerung herausgebracht wird, und so mit dem angeblichen Glück und der angeblichen Freiheit.

Berlin, den 20sten Februar 1831.

*) Wer auf solche Zahlen Werth legt, vergleiche mit diesen 450 die Zahl der landständischen und kreisständischen Deputirten, der gewählten Landräthe, Bürgermeister, Magistrats-Personen, Stadtverordneten, Schulzen und Schöppen im Preußischen.

IX.

Von den Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen.

In Gemäßheit der Aufforderung des Herrn Präsidenten von Gerlach und der ihr zum Grunde liegenden des Herrn Justiz-Ministers, will ich meine Meinung über die Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen abgeben.

Welches die besonderen Ursachen der Verbrechen gewesen, die im Jahre 1835 begangen worden, und Beispiele davon anzuführen, überlasse ich den ebenfalls aufgeforderten Gerichten und Inquisitoriaten, welchen die Materialien dazu in Masse vorliegen müssen.

Ich will mich an den allgemeinen Zustand des Landes und an meine 40jährige genaue Kenntniß desselben halten, und wenn der Herr Justiz-Minister sagt:

„Es reicht nicht hin, daß etwa Armuth oder Mangel an sittlich-religiöser Bildung als die allgemeinen Quellen der begangenen Verbrechen angeführt werden, sondern es ist auf die Ursache der eingetretenen Verarmung, so wie der Unwissenheit und des Mangels an Bildung zurückzugehen und zu prüfen:

ob diese im Verfall des Handels, im Mangel gewerblichen Verkehrs, in Mißerndten, in der Vernachlässigung der Erziehung, Aufsicht und Beschäftigung der Kinder,

in Versäumung des Schul- und Religions-Unterrichts, in der Persönlichkeit und wenigen Wirksamkeit der Schullehrer oder Geistlichen des Orts, in Vermehrung der Wirthshäuser und Branntweinschänken, besonders auf dem platten Lande, in der großen Wohlfeilheit des Branntweins, oder in der besonderen Lebensart zu finden; ob Mangel an Arbeit Schuld sey, oder der Bettelei zu viel nachgesehen werde, ob Uebervölkerung wirklich eingetreten sey, wodurch diese herbeigeführt, etwa durch zu große Theilung des Grundeigenthums, oder durch Auflösung früher bestandener Anstalten, z. B. Fabrik-Anlagen, ansehnlicher Armen-Fonds u. s. w.",

so soll dies die Richtschnur meiner Forschung seyn.

Und da muß ich von vorn herein bekennen, daß in hiesiger Gegend, wo die Verbrechen auf eine schaudererregende Weise sich häufen, und wohl allenthalben auf dem platten Lande dieser Provinz:

a) im Allgemeinen keine andere Armuth herrscht, als selbstverschuldete;

b) der Handel und gewerbliche Verkehr keinesweges im Verfall ist, sondern weit eher dem Uebermaße sich nähert, also, daß er die ruhige und stille Arbeit überflügelt und zur leichtsinnigen Speculation anreizt;

c) daß dasjenige, was man jetzt Erziehung nennt, keinesweges vernachlässigt, sondern mit dem größten Eifer übertrieben wird.

Man verwechselt aber Unterricht mit Erziehung, und Wissen mit Tugend.

d) Daß der Schul- und Religions-Unterricht im Allgemeinen nicht versäumt wird, und wenn es an einigen Orten geschähe, dem leicht abzuhelfen wäre. In größeren Städten findet freilich das Gegentheil statt;

e) daß der Persönlichkeit und dem Wirken der Geistlichen und Schullehrer in hiesiger Gegend nicht anders, als zu deren Lobe gedacht werden kann, daß aber dennoch ihre Wirksamkeit oder der Erfolg ihres Wirkens äußerst gering ist, und zwar, wie die Erfahrung, leider! gelehrt hat, weil es das Beispiel im väterlichen Hause und bei den Nachbarn ist, der tägliche Umgang, die Gewöhnung an Ordnung und Zucht, und die Beschäftigung, welche das Kind und den Jüngling erziehen.

Ermahnungen und Reden sind völlig fruchtlos, wenn Beispiel, Gewohnheit und Umgang das Gegentheil derselben beständig zu Gemüthe führen,

— — — das Leben erziehet den Mann,
und wenig bedeuten die Worte.

f) Daß Wirthshäuser und Branntwein allerdings vom verderblichsten Einflusse sind, worauf ich zurückkommen werde;

g) Mangel an Arbeit ist hier nirgends für den, der arbeiten will, wohl aber, und mit Recht, Mangel an Gelegenheit, gut zu leben ohne Arbeit. Uebervölkerung findet nicht statt; der Bettelei wird eigentlich nicht nachgesehen, aber sie wird zu gelinde bestraft.

Fabrik-Anlagen sind nicht eingegangen, sondern eine früher nicht geahnte Menge derselben auf dem Lande entstanden, und mit ihnen auch ihre unzertrennlichen Begleiter, Zuchtlosigkeit und Armuth.

Für den Unterhalt der Armen ist früher niemals so viel geschehen, wie jetzt.

h) Die zu große Theilung des Grund-Eigenthums ist allerdings eine der Haupt-Ursachen des Verderbens in hiesiger Gegend.

Wenn also die Wurzel des Uebels ihren Sitz in den meisten jener Voraussetzungen gar nicht, in einigen nur theilweise hat, so entsteht die Frage:

welches ist denn die eigentlich wirksame Ursache der sich mehrenden Verbrechen?

Ich antworte: die **Revolution**, d. h. die nach Aufhebung aller alten Ordnungen eingetretene Schrankenlosigkeit, und die zu große Gelindigkeit der Strafen.

Ich werde von jeder einzeln handeln.

I. Von der Schrankenlosigkeit.

1) Wie das Edict vom 9ten October 1807 über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner erschien, und darin unter andern die Guts-Unterthänigkeit aufgehoben wurde, jubelten alle ideologischen Staatskünstler und Philosophanten, als werde dadurch ein neuer Zustand des Heils eo ipso herbeigeführt, und der ganze Bauernstand einer die Menschenwürde erdrückenden Schmach entrissen, in der er bis dahin sollte gelebt haben; denn die meisten glaubten, und einige gaben vor zu glauben, der Bauer sey bis dahin eine Art von Leibeigner, und keinen Augenblick seines Besitzes gesichert oder seiner eigenen Kräfte Herr gewesen.

Dies war aber so wenig der Fall, daß diese Freiheits-Erklärung kaum irgend einen Gegenstand der Wirksamkeit fand, bis die nachfolgenden Edicte über die Landeskultur, Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, Gemeinheitstheilung, Aufhebung des Mühlen- und Branntweinzwanges, jener allgemeinen Erklärung die Möglichkeit gewährten, auf einzelne bestehende Verhältnisse einzuwirken und sie umzuwerfen.

Ungefähr der einzige wirksame Punkt in jenem ersten Edict war die verstattete freie Wahl des Gewerbes.

Diese war zwar niemals verhindert worden, sie war aber bei den unterthänigen Landbewohnern an gewisse Bedingungen geknüpft, die nun wegfielen.

Jeder Nicht-Angesessene nämlich mußte dem Gutsherrn gegen geringen Lohn drei Jahre, und nachher ihm oder jedem Bauer in der Gemeine, wenn es verlangt wurde, gegen das landübliche Lohn fortwährend dienen, bis er ein Eigenthum erworben, und sich, wenn auch nur als Tagelöhner, ansässig gemacht hatte.

Dafür war der Dienstherr oder die Gemeine schuldig, ihn in Krankheiten zu verpflegen und im Alter zu unterhalten.

Hierbei ist zu bemerken, daß der geringe Lohn beim Zwangsdienste doch über die Hälfte des landüblichen bei freiwilligem Dienst betrug, und daß es beinahe nie vorkam, daß Einer zum ferneren Dienst gegen vollen Lohn gezwungen wurde, einmal, weil ein Jeder lieber in seiner Heimath diente, als in der Fremde, und sodann, weil, wenn es ja einmal einem Dienstherrn an einem Knecht oder Magd gebrach, er solche eben so leicht von einem benachbarten Dorfe bekommen konnte, als wenn er den dort dienenden Einheimischen zurückgerufen hätte.

Wer aber, vom dienenden Stande, diesen Verpflichtungen nicht nachkommen wollte, konnte sich auch davon loskaufen, der Knecht mit 10 Thlrn., die Magd mit 5 Thlrn. Alsdann waren sie quitt und ledig, und gingen, wohin sie wollten.

Ungeachtet diese Summe nur dem einjährigen Lohne eines zu Zwange Dienenden gleich kam, und diese sämmtlich ihre Eltern und Verwandten im Orte hatten, jene Summe also sehr leicht aufzutreiben war, so war es ein höchst seltener Fall, daß von dieser Freiheit Gebrauch gemacht wurde; die meisten blieben in der Heimath.

So wenig pecuniärer Vortheil war bei dieser alten Gerechtigkeit für die Herrschaften, und so wenig sahe man die

Folgen ihrer Aufhebung voraus, daß ich nicht glaube, daß eine einzige Reclamation gegen ihre Aufhebung erhoben worden ist.

Diese Folgen aber haben sich in den seitdem verflossenen dreißig Jahren nur zu deutlich gezeigt.

Es war natürlich, daß vormals kein Liederlicher seine Heimath verlassen konnte.

Wer sein Gehalt verthat, verspielte oder versoff, kam niemals so weit, die, wenn gleich geringe, Loskaufs-Summe zu erübrigen.

Es waren also nur die Ordentlichen, und die eine bestimmte Aussicht auf anderweitiges, besseres Auskommen hatten, die sich loskauften, fortzogen und sich anderswo ansässig machten, oder in einträglicheren Dienst begaben.

Das Verbleiben in der Heimath hielt die übrige Masse in Zucht und Ordnung.

Sie waren allenthalben gekannt, und es half ihnen nichts, an jedem Weihnachten einen andern Dienst zu suchen, denn der eine Bauer in der Gemeine kannte sie so gut als der andere. Bei der Herrschaft, wo sie besser bezahlt wurden, dienten nur die Zuverlässigsten.

Selbst der Zwangsdienst, welcher gewöhnlich schon in den Kinderjahren als Ochsenjungen u. dgl. geleistet wurde (dies war beinahe ein Recht der Eltern geworden, daß er schon früher geleistet werden mußte), wirkte in so fern vortheilhaft, als sie, nachdem sie eingesegnet wurden, in geregelte Ordnung und Zucht kamen, so daß, wenn sie ihre drei Jahre absolvirt hatten und herangewachsen waren, auch die etwanigen Wildheiten und Ueppigkeiten der Jugend abgethan waren.

Jetzt aber, sobald die Einsegnung vorüber ist, — und diese geschieht mit dem vierzehnten Jahre, — hat Erziehung, Zucht und Ordnung ein Ende und der freie Mensch ist fertig, — auf seine eigene Einsicht, d. h. auf sein regelloses Gelüsten,

hingewiesen; ja, die väterliche Gewalt löſ't ſich, der That und Wahrheit nach, ebenfalls auf.

Wie gering ſie ſchon bis dahin geweſen, darauf werde ich zurückkommen, wenn ich von den verbeſſerten Schulen rede, — aber von dieſem Augenblicke an iſt der Vater froh, das ſchwere Stück, dem Sohne oder der Tochter das Kirchenkleid zur Einſegnung anzuſchaffen, hinter ſich zu haben; er betrachtet ſie von Stund' an als erwachſene Weltbürger.

Als ſolche haben ſie dann nichts eiliger zu thun, als das heimathliche Dorf zu verlaſſen, und ſolche Orte zu ſuchen, wo die wenigſte Zucht iſt, und wo das Geſinde den Meiſter ſpielt über die Wirthe.

Es ſind alſo nicht mehr, wie ſonſt, die Beſten, ſondern vorzugsweiſe die Schlechteſten und Liederlichſten, welche in die weite Welt ziehen, und gegen ſchlechtes Geſinde giebt es, ſeit der Geſinde-Ordnung von 1810, vorzüglich in den Städten, keine Hülfe mehr.

So geht es aus einem Dienſt in den andern; ordentlichen Dienſtherren entlaufen ſie, oder werden von ihnen fortgejagt; deshalb finden ſie auch gewöhnlich Gelegenheit, auch außer der Zeit wieder anzukommen, bis denn der Branntwein oder die Unzucht zu Hülfe kommen.

Erſterer und der Soff verurſachen, daß ſie kein Unterkommen als Dienſtboten mehr finden, weil ſie träge und unbrauchbar werden, oder auch nicht mehr dienen mögen; ſie ſuchen ſelbſtſtändigen Erwerb, den ſie treiben und ruhen laſſen können, nach Belieben, wozu der Chauſſee-Bau ein gutes Mittel iſt (man frage nach, was dort für Kerle ſind!) oder Branntweinbrennereien, oder Zucker- und Kartoffel-Syrup-Fabriken, und dergleichen angenehme Anſtalten; oder ſie laufen in die Städte und ſuchen ähnlichen leichten Erwerb.

Letztere, die Unzucht, verſorgt ſie noch obenein mit Weibern und Kindern, die ſie ernähren ſollen, und dann dürfen

nur Krankheiten, ein arbeitloser Winter und dergleichen hinzutreten, so ist der Dieb, und später der Verbrecher, fertig.

Im besten Falle giebt es verlassene Weiber und hülflose Kinder, wenn nämlich der Mann bloß davon läuft. —

Denn da unsere Gesetze über fleischlichen Umgang nur im Sinne haben, die Schande geschwächter Mädchen zu mindern, da sie sie vor jedem Vorwurf schützen, und da selbst eine Person, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, jeden beliebigen Mann durch ihre bloße Versicherung zum Vater des Kindes machen kann, von dem sie selbst nicht weiß, von wem sie es empfangen, so bequemen die Männer sich desto leichter zur Heirath, als sie, wenn sie sich dessen weigern, zu Alimenten verurtheilt werden, die ihr Vermögen weit übersteigen.

Ich habe vor wenigen Jahren erlebt, daß ein von Golzow hierher gezogener Pferdeknecht von dem dortigen Gerichte wegen Schwängerung zu $2\frac{1}{2}$ Thlr. monatlicher Alimente verurtheilt worden. —

Ich wurde aufgefordert, diese 30 Thaler jährlich von seinem Gehalte einzubehalten, und stellte vergeblich vor, daß, da der Kerl nur 24 Thaler jährlich verdiene, er nicht einmal seinen ganzen Verdienst, viel weniger um die Hälfte mehr verlieren könne. Wenn die Alimente nicht seinem Vermögen angemessen festgesetzt würden, so zwänge man ihn, davon zu laufen, und bekäme gar nichts.

Die Antwort war eine wiederholte Requisition, das Gehalt einzubehalten und einzusenden, worauf der Kerl davon lief, und Gericht und Weibsbild gar nichts bekamen.

Wohl zu bemerken, die Person war bereits wieder von einem Andern schwanger, wie das Erkenntniß heraus kam.

So ist denn die Scham bei den Weibern gänzlich geschwunden, denn das gelinde Gesetz hat durch lange Uebung schon so gewirkt, daß keine Mutter der Tochter mehr Vorwürfe macht, wenn sie schwanger wird, denn es ist für sie die sicherste

Art des Erwerbes: entweder bekömmt sie einen Mann, oder Alimente, oder wenn beides fehlschlägt, so zieht sie in die Stadt als Amme.

Bekömmt sie den Mann, so ist die Mutter die Tochter los, denn nun muß der für sie sorgen. Bekömmt sie Alimente, so geht die Tochter wieder in Dienst, und verfährt im nächsten Jahre ebenso, — die Mutter aber behält das Kind und die Alimente; zieht die Tochter als Amme in die Stadt, welches das Vortheilhafteste ist, so behält die Mutter das Kind, welches bald stirbt, die Tochter aber wird als Amme besser bezahlt, besser genährt und weit besser behandelt, als jede andere Magd.

Sie hat nichts zu thun, als das Kind herumzutragen. — Ja, da sie dadurch beständig um ihre Herrschaft, und selbst die Schlechteste vom Lande immmer noch brauchbarer und fleißiger ist, als die Beste aus der Stadt, so wird sie gewöhnlich die Favoritin der Hausfrau, und bleibt dort. Wenn aber nicht, so beeilt sie sich, ihre Fruchtbarkeit wieder in Wirksamkeit zu setzen, und wird wiederum Amme. Kurz, es giebt jetzt kein sichereres und einträglicheres Geschäft für eine Magd, als die Ausübung der Fornication. —

Nach dieser Abschweifung über die Verderbniß des weiblichen Geschlechts, welche auf das männliche zurückwirkt, und es aus der Faulheit in den Diebstahl treibt, kehre ich zu letzterem zurück.

Wie groß auch dessen Verderbniß durch die früh begünstigte Neigung zum Vagabundiren auf dem Lande seyn möge, so ist sie doch gering gegen die in den Städten.

So wie dort die ehemalige Erziehung durch die Unterthänigkeit und den Zwangsdienst ohne allen Ersatz weggefallen ist, — so ist es hier die Gewerbefreiheit, welche noch größere Schrankenlosigkeit und größere Freiheit zum Bösen eröffnet. Hinweggenommen sind die strengen Lehrjahre, die schwierige

Freisprechung nach denselben; hinweg der Respect der Gesellen vor dem versammelten Gewerke und vor der Lade, hinweg die Gewalt der Meister über ihre Gehülfen.

Seitdem nicht mehr die gute Aufführung und die Geschicklichkeit im Handwerke zur Meisterschaft befähigen, sondern die Zahlung einer geringen Steuer auch den faulsten und ungeschicktesten Kerl dazu erhebt, ist es natürlich, daß an die Stelle der alten Unterordnung und des Gehorsams, die Freiheit, die Gleichheit und der Hochmuth getreten sind. — Was der Meister heute ist, kann jeder Gesell morgen werden. Das Gewerk existirt nicht mehr, die Disziplin ist fort, und die Gesellen spielen den Herrn über den Meister.

Diese entschlagen sich am liebsten der Gesellen ganz, und arbeiten nur mit Lehrburschen, zum Schaden der Waare.

Die Gesellen lösen entweder ein Patent, verheirathen sich und fallen als arme Schlucker in dieselbe Verdammniß, wie die Herumläufer vom Lande, oder sie erwählen gleich den Bettelstand, d. h. sie wandern, ohne jemals Arbeit zu suchen. — Ja, alle entlaufenen oder fortgejagten Lehrburschen wandern und betteln als angebliche Gesellen, da es kein Mittel mehr giebt, wie sonst Lehrbrief und Kundschaft, um sie zu erkennen. Da hier nun große Massen in den Herbergen zusammen kommen, und der Mangel auch nicht säumt, sich einzustellen, so findet man unter diesen Vagabunden die wahre hohe Schule aller Bosheiten, die stets bereiten Werkzeuge zum Aufruhr.

So ist denn in dem seitdem verflossenen Zeitraum sowohl unter den Landleuten als unter den Städtern eine ganz neue bis dahin unbekannte Klasse entstanden, nämlich die der Heimathlosen, — oder mit einem neumodischen, der Fremdheit wegen angenehmeren Namen, — die Proletarier. — Diese sind es, welche die meisten Verbrechen begehen, und so lange man der Heimathlosigkeit nicht steuern kann oder will, soll man sich auch nicht über das Zunehmen der Verbrechen wundern.

Wie ist dem aber zu steuern?

Auf dem Landtage von 1831 ist ein Gesetz eingebracht worden über Heimathlosigkeit und Armenpflege, freilich mehr geeignet, erstere zu befördern, als ihr zu wehren, indem den Angesessenen und Fleißigen ziemlich unbedingt die Pflicht auferlegt werden sollte, die Herumstreifer und Faulen zu ernähren.

Es sind aber von den Ständen ganz vernünftige Erinnerungen und Vorschläge darüber gemacht worden. Seitdem ruht die Sache nun schon sechs Jahre lang.

Eben so kam gleich auf dem ersten Landtag, im Herbst 1824, ein Vorschlag über Gewerbe-Ordnung, mit dem es eben so ging. Er ruht nun schon zwölf Jahre, und verlautet, daß er auf dem nächsten Landtage wieder vorkommen soll.

Bevor aber diese beiden Dinge nicht auf wirksame Weise in Ordnung gebracht sind, erwarte man nicht, daß die Verbrechen sich mindern werden. Vielmehr ist deren Vermehrung mit Gewißheit vorauszusehen.

Immer wird es darauf ankommen, das Verbleiben in der Heimath vortheilhaft, das Umherlaufen aber beschwerlich und kostbar zu machen.

Es müßte ein durchgreifender Unterschied festgestellt werden zwischen Heimathlichen und Heimathlosen.

Jeder, der seinen Ort verläßt, müßte an dem Orte, wo er Dienst oder Niederlassung sucht, mit Entrichtung einer Abgabe anfangen. Wer zu Hause bleibt, bezahlt nichts.

Das Heimathsrecht (die Angehörigkeit) geht in wenigen Jahren des Umherziehens verloren.

An einem neuen Orte es zu erwerben, muß einen längeren, unbescholtenen Aufenthalt erfordern, Geld kosten und von der Genehmigung der Ortsobrigkeit abhängen. — Demnach wäre Jeder heimathlos, kurze Zeit, nachdem er seine bisherige Heimath verlassen, und längere Zeit gehörte dazu, um eine neue zu erwerben. Ein solcher müßte aber auch außer der Abgabe,

die er an jedem neuen Orte zahlt, sich über seinen ganzen Lebenslauf ausweisen können durch eine Art Wanderbuch, welches die Stelle der jetzigen, fast unnützen Abschiede verträte. Der Mangel solchen Buches, oder eine darin fehlende Zeitperiode zöge Strafe nach sich.

Daß solche Anordnungen noch eine Menge Nebenbestimmungen und Rücksichten erfordern würden, leuchtet ein.

Der in der Heimath Verbleibende wäre von allen diesen Weiterungen befreit. Dienende und Handwerksburschen dieser Kategorie könnten von der Klassensteuer frei seyn.

Arme und Nothleidende bekämen wie jetzt Unterstützung und Pflege in ihrem Orte, wenn sie aber heimathlos sind, nur in öffentlichen Anstalten. —

Man wird vielleicht einwenden, daß, wenn die Kinder bis zu ihrer Einsegnung eine sorgfältige Schulbildung genießen, sie unmöglich gleich nachher in Masse in Schlechtigkeiten verfallen könnten.

An der Schulbildung aber fehlt es nun in unserer Provinz in den Dörfern gar nicht. Wie man vor dreißig Jahren unternahm, das Volk zu regeneriren (wie man es nannte), versäumte man die Schulen keinesweges, sondern fing vielmehr mit dem größten Eifer an, sie umzugestalten, und den Unterricht zu vervielfachen, worin man auch bis jetzt fortgefahren ist. — Man war aber der Meinung und ist es im Allgemeinen noch, daß der Mensch, der am meisten wisse, auch der beste sey; Tugend, Gottesfurcht und ein ehrenwerther Charakter schienen als unzertrennliche Gefährten der Vielwisserei betrachtet zu werden.

Statt daß bis dahin der Religionsunterricht als das einzige absolut Nothwendige betrachtet wurde, daher auch fertiges Lesen der Bibel und des Gesangbuches und Schreiben für Diejenigen, die es besonders bezahlten, wozu drei Stunden wöchentlich, den Winter hindurch, vollkommen zureichten, wird jetzt Deutsche

Sprache, Rechnen bis zu den Brüchen und Proportionen, Geographie, Naturgeschichte, Botanik, und allgemeine Geschichte gelehrt, auch vielerlei Verstandesübungen angestellt. — In jeder Landschule kann man jetzt nicht nur über Präpositionen und Zeitwörter, sondern auch über Prosodie und Wortfolge dissertiren hören, Capital- und Zinsennutzungen werden berechnet; die Kinder erklären deutlich, was die Meridiane und Parallelkreise sind, die heiße Zone, die Ursachen der langen und kurzen Tage, der Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w.; sie wissen, daß ein Wallfisch lebendige Junge gebiert, und kennen die Giftpflanzen, Alexander den Großen und Dschingiskhan.

Sie schreiben sämmtlich gut, vorzüglich die Mädchen, die, nachdem sie die Schule verlassen, nie in ihrem Leben wieder eine Feder anrühren.

Daß neben diesen profunden Studien die einfachen Wahrheiten der Religion und die Erkenntniß der Pflichten sehr in den Hintergrund treten, ist natürlich; denn wie schnell lernt ein Kind, das mit allen den eben genannten Sachen geplagt wird, im Verhältniß zu diesen, die wenigen Antworten, die bei einer Prüfung über Religion und Pflichten nöthig sind? Auch wurde diese, bis vor wenigen Jahren, gänzlich hintenan gesetzt, und dahin getrachtet, die Schullehrer von den Predigern unabhängig zu machen, welches auch zum Theil gelungen ist.

Sonst wird seit wenigen Jahren allerdings wieder mehr auf den Religions-Unterricht gehalten; aber die Folgen des vielerlei Lernens (was denn doch nur immer oberflächlich ist) sind viel zu verderblich, als daß sie dadurch vernichtet werden könnten.

Alle Schulbücher, bis auf wenige ganz neue, sind demagogischer Natur; — der Brandenburgische Kinderfreund und die Bücher von Wilmsen u. s. w. predigen die Freiheit und Gleichheit; ja, das früher berühmte Noth- und Hülfsbüchlein stellt eine Dorfgemeine dar, die, obzwar sie einen guten Herrn

hat, dennoch nicht eher zum Glück gelangen kann, als bis eine Constitution eingeführt ist.

Danach und mit solchen Gegenständen wird die Jugend unterrichtet, von ihrem Beruf abgezogen, und der Hochmuth erweckt.

Begreiflich muß dazu viel Zeit verwendet werden.

Die Kinder müssen, sobald sie sechs Jahr alt sind, die Schule besuchen, und werden mit vierzehn Jahren eingesegnet.

Haben sie das siebente Jahre abgewartet, so erfolgt die Einsegnung erst mit 15 Jahren. — Sie müssen 8 Jahre in der Schule bleiben, und sitzen darin täglich im Winter 6 Stunden, im Sommer 3 Stunden.

Was ist die Folge? Da die Schulen von den Superintendenten fleißig visitirt, und Berichte darüber abgestattet werden, von denen das weitere Fortkommen des Schulmeisters abhängt, so muß er suchen, mit den ältesten Kindern zu paradiren, und diesen treffliche Antworten zu entlocken, die von B i l d u n g zeugen.

Da sitzen denn die kleinen Kinder Jahre lang, täglich 6 Stunden, die Fibel mit den Buchstaben, und späterhin mit kleinen Sätzen, vor der Nase, um die Buchstaben und das Lesen zu erlernen, dann mit Schreibbüchern, um Striche und einzelne Buchstaben zu machen.

Der Schulmeister ist nicht im Stande, viel Zeit auf sie zu verwenden und sie aufzuwecken, sonst kommt die Parade mit den großen nicht zu Stande. Die kleinen verbutten also gänzlich. Wenn sie dann heranwachsen, ist der größte Theil nicht im Stande, das zu begreifen, was verlangt wird; — sie erschnappen nur hier und da etwas, die guten Köpfe aber unter ihnen, die Alles überwinden, sind alsbald dem Hochmuthsteufel dahin gegeben.

Der Grund alles ferneren Uebels liegt nun darin, daß die Kinder durch den steten Aufenthalt in der Schule den Eltern

so sehr aus dem Gesichte kommen, daß sie sich schon daran gewöhnt haben, die Erziehung der Kinder ausschließend als die Obliegenheit des Schulmeisters zu betrachten, also, daß sie selbst sich gar nicht mehr darum bekümmern.

Wenn sonst die Kinder nicht in der Schule waren, so sahen sie dem Vater, oder der Mutter, oder dem Nachbar bei ihren Arbeiten zu, und griffen mit an, nach Kräften, — wie denn alle Kinder von Natur einen Trieb zur Arbeit haben, und das auch zu leisten trachten, was ein Größerer leistet, — und wenn sie, auf dem Felde, hinter den Ochsen oder Schweinen oder Gänsen lagen, so lernten sie Gottes Natur, die Thiere, die Vögel, die Felder und die Geschäfte des Ackerbaues kennen, und nach und nach üben.

Jetzt erliegen sie entweder unter den Gedanken, die sie haben sollen, oder speculiren weiter in denen, die ihnen beigebracht sind, halten sich für klüger als ihre Eltern, und hoffen m e h r z u w e r d e n als diese.

Die Eltern aber lassen die Kinder laufen, und die besten jammern darüber. Leider aber sehen auch jetzt viele Kinder den Vater nur betrunken, die Mutter zankend, oder beide bei'm Diebstahl.

Es ist nicht lange her, daß ich mit einem alten Bauer von seinem Sohne sprach, der sich in der Schule auszeichnete.

Er sagte: Gottlob, daß es bald vorbei ist, dies Jahr wird er eingesegnet.

Ich: Warum „Gottlob"? Er hat seine Zeit recht gut angewendet.

Er: Ach wat! Er weeß gar nischt, er muß noch Allens lernen!

Ich: Da seyd Ihr im Irrthum; er ist der Beste in der Schule und weiß genug.

Er: Ja, von 'nen Elephanten weeß er, und von den Mond, und w i l l k l u g s i n d, — aber er kann keen Pferd uf

de Weide griepen und ufzöhmen, keenen Pflug stellen; er kann nich mal de Schweine von den Hof runter jagen, er treibt sie aus eene Ecke in de andere. Wie ick so alt war, konnte ick schon Allens, aber schreiben kann ick noch heute nich, — habe's ooch mein Leben nich gebraucht. — Er schreibt so gut wie der Küster, — wat will he denn nachher schreiben? Pflügen muß er, säen und mähen, und de Wirthschaft verstehen, dat muß er!

Und dieser Bauer war ein sehr vernünftiger, fleißiger, wohlhabender Mann, das Orakel der ganzen Gemeine, und hatte Recht, — denn diese Ersten in der Schule werden fast immer von ihrem Berufe abgezogen, erspeculiren einen besseren und bequemeren Zustand, und gehen meistentheils verloren.

Ich selbst bin Jahre lang in dem Irrthume gewesen, mir zu Dienstboten immer solche auszusuchen, die wegen ihrer Capacität in der Schule berühmt waren, und bin jedesmal betrogen worden, — sie waren faul in ihrem Geschäft, praktisch ganz unbrauchbar, merkten und begriffen gar nichts, aber hochmüthig, Prahlhänse, und bisweilen Galgenvögel waren sie.

Jetzt nehme ich nie einen sogenannten Klugen, sondern immer die ruhigen, die sich sonst gut aufführen, aber von der Schulweisheit durchaus nichts begreifen können. Diese sind praktisch und merken und begreifen Alles, was sie sehen, nicht aber, was ihnen vorgeredet wird.

Ich äußerte meine Verwunderung darüber einem Amtmann und seiner Frau. Er sagte: Freilich, das weiß ich schon lange; wer wird auch einen Knecht miethen, der in der Schule klug war?

Ich nehme schon lange nur die Dummen, die eben sind klug in dem, was ich brauche. Und die Frau: Ich nehme keine kluge Magd, die ist niemals fleißig und bescheiden.

Daß, wenn ein Kind durch den Unterricht eine solche schiefe Richtung bekommen hat, der fleißigste Religions-Unter-

richt des Predigers für sich allein es nicht ändert, habe ich schon bemerkt.

Einer von jenen klugen Jungen, die ich im Dienste hatte, und den ich dadurch zur Erkenntniß zu bringen hoffte, erklärte Evangelium und Epistel so gut wie der Prediger, ja, er war im Stande, den Inhalt der Predigt aufzuschreiben, und wenn ich diesen auf seine Fehler anwendete, blieb er wie ein Stock und sündigte nach wie vor.

Wie ist dem abzuhelfen? Nicht anders, als daß die Religion wieder zur alleinigen Grundlage des Schul-Unterrichts gemacht werde, daß jeder Mensch wieder lerne:

Du sollst lieben Gott Deinen Herrn, und Deinen Nächsten als Dich selbst; Du sollst nicht tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut.

Was ist es mit den Verbrechern, über die geklagt wird, was ist es mit den Demagogen und Revolutoins-Leuten anders, als daß sie *begehren ihres Nächsten Gut*? Wird das der Jugend wieder recht eingeprägt, so kann *die* auf dem Lande beinahe alle der Spitzfindigkeiten entbehren, die jetzt auf den Schulen gelehrt werden. — Sie müssen in weniger Dingen unterrichtet, aber mehr zur Erfüllung ihrer Pflichten, zur Treue und zum Gehorsam *erzogen* werden, weniger still sitzen und mehr arbeiten.

Dies wird aber schwer halten, und die ganze *gebildete* und gelehrte Welt zu Gegnern haben, denn die jetzige Welt ist so, als ob die Schlange erst gestern gesprochen hätte:

> „welches Tages Ihr vom Baume der Erkenntniß esset, so werden Eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Gott";

worauf sie denn

> den Baum anschauen, daß er lieblich anzusehen wäre, und ein lustiger Baum, *weil er klug machte*, und nehmen von der Frucht und essen.

3) Dies ist der Zustand und der Effect der Schulbildung auf dem Lande, in den alt bewohnten Gegenden, wo hinreichend Kirchen und Schulen sind, d. h. beinahe durchweg in der ganzen Mark Brandenburg.

Es giebt aber auch einige neu urbar gemachte Striche, wie z. B. der niedrige Theil des Oderbruches und des Warthebruches, wo gerade das Gegentheil stattfindet, aber mit demselben Erfolg.

Hier fehlt es zwar auch nicht an Schulen, wohl aber an Predigern und Kirchen, überhaupt ganz und gar an Ordnung, und die Schulen werden nicht besucht.

Hier geht es zu wie in Berlin und in anderen großen Städten.

Es giebt Leute, die heute hier wohnen, und morgen dort, — Kinder, die nicht wissen, wer eigentlich ihr Vater ist, die nie eine Schule besucht, und nie Religions-Unterricht genossen haben, die nicht wissen was Gott ist.

Woher der Mangel an Aufsicht rührt, darauf werde ich zurückkommen; was aber den Mangel an Geistlichen betrifft, so glaubt man, daß ihm sehr schwer abzuhelfen sey wegen deren Dotation.

Um in der Nähe zu bleiben, so sind hier die großen Kirchspiele von Seelow, Letschin, Goltzow, Friedland, Neu-Trebbin und Neu-Levin, wo ein großer Theil der Einwohner den Prediger nur ein paar mal im Jahre zu sehen bekommt, viele gar nicht, weil sie sich nicht einmal einfinden, wenn er da ist.

Aber gerade hier wäre es ganz leicht, neue Pfarren zu gründen. Das Kaufen und Verkaufen, und vorzüglich das Subhastiren der Grundstücke geht Tag vor Tag fort, alle Amtsblätter und Intelligenzblätter sind davon voll. Viele Grundstücke werden um Spottpreise verschleudert, oder an Gläubiger überlassen, die sie gar nicht haben möchten. Es wäre nichts leichter, als sie zu acquiriren und Pfarren darauf zu

gründen, — und mit dem, was ein einziger Bau jetziger Art, in einem Jahre in Berlin kostet, wäre die ganze Gegend mit Geistlichen für alle Zukunft versorgt.

4) Die Dienstablösungen, Gemeinheitstheilungen und auf diese folgende Ausbauung der Höfe in die Feldmark hinaus, vorzüglich das Zerschlagen der Grundstücke in kleine Parcellen, haben im Allgemeinen die Folge gehabt, daß, wer da hatte, dem wurde noch gegeben, und wer da nicht hatte, dem wurde noch genommen, was er hatte.

Dem Rittergutsbesitzer, der Vermögen hatte, um neue Vorwerke zu bauen, und neue Tagelöhner anzusetzen, kam die Ablösung und die Vergrößerung seines Gutes durch die abgetretenen Aecker zu statten. Ebenso dem wohlhabenden Bauer, der viel Land hatte und genug, um davon abzugeben, denn er ersparte den Knecht und die Pferde, die er zum Dienst des Grundherrn halten mußte.

Aber der arme Rittergutsbesitzer, der sein großes, schuldenbelastetes Gut (und die Schulden waren doch in großer Allgemeinheit ererbt) nur mit Mühe durch die Dienste kultiviren konnte, was sollte der mit noch mehr Land? und ohne die bisherigen Arbeitskräfte? Eben so der arme Kossäth, der nicht mehr Land hatte, als daß er es neben seinem geringen Dienst noch leicht kultiviren, und nur eben davon leben konnte?

So wie er davon die Dienste ablösen mußte, hatte er zwar Zeit genug übrig, um still zu sitzen, aber seinen Lebensunterhalt hatte er nicht mehr.

Beide Klassen sind in Masse zu Grunde gegangen.

Doch darauf kommt es hier weniger an, wenn gleich auch dadurch viele Grundstücke parcellirt worden sind, als auf die andere Folge, welche die unbeschränkte Disposition über das Eigenthum gehabt hat, nämlich die grenzenlose Verschuldung.

Wenn gleich der frühere Laßbauer nur Nießbraucher war, und sein jetziges Eigenthum einem Andern gehörte, so konnte

er doch aus seinem Nießbrauch nicht vertrieben werden, so wenig wie seine Nachkommen, ja, sein Herr, der Eigenthümer, war verpflichtet, ihn auf jede Weise, und mit Opfern, auf dem Grundstücke zu erhalten.

Dieses Grundstück war also eigentlich für ihn und seine Familie ein unverschuldbares Fidei-Commiß. — Nun aber überkam er mit dem Eigenthume auch die freie Disposition, die unbeschränkte Verschuldung und die Theilbarkeit unter alle Erben. —

Wer zweifelt, daß solche kleinen Grundstücke daran zu Grunde gehen, da selbst große Besitzungen und Königreiche es nicht aushalten?

Aber nicht nur der natürliche Lauf der Zeit, sondern Leichtsinn und Uebermuth, die beständigen Gefährten plötzlicher Schrankenlosigkeit, beschleunigten den Untergang. Die Anfangs schuldenfreien Höfe gaben den Besitzern mit Leichtigkeit Kapitalien in die Hand, die sie früher nicht gekannt hatten. Sie glaubten, es könne kein Ende nehmen. Hierzu traten auch wohl freiwillige Theilungen unter mehrere Söhne, Verkauf von Parcellen zu Ausstattung von Töchtern, und sehr bald die beliebten Subhastationen, — eine Sache, die vor 25 Jahren hier zu Lande beim Bauernstande ganz unbekannt war. Statt eines Grundherrn, der ihn erhalten, und in Noth unterstützen mußte, hat er nun in dem Gläubiger einen weit strengeren und mächtigeren Herrn, der ihn nackt und bloß aus dem Hause wirft.

Es geht stark darauf los, daß der Bauernstand ganz und gar verschwinde. Viele Güter sind schon Städtern durch Schuldforderungen in die Hände gefallen. Diese wollen aber Geld, und nicht Land, und suchen daher sie um jeden Preis los zu werden.

Jene Depossedirten und ihre Kinder, noch mehr aber die Unzahl der ganz kleinen sämmtlich auch verschuldeten Besitzer,

die alle Augenblick durch die Gläubiger aus ihrem Hause und Besitze herausgeworfen werden, und sich dann anderswo anschwindeln, die geben den hauptsächlichsten Stoff, aus dem Verbrecher zu Tage kommen.

Dem schon geschehenen Unheil ist gar nicht mehr abzuhelfen; aber, daß es nicht weiter um sich greife, dafür kann gesorgt werden.

In einem der Kultur- und Ablösungs-Gesetze ist zwar verordnet, daß die Grundstücke nicht über zwei Drittel des Werths verschuldet werden sollen; es wird aber gar nicht beachtet, und kommt nicht zur Anwendung.

Auch ist auf dem Landtage von 1827 oder 1829 ein Gesetz zur Verhinderung der zu weit getriebenen Verkleinerung und Verschuldung der Bauerhöfe eingebracht, und von den Ständen berathen worden. — Hier war die Ritterschaft so vollkommen einstimmig, daß sie erklärt hat, sie wolle, wenn die von ihr vorgeschlagenen Maßregeln angenommen und ausgeführt würden, dieselben auch für ihre Rittergüter erbitten.

Seitdem ist von der Sache nichts mehr gehört worden, wenn aber der ganze Bauernstand nicht verschwinden soll, so ist es hohe Zeit, daß dergleichen Maßregeln ergriffen werden. Namentlich ist der erwähnte Theil des Oderbruches auf dem besten Wege, in den Zustand zu gerathen, woran Irland krankt, und wo die Leute auf zu kleinen Besitzungen in Faulheit, und bei Kartoffeln verhungern, daher zu Verbrechen sich hinneigen.

5) Und endlich ist es auch der Branntwein, und die viel zu spät einigen Schranken wieder unterworfene Anlegung neuer Schänken, welche Verbrechen veranlassen.

So lange der Bier- und Branntweinzwang existirte, wurde die Fabrikation schlecht betrieben, wenig Branntwein aus dem rohen Stoff gezogen, und selbiger war theuer.

So wie aber die Fabrikation unbedingt freigegeben war, warf sich die Industrie darauf, und brachte die Ausbeute von einem Grade der Perfectibilität immer zu einem höheren hinauf, dergestalt, daß was man früher wie eine Art von Arznei hätte betrachten können, nun zu einer Giftbereitung in Masse geworden ist.

Denn bei der Masse dieser, in's Ungeheure getriebenen Gift-Fabriken (in einem Durchmesser von drei Meilen in hiesiger Gegend werden zehn Monate hindurch täglich 100 Wispel Kartoffeln in Branntwein verwandelt, — 300,000 Wispel jährlich, giebt à 300 Procent pro Scheffel, 270 Millionen Procent Gift, und à 40 Procent pro Quart, 6 Millionen und 750,000 Quart starken Branntwein. Sonst soff man nämlich à 35 Procent) — überbot eine Fabrik die andere in Wohlfeilheit, und man kauft jetzt, ungeachtet der Steuer, vier Quart für den Preis, wofür man sonst nur eins bekam.

Diese verführerische Wohlfeilheit hat den Begehr so erweckt, daß wenigstens zehnmal so viel gesoffen wird, als vor 25 Jahren. Die vielen Schänken dienen zur immerwährenden Lockspeise.

Noch ein Verbündeter ist hinzugetreten, nämlich die weit verbreitete Kultur des wohlfeilsten und angenehmsten aller Nahrungsmittel, der Kartoffeln.

Man muß deren Wohlfeilheit nicht nach ihren Preisen in den Städten messen. Dort ist er erhöht durch die Kosten des Transports, weil die Kartoffeln schwer wiegen.

Dort aber, wo sie in Masse gebaut werden, ist der Scheffel nicht für den halben Preis zu verkaufen, wie in Berlin eine Metze.

Daher leben alle Tagelöhner, alle kleinen Eigenthümer und angehenden Verbrecher nur von Branntwein und Kartoffeln, und

je wohlfeiler die letzteren sind, je mehr von ihrem Verdienst verwenden sie auf ihr Lieblings-Getränk.

Die Folgen sind: zuerst für die ausschließlich und im Uebermaß mit Kartoffeln genährten Kinder, Skropheln, schlimme Augen, dicke Köpfe und Bäuche, welche durch das viele Sitzen in der Schule nicht verbessert werden, sodann, da mit 10 oder 12 Jahren der Branntwein schon hinzutritt, verkümmerte kleine Gestalten (daher die jetzigen Duodez-Soldaten, die keine Fatigue aushalten, — ich weiß gar nicht, wie es in Zukunft damit werden soll?), Dummheit, Unlust zur Arbeit, und die Verbrechen, über die wir klagen!

Diese Folgen sind schon vor 25 Jahren vorausgesagt, auch auf dem Landtage von 1824, aber ohne Anklang zu finden, vorgebracht worden.

Wie dem jetzt noch zu steuern? — Ob durch eine sehr hohe Steuer, die zugleich die leider darauf gegründete hohe Einnahme herunterbringen würde, oder wie sonst? muß ich den Staats-Gelehrten zu ermitteln überlassen.

Wenn aber der Branntwein nicht theuer gemacht werden kann, wird auch dessen unmäßiger Gebrauch nicht aufhören.

Nachdem ich nun die Ursachen entwickelt habe, welche zu Verbrechen treiben, wende ich mich zu denen, welche verursachen, daß angehende Verbrecher nicht zurückgeschreckt und nicht gebessert werden, nämlich zu der

II. Gelindigkeit der Strafen.

Es ist hierbei schon in dem Schreiben des Herrn Justiz-Ministers gefragt:

> ob etwa die Polizei-Behörden ihre Schuldigkeitt nicht thäten?

Allerdings thun sie sie nicht, aber nicht deswegen, weil sie sie versäumen, sondern weil sie sie nicht wirksam ausüben können. —

Auf den Königlichen Domainen wird die Polizei-Gerichtsbarkeit eigentlich gar nicht geübt, — dort thut ein Jeder was er will, und die dazwischen liegenden Rittergutsbesitzer mögen sich abmühen so viel sie wollen, die Straflosigkeit, die neben ihnen herrscht, wirkt auf sie zurück.

Dies rührt daher, daß bei der jetzt beliebten Trennung der Verwaltungs-Geschäfte nach Sachen, wenigstens die hiesige Regierung, und wenigstens in hiesiger Gegend (und ich wüßte nicht, warum sie es hier anders eingerichtet haben sollte, als in allen andern Gegenden?), den Domainen-Pächtern die Verwaltung der Polizei abgenommen, und sie von drei oder vier großen Aemtern unter einem besondern Rent-Amtmann, der in Cüstrin wohnt, concentrirt hat. — Die Domainen-Pächter sollen bloß Oekonomie treiben, jener Rent-Beamte aber auf 5 bis 6 Meilen im Umkreis unter vielleicht 20,000 Menschen Ordnung halten.

Was ist die Folge? Der Domainen-Pächter, der mitten unter diesen Leuten wohnt, bei dem der größte Theil derselben arbeitet, und den sie vorzugsweise bestehlen, hat das größte Interesse dabei, sie in Ordnung zu halten, und auch die redlichen unter seinen Arbeitern vor jenen zu schützen. — Jetzt aber müssen sowohl diese, wie er selbst, über jeden einzelnen Fall bei den Rentbeamten Klage führen, Termine abwarten, Zeugen gestellen, kurz alle Weitläuftigkeiten durchmachen, wie bei einem förmlichen Prozeß. — Der Dieb läugnet natürlich, nachdem er vorher so viel Zeit wie möglich durch Nicht-Erscheinen gewonnen hat, — gewöhnlich fehlt es an Beweismitteln, also geschieht dem Dieb nichts, und wenn es ja einmal für ihn ausnahmsweise schlecht aussieht, so entläuft er bei Zeiten.

Ist nun gar auf einem bloßen Bauern-Dorfe dergleichen vorgefallen (und das geschieht täglich), so muß der Schulze, der kein Schreibmeister ist, nach Cüstrin, um dem Rentbeamten die Sache vorzutragen, worauf denn eben jene Weitläuftigkeiten entstehen, und der Schulze seine ganze Wirthschaft versäumen und die Hälfte des Jahres auf Reisen seyn müßte, wenn er sich alle dem unterziehen wollte. Er läßt es also lieber gut seyn.

Dieser Rentbeamte in Cüstrin soll ein geschickter und fleißiger Mann seyn, aber er kann nicht hexen. —

Dergleichen Sachen wollen sogleich und in loco untersucht und abgemacht seyn. Wenn er sich aber an jeden Ort hinverfügen sollte, und wegen jeder Sache, so würden die Reisen seine Zeit dermaßen absorbiren, daß er mit seinen Geschäften nicht fertig werden würde, und die Meisten, aus seinem großen und bevölkerten Bezirk, würden ihn nicht antreffen, wenn sie zu ihm kommen, um zu klagen.

Die Folge ist, daß die Furcht vor Strafe ganz und gar verschwunden ist. — Im vorigen Winter hörte ein Einwohner von Neu-Langsow Geräusch in seinem Stall, in welchem er 20 oder 30 Hammel mästete. Er fand in selbigem drei oder vier seiner Nachbarn, die sich ein Jeder einen dieser Hammel schlachteten, seine Drohungen mit noch eindringlicheren erwiederten, und versicherten, daß wenn er die geringste Anzeige mache, sein Haus ihm über den Kopf angesteckt, und er selbst todtgeschlagen werden würde. Der Mann verschmerzte seine Hammel und schwieg.

In Letschin oder Zechin sieht eine reiche Bauersfrau, deren Mann verreiset war, auf ihrem einzeln liegenden Gehöfte eines Morgens einen Wagen vor ihrer geöffneten Scheune halten und fremde Personen Garben aufladen. Sie läuft nach ihren Knechten, diese sind aber von den Dieben in ihrer Kammer am Pferdestall eingeschlossen. Sie redet zu den Dieben,

und wird ausgelacht und mit Schlägen bedroht. Sie läuft zu dem am wenigsten entfernten Nachbar und bittet um Hülfe. Der versichert, daß er sich nicht darein mischen werde, sonst möchte wohl sein Gehöft in der nächsten Nacht brennen, — und so sieht sie bei ihrer Rückkehr die Diebe mit dem Raube im Triumphe davon fahren.

Solche Excesse haben den Pächter von Wollup, zu welchem Amte auch diese Dörfer gehören, den Amtsrath Koppe bewogen, die Regierung um Wiederverleihung der Polizei-Gerichtsbarkeit zu bitten. Sie ist ihm gewährt worden, und seit der Zeit soll es in jener Gegend schon weit besser gehen, — denn wenn nur einigemal die Strafe der That unmittelbar folgt, so verlieren auch die Beschädigten die Furcht vor der Rache des Thäters, er aber bekömmt eine heilsame Furcht vor größerer Strafe.

Wenn es um Beispiele solcher Frevelthaten zu thun ist, so wird gedachter Amtsrath Koppe sie genauer und authentischer liefern können, als ich die vorigen nach den Gerüchten in der Gegend habe erzählen können. Höchst wahrscheinlich sind sie der Königlichen Regierung auch schon bekannt, denn wenn das Uebel nicht schon arg gewesen wäre, so hätte sie keine Veränderung in einer ihrer Lieblings-Einrichtungen vorgenommen.

Auf den Rittergütern ist zwar etwas bessere Ordnung, aber keinesweges so wie sie seyn sollte.

Die Besitzer sind viel zu zaghaft, und wissen nicht mehr, wie weit sie gehen dürfen, denn bis vor wenigen Jahren wurden sie von der Regierung scharf reprimandirt, wenn sie irgend eine Polizei-Strafe verhängten.

Alles sollte gerichtlich untersucht werden. Die Klagen sind vor Se. Majestät den König und in den Staatsrath gekommen, worauf denn die Declaration vom 10ten Februar 1827, (Gesetzsammlung 1827, pag. 26) erfolgt ist.

Deren Sinn ist:

„daß bei Untersuchung und Bestrafung von geringeren Polizei-Vergehen, d. h. solcher, die höchstens vierzehn Tage Gefängniß oder Strafarbeit, oder fünf Thaler Geldstrafe nach sich ziehen, der Gerichtsherr den Justitiarius nicht zuzuziehen braucht."

Aber gleichsam, als wenn diese, unter den obwaltenden Umständen so höchst nothwendige, Verordnung nicht verstanden werden sollte, ist der Gegenstand selbst, auf den es ankommt, gar nicht darin genannt, sondern es heißt bloß:

„daß die Bestimmungen des §. 73, Theil II., Tit. 17 des Allgemeinen Landrechts auf die, daselbst in den §§. 61 und 62 bezeichneten Straffälle, nicht zu beziehen sind."

Wem nun, der nicht ein Rechtsgelehrter ist, und der ganz andere Geschäfte hat, wird es wohl einfallen, bei Lesung dieses Stückes der Gesetzsammlung das Landrecht aufzuschlagen und zu ergrübeln, was das für Bestimmungen seyn mögen. Er denkt vielmehr: das geht dich nichts an, wenn der Fall einmal vorkommt, so wird dein Justitiarius wohl Bescheid wissen, und legt das Blatt zu den übrigen bei Seite.

In der That kann man sagen, daß diese Verordnung gänzlich unbekannt geblieben ist, und weit und breit von keinem Gerichtsherrn gekannt, also auch nicht befolgt wird.

Weit entfernt also, daß die Gutsherren Gegenstände, die vor dem Richter gehören, dessen Kenntniß entziehen sollten, weisen sie ihm zu viel zu, woraus dieselben Nachtheile entstehen, deren ich bei den Königlichen Aemtern gedacht habe.

Sie fürchten immer zu weit zu gehen und in Ungelegenheiten zu kommen, thun daher lieber zu wenig.

In der That fordert auch die Regierung (mit welchem Rechte, ist mir unbekannt), daß über jedes Polizei-Vergehen ein Protocoll aufgenommen, ein Strafresolut abgefaßt, und

dem Uebertreter mit dem Bemerken mitgetheilt werde, daß wenn er davon an die Königliche Regierung appelliren wolle, er solches binnen zehn Tagen thun müsse. Und erst wenn diese Frist unbenutzt verstrichen, darf der Kerl bestraft werden.

Wenn also ein unnützer Bengel Gras stiehlt und dabei betroffen wird, oder ein grober Knecht will seinem Bauer nicht gehorchen und schimpft und stößt ihn, — beide aber werden vor den Herrn gebracht und gestehen in der ersten Bestürzung, so werden beide, wenn sie alsbald fünf Peitschenhiebe bekommen, entweder nie wieder, oder wenigstens in der ersten Zeit nicht wieder, der eine stehlen, der andere seinen Brodherrn schimpfen und stoßen.

Werden sie aber lange verhört, und besonders wenn sie die zehntägige Frist bekommen, so besinnen sie sich auf Lügen, und machen die Sache so weitläuftig, daß ihnen am Ende nichts geschieht. Hierauf stehlen und schimpfen sie morgen wieder, und der Herr, der Ordnung halten will, denkt: „Es hilft dir doch nichts, sitz' künftig stille."

Weit schlimmer als mit der Polizei, steht es aber mit der eigentlichen Kriminal-Gerichtsbarkeit.

Schon unseren Gesetzen kann man fürwahr Strenge nicht vorwerfen. Ueberall waltet das Bestreben sichtbar vor, dem Angeklagten allen möglichen Schutz zu verleihen.

Sie werden aber in der Anwendung noch immer gemildert. Es ist, als wenn durch deren Studium der ganze Ideengang unserer Juristen nur dahin gerichtet würde, den Sünder straflos zu finden.

War dem Professor Jahn nicht bewiesen worden, daß er öffentlich gelehrt hatte, Könige dürften von ihren Unterthanen abgesetzt und vertrieben werden, und wurde er nicht freigespro-

chen, weil er nicht ausdrücklich hinzugesetzt hatte: unser König auch!

Wurden nicht die burschenschaftlichen Rebellen auf den Universitäten, trotz dem Edict vom 20sten October 1798, freigesprochen, oder gelinde bestraft, so daß, wie die Germania und Arminia zum Vorschein kam, erst in Erinnerung gebracht werden mußte, daß die Studenten diesem allgemeinen Landes-Gesetze auch unterworfen wären?

Mußte nicht, nach der scandalösen Feier des Königlichen Geburtstages im vorigen Jahre in Berlin (und leider war es nicht bloß der Pöbel gewesen!), erst wieder bekannt gemacht werden, welche Strafe der Aufruhr nach sich zieht? nachdem die kleine Nachahmung der glorreichen Julitage vor dem Schlosse in Berlin im Jahre 1830 wohl nicht nach deren Strenge bestraft worden war?

Diese Gesinnung der Milde findet sich bei allen Gerichten, und trägt sehr viel dazu bei, die Verbrecher in ihrer Bosheit zu bestärken, denn unsere gelinden Strafen sind keine Strafen für sie.

Da wir beinahe keine andere Strafen mehr haben, als Gefängniß (Festung und Zuchthaus), und die Züchtlinge auch allenthalben sehr gut gehalten werden, so fürchten sie selbige nicht im mindesten, ja viele, wenn sie loskommen, trachten danach, je eher je lieber wieder hinzukommen, denn nirgends anders können sie so bequem leben ohne Arbeit. Für diejenigen aber, die weiter kommen wollen in ihrem Handwerk, ist das Zuchthaus oder die Festung noch weit angenehmer, denn es ist für sie ein wahres Gymnasium, wo sie Unterricht empfangen in der Schelmerei, und welches sie, nicht ohne bedeutende Fortschritte in selbiger gemacht zu haben, verlassen.

Wie wenig Reue und Furcht vor Strafe stattfindet, zeigt gerade in diesem Augenblicke das Beispiel des abscheulichen Fähnrichs in Frankfurt, der seinen Offizier nicht einmal aus

Rache, sondern aus reiner Bosheit erschossen hat. Nach allen Nachrichten hat er sich zuvor nach der Strafe eines Soldaten erkundigt, der im vorigen Jahr in Magdeburg ebenfalls seinen Offizier erschossen hat; da soll er denn erfahren haben, daß derselbe nicht mit dem Tode, sondern nur mit Festungs-Arrest bestraft worden sey, dessen Beendigung durch Gnade man bald erwarte, — und alsbald schießt auch er seinen Offizier nieder.

Wenigstens ist dies gewiß, daß er seiner Charmanten geschrieben hat, sie solle sich nicht grämen, er käme zwar auf die Festung, aber in fünf bis sechs Jahren sey er wieder frei. Auch seine Mutter hatte ihm geschrieben: Er möge sich nur nicht ängstigen, sie werde schon sorgen, daß er nicht lange säße!

Daher ist Gefängniß und Zuchthaus auch nicht einmal eine Schande mehr. Eben jetzt hatte mein Wirthschafts-Inspector eine Magd mit guten Zeugnissen zum Weihnachts-Termin gemiethet. Mit einem Male erscheint sie und erzählt mit größter Seelenruhe, sie könne nicht anziehen, ihr Vater und Mutter kämen beide wegen Diebstahls auf ein halbes Jahr nach dem Zuchthause, — so lange müsse sie deren Haus (in Neu-Langsow, dem Diebesloche) verwahren. Wenn sie los seyn würden, wolle sie anziehen, wofür man sich natürlich bedankte.

Wie könnten sie sich auch fürchten? Zugleich hatte derselbe Inspector einen Knecht aus Seelow gemiethet. In dem Attest seines früheren Brodherrn, eines dortigen Ackerbürgers, glaubte ich Spuren der Verfälschung zu entdecken, und ließ es ihm vorzeigen. Der erklärte, daß es allerdings verfälscht sey, indem statt: „nicht gut aufgeführt," hingesetzt war: „sehr gut aufgeführt," und statt: „die Befehle nicht befolgt," „die Befehle aber befolgt" u. s. w. — Dies wurde dem Bürgermeister angezeigt, und das Attest ihm übergeben. Er konnte die Wahrheit leicht ermitteln, als Polizei-Obrigkeit des Herrn und des Knechts. — Er ließ antworten: „wenn ich eine schrift-

liche Anzeige machen wollte, dann werde er es untersuchen." Offenbar mußte er auch an seiner Befugniß zweifeln, eine Fälschung zu untersuchen ohne schriftliche Klage. Da ich aber keinen Beruf hatte, den Kläger in einer mir ganz fremden Sache abzugeben, so habe ich ihm überlassen, nach Belieben Fälschungen in seiner Stadt zu dulden.

Eben daselbst wurden vor fünf oder sechs Jahren im Winter die jungen Pflaumen-Bäume (tragbare, armsdicke, die schon Nutzen gewährten) in den Gärten am Berg-Abhange in Masse abgehauen und gestohlen. Alle Welt kannte den Dieb, aber man konnte ihn nicht attrapiren. — Endlich erwischte ihn ein Eigenthümer.

Wie er in's Gefängniß gesetzt war, kam es zur Untersuchung, und hierbei auf den Werth der gestohlenen Bäume an. Nicht etwa ein Gärtner mußte den Ertrag, den sie liefern konnten, sondern ein Zimmermeister den Holzwerth taxiren. Der erklärte, daß sie für ihn gar keinen Werth hätten und nur als Brennholz zu betrachten seyen. Und da ihr Werth hiernach nicht fünf Thaler betrug, so kam der Dieb mit dem schon erlittenen Untersuchungs-Arrest und der während desselben gratis genossenen Verpflegung davon.

Einzelne Umstände können hierbei anders gewesen seyn, aber im Ganzen verhielt sich die Sache, wie erzählt ist.

Dies war ein Unter-Gericht, aber die Ober-Gerichte sind noch gelinder, denn es fehlt nicht, daß wenn ein Unterrichter die Akten zum Spruch einsendet, weil ihm die verwirkte Strafe seine Befugniß zu überschreiten scheint, das Erkenntniß gelinder ausfällt, und eben so die Appellationen.

Ein hiesiger Wirthschafts-Inspector hatte einen nicht geringen Defect an Eisen gemacht, welches er in seinen Privat-Nutzen verwendet hatte (an einem Wagen). Er wurde auf seine Versicherung, daß er die Absicht gehabt, es wieder zu erstatten, freigesprochen.

In Bukow (bei Herrn von Flemming) war Separation gewesen, in welcher die Bürgerschaft ihr Hütungsrecht im herrschaftlichen Walde hatte ablösen lassen. Sie nahm das ihr zugefallene Stück Wald, holzte es ab und fuhr fort im herrschaftlichen Walde zu hüten. Dafür bestraft, behielten sie das Vieh im Stall, und schnitten Gras in den herrschaftlichen Kiehn-Schonungen (wobei natürlich die jungen Kiehnen mit abgeschnitten und vertreten wurden).

Der Justitiarius hielt die Wiederholung des schon bestraften Frevels für so straffällig, daß er die Akten einsandte. Die Diebe wurden aber freigesprochen, weil Gras in Schonungen zu schneiden im Landrecht nicht verboten (diese Art des Diebstahls also erlaubt) sey.

Dieser Fehler der zu großen Gelindigkeit ist allen unsern Gerichten gemein, aber die Königlichen Unter-Gerichte laboriren noch an einem andern Uebel, nämlich, daß sie aufhören, in loco Gerichtstage zu halten, und die kleinen Sachen uno actu abzumachen, sondern in größere Land- und Stadtgerichte vereinigt werden, wodurch den Bauern durch Reisen, viele Termine, und dadurch nöthig werdende Advokaten, so viele Kosten und Versäumniß verursacht werden, daß sie in Diebstahls-Sachen die Klage lieber unterlassen, und in Civil-Sachen den Advokaten in die Hände fallen.

Die Patrimonial-Gerichte aber sind in anderer Art noch schlimmer daran, dadurch nämlich, daß es den Gerichtsherren so schwer gemacht wird, Richter zu finden, die auf dem Lande Bescheid wissen.

So wie ein Justitiarius abgeht, wird der Gerichtsherr bedroht, wenn er nicht binnen vier Wochen einen andern bestellt habe, so werde das Ober-Landes-Gericht die Stelle be-

setzen. Findet er nun einen, der die Stelle übernehmen will, so wird es diesem gewöhnlich verboten, weil er schon zu viel Geschäfte habe. Den Justiz-Commissarien ist es ebenfalls verboten, weil sie gewohnt wären, auch schlechte Sachen zu vertheidigen; wunderbarer Weise aber ist es den Referendarien erlaubt, welche, wenn sie auch das schönste Examen abgelegt, doch in der Praxis nur Anfänger sind, selbige nur bei Ober-Gerichten zu üben angefangen, von dem platten Lande aber keine Kenntniß haben.

Diese haben denn ein Uebermaß von Landrechts-Gerechtigkeit, z. B. bei Erbtheilungen, wo sie auf den Verkauf oder sehr hohe Annahme der Güter dringen, also auf Vermehrung der Schulden, damit die Erbtheile in Zahlen größer erscheinen.

Dadurch werden aber die alten Bauer-Familien depossedirt, die man bei dem jetzigen Zustande der Gesittung zu erhalten trachten müßte, und die zu Anfang größer erscheinenden Erbtheile fallen oft nachher ganz und gar aus, das Zerschlagen der Grundstücke und somit der Antrieb zu Verbrechen wird befördert.

Hiernach hat der Gerichtsherr kaum noch eine Wahl.

Wenn es nicht in der Gegend noch irgend einen Richter giebt, dem es erlaubt wird, und den er dann wählen muß, so bleibt ihm nichts übrig, als einen unbekannten Referendarius zu nehmen auf gut Glück.

Die Absicht dieser Beschränkungen, welche die gute Verwaltung hindern, war, den Gutsherren die Gerichtsbarkeit ganz und gar zu verleiden, und sie dahin zu bringen, daß sie sie freiwillig aufgäben, ich weiß aber nicht, ob dies noch der Fall ist.

Zum Schluß also, halte ich für die Ursachen der zunehmenden Verbrechen:

1) Das zu frühe Hinauslassen der Kinder in die weite Welt.

2) Die Zuchtlosigkeit des Gesindes.

3) Das frühe Branntweintrinken und die Nachsicht gegen die Folgen der Fleisches-Lust.

4) Die Gewerbefreiheit.

5) Zu weit getriebene und falsche Schulbildung.

6) Zu hohe Verschuldung und übertriebene Parcellirung der Grundstücke.

7) Große Wohlfeilheit des Branntweins, Uebermaß an Schänkstätten, woher die vielen Trunkenbolde.

8) Gehinderte Polizei auf dem Lande, vorzüglich auf den Königlichen Domainen.

9) Zu gelinde Handhabung der Kriminal-Strafen:

Abhülfe dagegen könnte gefunden werden:

ad 1) und 4) In einem Gesetz gegen die Heimathlosen (Proletarier), und in einer Gewerbe-Ordnung, welche das Verbleiben im heimathlichen Orte leicht und wohlfeil, das Umherziehen aber unbequem und theuer machten.

ad 2) Durch eine Gesinde-Ordnung, welche sich etwas mehr auf Gehorsam und Treue gründete, als die vom 8ten November 1810, welche als ein Vertrag zwischen beinahe Gleichgestellten, allenfalls für Secretaire und Kammerjungfern, nicht aber für zuchtlose Knechte und Mägde, hinreichend ist.

ad 3) Durch etwas mehr Strenge gegen die Geschwängerten, und durch, was ad 7) vorkommt.

ad 5) Dadurch, daß die Kinder in den Schulen nicht so vielerlei lernen, sondern mehr ihrem künftigen Beruf gemäß erzogen würden, d. h. zur Gottesfurcht und zur Arbeit.

ad 6) In einem Gesetz, welches die zu hohe Verschuldung und zu weit getriebene Zersplitterung der Grundstücke verhindert.

ad 7) Diesem Haupt-Uebel jetzt noch abzuhelfen, muß ich den Finanzgelehrten überlassen.

ad 8) Deutliche Bekanntmachung der Declaration vom 10ten Februar 1827; Vorschrift, wie die Polizei-Obrigkeiten zu verfahren haben, und Bedrohung derselben mit Strafen, wenn sie nun keine Ordnung halten.

Friedersdorf, den 26sten December 1836.

v. d. Marwitz.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.
Spandauer Straße 52.